ISIS

Der Mensch und die Welt.

Von

C. Radenhausen.

Zweite Auflage. =0-0

Erster Band.

Hamburg.
Otto Meißner.
1870.

Entstehung der Vorstellungen und Begriffe.

§ 1. Ermitteln wir an uns selbst wie wir zu unserem Wissen gelangten, so findet sich, daß Jeder nur einen geringen Theil selbst schuf und fast Alles von anderen Menschen empfing. Die welche uns ihr Wissen mittheilten sind dazu ebenso gelangt; so daß wenn es möglich wäre das gesammte Wissen der gleichzeitig Lebenden zu zerlegen und jeden Theil bis zu seinem Ursprunge zurück zu verfolgen, würde sich zeigen, daß solcher zu irgend einer vergangenen Zeit irgend wo und irgend wie in einem Menschen entstand und von ihm Anderen mitgetheilt ward. Das Gesämmtwissen der gegenwärtigen Menschheit ist angesammelt worden aus den zahllosen Theilen, welche im Laufe der Jahrtausende in einzelen Menschen entstanden und durch fortgesetztes mittheilen von den einander folgenden Geschlechtern aufgehäuft worden sind. Demnach ist das Gesammtwissen der gleichzeitig Lebenden in allen seinen Gestalten lediglich menschliche Schöpfung, muß also auch in und aus dem menschlichen Wesen, aus seinen Fähigkeiten und Mängeln sich herleiten und erklären lassen.

Das menschliche Wesen zu erkennen vermag Jeder zunächst an sich selbst; denn das eigene Leben gestattet den Einblick am leichtesten und in jeder Zeit, ist auch am geeignetsten zum vergleichen mit dem Wesen Anderer. Die Selbstbetrachtung ergibt, daß unser selbst geschaffenes Wissen entstand indem wir in unmittelbare Beziehung kamen zu Gegenständen die außer uns vorhanden waren und auf uns wirkten, so daß wir Eindrücke empfingen von ihnen. Zu solchem empfangen sind wir befähigt durch unsere **Nerven,** welche in unzähligen Röhren durch den Körper sich verzweigend, im Rückenmark und Hirn zusammen laufen. Sie wirken in zweien Weisen: einführend, als Sinnes-Nerven die Eindrücke von außen her empfangend und nach den zugehörigen

Sammelplätzen fortpflanzend; ausführend, als Willens-Nerven den Eindruck aus dem Inneren nach den bewegenden Theilen des Körpers übertragend.

Diese Vorgänge geschehen theils willkürlich theils unwillkürlich, oder theils bewußt theils unbewußt: willkürlich und bewußt solche Bewegungen zu denen es unseres jedesmaligen Beschlusses bedarf; unwillkürlich und unbewußt alle Bewegungen zum aufbauen und wieder auflösen unseres Wesens. Denken wir uns Jemand verjage eine Mücke aus seinem Gesichte, so zerlegt sich diese einfache Bewegung wie folgt: die einführenden Sinnes-Nerven der gestochenen Stelle empfangen den Eindruck des Stiches und übertragen ihn auf das Hirn; dieses denkt daß dort ein stechendes Thier sei, faßt den Entschluß es zu verjagen oder zu töden, sendet durch die ausführenden Willens-Nerven dem Arme den Befehl mittelst des Zeigefingers solches zu vollführen; jene Nerven erregen die bezüglichen Muskel, welche den Arm heben und drehen, den Zeigefinger krümmen und auf die Mücke drücken. Nachdem durch die Nerven der Fingerspitze, der Eindruck empfangen und zum Hirn befördert war daß die Mücke erdrückt sei, faßt das Hirn den Beschluß und ertheilt den Befehl, daß der Arm in seine frühere Lage zurück gebracht werde, was dann durch andere Muskeln vollzogen wird. Es macht keinen Unterschied ob dieses im wachenden oder schlafenden Zustande geschehe; denn in beiden Fällen bedarf es einen Beschluß zu fassen, auch des wirkens der gleichen Nerven und Muskel.

Wesentlich verschieden davon erscheinen uns die unausgesetzten Bewegungen zum athmen verdauen u. a. weil wir nicht bei jedem Athemzuge den Entschluß fassen, die Brusthöle erweitern, den Mund öffnen und die Luft einsaugen oder eindringen lassen zu wollen; auch eben so wenig nach genießen der Speisen den Entschluß fassen sie verdauen zu wollen: wir setzen nicht bewußt die Lunge oder den Magen in Bewegung wie unsern Arm, sondern athmen und verdauen ohne Entschlüsse. Dennoch werden durch die Nerven der Lunge und des Magens Eindrücke empfangen und fortgepflanzt, auch beide unausgesetzt durch Nerven bewegt. Nur hat das Hirn nicht Entschlüsse zu fassen; die Bewegungen geschehen unausgesetzt, auch wenn der Mensch unfähig ist ihrer bewußt zu werden oder seinen Willen anzuwenden.

Beide Arten der Nerventhätigkeit, bewußt wie unbewußt, sind aber keineswegs so geschieden, daß sie getrennt neben einander wirkten und unzweifelhaft in jedem Falle besonders erkannt werden könnten; sondern der Mensch ist hierin wie in jeder Beziehung ein Gesammtwesen, dessen Thätigkeiten bei aller Verschiedenheit der Äußerungen

im engsten Zusammenhange sind, so daß sie nicht in ihrem Wesen sondern nur in unsern Gedanken über sie getrennt werden können.

§ 2. Alle Nerven, einführende wie ausführende, sind dünne häutige Schläuche, von Mark erfüllt. Sie verbreiten sich vom Hirn und Rückenmarke, wie Äste Zweige und Sprossen eines Baumes, nach allen Richtungen durch den ganzen Körper bis an sämmtliche inneren und äußeren Hautflächen, wo ihre geschlungenen Enden sich nach außen richten.

An verschiedenen Stellen der äußeren Hautflächen sind besondere Vorrichtungen, um den dort ausgebreiteten Nerven in eigenthümlicher Art geschiedene Eindrücke zuzuführen; nämlich

in beiden Augen ist die äußere Haut durchsichtig und auch das Innere so beschaffen, daß Lichtwellen von außen her eindringen und auf die im Innern ausgebreiteten Nervenenden einwirken, zum sehen;

in beiden Ohren ist die äußere Haut dünn und frei schwebend gespannt, so daß Schallwellen durch erschüttern der Haut und dahinter befindlichen Theile auf die Nervenenden einwirken, zum hören;

in den Nasenhöhlen ist die äußere Haut dünn und feucht, so daß Düfte auf die ausgebreiteten Nervenenden einwirken, zum riechen;

in der Mundhöhle desgleichen um die Lösungen fester Körper empfinden zu können, zum schmecken.

Außerdem empfangen die Nervenenden unter diesen und allen anderen Hautflächen ohne besondere Vorrichtungen verschiedene Eindrücke der Härte Schärfe Wärme-Verhältnisse und anderer Eigenschaften berührender Gegenstände, zum empfinden.

Diese verschiedenen Einrichtungen zum Empfangen äußerer Eindrücke werden **Sinne** benannt und unterschieden als Seh- Hör- Geruch- Geschmack- und Tast-Sinn; jeder verschieden von den anderen, aber die vier ersten außer ihrer besonderen Fähigkeit noch dem fünften gleich empfindend. Seh- und Hör-Sinn, welche die höheren benannt werden, sind darin änlich, daß Augen und Ohren nicht durch unmittelbares berühren der veranlassenden Gegenstände ihre Eindrücke empfangen, sondern vermittelt durch Lufterzitterungen (Lichtwellen oder Schallwellen) welche das Auge treffend Lichteindrücke erregen, oder das Ohr treffend Schalleindrücke (Geräusch oder Töne). Die selben Wellen treffen auch die übrigen Hautflächen, denen aber die Fähigkeit mangelt sie aufzufassen: es dringen Lichtwellen in die Ohren, werden aber nicht gesehen; es treffen Schallwellen unsere Augen, werden aber nicht gehört.

Die Nervenenden sind an den verschiedenen Stellen des Körpers

ungleichmäßig vertheilt: die Tastnerven sind an der Zungenspitze am dichtesten und empfindlichsten. Wenn die Empfindlichkeit der Zungenspitze bezeichnet wird mit 100, so ist die der Zeigefingerspitze gleich 80, der anderen Fingerspitzen 66 bis 68, der Lippen 32, Spitze des großen Zeh 15, Kniescheibe 5, Oberarm und Oberschenkel 3, Mitte des Rückens 2: also die Zungenspitze 50 mal empfindlicher als die Mitte des Rückens. Die Nervenenden der höheren Sinne liegen dichter und sind empfindlicher: um zwei räumlich getrennte Eindrücke als gesonderte zu empfinden durch die Zungenspitze müssen die veranlassenden Gegenstände mindestens $^1/_{24}$ Zoll (1 millimetre) von einander die Haut berühren; wogegen die in unserem Auge etwa $^1/_{20000}$ Zoll (eine halbe Bogen-Minute unsers Sehkreises) genügt. Je nach der Einrichtung des Sinnes muß der Eindruck eine bestimmte Ausdehnung haben um empfunden oder aufgefaßt zu werden. Außerdem muß er aber in einer mindesten Stärke erfolgen um Eindruck zu machen durch erschüttern der Nervenenden: unsere Haut empfindet nicht den Druck des darauf ruhenden Staubes; die Zunge findet Quellen geschmacklos wenn auch Säuren und Salze darin sich befinden, die sie in stärkerer Lösung scharf schmecken würde; unser Geruch empfindet die mit Pflanzendüften und Düngergerüchen vermischte Landluft als rein und geruchlos; das Ohr vermag Schallwellen nur dann zu vernehmen, wenn sie weniger als 25,000 Schwingungen in der Sekunde machen; das Auge faßt Lichtwellen nur von 458 Billionen bis 727 Billionen Schwingungen in der Sekunde, nicht die von weniger oder mehr. Auch muß jeder Eindruck eine bestimmte Zeitdauer anhalten und unterbrechen um gesondert zu wirken: die Fingerspitzen unterscheiden die einzelnen Eindrücke eines gedreheten Zahnrades nur dann, wenn zwischen jeder Berührung mindestens $^1/_4$ Sekunde Zeit liegt, sonst fließen sie zusammen in einen Gesammt-Eindruck. Auf der Zunge wie in der Nase fließen rasch auf einander folgende Eindrücke leicht in einander; das Ohr vermag gleiche Töne nur dann einzeln zu hören, wenn sie getrennt $^1/_8$ Sekunde anhalten; dem Auge erscheint ein Lichteindruck nur dann gesondert, wenn er mindestens $^1/_{10}$ Sekunde verweilte; wie beim Blizfunken nicht der Fall, der deshalb nicht als Funken sondern als Stral gesehen wird; auch bei der geschwungenen glühenden Kole, die als Feuerreif erscheint, sobald der Umschwung so sehr beschleunigt wird, daß die einzelnen Eindrücke des Auges in einander fließen.

§ 3. Der einflußreichste Sinn ist das **Sehen.** An dem was dem Blinden zum Wissen mangelt, läßt sich deutlich ermessen was die Augen dem Menschen zuzuführen vermögen.

Dieser Sinn wirkt am meisten zum erkennen weil er
den weitesten Bereich hat: die Lichtwellen der Sterne kommen aus
Entfernungen die für uns unermeßlich sind;
am empfänglichsten ist: er kann die gröste Zahl der Eindrücke in
gleicher Zeit empfangen und dazu viel mindere Ausdehnung
Stärke und Zeitdauer der einzelnen Eindrücke ausreichen;
nicht allein die Zustände der wellig bewegten Luft als Farbe auffaßt,
sondern auch als Gestalt und Bewegung die Zustände des entfernten Körpers, von dem die Lichtwellen kamen.

Neben diesen Vorzügen leidet das Sehen unter wesentlichen Mängeln: die Lichteindrücke müssen, wie erläutert, eine mindeste Ausdehnung Stärke und Zeitdauer halten um empfunden zu werden. Die Milchstraße am Himmel wird gesehen als Dunststreifen, weil die Lichteindrücke ihrer Sterne wegen mangelnder Ausdehnung nicht jeder für sich wirken, um gesondert aufgefaßt zu werden; Gasarten in Glasgefäßen sehen wir nicht, weil ihre Lichtwellen wegen mangelnder Stärke nicht den Sehnerv ausreichend erschüttern können; die fliegende Kanonenkugel wird nicht gesehen, weil dem Einzeleindruck die Zeitdauer fehlt;

die Lichtwellen vermögen nur wenige Körper zu durchdringen, die durchsichtig genannten; weshalb die meisten Gegenstände, undurchsichtig, einander verdecken soweit sie in gleicher Gesichtsrichtung sich befinden: wie z. B. in einem Raume von hohen Mauern umgeben, nur Lichtwellen von den Binnenflächen dieser Mauern und dem Weltraume darüber zum Auge gelangen, während die übrige Welt unsichtbar ist;

die Lichtwellen treffen unsere Augen nur von der uns zugekehrten Seite des Gegenstandes, gewähren uns also jedesmal eine einseitige Ansicht, auch nur das Bild der Oberfläche, wenn der Gegenstand undurchsichtig ist, wie meistens der Fall;

die Lichtwellen gelangen nicht in gerader Richtung vom Gegenstande zu unsern Augen, auch nicht in unverminderter Geschwindigkeit, sondern werden je nach der augenblicklichen Beschaffenheit des zwischen ihm und dem Auge befindlichen Körpers (Luft Wasser Glas o. a.) gebogen abgelenkt oder gebrochen: ferne Gegenstände werden durch Luftspiegelung (fata morgana) in unsere Sehrichtung erhoben, wenngleich sie unterhalb derselben sind; die Sonne stets gleiches Licht aussendend, wird weiß gelb oder roth gesehen je nach Beschaffenheit der Luft; der zur Hälfte ins Wasser getauchte Stock wird geknickt gesehen, weil das Licht gebeugt wird im Wasser;

die Lichtwellen bedürfen Zeit um vom Gegenstande nach dem Auge zu gelangen: allerdings nur eine Sekunde für 42,000 Meilen,

aber doch 8 Minuten unterwegs von der Sonne, so daß unser Auge die Sonne nicht erblickt wo sie im selben Augenblicke ist, sondern acht Minuten vorher war. Von manchen Sternen sind sie Jahre lang unterwegs nach ausreichender Berechnung, von anderen Jahrtausende und von den fernsten Nebelhaufen der Sternenwelt vielleicht Millionen Jahre, so daß wenn der ganze Haufen zerstört würde, noch Millionen Jahre hindurch seine Lichtwellen nachwirkten und er gesehen würde, bis die letzten Wellen zur Erde gelangt wären;

die Augen sind mangelhaft in ihren Bewegungen, können weder senkrecht noch wagrecht gerade Richtungen auffassen: in der Baukunst müssen lange wagrechte Kanten in der Mitte überhöht werden, um nicht durchgebogen gesehen zu werden, auch Säulen in der Mitte bauchig hergestellt werden, weil sie sonst eingeschnürt erscheinen;

die Augen vermögen nur dann runde Gegenstände als solche zu erkennen, wenn sie nahe oder groß genug sind um jedem der beiden Augen ein genügsam verschiedenes Bild zu geben: der Mond wird als flache Scheibe gesehen, obgleich er seine Halbkugel dem Auge zukehrt;

die Augen der einzelnen Menschen sind nicht gleich: das Sehgebiet ist verschieden je nachdem das Auge kurzsichtig oder weitsichtig, ebenso dessen Empfänglichkeit für das Licht, das Auffassen der Farben u. a., so daß niemals zwei Menschen gleiche Eindrücke empfangen; auch verschieden die Fähigkeit im selben Menschen, sich ändernd das ganze Leben hindurch je nach Alter und Gesundheit.

Aus diesen Mängeln entstehen eine Menge Täuschungen, um so stärker irre leitend, als wir gewohnt sind diesen wichtigsten Sinn zu benutzen um die Mängel der übrigen zu erkennen und zu ergänzen. Hören wir Töne und wollen wissen woher sie kommen, so richten wir unsere Augen nach dem muthmaßlichen Ursprungsorte; wir beriechen oder schmecken keinen Gegenstand ohne ihn vorher zu besichtigen, oder wenn unwillkürlich empfunden forscht das Auge hinterher; jeden örtlichen Reiz unsrer Hautnerven besichtigen wir zum erkennen; von Jugend auf geübt benutzen wir das sehen als sogenanntes Augenmas um Entfernungen und Gestalten abzuschätzen. Dadurch wirken die Mängel unsrer Augen auch irre leitend auf die anderen Sinne und die Zuverlässigkeit welche wir gewohnt sind dem beizumessen was wir mit eigenen Augen gesehen, ist keineswegs vorhanden; denn wir sehen d. h. empfinden den Eindruck der durch unsere Augen nach dem Hirn gelangt nur wie die Mängel des Auges ihn gestalteten, also mehr oder weniger anders als die übrigen Menschen.

Eine der gröbsten Täuschungen denen unser sehen ausgesetzt ist, liegt im brechen des Lichtes, den Farben. Das Licht der Sonne, der Ur-Quelle alles erleuchtens der Erde, erscheint bei klarer Luft farblos,

bei trüber Luft gelb oder roth. Wenn Sonnenlicht durch enge Öffnung in einen dunklen Raum dringt und durch ein dreikantiges Glasstück (Prisma) geleitet wird, zeigt sich an der gegenüber stehenden Wand das einfache Licht aufgelöst oder geschieden in die Farben des Regenbogens: die drei sogenannten Grundfarben roth gelb und blau, dazwischen die Mischfarben orange grün violet, sammt einer Anzahl Streifen verschiedener Art. Änlich ist der Vorgang wenn das Sonnenlicht die Oberfläche der Gegenstände trifft: es wird geschieden in seine Farben; aber je nach der Beschaffenheit der Oberfläche verschwindet ein Theil der Wellen oder Farben, wird unempfindbar für unsere Augen; so daß nur die übrigen in unsere Augen gelangen und empfunden werden als Farbe jenes Gegenstandes. Die meisten Pflanzenblätter erscheinen grün, weil das darauf gefallene Licht, in seine Farben geschieden, die rothen Wellen verlor, so daß nur die gelben und blauen zusammen als grün gesehen werden. Die selben Blätter verändern ihre Oberfläche im Herbste der Art, daß von dem selben darauf gefallenen Sonnenlichte, die geschiedenen blauen oder blauen und rothen Wellen verschwinden, so daß die Blätter gelbroth oder gelb gesehen werden d. h. nur dieser Theil der Wellen in unser Auge gelangt. Farben sind nur Lichteindrücke im menschlichen Auge, haften aber nicht an den gesehenen Gegenständen: Baumblätter sind nicht grün, sondern wie alle anderen Gegenstände an sich farblos. Was wir Farbe nennen ist nur in unsern Augen und unserm Hirn vorhanden. Schauen wir z. B. durch gefärbtes Glas, so sehen wir alles in anderen Farben als vorher, obgleich die Gegenstände sich nicht verändert haben. Die Sonne wird durch eine dicke Nebelschicht kupferroth gesehen, obwohl weder sie noch der Nebel kupferroth sind. Nur die Änderung der Lichtwellen erregt im Auge und Hirn den Eindruck, den wir kupferroth nennen.

§ 4. Die **Mängel der Sinne** sind in zweien Beziehungen aufzufassen: nach dem Umfange und der Zuverlässigkeit.

Dem Umfange nach ist die Welt einzutheilen in einen sinnlichen und außersinnlichen Theil, je nachdem sie innerhalb oder außerhalb der Grenzen unserer Sinne liegen. Der Zuverlässigkeit nach ist die Welt zu betrachten als eine Fülle unzähliger Erscheinungen, deren Eindrücke wir empfangen unter dem Einflusse der Mängel unserer Sinne. Von diesen Mängeln ist ersichtlich der größte, daß wir nur die Eindrücke empfinden können zu deren Empfangnahme wir mit Sinnen ausgerüstet sind. Denn höchst wahrscheinlich gibt es zahllose andere Eindrücke, die wir nicht empfinden weil uns die dazu nöthigen Sinne mangeln; sie prallen unempfunden ab, gleich den Licht-

stralen die unsre Haut treffen oder den Tönen die an unsre Augen schlagen. Andere Mängel sind wir gewohnt innerhalb unserer Sinne auszugleichen, so weit diese reichen. Durch betasten erkennen wir, daß gesehene Gegenstände ungleich entfernt von uns sind, obgleich sie durch unsre Augen nur den Eindruck neben einander stehender Bilder erzeugen. Wir vervollständigen den Eindruck von Tönen Gerüchen u. a. durch besichtigen oder von Gesehenen durch behorchen riechen oder schmecken; wir brauchen in einzelen Fällen alle fünf Sinne um möglichst sicher zu erkennen.

Überdies sind wir daran gewöhnt, zur Abhilfe wider die Einseitigkeit jeder einzelnen Ansicht, vom selben Gegenstande mehrere Bilder in uns aufzunehmen und daraus ein Gesammtbild, eine Vorstellung zusammen zu setzen. Wenn wir z. B, eine Birne sehen fällt in unsre Augen ein länglicht rundes Bild, oben schmal zulaufend, in der Mitte eingebaucht und unten breiter sich abrundend; am obern Ende ein schmaler Anhang (Stiel) und unten hervorragende Zacken (Blüthenreste): ein völlig einseitiges Bild. Von der anderen Seite zeigt sich ein änliches Bild, gleich im Umriß aber verschieden in Farben; denn jenes war grüngelb durchaus, dieses dagegen hat auf dem breitesten Theile eine rothe Fläche. Viel verschiedener sind die Endansichten: vom breiten Ende empfangen wir das Bild einer Kreisfläche, in deren Mitte eine Grube mit dunklem Zackenkreise; vom schmalen Ende das Bild einer kleineren Kreisfläche mit rundem Stiele, uns zugekehrt. Jede Seite der Birne gibt ein andres Bild und erst durch zusammensetzen aller gewannen wir die Vorstellung vom Äußeren der Birne. Zerschnitten wir darauf die Birne so empfingen wir andere neue Bilder: die Flächen feucht glänzend, weiß und gelblich gekörnt, darin Fächer mit schwarzbraunen losen Körnern (Saat). Riechen und schmecken zur Hilfe genommen, fanden angenehmen Duft und labenden Saft; der Tastsinn fand die Birne weich. So empfingen wir durch die fünf Sinne eine Anzahl verschiedener Eindrücke, aus denen wir eine Vorstellung von dieser Birne zusammen setzten.

Je mehr wir in solchen Fällen unsere Sinne anstrengen und verschieden anwenden, desto zahlreicher sind die Eindrücke, die wir empfangen, desto deutlicher und umfassender wird die Vorstellung; je mehr es daran mangelt desto größer die Wahrscheinlichkeit des Irthumes. Wer z. B. mit sehen der Birne sich begnügen wollte würde leicht durch wächserne oder porzellanene Nachahmungen getäuscht werden. Wer mit schmecken sich begnügen wollte würde einzelne Sorten mit Aepfeln verwechseln. Wer auf riechen sich beschränkte würde einen Schwamm mit Birnenäther als Birne empfinden. Unterlassungen dieser Art, freiwillig oder bedingt durch die Verhältnisse, wirken bei

allen Menschen und fast bei jeder Vorstellung welche Menschen sich bilden, oft eben so stark wie jene.

§ 5. Die aus empfangenen Bildern zusammengesetzten Vorstellungen mit ihren Mängeln kann der Mensch nicht allein in sich aufnehmen, sondern auch bewahren und späterhin willkürlich wachrufen. Diese Fähigkeit wird **Gedächtniß** benannt.

Durch dasselbe sind wir befähigt, einzelne Bilder und daraus gebildete Vorstellungen uns einzuprägen in täglich zunehmender Zahl und sie für den Augenblick so weit zurück zu drängen, daß sie in unserm Bewußtsein gänzlich ruhen bis es uns gefällt sie wieder hervor zu rufen, uns ihrer zu erinnern. In solchem Falle kommt die ehemalige Vorstellung wieder zum Bewußtsein; wir empfinden den selben Eindruck wie damals als der veranlassende Gegenstand auf unsre Sinne wirkte. So lebhaft vermögen wir ehemalige Eindrücke wach zu rufen, daß z. B. dem Feinschmecker das Wasser im Munde zusammen läuft wenn er ausgezeichneter Mahlzeiten früherer Jahre sich erinnert.

Auch das Gedächtniß ist sehr mangelhaft: Jeder nimmt nur einen geringen Theil der empfangenen Eindrücke in sein Gedächtniß auf; aus diesen haften meistens nur die welche im Aufnehmen einen besonders starken Eindruck machten oder sich fügten an andere Bilder und Vorstellungen dieser Art, so daß sie mit diesen wach gerufen werden. Ebenso haften leichter die Eindrücke welche von gewohnten am stärksten sich unterscheiden oder der augenblicklichen Stimmung passen; wogegen die meisten derer, welche diese Erleichterungen nicht bieten, nur auf Augenblicke wirken und dann spurlos schwinden. Außerdem ist das Gedächtniß sehr abhängig vom wechselnden befinden des Menschen; verdunkelt durch Blutfülle wie Blutmangel Verletzungen Alter Hirnschwächen u. a. Auch erfüllt die Einseitigkeit der Bildung in jedem Menschen das Gedächtniß vorwaltend mit Bildern und Vorstellungen seines beschränkten Gebietes der Bildung, außerhalb dessen seine Erinnerung auffällig mangelhaft ist. Ferner sind die Richtungen der Bildung in jedem Menschen wechselnd und entschwinden dabei die früheren Vorstellungen um den neu aufzunehmenden Raum zu geben. Alle genannten Mängel wirken um so öfterer, je höher die Bildung sich entwickelt: wer sein Gedächtniß oft und vielfach anwendet weiß, wie diese Fähigkeit täglich und stündlich wechselt, wie oft auf Augenblicke die nächstliegenden Erinnerungen dem Gedächtnisse entschwunden sind, wogegen in andren Augenblicken lange Reihen von Bildern und Vorstellungen aus dem Gedächtnisse empor tauchen und vorüber ziehen wie vom Winde getriebene Wolkenscharen.

§ 6. Das Gedächtniß, verbunden mit den Mängeln der Sinne, setzt den Menschen **doppelten Gefahren** aus.

Wir sind nämlich gezwungen, die in unserem Hirn erzeugten Bilder und Vorstellungen außer uns zu versetzen, um die Gegenstände als Anlässe derselben erkennen zu können. Wir kennen nicht die Gegenstände wie sie da sind, sondern nur die Bilder welche wir empfingen und aus uns versetzt haben nach größeren oder geringeren Entfernungen, um diese Außenwelt unserm Gedächtnisse einzuprägen. Wir empfinden z. B. durch unsre Augen den Eindruck eines freistehenden Baumes in einseitiger Ansicht; nach der Größe und Färbung schätzen wir die Entfernung, versetzen nun dieses Bild außer uns und denken dann, daß da oder dort ein Baum stehe von solcher Größe Gestalt und Farbe. Wir wissen aber bereits daß der Baum keine Farbe hat, daß wir nur sein Bild farbig empfunden haben, welches wir dorthin versetzten und daraufhin behaupteten jener Baum sei grün. Ferner haben wir das durch die Augen empfangene Bild dorthin versetzt, ohne mehrseitig Ansichten genommen oder den Baum betastet und weiter untersucht zu haben. Es wäre also möglich daß an jener Stelle nur eine Nachahmung stünde, eine täuschende Malerei; auch viel näher oder ferner, weil wir die Entfernung nach der Trübung der Farben schätzten, welche die Malerei nachahmen konnte. Auch konnte durch Brechung der Lichtstralen das Bild eines Baumes genähert worden sein, der jenseit des Sehkreises stand. Wer den Vollmond am wolkenlosen Himmel mit seinen Blicken verfolgt und dabei für den Augenblick vergißt was er erlernt hat über seine Größe und Entfernung, wird aus dem Bilde die Ueberzeugung gewinnen, daß er eine leuchtende Scheibe von mäßiger Größe betrachte, welche wenig höher als die Wolken in der Luft schwebe. Änlich erging es dem für seine Zeit weit vorgeschrittenen Herodot (5 Jahrh. v. C. G.) welcher meinte daß die Sonne in der Luft schwebe gleich den Wolken und durch die herrschenden Winde der Jahreszeiten nach Norden getrieben werde um den Sommer zu bringen, nachher aber durch den Nordwind wieder nach Süden; wie es sich augenscheinlich erweise im höheren Sommerstande und niedrigerem Winterstande. Der Grund solcher Täuschungen liegt eben darin daß wir von Mond und Sonne nur die Abbilder kennen welche durch unsre Augen zum Hirn gelangten: diese sind flach durch Mängel unsers sehens; getäuscht durch ihr starkes leuchten und ihr grelles abheben vom Hintergrunde, versetzen wir ihre Entfernung nicht weit von uns, so lange wir nur jene Bilder kennen.

Dieses Verwechseln des Bildes in uns mit dem Gegenstande außer uns, wird doppelt irre leitend sobald das Gedächtniß mitwirken muß um Vorstellungen zu erlangen. Es tauchen häufig aus unserm

Gedächtnisse Bilder empor in solcher Lebhaftigkeit, daß wir glauben, indem wir sie außer uns versetzen, wirkliche Wesen außer uns zu erkennen. Zu Zeiten wann das Selbstbewußtsein zurücksinkt, im Schlafe oder bei heftigen Nerven-Erschütterungen Betäubungen o. a. wirken solche Täuschungen zumeist: das Gedächtniß läßt früher empfangene Bilder auftauchen in solcher Deutlichkeit, daß der schlafende oder erregte Mensch, sie außer sich versetzend, glaubt wirkliche Wesen vor sich zu haben, mit denen er redet, sie fragt und Antworten empfängt, die er auch kommen und gehen sieht u. s. w. Träume wirken eben so stark wie im wachen durch die Sinne empfangene Vorstellungen; der Mensch weiß nicht für den Augenblick und oft auch später nicht beide zu unterscheiden, glaubt sich umgeben von freundlichen oder Schreckgestalten. So tanzen dem Betrunkenen alle Gegenstände vor den Augen, er selbst taumelt hin und her während die Welt anscheinend schwankt; weil seine Sehnerven so erregt sind, daß sie kein Bild fest auffassen und halten können. Die Schreckgestalten wie die schwankende Welt waren nur Bilder des Hirnes, welche der Träger außer sich versetzte und dort zu sehen glaubte. Irrthümer solcher Art sind allgemein menschliche, entstehend in unzähligen Anwendungen durch zusammen wirken der Sinne und des Gedächtnisses. Ihnen haben wir meistens die vielgestaltige Bevölkerung der Geisterwelt zuzuschreiben, ja selbst die meisten Wesen die der Mensch sich dachte als Beherrscher der Welt und in Gestalten körperlich darstellte. Sinne und Gedächtniß müssen beide richtig zusammen wirken um richtige Vorstellungen zu erzeugen; wogegen schon eines von beiden ausreicht um durch Unrichtigkeit irre leitende Vorstellungen zu gestalten.

§ 7. Die im Gedächtnisse angesammelten Bilder und Vorstellungen begann der Mensch zu ordnen durch vergleichen mit einander: er entwickelte seinen **Verstand.**

Er setzt in seinen Gedanken mehrere Vorstellungen neben einander, vergleicht sie und ermittelt welche der einzelnen Eindrücke änlich seien oder nicht und demgemäs verbindet er sie oder hält sie auseinander. Er hat verschiedene Gegenstände betastet und je nachdem die Nerven seiner Hand berührt wurden, die Eindrücke empfangen der Ausdehnung, der Härte, des Runden oder Kantigen, Rauhen, Trocknen u. s. w. Indem er seine Arme bewegte um Gegenstände zu heben, empfing er nach der Größe der Anstrengung den Eindruck des Schweren, im Vergleiche zu anderen. Durch vergleichen jener einfachsten Eindrücke unterschied er zwischen größer oder kleiner, schwerer oder leichter, härter oder weicher, rauher oder glatter, trockner oder feuchter, wärmer oder kälter u. s. w.

Dabei wirkte wiederum ein neuer Mangel seines Wesens: er hatte zum vergleichen und unterscheiden keinen anderen Masstab zur Verfügung als sich selbst. Er nannte groß was seine eigene Ausdehnung übertraf, oder klein je nachdem es weniger Ausdehnung hatte; schwer war ihm was seine Muskelkraft stark in Anspruch nahm oder über deren Fähigkeit hinaus ging, dagegen leicht was er ohne erhebliche Anstrengung heben konnte. So bezeichnete er hart rauh oder trocken die Gegenstände, welche dem Drucke seiner Finger nicht nachgaben, oder im betasten nur an einzelnen leicht unterscheidbaren Stellen seine Tastnerven reizten oder im berühren die Dünste seiner Hautflächen einsogen. In jedem Falle waren es seine Kräfte oder seine Zustände, nach denen er die Vorstellungen zusammen faßte oder unterschied. Dadurch mußten aber die Urtheile der Einzelen ebenso verschieden werden wie ihre Kräfte und Zustände: dem Manne ist leicht was dem Weibe schwer, dem Kinde groß was dem Erwachsenen klein; auch der selbe Mensch urtheilt verschieden über den selben Gegenstand je nach den Stufen seiner Entwicklung, seines Alters und dem wechseln seiner Zustände, seines Befindens. Am deutlichsten ist dieses zu erkennen an den Eindrücken vom Wärme-Austausche zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Luft. Der Nordländer nach Italien kommend klagt über Hitze, während der Italiener nur behagliche Wärme fühlt; dagegen geht jener dort im Sommer-Anzuge während dieser schon seinen Mantel umhängt. Die Körperwärme beider ist die gleiche, nur die Wärmeleitung der Haut und die Empfindlichkeit der Hautnerven ist verschieden: je nachdem bilden sich verschieden die Eindrücke und daraus die Vorstellungen über Hitze und Kälte. Ebenso im einzelen Menschen je nach dem Alter und der Stärke: der Greis klagt über Kälte und schaudert bei Wärme-Zuständen, die er in früheren Jahren mit Behagen ertrug; er folgert daraus daß die Sommer nicht so warm seien wie in seiner Jugend, daß die Winter viel länger dauerten als früher, daß deutlich zu spüren sei wie die Erde altere und abkühle u. s. w. Man lacht des Alten und vergißt, daß wir alle dem selben Fehler unterliegen, indem wir unser Wesen und unsre Zustände zum Maße nehmen beim urtheilen, also subjektiv verfahren, statt objectiv den Gegenstand nach seinem Wesen und seinen Zuständen zu erkennen. Ebenso liegt diese Eigenheit in der gangbaren Behauptung: „das ist unmöglich“ sobald Jemand sein Urtheil dahin aussprechen will, daß zu etwas seine Kräfte nicht ausreichten. Wenn er sagte: „das ist mir unmöglich“ würde er wahrscheinlich das Richtige treffen, jedenfalls sein Urtheil so ausdrücken wie er es dachte. Indem er aber jene Fassung gibt begeht er meist unbewußt eine Unverschämtheit, weil er den wirklichen oder nur eingebildeten Mangel seines

Eigenwesens, also seine Schwäche als allgemein giltiges Maß aufstellt, allen anderen Menschen ohne weiteres die gleiche Schwäche beilegt, ohne Rücksicht auf ihre Besonderheit, ihre Ueberlegenheit, welche das ihm Unmögliche möglich machen kann.

§ 8. Durch Fortbildung des Verstandes gelangte der Mensch vom subjectiven urtheilen zum objectiven: er begann zu **messen** und **wägen.**

Die Ausdehnung der Körper verglich er mit seiner Fußlänge Handbreite Fingerdicke Unterarmlänge oder Erstreckung seiner ausgebreiteten Arme; statt sie groß oder klein zu nennen bezeichnete er nunmehr ihre Maße in Fuß Hand Zoll Elle Faden. Auch hieran hafteten Mängel des Menschenwesens durch Verschiedenheit der Leibesgrößen, nach denen auch die einzelnen Theile abgemessen sind. Er begann zu wägen: es genügte nicht mehr zu wissen ob etwas schwer oder leicht sei, sondern er suchte sich einen Gegenstand mit dem er es verglich. Gelegen und handlich waren Steine, welches Wort noch vielerwärts als Gewicht-Bezeichnung dient; ferner kleinere Körper bis zu Getreidekörnern (Gran) hinab. Auch hieran haftete ein Mangel seines Eigenwesens im übersehen der Verschiedenheit der nach Armschätzung oder Augenmaß gewählten Steine oder Körner.

Diese Mängel des messens und wägens wurden im Laufe der Zeit gemindert: der Mensch machte gleiche Maße und Gewichte, die er mit dem früheren Namen belegte, aber nicht willkürlich bestimmte sondern nach eigends dazu angefertigten Masstäben und Gewichtstücken, deren Gleichheit die Bevölkerungen vereinbarten und sicherten. In änlicher Weise streifte der Mensch seine Eigenheit ab als er einen Wärmemesser (Thermometer) erfand, welcher die Schwankungen der Wärme-Zustände abmas nach der Ausdehnung eines flüssigen Körpers, wie Quecksilber Weingeist o. a.; jeder nicht aus verschiedenen Stoffen bestehend wie der Mensch, sondern aus Theilen die allenthalben und jederzeit gleichmäßig sich verhalten bei schwankender Wärme.

Diese Fortschritte waren außerordentlich gros, erreichten aber nicht das äußerste. Nicht allein daß Maße Gewichte und Wärmemesser ungleich sind in den verschiedenen Gebieten der Vereinbarung (Völkern Städten Geschäften) und z. B. in Europa mehr als 30 Landesmaße oder Gewichte gelten, daß ferner im Warenhandel andere Gewichte gelten als bei Edel-Metallen und Edelsteinen, daß dreierlei eingetheilte Wärmemesser (Fahrenheit Reaumur und Celsius) im Gebrauche sind; sondern auch innerhalb der verschiedenen Vereinbarungkreise sind die Geräthe verschieden; selbst die Stamm-Geräthe, die Ur- oder Normal-Maße und Gewichte sind ungleich durch Fehler der

Menschen im anfertigen oder unterhalten oder im beobachten und vergleichen. Der Mensch hat sein schwankendes Eigenwesen, seine Mängel nicht ausschließen können, sondern nur von ihrer gröbsten Einwirkung sich befreit, ist allerdings objectiv geworden, aber nur so weit wie sein Wesen zuließ.

Für die Verhältnisse des täglichen Lebens können die gebräuchlichen Angaben in Masen und Gewichten genügen; denn die Einwirkungen des Eigenwesens sind vergleichsweise gering und dürfen unbeachtet bleiben. Sobald jedoch weitere allgemeine oder umfassende Zwecke erreicht werden sollen, werden jene Einwirkungen einflußreich und lassen sich durch sorgfältigstes bemühen nur mindern aber nicht vertilgen. Sobald Entfernungen möglichst genau ermittelt werden sollen, muß zunächst das Grundmas (Meter Fuß o. a.) untersucht werden, ob es genau die vorgeschriebene Länge halte und wie diese sich verändere während der Wärmeschwankungen. Gewöhnlich ist das Grundmaß auf einem sorgfältig angefertigten und aufbewahrten Maßstabe bezeichnet und sollen nach ihm alle anderen des Bereiches angefertigt werden. Darin können schon zweierlei Mängel wirken: entweder ist der Ur-Maßstab unrichtig oder sein Maß wird unrichtig übertragen auf die anderen. So ist z. B. das Urmas der Franzosen (Toise de Pérou) nach dem sie ihre Meterlänge festsetzten, mangelhaft auf dem Maßstabe bezeichnet, indem dessen Endflächen nicht rechtwinklicht abgeschnitten sind, also die vier Kanten ungleich messen. Aber selbst wenn das Urmaß genau ist sichert es nicht wider Fehler; denn es darf nicht zum messen hergegeben werden, sondern nur als Vorbild gelten zum anfertigen anderer Maßstäbe. Im nachmachen und vergleichen wirken aber die Mängel der menschlichen Sinne und beeinträchtigen die Genauigkeit; so daß kein einziger der nachgebildeten Maßstäbe dem Urmaße völlig gleich sein kann. Hiezu kommt, daß die meisten Maßstäbe nicht unmittelbar angefertigt werden nach dem Urmaße, sondern nach anderen Nachahmungen, aus verschiedenen Stoffen die handlicher sind, jedoch verschieden an Wärme-Ausdehnung und Haltbarkeit. Aber selbst wenn der nachgemachte Maßstab möglichst genau dem Urmaße gleicht, wird er schon im nächsten Augenblicke anders sein, nach der Wärme verlängert oder verkürzt, sich krümmend wenn nicht in ganzer Länge unterstützt; er wird auch im Gebrauche an den Endflächen abgeschliffen also kürzer werden. Beim verwenden des Maßstabes kommen die Mängel dessen hinzu der ihn gebraucht: die ungleiche Schärfe seiner Sinne, die wechselnde Stimmung, sein Verhalten zur Witterung und Luftfeuchte; wobei es abhängt vom zusammen treffen der Einwirkungen ob die Fehler nach einer Seite fallen und sich häufen oder ob sie sich nahezu ausgleichen. Messungen mit

Fernröhren an Gradbögen, nothwendig bei größeren Entfernungen im Erdmessen (Geometrie) oder Sternmessen (Astronomie) unterliegen noch mehr den Mängeln des Menschenwesens: im anfertigen der Fernröhre, schleifen und einsetzen der Gläser, eintheilen der Gradbögen, aufstellen und handhaben sind Ungenauigkeiten unvermeidlich. Im Gebrauche wird das Rohr unaufhörlich verändert durch schwanken der Luftwärme, auch gebogen durch eigene Last; die Fassung der Gläser verändert sich und verschiebt die Mittelpunkte; selbst die Hügel mit den Tragmauern darauf verändern ihre Lage je nach der Witterung. Dazu kommt daß die Lufthülle der Erde, durch welche die Lichtwellen von den Sternen ins Auge des Beobachters übertragen werden nicht ganz durchsichtig ist, auch nicht ruhig sondern zitternd, wodurch die Lichtwellen verändert werden in ihrer Richtung, gebrochen abgelenkt u. s. w. Auch trifft das Auge des Forschers nicht die Lichtwelle welche im selben Augenblicke dem Sterne entströmt, sondern die vor Tagen Monaten Jahren erflossene und der Stern ist nicht da wo er ihn sieht, sondern jedenfalls seitwärts davon. Ebenso ist die Erde nicht stätig unter seinen Füßen; während er hinaus schaut zieht sie weiter in ihrer Bahn 4 Meilen in der Sekunde und folgt überdies der Sonne nach unbekannten Fernen; der Forscher befindet sich in jedem folgenden Augenblicke an anderer Stelle im Weltenraume und niemals wieder an der selben Stelle. Hiezu kommt noch daß die besten Geräthe und schärfsten Menschenaugen ihre Grenzen haben, also alles darüber hinaus liegende unbekannt bleibt. Im streben nach reiner Objectivität kann der Mensch auch hier den Einfluß seiner Mängel nur mindern aber nicht beseitigen.

Gleiches ist der Fall im wägen. Man denkt gewöhnlich es sei rein sachlich das Gewicht eines Gegenstandes zu ermitteln: man lege ihn in eine der Schalen, genaue Gewichte in die andere bis die Zunge des Wagebalkens senkrecht stehe und damit sei das Gewicht gefunden. Für die Bedürfnisse des täglichen Lebens kann solches genügen und die zahlreichen Fehler dürfen außer Acht gelassen werden: allein vorhanden sind sie und verhältnißmäßig bedeutend. Im anfertigen der Wage und Gewichte liegen Ungenauigkeiten; beide verändern sich im Gebrauche durch verschleißen, werden beeinflußt durch Witterung Staub Zugluft Feuchte u. a. Dazu kommt die Stimmung des wägenden, ob ruhig oder erregt, mehr oder minder aufmerksam und sorgfältig, ob der Gegenstand richtig liege u. s. w. so daß es vom Zufalle abhängt ob die Fehler das Ergebniß viel oder wenig verändern. Der Einfluß den die Mängel des Menschenwesens ausüben ist so eingreifend, daß im genauen messen und wägen zwei Menschen mit den selben Gegenständen und Geräthen niemals gleiche Ergebnisse

erlangen, daß sogar der selbe Mensch, die selbe Ermittelung wiederholend, jedesmal verschiedene Ergebnisse erlangt. Um das wirken der Mängel thunlichst auszugleichen wird die selbe Ermittelung unter thunlichst gleichen Verhältnissen oftmals wiederholt durch verschiedene Beobachter oder durch den selben unter veränderten Verhältnissen und dann aus allen Ergebnissen das Durchschnittliche berechnet. Aber auch dadurch wird nur annähernd Richtiges gewonnen und höchstens die Grenze erkannt innerhalb welcher die Fehler sich halten müssen.

§ 9. Die Eindrücke welche der Mensch durch seine Sinne empfängt betreffen nicht allein die Ausdehnung Gestalt Farbe Härte Wärme der Gegenstände, sondern auch ihre **Bewegung** oder Veränderung.

Die Bilder treffen in jedem Augenblicke andere Stellen der Nervenenden, welche im Innern des Auges wie Pflastersteine neben einander stehen; weil das Auge in keiner Stellung verharren kann, sondern senkrecht und wagrecht sich wenden muß ohne aufhören. Die gleiche Verrückung des Bildes geschieht wenn der beobachtete Gegenstand seine Stelle ändert. Oft findet sich aber auch beides im selben Augenblicke und beide Bewegungen wirken mit oder gegen einander im auffassen des Bildes. In solchem Falle erkennt der Mensch nur die veränderte Stellung des Bildes in seinem Innern; woher aber diese Veränderung stamme hat er erst zu ermitteln durch vergleichen. Es ist möglich daß der Gegenstand sich bewegte, jedenfalls sicher daß die Augen sich bewegten; vielleicht ist nur der beobachtende Mensch von seiner Stelle bewegt worden während der Gegenstand unbewegt blieb. Wer z. B. auf einem Kahne den Fluß hinab treibt empfängt den Eindruck, als ob die Uferlandschaften vorüber ziehen. Erst durch vergleichen mit dem Flußgrunde oder anderen festen Gegenständen überzeugt er sich, daß er selbst fortbewegt werde. Im schnellen umdrehen empfängt der Mensch den Eindruck als ob die ganze Umgebung sich drehe; selbst nach aufhören des selbstdrehens dauert der Eindruck einige Zeit fort. Durch vergleichen seiner Stellung zu den Sternen empfing der Mensch die falsche Vorstellung der Bewegung aller Sterne von Ost nach West. So lange ihm die Kenntnisse mangelten zum sicheren vergleichen hegte er Jahrtausende lang die feste Ueberzeugung, daß Sonne Mond und alle Sterne unablässig um die Erde sich dreheten. Er ließ sich leiten durch vergleichen ihrer Stellung mit fest stehenden Gegenständen (Bergen Felsen u. a.) wodurch Unterschiede der Entfernungen sichtbar wurden, die er dem fortbewegen der Sterne zuschrieb weil die Gegenstände für ihn unverrückbar fest standen.

Eben so sehr wirken die Mängel des Wesens im erkennen der Bewegungen beim unablässigen verändern der Gegenstände. Daß der aufwachsende Baum sich bewege nach allen Seiten, indem er Aeste Zweige Sprossen und Blätter treibt, erkennt der Beobachter aus den täglich größeren Bildern die er empfängt und im Gedächtnisse aufbewahrt, woraus durch vergleichen die Vorstellung des wachsens sich bildet. Ebenso findet er daß die Theile jedes Blattes sich bewegen indem es aus der Blattknospe hervorsproßt, dann allmälig sich dehnt nach allen Seiten bis zur vollen Größe, endlich zusammen schrumpft und nach dem es herab gefallen, in Theilchen zerstiebt die verschwinden: fortgesetztes bewegen welches der Mensch erkennt aus den verschiedenen Bildern die er empfing und verglich. Vom Granitfelsen dagegen, den er ebenso täglich vor Augen hat, gewann er nicht die Vorstellung des bewegens. Wäre es ein Eisblock so würde er im Sommer sehen wie dieser durch abschmelzen kleiner werde und im Winter durch gefrieren der darauf fallenden Feuchte sich vergrößere. Wäre es lockerer Kalkstein oder Sandstein, so würde er Bewegungen sehen indem der Frost den Stein spaltet, auch die Oberfläche verwittert und Trümmer herab rollen, aus denen am Fuße des Felsens ein Haufen sich ansammelt. Die zeitlich verschiedenen Bilder welche er empfinge vom Eisblocke Kalkstein oder Sandstein würden seinem Verstande dienen um Bewegungen desselben zu erkennen. Allein vom Granitblocke erlangt er stets das gleiche Bild ohne merkbare Unterschiede und deshalb nennt er ihn unveränderlich starr und unbewegt. Dennoch bewegte sich der Fels unaufhörlich, änderte seine Lage je nachdem die unterliegenden Schichten sich hoben oder senkten. Er athmete in seiner Weise indem er je nach dem Wärmewechsel seine Zwischenräume öffnete oder schloß, änlich den Poren der Menschenhaut, dadurch Luft und Wasser in sich aufnahm, welche ihm fremde Stoffe zuführten, Stoffe aus ihm löſten, Verbindungen umsetzten nud ihn änderten. Die Unfähigkeit Änderungen dieser Art zu sehen verleitete den Menschen zum folgenschweren Irthum daß in der Welt viel ruhendes erstarrtes todes vorhanden sei; wodurch er veranlaßt ward alles einzutheilen in bewegtes und unbewegtes, lebendes und todes: Bezeichnungen die er einander entgegen setzte, obgleich diese Gegensätze in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, vielmehr Jegliches sich bewegt in seiner Weise wie sein Verhältniß zum Ganzen es bedingt.

Die selben Mängel wirkten auch auf seine Vorstellungen von Veränderungen deren Verlauf er verfolgen konnte. Er sah das Blatt am Baume sich entfalten aus der Knospe, wachsen einschrumpfen herabfallen und vergehen. Er erkannte eine Folgenreihe von Gestal-

tungen mit deutlichem Anfang und Ende; denn das Blatt kam, er wußte nicht woher, es zerfiel und verschwand, er wußte nicht wohin. Vor dem Anfange und nach dem Ende lag es für ihn im Dunkel und er bildete die Vorstellung daß es aus nichts entstanden sei und in nichts sich aufgelöst habe. Hätte er mit seinen Augen die Stoffe verfolgen können aus denen das wachsende Blatt sich bildete und in die das gefallene Blatt zerfiel: so würde er erkannt haben daß es die selben Stoffe seien, daß das Blatt nur ihre zeitweilige Gestalt war, die Bestandtheile aber vorher wie nachher vorhanden waren in anderen Gestalten. Hätte er vom beginnen der Blattbildung den Saftlauf im Baume verfolgen können, so würde er gesehen haben wie flüssige Blattstoffe aus der Erde empor drangen in die Knospe um den Blattkeim fortzubilden. Könnte er Gase sehen so würde er beobachten wie das Blatt aus der umspülenden Luft Kohlensäure empfing, die Kohle behielt und den Sauerstoff wieder ausschied. Er würde aus den täglich verschiedenen Bildern die Vorstellung zusammen setzen, daß das Blatt nur eine der Gestalten sei, welche Stoffe in ihrem Lebenslaufe annehmen sobald sie unter bestimmten Verhältnissen zusammen treffen, daß auch dieses Blatt aus bereits vorhandenen Stoffen sich aufbaue und wiederum in diese Stoffe sich auflöse, deren Dasein vorher wie nachher verfolgt werden könne. In Ermanglung der Fähigkeit dieses zu sehen hat die Menschheit Jahrtausende hindurch in dem Irthume gelebt, es gebe ein vernichten: jedes Lebende habe ein kurzes Dasein, entstehe aus nichts und vergehe in nichts; wie es am Ende nichts werde so sei es auch nichts gewesen. Die Folge war daß die Weisen verschiedener Völker eine Fülle von Erzählungen erdachten, wie die Welt aus nichts erschaffen worden sei, wie fortwährend neue Wesen aus nichts entstünden und die Welt dereinst vergehen werde in nichts: falsche Vorstellungen, die dem Menschen willkommene Gelegenheit boten, seine Fähigkeiten als Dichter und Profet zu offenbaren, aber dem Sachverhalte fern lagen.

Beim beobachten fortgehender Veränderungen ward auffällig, daß nicht gleiches sich endlos wiederholte, sondern die Bewegungen in neuen Gestalten und Verhältnissen sich äußerten. Der Baum wiederholte nicht unabläßig die Folge des aufwachsens im Frühlinge, sprossens der Zweige Blätter Blüten und Früchte im Sommer und vergehens im Herbste; sondern verlor nur Blätter und Früchte, wiederholte dann im nächsten Frühlinge nur diesen Theil seiner Bewegung, bis er nach oftmaliger Wiederholung verdorrte, morsch ward und sich auflöste. Der denkende Mensch stellte diese unterschiedlichen Zustände neben einander als Jahreslauf und Lebenslauf; er dachte sich es müsse ein Anstoß gewesen sein, welcher das Beginnen der Baum-

bildung aus nichts bewirkte und ein anderer der den Baum tödete, ihn vernichtete. Noch weiter führte ihn das beobachten des Menschen=lebens; denn er sah wie dem gestorbenen viele Fähigkeiten mangelten, die er als lebender besaß und noch kurz vorher geäußert hatte, bis sie mit dem letzten Athemzuge schwanden. Diese Veränderung war auf=fällig; denn sie war plötzlich geschehen und der Beobachter fand den gestorbenen Menschen nicht so verändert daß er daraus auf entschwin=den der Fähigkeiten schließen konnte. Er hatte nichts verändert ge=funden und wagte sich nunmehr über den Bereich seiner Sinne hinaus; indem er sich dachte, es müsse ein Unsichtbares im Menschen vorhanden gewesen sein, welches die Fähigkeiten besaß die er an der Leiche ver=mißt; welches Wesen im sterben entflohen sei und dadurch die plötz=liche auffällige Veränderung bewirkte.

§ 10. Den Einflüssen, welche die Mängel seiner Sinne auf die Vorstellungen des Menschen äußern, hat er mächtig vorgebeugt seit=dem er die **Stoffe** erforschte und erlernte die Gegenstände und Wesen in ihre Bestandtheile zu zerlegen, aus diesen willkürlich neue Verbin=dungen herzustellen, das verhalten der Bestandtheile zu einander fest=zustellen, auch die unsichtbaren aufzufangen, zu messen und zu wägen, sichtbare in unsichtbare umzusetzen oder umgekehrt umzuwandeln; auch den selben Stoff durch entschiedene Wandlungen und Verbindungen zu verfolgen und ihn beliebig im Verlaufe oder am Ende derselben zu seiner ursprünglichen einfachsten Gestalt zurück zu bringen.

Es ist gelungen in den vorhandenen Gestalten durch zerlegen mehr als 70 einfache Stoffe zu ermitteln d. h. solche, die nicht weiter zu zerlegen waren. Aus diesen ist Jegliches zusammen gesetzt in ver=schiedenen Mengen und Verhältnissen, zu zweien dreien oder mehreren. Für jetzt gelten sie als einfache und wird nur gemuthmaßt daß sie vielleicht alle auf die vier Grundstoffe: Sauerstoff Wasserstoff Stick=stoff und Kohle zurück geführt werden können. Dieses weitere Ver=einfachen wäre jedenfalls von geringerer Bedeutung als das bisherige; denn ermitteln der jetzigen einfachen Stoffe hat völlig genügt um die einflußreichsten früheren Annahmen zu berichtigen und als rückständig geworden zu verdrängen. Es ward erkannt, daß feste Verhältnisse und genaue Gewichte in allen walten und gestalten; daß wenn ein Gegenstand in seine einfachen Stoffe zerlegt werde, deren Gewichte gleich sind dem Gesammt=Gewichte des Gegenstandes; oder wenn ein=fache Stoffe genau gewogen geeignet zusammen gebracht werden, sie sich verbinden zu einem neuen Gegenstande, welcher eben so viel wiegt wie jene Stoffe zusammen. Es ward ferner erkannt, daß die Ge=stalten der Stoffe oder Verbindungen, als fest flüssig oder gasig, nur

zeitweilige seien, die jeden Augenblick sich ändern können. Das feste Eis wird bekanntlich durch Wärme zu flüssigem Wasser und dieses wiederum durch Wärme zu flüchtigem Dampf, der durch gesteigerte Wärme sich umgestaltet zu Gasen. Auf jeder dieser Stufen der Gestaltung läßt sich nachweisen durch wägen, daß kein Stoff vernichtet ward; denn das Gewicht der Gase ist gleich dem des Dampfes oder Wassers oder Eises aus dem sie umgestaltet wurden. Ebenso läßt sich ermitteln daß die schwersten oder festesten Stoffe: Gold Platina u. a. durch Wärme flüssig und flüchtig gemacht werden können; daß wiederum das flüssige Quecksilber durch mindern der Wärme fest und hämmerbar werden kann wie Blei oder durch gemehrte Wärme verflüchtigt werden kann. Desgleichen kann die gasige Kohlensäure durch drücken und mindern der Wärme flüssig werden und im weiteren Verfolge fest wie Schnee. So zwingt der Mensch die einfachen Stoffe ihre Gestalt zu ändern nach seinem Belieben, und wenn er dabei andere Stoffe mitwirken lassen muß, vermag er durch wägen das verbleiben aller nachzuweisen, sei die Reihenfolge des umgestaltens auch noch so lang.

Weitere Forschungen lehrten, daß die verbundenen Stoffe Eigenschaften und Fähigkeiten äußerten welche sie einzeln nicht besaßen; auch daß es Reihenfolgen gebe, in denen die zahllosen Stoffe-Verbindungen stufenweis höhere Fähigkeiten offenbaren. Die Forschung begleitete mit der Wage in der Hand die Pflanze vom Samenkorn bis zur höchsten Stufe, wog ihr die zum aufbauen nöthigen Stoffe zu, wog dagegen ab was die Pflanze ausscheidend verlor, beobachtete die Verschiedenheit der Eigenschaften welche als Lebensäußerungen gestalteten und fand am Ende die Rechnung geordnet. Er ermittelte auch durch beschleunigtes auflösen (verbrennen) zu welchen der empfangenen Stoffe die Pflanze zerfalle und wie diese getrennten Stoffe die Eigenschaften wieder verloren haben, welche sie vereint in der Pflanze besaßen. Gleiches fand sich bei Thieren und Menschen: Forscher verfolgten das wachsen vom ersten Keime, dem kaum sichtbaren Ei, durch alle Wandlungen der Frucht bis das Wesen athmend sein selbstständiges Leben beginnt, wogen dann die eingehenden Stoffe zum aufbauen und die anderen welche ausschieden, beobachteten die neuen Eigenschaften, welche im verbinden entstanden und gelangten zum gleichen Ergebnisse wie bei der Pflanze: die Stoffe äußern wenn verbunden andere Eigenschaften als sie unverbunden besaßen und verlieren diese wieder nachdem sie sich trennten. Es fand sich ferner, daß Pflanzenleben und Thierleben sich ergänzen; indem Pflanzen ausscheiden was dem Thierleben dient (Sauerstoff u. a.) dagegen Thiere Kohlensäure Ammoniak u. a. die dem Pflanzenleben zum aufbauen geeignet sind. Es zeigte sich aber, daß nicht allein zwischen Pflanzen und Thieren ein

Kreislauf stattfinde, sondern zwischen allen Gestalten; denn Pflanzen und Thiere hauchen sich nicht gegenseitig ihre Gase zu, so daß sie etwa für sich beständen, sondern sie übergeben solche der weiten Lufthülle und schöpfen beide aus derselben; welche nicht allein ihnen dient, sondern auch dem Steinreiche, das ebenso Gase empfängt und abgiebt und aus welchem Pflanzen wie Thiere feste Bestandtheile (Kalk Kiesel Eisen u. a.) empfangen. Wie die Gase so sind auch die festen Bestandtheile der Pflanzen und Thiere nicht im gegenseitigen austauschen getrennt vom übrigen: sie kehren zurück in die Erdrinde aus welcher die Pflanzen jene harten Stoffe entnehmen und dem Thierreiche mittheilen. Der Kreislauf des Lebens durchzieht rastlos alles daseiende in jedem Augenblicke; Erdrinde und Lufthülle bilden das Lebensmeer aus dem alle Gestalten sich aufbauen und in welches sie sich auflösen, auftauchend zum zeitweiligen Dasein in neuen Gestalten und Eigenschaften, an dessen Ende wiederum eintauchend zerfallen in deren Bestandtheile.

Auch bei dieser eingreifenden Berichtigung früherer Vorstellungen, in der Gegenwart von übermächtiger Bedeutung, bleibt der Mensch von den Mängeln seiner Sinne begleitet, sucht sich ihrer zu erwehren, kennt mehr als früher die Mittel zum mindern oder ausgleichen, vermag aber nicht ihren Einfluß völlig zu beseitigen. Er erweitert die Grenzen seines sehens durch geschliffene Gläser, die fernes und kleines sichtbar machen; er verschärft die Geräte zum messen und wägen in überraschender Weise: sie bleiben aber alle begrenzt. Verbinden und zerlegen kann er nicht so scharf durchführen, daß nicht fremde Stoffe Einfluß gewinnen, sich einschleichen und ungehöriger Weise in Anrechnung kommen. Auch mangelt die Sicherheit, daß nicht etwa Bestandtheile ungewogen also unentdeckt bleiben, weil die Feinheit und Dichtigkeit der Geräte nicht ausreichen um jedes fest zu halten und zu wägen. In jeder Untersuchung bleibt etwas ungewogen, gewöhnlich sehr wenig, aber genug um den Einfluß der Mängel des Menschenwesens daran zu erkennen.

§ 11. Durch weiteres forschen gelang es die Abhängigkeit von den Sinnen zu mindern, indem die **Gesetze** der vorgehenden Wandlungen erkannt wurden.

Es zeigte sich daß die einfachen Stoffe nur in festen Gewicht-Verhältnissen sich verbinden, daß sie in bestimmter Reihenfolge einander verdrängen aus Verbindungen, daß die Eigenschaften der Verbindungen abhängen von festen Gewichten uno Wärme-Einflüssen: so daß jede Gestalt und Eigenschaft das Ergebniß einfacher Verhältnisse sei, die auf durchgehenden Grundlagen oder Gesetzen beruhen. Ebenso

jedes bewegen von einfachsten drücken oder stoßen bis zum wellen des Lichtes, wirkt in festen Verhältnissen, die auf eine angenommene Einheit zurück geführt jedesmal den gleichen Ausdruck ergeben. Wenn z. B. ein mit Wasser gesättigter Stein einen Würfelfuß groß in ein Gefäß gelegt wird welches einen Würfelfuß Wasser enthält, so läßt sich messen daß der Wasserspiegel um soviel erhöht ward daß der Raum zwischen dem jetzigen und früheren Spiegel einen Würfelfuß mißt: der Stein hat so viel Wasser verdrängt wie das Maß seines Rauminhaltes. Es findet sich Gleiches bei allen anderen Körpern die gemessen werden können und daraus ergiebt sich als Gesetz, daß jeder in Wasser gelegte Gegenstand so viel Wasser verdrängt wie sein eingetauchter Theil an Rauminhalt mißt. Daraus dürfen wir schließen über die Grenze des unmittelbaren messens hinaus, daß ein kleiner Stein, selbst ein Sandkorn in einen Landsee geworfen, dessen Wasserspiegel heben müsse; wenngleich diese Bewegung nicht sichtbar wird, nicht mit dem Maßstabe gemessen werden kann, weil unsre Sinne nicht fein genug sind. Wir können weiter gehend auf Grund desselben Gesetzes ungesehen bestimmen, wie hoch der Spiegel gehoben sein müsse; wenn wir den Rauminhalt des Steines oder Sandkornes kennen und durch das Flächenmaß des Landsees theilen: wenn z. B. das Sandkorn ein hundert tausendstel Würfelfuß mäße und der Landseespiegel eine million Geviertfuß, müßte dieser Spiegel um ein hundert tausend milliontel Fuß sich erhöht haben.

Ebenso haben die Forschungen erwiesen durch zahlreiche Versuche, daß die Körper gegenseitig sich anziehen und zwar im einfachen Verhältnisse ihrer Gewichte (Masse) und dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Abstände ihrer Schwerpunkte. Dieses Gesetz liegt im Umlauf des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne, der Sonne um einen unbekannten Schwerpunkt; aber auch ebenso in den Bewegungen der kleinsten Körper auf der Erde. Man mißt wie weit ein aufgehängtes Gewicht, ein Pendal, durch ein nahe stehendes Gebirg angezogen d. h. aus seiner senkrechten Richtung abgezogen wird und berechnet danach das Gesammt-Gewicht, die Schwere der Erde. Man ermittelte dadurch auch die Abplattung des Erdballs an beiden Polen und prüfte an den Schwankungen des Mondes die Richtigkeit jener Berechnung. Es ward sogar nach dem selben Gesetze aus den Abweichungen des fernsten Planeten Uranos berechnet, daß und wo ein noch fernerer Planet vorhanden sein mußte der ihn störte und man fand dort den Neptun. Das Gesetz leitete und das Auge folgte; welches nunmehr ferner hin nicht Leiter ist sondern Diener, den man in Zweifelsfällen unbekümmert bei Seite schiebt oder zurückläßt. Mit gleicher Sicherheit darf

das walten dieses Gesetzes in allem gefolgert werden: wir vermögen nicht die Längen zu messen um welche Sandkörner sich anziehen würden wenn sie frei schwebten; aber daß sie sich anziehen müßten nach dem Gesetze steht außer Zweifel.

Auch hiebei begleiten den Menschen seine Mängel und trüben die Ergebnisse: er forscht vergleicht und ermittelt die gemeinsame Grundlage der Thatsachen, ihr Gesetz, läuft aber Gefahr die Gesetze voreilig zu gestalten oder ihnen ein weiteres Gebiet anzuweisen als ihnen zukommt. Es wurde z. B. aus zahlreichen Versuchen ermittelt, daß erwärmen die Körper vergrößere, abkülen sie verkleinere; auch ermittelt an der gasigen Luft, dem flüssigen Quecksilber u. a. so wie am festen Eisen u. a. um wie viel ihr Raummaß zunimmt oder abnimmt bei jedem ändern ihres Wärmestandes. Unser gebräuchlicher Wärmemesser (Quecksilber in einer Glasröhre) zeigt bekanntlich durch heben und sinken der Oberfläche des Quecksilbers, um wie viel der Wärmestand sich verändert habe. Das Gesetz des dehnens durch erwärmen wirkt aber nicht so weit wie ursprünglich angenommen; denn es gibt Metalle, die im erstarren aus dem geschmolzenen Zustande, also abkülend sich dehnen; ebenso nimmt das Wasser im gefrieren, also mindern des Wärmestandes, einen viel größeren Raum ein als vorher, weshalb auch das feste Eis schwimmt auf Wasser, obgleich es selbst nur Wasser ist. Es fand sich auch, daß Wasser bei abnehmender Wärme nicht bis zum gefrieren hinab an Maß abnehme und erst dann sich dehne, sondern schon bei 4 Grad Wärme das geringste Maß oder die gröste Dichte erreiche; dann weiter abkülend sich wenig dehnt bis es bei 0 Grad gefrierend mit einem Male sich stark ausdehnt.

Durch erkennen der Gesetze in den Bewegungen der Welt sind die Vorstellungen wesentlich geändert worden, welche der Mensch im Alterthume gebildet hatte vom Gesammten der Welt, der Welt-Ordnung oder Welt-Regierung. So lange seine Erkenntniß weit im Rückstande war erschienen ihm alle Vorgänge unerklärlich: er sah ein endloses schwanken und wechseln ohne Ordnung, welches nicht vorher sehen ließ was kommen werde. Er dachte sich alles als Ausfluß menschenartiger Willkür Laune und heftiger Leidenschaften; die Weltregierung als eine theils schädliche theils wohlthätige Gewalt der er hilflos preisgegeben sei. Je mehr seitdem der Mensch das Gesetzmäßige erkannte, den Zusammenhang der Vorgänge und ihr sicheres walten, desto freundlicher ward ihm die Weltordnung, desto mehr bediente er sich ihrer indem er suchte die Vorgänge zu lenken; er erhob sich und damit seine Vorstellungen, deren Gestalten sich erweiterten und lichter wurden, wie auch sein Verhältniß zur übrigen Welt.

§ 12. Der Verstand leitete den Menschen nicht allein im vergleichen der Gegenstände und ihrer Bewegungen, sondern auch im schaffen von **Begriffen.**

Er fand daß eine Anzahl von Gegenständen gleiche Eindrücke machten auf seine Sinne, sein Hirn und faßte dieses Gemeinsame in eine Bezeichnung, welche nur dasjenige enthält worin die Gegenstände sich gleichen oder änlich sind; alles andere aber ausschließt. Dieses in Gedanken einer Anzahl von Gegenständen Abgezogene (Abstrahirte) in eine Bezeichnung begriffen, nennt man Begriff oder ein Abstraktes, in welchem die Besonderheiten (das Concrete) der Gegenstände außer Acht bleiben. Er untersucht z. B. große harte Körper, anscheinend unbewegt und unverändert stehend oder liegend, und faßt ihre Änlichkeiten, ihr Gemeinsames, zusammen in den Begriff „Fels". Damit bezeichnet er nicht einen Körper den er irgendwo gesehen, sondern alle an verschiedenen Orten befindlichen, an denen er jenes Gemeinsame erkennt. So oft er andere sieht, welche den gleichen Eindruck auf ihn machen, faßt er sie in den selben Begriff; der in Folge des Verkehrs der Menschen endlich sich erstreckt über alle einzelen Felsen auf der Erde. Er findet Felsenstücke umher liegend, erkennt sie durch vergleichen als ebenso hart und unveränderlich wie die Felsen, nur daß sie beweglich und kleiner sind; sie machen nicht völlig gleichen Eindruck auf ihn wie der Fels, aber er findet doch ein Gemeinsames und faßt es zusammen mit dem des Felsen in den Begriff „Gestein". Er findet außerdem harte schwere Körper in großen und kleinen Stücken, glänzender als das Gestein und faßt ihr Gemeinsames in den Begriff „Metall"; findet auch diese Metalle in vielem änlich dem Gestein und faßt deshalb dieses Gemeinsame in den Begriff „Mineral". So werden seine Begriffe stufenweis umfassender, aber auch immer mehr Unänlichkeiten außer Acht gelassen. Er beschränkt immer mehr seine Forderungen, um aus allen ein Gemeinsames abzuziehen und als Begriff zusammen zu fassen in seinen Gedanken.

Außer den Mineralien findet er Gegenstände die an besonderen Stellen allmälig aus der Erde empor dringen, sich ausbreiten und verändern an Gestalt und Farbe, bis sie im Laufe der Zeit aus einander fallen und vergehen. Er findet daß viele darunter einen harten dicken Stamm haben mit zahlreichen Verästungen und faßt dieses Gemeinsame zusammen in den Begriff „Baum"; andere mit mehreren harten, aber dünnen Stämmen geben den Begriff „Strauch"; die mit weichen Stielen „Kraut"; mit Halmen aus der Erde sprossend „Gras"; die anscheinend blattlosen faßt er in die Begriffe „Schwamm" „Pilz" „Moos". Das Gemeinsame aller dieser Begriffe faßte er wiederum in den umfassenden Begriff „Pflanze".

Er erkannte Wesen, selbständig sich bewegend, die nicht aus der Erde sprossen sondern ihres Gleichen entstammen und faßte ihr Gemeinsames in den Begriff „Thier". Seinesgleichen bildeten den Begriff „Mensch"; unter den Thieren faßte er die welche lebende Junge gebären und säugend ernären als „Säugethiere"; andere befiederte und beflügelte als „Vögel" und so nach andren Gemeinsamkeiten die Begriffe „Lurch" (Amphibien) „Fisch" „Kerf" (Insekt) „Wurm" „Kleinthier" (Infusorien).

Die Zahl der Begriffe wuchs durch tieferes erforschen der Gegenstände. Er fand daß unter den zahlreichen Gegenständen eines Begriffs manche seien die sonstige Änlichkeiten gemein haben: manche Felsen aus verschiedenen Körnern und Blätter beständen, die gradflächig an einander gekittet erschienen, wogegen in anderen die Bestandtheile nicht zu unterscheiden seien oder in dünnen Blättern über einander lägen oder aus gleichen Körnern zusammen gefügt seien; es bildeten sich daraus die Begriffe: Kristall-Gestein Schiefer Sandstein. Als der Mensch die Lage und Gestaltung der Gesteine zu erklären suchte bildete er die Begriffe „Urgestein" und „Schichtgestein". Ebenso aus dem Begriffe Baum faßte er einen Theil zusammen als Obstbäume, andere als Waldbäume; erstere begriff er als Kernobst und Steinobst-Bäume, letztere als Nadelhölzer und Laubhölzer. Dem Begriffe „Thier" gab er als Unterordnungen die Begriffe Luftthier Landthier Wasserthier, indem er als Gemeinsames ihren gewöhnlichen Aufenthalt betrachtete, obgleich er die einzelen Thiere in sonstiger Beziehung unter andre Begriffe gestellt hatte. Änliches geschah mit den Begriffen „fliegende" „laufende" „kriechende" „schwimmende Thiere"; von denen erstere nicht allein Vögel sondern auch Fische und Kerfe begreift, wie auch jeder der anderen manchfache Thiere einschließt, die weit verschieden sind in andren Beziehungen und danach andren Begriffen untergeordnet werden.

Dieses anwenden des Verstandes führte aufsteigend dazu das Gemeinsame aller Gegenstände und Wesen abzuziehen zum Begriffe „Sein"; dagegen absteigend zum Gemeinsamen zweier Wesen oder Gegenstände, dem Gemeinsamen von einzelen Theilchen oder Bewegungweisen. Er fand z. B. daß das Licht, zurück geworfen von verschiedenen Gegenständen in gleicher Weise auf sein Hirn wirke und faßte dies Gemeinsame in den Begriff „Roth". Es blieb unberücksichtigt ob die Lichtwellen in der demgemäßen Geschwindigkeit von einem Granit- Marmor- oder Sandsteinfels zurück geworfen wurden, einem Moose oder Grase, einer Blume oder Frucht, einem Kerfe oder gesottenem Krebse: es galt nur das Gemeinsame, welches den Begriff „Roth" ergab. Wie die Gegenstände übrigens änlich oder unänlich

sind kommt dabei nicht in Betracht; ebenso wenig wie bei den Begriffen Mensch Marmor o. a. Rücksicht darauf genommen wird ob die darin begriffenen Gegenstände roth weiß oder schwarz sind.

§ 13. Das schaffen der **Begriffe** ist eine Verstandes-Thätigkeit die **dem Menschen eigenthümlich** ist.

Die Fähigkeit dazu ist ihm nicht fertig gegeben wie seine Sinne, seine Nerven- und Hirnreize; sondern er hat seinen Verstand dazu allmälig und mühsam fortbilden müssen. Das Thier hat Vorstellungen, denn es träumt; es hat Gedächtniß, denn es kennt Freund und Feind und weiß was ihm erlaubt oder verboten ist; es hat Verstand, denn es kann zählen und messen, wie Katzen-Thiere ihre Sprünge nach Augenmas einrichten, die Bienen und Ameisen ihre Zellen und Gänge; es überlegt und wählt auch seine Kampfweisen je nach den Umständen, ist listig und trügerisch. Daß es aber aus einer Menge von Gegenständen das gemeinsame abziehen und in einen Begriff zu fassen vermöge offenbart sich nicht. Daran schließt sich daß auch der Mensch auf rückständiger Stufe, als Kind, rückständiger Mensch oder im rückständigen Volke (Wilder) jene Fähigkeit nicht besitzt, sondern erst auf höherer Stufe der Bildung dazu gelangt.

Durch Begriffe machte sich der kurzlebige Mensch unabhängig von den Erscheinungen des Augenblicks, schuf Gedankendinger welche in der Zeit fortleben selbst wenn die Gegenstände verschwänden aus denen sie abgezogen wurden. Wir sehen z. B. an zweien Kindern manche Unterschiede der Größe Haut- und Harfarbe; dagegen auch Änlichkeiten von größerer Bedeutung, als aufrechte Stellung und Gangweise, vortretende Stirn Hände und Füße, Größe des Kopfes, unvollendetes Wachsthum u. s. w.; in Gedanken herausgezogen bilden sie den Begriff „Kind". Dieser ist alsdann nicht länger abhängig von den beiden Kindern vor uns, sondern umfaßt alle welche jemals lebten und leben werden; er ist gelöst von jedem einzelen Kinde aller Zeiten und wenn die Menschheit ausstürbe, zuletzt keine Kinder mehr entstünden, könnte der Begriff noch leben im Gedächtnisse des letzten Menschen. So auch die höheren Begriffe aus dem Gemeinsamen der niederen oder engeren. Er schloß an das Thierreich das Pflanzenreich, als Gemeinsames erkennend daß sie durch eigene Gestaltungen (Organe) aus Keimen wachsend sich bilden und darauf absterbend zerfallen: es ergab dieses den Begriff des „Organischen". Wird mit diesem das Unorganische der Mineralien, des Wassers und der Luft verbunden, insofern beiderlei Gestaltungen gemeinsam ist, daß sie aus den einfachen Stoffen zusammen gesetzt sind und alle vereint sind zu einer runden Gestalt: so entsteht der Begriff „Erdball", in welchem von allen sonstigen Ver-

schiedenheiten abgesehen wird. Wird dieser mit den übrigen Bällen verbunden die gleiche Richtung ziehen im Weltraume, so entsteht der Begriff „Sonnensystem“; daran geschlossen alle übrigen Sterne ergibt den Begriff „Sternenwelt“ und hiezu die großen Zwischenräume mit ihren Stoffen, so entsteht der umfassendste aller Begriffe „Welt“ oder „All“. Er umfaßt aber nicht allein die zur Zeit erkennbare Gesammtheit, sondern auch alle Zeiten, begreift alles was war, ist und sein wird. So wird der menschliche Verstand in seinen Schöpfungen gelöst von der Beschränkung in Raum und Zeit des Einzellebens.

§ 14. Auch bei den höchsten Denkthätigkeiten zum bilden der Begriffe ist der Mensch den **Mängeln seines Verstandes** unterworfen.

Die Mängel können einwirken beim bilden der Begriffe wie auch beim anwenden derselben zu Schlußfolgerungen. Indem der Verstand Änlichkeiten verschiedener Gegenstände zusammen faßt und daraus Begriffe bildet, bedrohen ihn die Irthümer daß er als änlich oder gleich auffaßt was nur durch Sinnestäuschung änlich erschien, oder was nicht bleibend und wieder kehrend auf ihn wirkt, wie z. B. Mißgeburten der Pflanzen und Thiere, ausnahmsweise Färbungen und Bewegungen u. s. w. oder was nicht dem gesehenen Gegenstande zukommt sondern anderen unbekannt gebliebenen, so daß er z. B. die Kometen änlich der Sonne schätzt als Weinspender; oder was keine geeignete Änlichkeit oder Gleichheit bietet zum bilden des bezüglichen Begriffes, wie z. B. wachsen der Hare nicht zum Begriffe „Pflanze“ dienen kann, obgleich es wachsen der Pflanzen änelt.

Beim unterordnen der Begriffe verleiten ihn die Mängel seines Verstandes, indem er als vorwaltend und wesentlich voran stellt was im Grunde als untergeordnet gelten sollte; in Folge dessen er die umfassenden und tief greifenden Begriffe entweder nicht sucht also unbeachtet läßt, oder wenn gebildet den unwesentlichen unterordnet. Schon die Eigenheit seiner Sinne das Äußerliche der Gegenstände aufzufassen bereitet vor auf den Irthum; der Mangel des Gedächtnisses im vorwaltenden bewahren des Auffälligen der äußeren Erscheinung oder Bewegung steigert die vorwaltende Neigung für alles Oberflächliche Gröbere und stark Wirkende. Dem Verstande werden in Folge dessen vornämlich mangelhafte Vorstellungen geboten, auf die er überdies sein mangelhaftes Verfahren anwendet, so daß er doppelt irrig seine Begriffe bilden und anordnen kann. So mußte die geltende Eintheilung der Pflanzen nach der rohesten Gestaltung, in die Begriffe „Baum“ „Strauch“ u. s. w. abgeschafft werden, als Linné 1735 erwies daß die minder auffälligen Blütentheile vorwaltendere Änlichkeiten und

Merkmale darböten. Ebenso wurden die vorwaltenden Begriffe „Säugethiere“ „Vögel“ u. a. untergeordnet als das Vorwaltende des Gerüstes erkannt wurde und alle Thiere nach neuen umfassenderen Begriffen eingetheilt wurden in Wirbelthiere und Wirbellose, Gliederthiere und Weichthiere. Damit ist aber nicht ausgeschlossen neue Begriffe höherer Art zu bilden, z. B. für die Pflanzen als vorwaltend gelten zu lassen die Weisen in denen sie aus der Urgestalt (Zelle) wachsend sich bilden, oder bei den Thieren das stufenweise fortbilden der Nerven-Verästung, des Hirns u. dergl. Jede Ändrung dieser Art wirft aber nicht nur die vorherigen Vorstellungen und Begriffe zusammen um neue zu bilden, oder sie neu anzuordnen, sondern verschiebt auch die Vergleichswerthe. Was früher voran stand und als Hauptsache galt wird zur Nebensache; was früher nur nebenher oder nicht beachtet ward wird voran gestellt und um so emsiger erforscht: völliges umgestalten der Anordnung, oft so tief eingreifend daß die bisher geltenden Begriffe unbenutzt der Rückbildung verfallen, als irre leitend bekämpft und vernichtet werden müssen; wie z. B. den wechselnden Religionen Lehrgebäuden Heilweisen u. a. geschehen ist.

Anwenden fertiger Begriffe auf Einzelfragen geschieht bewußt oder unbewußt in Schlußfolgerungen, aus dreien Sätzen bestehend:

Vordersatz, der den anzuwendenden Begriff erläutert;

Mittelsatz, den einzelen Gegenstand oder Fall bezeichnend, der vom Begriffe mit umfaßt wird und die Frage enthält;

Schlußsatz, der das Gemeinsame des Begriffes auf die Frage anwendet.

Wie z. B.

Vordersatz: „alle Menschen sind sterblich“; die gemeinsame Sterblichkeit aller Menschen als Begriff;

Mittelsatz: „ich bin ein Mensch“; einzelner Gegenstand den der Begriff aller Menschen mit umfaßt und die Frage enthält „bin ich sterblich?“

Schlußsatz: „folglich bin ich sterblich“; die gemeinsame Sterblichkeit angewendet auf den einzelen Menschen, als Antwort auf die Frage.

Hiebei können die Mängel des Verstandes in jedem der drei Sätze irre leiten: entweder kann im Vordersatze der Begriff falsch gefaßt sein, oder der im Mittelsatze benannte Gegenstand nicht in den Begriff gehören, oder im Schlußsatze der Begriff nicht angewendet sein auf den einzelen Gegenstand. Wie z. B. die Schlußfolgerung

alle Vögel können fliegen und legen Eier;
die Fledermaus kann fliegen und legt Eier;
folglich ist die Fledermaus ein Vogel;

enthält drei unrichtige Sätze. Zum ersten ist fliegen nicht Gemeinsames aller Vögel, denn die Laufvögel (Strauß u. a.) vermögen es nicht: der Begriff ist falsch gebildet. Zum zweiten gehört die Fledermaus nicht zum Begriffe „Vogel", denn sie legt keine Eier sondern gebiert lebende Junge. Zum dritten ist das Gemeinsame aller Vögel, also was der Begriff „Vogel" umfaßt, mehr als fliegen und Eier legen, nämlich Gefieder Hornschnabel warmes Blut Lungenathmung u. a. so daß die Fledermaus nicht dazu gehört obgleich sie warmes Blut und Lungenathmung hat; selbst nicht der fliegende Fisch, obgleich er fliegt und Eier legt.

Es zeigt sich daran wie viel größer die Wahrscheinlichkeit des mißlingens ist. Zum gelingen, zum richtigen folgern gehört, daß alle drei Sätze richtig seien, zum mißlingen genügt einer als unrichtig: die Unrichtigkeit ist also dreifach möglich in einem Satze, wogegen die Richtigkeit nur einfach sein kann. Deshalb darf nicht überraschen daß der menschliche Verstand so viele Irthümer bildet und noch unausgesetzt schafft; so daß die Menschheit eine Fülle von unrichtigen Begriffen und Folgerungen in sich trägt. Diesen Mängeln des Verstandes ist nur abzuhelfen durch unausgesetztes prüfen und sichten der Vorstellungen Begriffe und Schlüsse, um Irthümer erkennen und ausscheiden zu können. Der Zweifel an ihre Richtigkeit folgt demnach berechtigt dem forschen auf allen Bahnen; er wird von den Trägen gehaßt und vermieden als Feind der Trägheit; dagegen von Kundigen gehegt gefördert und geltend gemacht, um unermüdlich das Reich der Erkenntniß zu schützen wider die Mängel des Verstandes und zu befreien von ihren falschen Schlußfolgerungen.

§ 15. Bezüglich seiner Erkenntniß gibt es für den Menschen zwei Welten: eine **Innenwelt**, zusammen getragen aus den Vorstellungen und Begriffen die er in sich bildete;

eine **Außenwelt**, bestehend aus Wesen und Bewegungen, die er nach Maßgabe der empfangenen Eindrücke außer sich setzt, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit sich denkt als außer ihm da seiend.

Beide Welten ändern sich unausgesetzt: seine Innenwelt ändert ihren Inhalt sobald und so oft der Besitzer andre Eindrücke empfängt, neue Vorstellungen erlangt, neue Begriffe bildet, oder auch alt gewordene abgestorbene schwinden läßt. Ebenso ändert seine Außenwelt ihre Gestalten dadurch daß neue Vorgänge oder tiefere Einsicht in die vorherigen ihn bewegen die Gestalten zu mehren oder umzuändern in seinen Gedanken. Gewiß ist daß der Mensch in jedem Augenblicke von verschiedenen Seiten neue Eindrücke empfängt, und daß er daraus folgert um ihn her seien Gegenstände und Bewegungen, Unzähliches lebe

wachse und vergehe, es ziehe eine Flucht endlos wechselnder Erscheinungen vorüber, nirgends sei ein Stillstand oder unverändert bleibendes. Wie seine Fähigkeiten zum erkennen wachsen, erweitert und vertieft sich seine Innenwelt auch seine Außenwelt; indem er deren Gestalten außer sich setzt, die alsdann zurück wirken auf seine Innenwelt. In dieser Weise dauert das gegenseitige einwirken und umgestalten beider Welten mit dem Leben ihres Besitzers und endet mit ihm.

Deshalb hat auch jeder Einzele nicht allein seine besondere Innenwelt, sondern auch seine eigenthümliche Außenwelt, so verschieden von der Außenwelt jedes andren Menschen wie seine gestaltenden Fähigkeiten, Sinne Gedächtniß Verstand es sind von denen Anderer. Es erscheint schwierig sich zu überzeugen, daß jeder Mensch auch seine besondere Außenwelt habe; man denkt sich die Außenwelt müsse für Jeden die selbe sein, zeige sich allen Menschen gleich. Wenn auch die Menschen stürben zu Millionen, werde auch den Nachkommen das Gras grün und das Wasser naß sein; denn die Außenwelt sei getrennt vom einzelen Menschen, sei vor ihm gewesen und bleibe auch nach ihm. Diese Annahme liegt nahe, ist allgemein und doch irrig; wie Jeder erfährt sobald er seine Außenwelt vergleicht mit derjenigen Anderer: er findet dann bedeutsame Unterschiede und erkennt daß Jeder seine besondere Außenwelt lediglich zusammen setzt aus den Eindrücken die er in sich aufgenommen und außer sich versetzt hat. Die Außenwelt des Ackermannes ist wesentlich verscheiden von der des Jägers des Hirten oder Seefahrers. Dem Förster ist der selbe Wald anders als dem Maler; so daß beide, aufgefordert den Wald zu beschreiben, in Worten ganz verschiedene Wälder beschrieben werden; selbst wenn beide neben einander stehend und in gleicher Richtung blickend, keinen Zweifel darüber lassen, daß sie den selben Wald von der selben Seite bei gleicher Beleuchtung sehen. Es ist nämlich kein Mensch in so umfassender Weise befähigt, daß er alle Eindrücke erfassen könnte die der Wald oder ein andrer Gegenstand macht. Deshalb muß er sich beschränken auf den Theil zu deren Aufnahme er befähigt ist. Weil aber bezüglich der Fähigkeiten alle Menschen verschieden sind, also auch Förster und Maler: so muß und wird auch Jeder seine Außenwelt im Ganzen oder Einzelen verschieden gestalten. Eine andre Außenwelt als die selbst geschaffene gibt es aber nicht für den einzelen Menschen; von allem andren empfängt er keine Eindrücke und ist sie also auch nicht für ihn vorhanden.

§ 16. Aufnehmen der Eindrücke ist nur zum geringsten Theile freiwillig: die meisten dringen auf den Menschen ein, er kann ihrer sich

nicht erwehren und muß sie wirken lassen auf seine Vorstellungen und Begriffe. Er erkennt daß außer ihm Bewegungen geschehen die ihn in ihren Bereich ziehen, auch daß er selbst freiwillig oder gezwungen Bewegungen bewirke die Anderes in ihren Kreis ziehen. Da er wünscht daß solche Bewegungen sich wiederholen oder ausbleiben: so sucht er zu erforschen, woher sie entstehen und in welcher Folge sie verlaufen, damit er je nachdem sie herbei führe oder ihrer sich entziehen könne. So bald er nun entdeckt daß einer erkannten Bewegung wiederholt eine andre ebenfalls erkannte gefolgt sei, setzt er in seinem Gedächtnisse beide Vorgänge neben einander, vergleicht und verbindet sie, nennt dann die vorher gegangene die Ursache, die nachfolgende die Wirkung, und bezeichnet ihr verhalten zu einander als (Causal-) **Ursach-Verhältniß.**

Von den alten Ägüptern berichtet Herodot: „wenn ein Zeichen geschieht schreiben sie auf was folgt, nnd wenn später etwas Änliches geschieht glauben sie es müsse wiederum dasselbe folgen." In dieser Weise haben von jeher die Menschen verfahren müssen: sie beobachteten was wiederholt einander folgte, erdachten daraufhin Ursach-Verhältnisse und nahmen diese auf in ihr Gedächtniß. Der Mensch hatte keinen andren Leitfaden als das wiederholt beobachtete folgen, und schloß lediglich daraus daß solches auch fernerhin geschehen werde. Es waren also nur Gründe der Wahrscheinlichkeit die ihn leiteten, behaftet mit den Mängeln der Fähigkeiten die dabei zusammen wirken mußten. Das gleiche Verfahren beobachtet er bei Vorgängen die er freiwillig veranlaßt. Er hat wiederholt empfunden daß wenn er Wein genoß folge die Erheiterung oder Trunkenheit, und folgert daraus daß Weingenuß und Erheiterung im Ursach-Verhältnisse zu einander sind. Er hat in vielen Jahren gesehen, daß wenn er Weizenkörner in den Boden legte, wuchsen einige Monate später an diesen Stellen Halme empor mit änlichen Weizenkörnern in größerer Zahl. Daraufhin setzt er Aussaat und Ernte in Ursach-Verhältniß zu einander und erwartet, daß jedesmal wenn er solche Aussaat in die Erde lege werde eine Ernte von gleicher Art die Wirkung sein. Erfahrungen sind Grundlagen solcher Schlußfolgerungen.

Im ermitteln der Ursach-Verhältnisse wirkten die Mängel seiner Fähigkeiten zusammen wie bei allen andren Schlußfolgerungen. Die Erfahrungen konnten unrichtig beobachtet sein, irrig dem Gedächtnisse eingeprägt oder falsch erinnert worden sein: demnach dreifach täuschend zusammen gesetzt in den Sätzen der Schlußfolgerung. Es konnten überdies zwei Vorgänge mit einander in Ursach-Verhältniß gesetzt sein, die nur zufällig einander wiederholt folgten, viel öfterer einander nicht folgten, aber dem Menschen unbemerkbar weil nicht auffällig

genug oder theilweis außer dem Bereiche seiner Sinne geschehen. Es konnten auch beide Vorgänge nahezu gleichzeitige Wirkungen der selben Ursache sein die der Mensch nicht bemerkte, oder sie konnten nur während der Lebenszeit des Beobachters einander gefolgt sein und weder vorher noch nachher. Aus solchen Mängeln entstand meist alles was Aberglaube heißt. Es haben z. B. Jäger wiederholt erfahren, daß wenn ihnen am Morgen beim Ausgange zur Jagd ein altes Weib begegnete blieb die Jagd erfolglos; sie zogen daraus die Folgerung, daß alte Weiber Jagdunglück bewirkten, also im Ursach-Verhältnisse dazu stünden. Beide Vorgänge können einander oft gefolgt sein, noch öfterer nicht; letztere haben jedoch minderen Eindruck gemacht, nicht seinem Gedächtnisse sich eingeprägt, weil er über sein Jagdglück vergaß daß ihm ein altes Weib begegnet sei. Er zog also seinen abergläubigen Schluß aus der Minderheit der Fälle, in denen er Veranlassung hatte des begegnens sich zu erinnern. Beide Vorgänge können aber oft zusammen getroffen sein als Wirkungen der gleichen Ursache: der Jäger wie das Weib haben die Morgenfrühe verschlafen und begegnen sich deshalb, aber mit verschiedenem Erfolge; dem Weibe diente die Ruhe, der Jäger dagegen versäumte die Morgendämmerung, welche er als günstige Jagdzeit hätte benutzen sollen; er hätte Jagdglück gehabt wäre er früher ausgegangen als die alten Weiber. Von Zeit zu Zeit erscheinen große Kometen, auch in wechselnder Folge fruchtbare und unfruchtbare Jahre Mißwachs Seuchen Kriege und andre auffällig gemeinschädliche Vorgänge: so daß wiederholt einem Kometen besonders günstige oder ungünstige Vorgänge gefolgt sein können. Der Mensch hielt sich berechtigt daraus zu folgern, Kometen seien Vorboten ungewöhnlicher Begebenheiten: sie stünden im Ursach-Verhältnisse zu Mißwachs Seuchen Kriegen und sonstigen Übeln, wie im Mittelalter geglaubt; oder der Komet bereite ausgezeichneten Wein, wie in der Neuzeit gedeutet. Aus der Überzahl der erscheinenden Kometen waren nur die wenigen dem Gedächtnisse eingeprägt worden, denen Auffälliges folgte und daraus der Aberglaube entstanden. Die Congoneger und viele andre Völkerschaften Afrikas haben Regenpriester (Profeten) welche zur Zeit der Dürre den Regen herbei zaubern; die Hellenen und Römer alter Zeit, denen später die Christen folgten, hielten Umzüge mit Götter- und Heiligen-Bildern, um den mangelnden Regen durch Gebete zu bewirken. Es geschah nicht ohne Grund; denn die Menschen werden wiederholt beobachtet haben, daß den Beschwörungen und Bittgängen innerhalb der gewünschten Frist der benöthigte Regen folgte; namentlich wenn die klügeren Profeten und Priester das Mittel verzögerten bis Anzeichen zum Regen zu spüren waren. Alle andren Fälle in denen günstiger Regen gekommen war

ohne Priester, oder wann beschwören und beten nicht geholfen hatten, waren seinem Gedächtnisse nicht eingeprägt; nur das auffällige der Minderzahl war haften geblieben und hatte ihn veranlaßt ein Ursach-Verhältniß zu erdenken. Die Ägüpter beobachteten vor Jahrtausenden, daß der Sirius (Hundsstern) zu Anfang der heißen Jahreszeit in der Morgendämmerung am Himmel erscheine, wie ein Vorläufer (Hund) der sengenden Sonne. Da dieses sich jährlich wiederholte und die Hitze auffällig sich einprägte: so setzten sie beides in Ursach-Verhältniß und bezeichneten den Stern als Verwüster, grimmigen Urfeind, großes Unglück u. dergl. Deshalb noch jetzt die verwandten Namen Hundsstern und Hundstage gebräuchlich. So gibt es eine Unzahl Wetterregeln, vom Landmanne oder Seefahrer als zuverlässig betrachtet, weil sie wiederholt fanden daß die darin bezeichnete Folge von Wetter-Zuständen eintraf. Die meisten werden als Aberglauben bezeichnet, obwohl nicht zu verkennen ist daß manche sich richtig erwiesen durch tieferes forschen: wie z. B. die den Seefahrern seit Jahrhunderten bekannte Winddrehung durch Süd oder Nord mit ihren Folgen, auch das aufhören des Sturmes sobald der Himmel aufklärt wo der Wind herströmt u. dergl. Es war auch der Fall mit dem Ursach-Verhältnisse, in welches Moses den Rauchzug seines Orakelzeltes (Stiftshütte) mit dem Reisewetter setzte. Er wird wiederholt beobachtet haben, daß klares Wetter folgte wenn der Rauch von den im Zelte unterhaltenen Räucherungen empor zog; wenn er dagegen an der Erde verbleibe folgte Regen Sturm oder Gewitter, während welcher es rathsam sei im Lager zu bleiben. Gleiches trifft noch jetzt zu: aufsteigen oder fallen des Rauches sind Folge verschiedener Luftdichte, welche jetzt gemessen wird am steigen und fallen der Quecksilbersäule im Luftdruckmesser (Barometer). Rauchzug wie Stand der Quecksilbersäule ändern je nachdem die umgebende Lufthülle dichter oder dünner, schwerer oder leichter wird: in schwerer Luft hebt sich der leichtere Rauch, in leichter Luft ist der Rauch schwerer und sinkt zu Boden. Wo aber die Luft leicht ist, strömt anderswo her schwerere herbei und bringt Regen Sturm oder Gewitter. Der Rauchzug diente dem Moscheh wie uns das Barometer; sein erdachtes Ursach-Verhältniß enthielt nicht mehr Aberglauben als unsre Wetterregeln nach den Schwankungen der Quecksilbersäule.

§ 17. Es zeigt sich im schaffen der Ursach-Verhältnisse wie Glaube und Aberglaube sich verketten, ihre Gebiete in einander greifen und selbst richtige verkannt werden können in ihrem Ausdrucke. Solches liegt um so näher wenn die **außersinnliche Welt** damit verbunden wird; wie bei Moscheh welcher die Andeutung seines Rauch-

Barometers seinem höchsten Wesen zuschrieb. Die Verbindung mit der außersinnlichen Welt liegt aber nahe; denn die Vorgänge um uns her geschehen nur zum Theile innerhalb der Grenzen unsrer Sinne, zum andren Theile außerhalb. Zahllose Vorgänge erscheinen plötzlich im Bereiche der Sinne, ohne vorherige die als Ursache erkannt werden könnten, oder ohne nachherige die als Wirkung gelten könnten: beide Male gehört das Vermißte zu unsrer außersinnlichen Welt, indem unsre Sinne nicht hinreichen um Eindrücke von ihnen aufzufassen. Wir stehen in solchem Falle an den Grenzen unsrer Sinne jenseit welcher das Dunkel entweder die Ursache oder die Wirkung verhüllt; Begebenheiten kommen von dorther in den Bereich unsrer Sinne und werden erkannt, andre erkannte verlieren sich dorthin spurlos.

In solchen Fällen versuchte der Mensch zu allen Zeiten Verbindungen und Forschungen über jene Grenzen hinaus: er schloß aus änlichen Vorgängen, deren Ursach-Verhältniß innerhalb seines Bereichs lag, auf jene deren Ursache oder Wirkung außerhalb waren, erweiterte oder vergrößerte in Gedanken die bekannten so weit wie der unbekannte Vorgang zu erfordern schien. So suchten die Nordländer vor 1000 Jahren den scharfen Nordwind zu erklären: die kalte Luftströmung war sichtlich erkennbar, aber deren Ursache, der vorherige Vorgang blieb verborgen; er gehörte zur außersinnlichen Welt, weil die veranlassenden Wärme-Unterschiede der Luft in Nähe und Ferne nicht wahrgenommen werden konnten. Sie verglichen ihn deshalb mit einem änlichen Vorgange dessen Ursach-Verhältniß innerhalb des Bereiches ihrer Sinne lag; nämlich dem Luftzuge vom Flügelschlage großer Vögel, den sie wiederholt empfunden hatten. Sie deuteten auf Grund dessen den Nordwind dadurch, daß im Norden ein Vogel sitze, der durch Flügelschläge die Luft nach Süden treibe, um so viel größer als ein Adler wie der Nordwind den Luftzug von Adlerflügeln überträffe: also ein riesiger Adler welcher abwechselnd wehe oder sich ausruhe. Änlich die Südländer dem Wüstenwinde gegenüber: sie fühlten die heiße und ausdörrende Wirkung des aus der Wüste kommenden Windes, ohne dessen Ursache wahrnehmen zu können, forschten aber nach der außersinnlichen Ursache durch vergleichen mit dem eignen Athem, dem warmen Hauche. Sie folgerten es müsse in der Wüste ein Wesen (Wüstenherr) sein dessen glühender Hauch sie anwehe, an Größe und Hitze dem Menschen so sehr überlegen wie der Wüstenwind dem Hauche. Die Israeliten sahen zu Zeiten ihr Verehrungwesen in der Luft sich fortbewegen, vorüber ziehen (2. Mose 33) aufsteigen oder sich nieder lassen, also innerhalb des Bereiches ihrer Sinne erscheinen; nur die Ursache des fliegens erkannten sie nicht, gehörte also zu ihrer außersinnlichen Welt. Sie nahmen zum vergleichen den Flug der Vögel

und dachten sich ihr Verehrungwesen geflügelt. Da es aber mit den Menschen (in ihren Träumen) redete wie ein Mensch, so dachten sie es als geflügelte Menschengestalt. Als die Israeliten älterer Zeit mehrere solcher Wesen verehrten als elohim, dachten sie solche geflügelt wie die noch jetzt bekannten Engel-Gestalten; als sie später ein Hauptwesen an die Spitze stellten welches gleichfalls durch die Luft sich bewegte, dachten sie solches getragen von geflügelten Wesen (cherubim) und fügten deren Bilder an ihre Orakellade (Bundeslade) an dem Orte wo ihr Verehrungwesen erschien und Befehle oder Antworten ertheilte (2. Mose 25). Desgleichen die in Ost-Afrika Arabien und West-Asien wandernden Hirtenvölker indem sie das Himmels-Gewölbe betrachteten und die außersinnliche Ursache des freien schwebens erforschen wollten. Sie wählten als nächst liegenden Vergleich das zwischen Stangen ausgespannte und von Stangen gehaltene Zelttuch: dachten den Himmel ebenso ausgespannt, bis er dereinst am Ende der Welt wie ein Zelttuch sich zusammen rollen und mit Krach auf die Erde fallen werde. Bei den Ariern (Persern u. a.) ward der Himmel verglichen mit dem freien tragen eines umgekehrten Kessels: sie dachten ihn als großes ehernes Gewölbe auf vier tragenden Stützen (Weltenden oder Himmelsgegenden) deren Verkörperung als vier Zwerge (Süd Nord Ost West) noch in den Sagen des Nordens vorkommt. In gleicher Weise ward verfahren im deuten der Seuchen welche die Menschen zu tausenden nieder warfen und tödeten, ohne daß die Ursache gesehen ward. Zum vergleichen fand sich in der Sinnenwelt das niederwerfen und töden in den Schlachten: der Sieger durcheilte die Menge der fliehenden und schlug sie nieder mit seinem Schwerte. So dachte man die Seuche als einen übermenschlich großen geflügelten Würgengel, schwer bewaffnet die Bevölkerung durchziehend, töden nach allen Seiten, auch sichtbar erscheinend (2. Sam. 24).

So waltet durch alle Zeiten und alle Völker das streben nach erklären der außersinnlichen Vorgänge durch vergleichen mit sinnlichen: dadurch schuf der Mensch Gestalten zahlloser Art, stellte sie zusammen zu einer außersinnlichen Welt, Jedem eigenthümlich nach Maßgabe seiner Fähigkeiten. Diese mußte sich erweitern im Verhältnisse wie der Mensch seine Vorstellungen und Begriffe bereicherte und bisher unbekannte Vorgänge entdeckte; sie mußte sich aber auch verändern und berichtigen je mehr der Mensch den Bereich seiner Sinnenwelt erweiterte, erobernd vordrang in seine außersinnliche Welt. Je mehr durch Bereichern seiner Erkenntniß neue Ursach-Verhältnisse klar wurden, von denen bisher die Ursache oder Wirkung unbekannt gewesen war, desto mehr verlor seine außersinnliche Welt an Bereich; gewann aber andrerseits wiederum durch beobachten neuer Vorgänge deren Ursache

oder Wirkung nicht in seiner Sinnenwelt lag. Je weiter der Bereich seiner Sinnenwelt sich dehnte, desto länger ward die Grenze zwischen ihr und seiner außersinnlichen Welt, desto mehr erkannte Vorgänge standen im Ursach-Verhältnisse zum außersinnlichen Gebiete und wuchsen die Berührungpunkte zwischen beiden Welten. In Folge dessen machte er seine außersinnliche Welt reicher an Gestalten oder vergrößerte sie zu einer Gestalt im unabläſſigen umgestalten. Am deutlichsten zu erkennen an den bildlichen Vergleichen der Dichter verschiedner Zeiten und Bildungsstufen; da sie fast alle bestehen aus Ursach-Verhältnissen zwischen der sinnlichen und außersinnlichen Welt, wie der Dichter sie erkennt oder darzustellen beliebt. Je höher ein Dichter gebildet, desto richtiger sind seine Bilder; aber Ursach-Verhältnisse welche große Dichter früherer Jahrhunderte gebrauchten, wie z. B. Homer's Göttereinmischungen in den trojanischen Krieg, würde ein Dichter der Jetztzeit nicht verwenden mögen.

Anwenden des Verstandes zum schaffen von Verbindungen zwischen der sinnlichen Welt bezeichnet man als Einbildung oder Fantasie; deren der Mensch sich bedient als Profet Dichter oder Bildkünstler um Wesen oder Vorgänge darzustellen, deren Eindrücke faßlich waren, aber nicht ihre Ursache, Wirkung oder Gestalt. Das Verfahren ist um so unsicherer oder irreleitender je mehr dabei die außersinnliche Welt den Stoff hergeben soll, je mehr der entlegenen Vergangenheit oder fernen Zukunft entnommen wird in Gedanken. Der Mensch kann allerdings nichts einbilden d. h. in sich zum Bilde gestalten, wozu nicht in der Sinnenwelt die Bestandtheile vorhanden sind; die er wirklichen Wesen oder Vorgängen entnehmen muß, welche auf ihn und andre gewirkt haben durch die Sinne. Aber im verwenden und zusammen fügen der Bestandtheile verfährt er unbeschränkt: er verbindet Menschen-Gestalten mit Pflanzen (Dafne, Arabesken u. a.) vereint Glieder von Menschen und Thieren zu Engeln Teufeln Sfinxen u. a. bildet Vorgänge oder Unorganisches in Menschengestalt: Meer Flüsse Quellen Jahreszeiten Krieg Frieden o. dergl., sogar reine Begriffe wie Liebe Güte Weisheit o. a. Es erlaubt sich der Dichter die Erscheinungen der entlegensten Zeiten und Orte zu verbinden, auch Sinnliches und Außersinnliches beliebig einzuschalten: wie Homer Virgil Dante Milton Klopstock Göthe u. a. Vorgänge geschehen lassen auf der Erde und über den Wolken, im Himmel und in der Hölle, auf Höhen und im Untergrunde, durch lebende und gestorbene Menschen, Engel und Teufel, sinnliche Menschen wie außersinnliche Helden und Götter in buntester Abwechslung. Nur beschränkt darin daß die Bestandtheile sinnlich sein müssen; weil die Eindrücke welche er bewirken will, nur durch Vorstellungen geschehen können, welche dem

empfangenden bekannt sind und dadurch geeignet änliche Vorstellungen zu erregen.

Der Mensch ist auch befähigt durch derartiges anwenden seines Verstandes als Einbildung sich Ideale zu schaffen d. h. Vorbilder von Gegenständen Vorgängen oder Zuständen, deren höchstes Gestalten oder Dasein er sich bildet in Gedanken aus vorhandenen oder vorhanden gewesenen Gestalten oder Zuständen. Es sind nicht Urbilder die Daseiendem zum Grunde liegen, sondern Zielpunkte der Fortbildung die er sich denkt, indem er die bisherige stufenweise Entwicklung steigert, sie in die Zukunft fortgesetzt oder auch rückwärts folgernd zu eingebildeten Urzuständen. Wie alle Gestalten der Einbildung, sind auch diese der außersinnlichen Welt lediglich Schöpfungen des Menschen, nicht ohne ihn oder außer ihm, sondern nur in ihm vorhanden: gestaltet nach der jezeitigen Erkenntniß und Stimmung, stehend oder fallend mit den Grundlagen und um so schwankender je größer die Willkür beim schaffen, je zügelloser der Flug der Einbildung Zeit und Ort, so wie bestehende Ursach-Verhältnisse unberücksichtigt ließ.

Die Gefahren, denen der Mensch sein erkennen aussetzt indem er den Verstand als Einbildung anwendet, sind unbeschränkt wie das Gebiet des wirkens. Sie liegen sehr nahe; denn Zeit und Raum sind vereint, Vergangenheit Gegenwart und Zukunft, Nähe und Ferne sind nicht geschieden sondern fließen in einander, sinnliches und außersinnliches sind Eins, alle Vorgänge geschehen ununterbrochen in geschlossener Folge, und alle Sprachen in ihren Ausdrücken, alle Darstellungen in Wort Bild oder Ton nehmen die Einbildung in Anspruch um sich verständlich zu machen. Die Gefahren umringen den Menschen jederzeit und allerorts; sie drängen sich um so leichter ein, als die Einbildung fast mühelos die umfangreichsten Schöpfungen vollbringt, unbehindert durch Schwere des Stoffes zu ihrer Dunst-Weberei. Es ist mühsam einen Vorgang oder ein Wesen erschöpfend zu erforschen, auch zeitraubend und unbehaglich weil anstrengend; aber sehr leicht einer äußeren Änlichkeit mit Vorhandenem sich zu erinnern und danach eine Form oder eine Bewegung beliebig beizulegen; um so leichter je genügsamer die Anforderungen. Es erklärt sich daraus weshalb Menschen wie Völker auf rückständiger Stufe der Einbildung so große Geltung beilegen, den Künsten übermächtig sich zuneigen; warum der Mensch im Ruhestande, in Folge der Üppigkeit heißer Länder oder Unwirthlichkeit der kalten, vorwaltend die Einbildung beschäftigt, so gern der langsam vordringenden Erkenntniß voran eilen läßt; warum ihre reizenden Bilder so leicht das Hirn gefangen nehmen und der reizlosen Forschung den Zugang erschweren oder diese Mühe als überflüssig abwehren. Die Einbildung ersetzt den Menschen die fehlenden

Flügel, die er sich sehnlich wünscht wenn er den Vogel eilend schweben oder kreisen sieht. Wer flöge nicht lieber als daß er ginge? Wer schlürft nicht lieber Kunstgenüsse als daß er sich abmüht im Denken?

§ 18. Der Mensch leidet im mühen um seine Erkenntniß nicht allein unter der Begrenztheit seiner Sinne, seines Gedächtnisses und Verstandes, sondern auch unter den **Mängeln seines Daseins** überhaupt.

Seine Außenwelt ist örtlich verschieden und beengt; wie schon erwiesen in der vorhin erwähnten Verschiedenheit der Vorstellungen der Nordländer und Südländer über das Ursach-Verhältniß herrschender Winde oder über den Himmelsraum. Dieser Einfluß wird um so gefährlicher sobald der Mensch aus den Ursach-Verhältnissen Begriffe bildet, die Änlichkeiten oder das Gemeinsame einer Anzahl in eine Bezeichnung zusammen fassen will; wobei er sein Eigenwesen als Maßstab anwenden muß. Auf Grund dieses Verhältnisses zu seinem Wesen schuf er sich in Gedanken eine Fülle von Gegensätzen, die er fortbildete bis zur Spaltung der ganzen Welt in zwei Reiche die einander bekämpfen. Er bildete z. B. aus einer Anzahl von Ursach-Verhältnissen den gangbaren Begriff der Wärme; maß aber die Wärme an seinem Eigenwesen, stellte sich in die Mitte, einerseits Wärme und andrerseits Kälte; er steigerte dann die eingebildeten Gegensätze zur Hitze oder Glut und zum Frost. In der Wärme sind aber nur Abstufungen, keine Gegensätze; jene Ausdrücke bezeichnen mehr oder minder Wärme, der stärkste Frost ist lediglich Wärme im geringsten Maße. Die Gegensätze sind nur im behagen des Menschen, darin daß die verschiedenen Stufen der Wärme ihn anregen in entgegen gesetzten Weisen. Änlich ist es, wenn er aus dem was durch die Augen auf sein Hirn wirkt den Begriff „sichtbar" bildet und diesem gegenüber dem aus allen andren gebildeten Begriff „unsichtbar" als Gegensatz hinstellt; obgleich beiderlei in Wirklichkeit neben und durch einander liegt, so daß alles sichtbare mit allem unsichtbaren zusammen die untrennbare Welt ausmacht, von der auf jeden Menschen sein besonderer Theil wirkt je nach seinem Eigenwesen. Der unsichtbare Theil steht ihm ebenso zur Verfügung wie der sichtbare und er vermag durch erweitern seines Sehgebietes mittelst geschliffener Gläser vordem unsichtbares sich sichtbar zu machen. Ebenso verleitet ihn sein Eigenwesen, seine Begriffe zu Gegensätzen zu sondern von angenehm und unangenehm, nützlich und schädlich, gut und böse u. s. w. als ob seine Außenwelt demgemäß zerklüftet sei. Die Verschiedenheit der Eindrücke seines Hirns, der darauf gegründeten Vorstellungen setzt er hinaus in die Welt; statt zu sagen, die Eindrücke seien ihm angenehm oder unangenehm, die Bewegungen ihm nützlich oder schädlich,

seinen Absichten gemäß gut oder böse, legt er die Scheidung in die Außenwelt, und spaltet diese in zwei Abtheilungen. Dazu kommt noch, wie allgemein in bilden der Begriffe, daß er dazu nur das Gemeinsame auszieht und darüber den übrigen Inhalt vergißt oder verneint. So rechnet er die Gifte zum schädlichen, weil sie im Ursach-Verhältnisse stehen zum beschleunigen des sterbens der Menschen. Dieses ist aber nicht das ganze Wesen der Gifte, denn manche, als Quecksilber Opium Strüchnin Atropin u. a. stehen auch im Ursach-Verhältnisse zum gedeihen des Menschen, dienen als Arznei; andere stehen im Ursach-Verhältnisse zu seinen Genüssen oder seinen Arbeiten, wie Nicotin des Taback Arsen Antimon u. a. Die Gifte gehören also nicht allein zum schädlichen sondern auch zum nützlichen d. h. ihre Wirkungen auf den Menschen sind ihm theils schädlich theils nützlich. Er rechnet ferner den Menschenmord zum bösen, weil er im Ursach-Verhältnisse steht zum zerstören der Menschheit; dennoch gilt er gleichzeitig als Mittel zur Reinigung der Ehre (im Duelle) auch als Krieg um Streitfragen zu erledigen zwischen Fürsten oder Völkern, ferner um neue Morde zu verhüten durch hinrichten der Mörder. Im Begriffe des bösen lag also nur ein Theil der Bezüge des Menschenmordes, nur was er mit andren Vorgängen gemein hat zum Nachtheil der Menschen; im übrigen gehört er zum Begriffe des guten.

Die Gefahren durch Mängel des Menschenwesens werden um so zahlreicher und einflußreicher je höher der Mensch seine Thätigkeit bildet, Begriffe von umfassendster Bedeutung schafft oder sie verbindend Kettenreihen schafft, die entweder in die Vergangenheit zurück reichen oder in die Zukunft hinaus verlängert werden. Es können dabei alle Mängel wirken, die in der ganzen Reihe Einfluß hatten als er durch die Sinne Bilder schuf, Vorstellungen zusammen setzte, aus dem gemeinsamen solcher zalreiche Begriffe schuf, Ursach-Verhältnisse ableitete und daraus andre Begriffe als Kräfte Gesetze u. a. abzog. Auf jeder Stufe konnte er irre geleitet werden durch Mängel der Sinne des Gedächtnisses oder Verstandes; jeden Irthum übertrug er auf die nachfolgende Reihe und einmal auf dem Irrwege mußte er immer weiter abirren im vordringen zum Endschlusse. Führte er die Kettenreihe der Ursach-Verhältnisse rückwärts so wirkte er als Geschichtschreiber; führte er sie vorwärts so wirkte er als Profet; verband er das gemeinsame zu Begriffen höherer Art und steigerte die Begriffsbildungen bis zur Einheit, so bethätigt er sich als Denkweiser. Im Geschichtschreiber Dichter Profeten und Weisen erlangt die Erkenntniß ihre reichste Gestaltung; aber auch die Wirkung der Mängel des Menschenwesens ihren gröſten Belauf. Indem alle Wege der Fortbildung des Menschen hinauf führen zur Erkenntniß der Menschheit

und des All, leiten sie durch Dickichte des Irthums, durchkreuzt von Irrpfaden und begrenzt von Abgründen.

Je mehr die Begriffe umfassender gestaltet wurden desto näher lag die Gefahr, daß dabei die Grenzen überschritten wurden welche dem Menschen gegeben sind darin, daß seine Vorstellungen beschränkt sein müssen in Raum und Zeit um erfaßt werden zu können. Seine Begriffe, gebildet aus dem gemeinsamen beschränkter Vorstellungen, können über deren Grenzen nicht hinaus; denn außerhalb liegt nur Unerkanntes, nicht dazu gehörig. Wir mögen die Begriffe noch so sehr steigern und erweitern, sie werden auch dann nur das gesammte dessen umfassen können was in Zeit und Raum auf den Menschen Eindruck machte, was er davon erfaßte und in seinen Vorstellungen ausprägte; darüber hinaus gibt es nichts für seine Begriffe. Deshalb ist ihm unmöglich Unbegrenztes in seine Vorstellungen und Begriffe zu fassen. Wenn wir demungeachtet reden vom unbegrenzten in Raum und Zeit, der Unermeßlichkeit oder Ewigkeit, so nennen wir nur Namen oder Bezeichnungen, deren Inhalt wir nicht kennen können, weil er nicht begrenzt also faßbar ist. Wir blicken nach allen Seiten in die Welt hinaus und weil wir keine Grenze absehen können, auch kein Ende der Reihenfolgen, bezeichnen wir den Raum als unermeßlich statt ungemessen. Wir forschen rückwärts in die Vergangenheit, in die Tiefe der Zeit und versuchen in die Zukunft zu blicken; weil wir nirgends Anfang oder Ende absehen können, bezeichnen wir die Folge der Begebenheiten als ewig, statt unabsehbar. Wir folgern aus unserm Mangel auf die Welt; vergleichbar der früher gangbaren Behauptung das Meer sei unergründlich, lediglich weil das Bleigewicht an den längsten der Senkleinen nicht auf den Grund stieß. Unermeßlichkeit und Ewigkeit sind nicht Begriffe, sondern Namen zum bezeichnen des vermeintlichen Gegentheiles unsrer Begriffe „Raum“ und „Zeit“.

§ 19. Vorstehend ist alles erkennen betrachtet worden als ob es in einem Menschen geschehen sei, als ob Einer während der Jahrtausende den Bildunglauf in sich vollzogen habe; von den ersten Anfängen entlegener Zeit, der Kindheit des Menschen-Geschlechtes bis zu den höchsten Stufen der Jetztzeit. In Wirklichkeit aber geschah solches im Leben von vielen tausenden millionen Menschen die einander folgten, in sich alle Mängel und Gefahren wiederholend. Allein diese mußten, vermöge der Gleichartigkeit ihrer Gestaltung und Fähigkeiten, in ihrer Gesammtheit bezüglich der Erkenntniß sich verhalten wie ein Einzeler; auch wie dieser von der mindesten bis zur höchsten Stufe sich fortbilden durch **ansammeln der Bildungschätze**. Sie durften also betrachtet werden als Einheit.

Das ansammeln ist jedoch durch die Menge der mitwirkenden mit neuen Gefahren verbunden gewesen; denn es ist weder ununterbrochen geschehen noch gleichartig, hat deshalb an den wechselnden Schicksalen der Menschheit Theil genommen und aus dem Leben der millionen Einzelmenschen neben dem Gleichartigen auch alles Ungleichartige aufnehmen müssen. Freilich sind die Grundlagen des Menschenwesens wieder zu finden im Ungleichartigen der Einzelen; da deren Fortbildung mit allen ihren Unterschieden nur durch die allen gemeinsamen Fähigkeiten geschehen konnte und der Mensch in den meisten Bezügen nur ein kurzlebiges Abbild der Menschheit ist. Allein die Verschiedenheiten unterbrachen den Fluß der Bildung, zerstörten unzählig oft errungene Erkenntniß und ließen der übrigen Welt um so öfterer Gelegenheit zum beeinträchtigen des Verlaufes.

Jeder Mensch erlangt den kleinsten Theil seiner Erkenntniß durch eigenes schaffen; der weitaus größte wird ihm mitgetheilt von anderen. Da aber dieser auf dem selben menschlichen Grunde erwachsen war, auch Jeder gleichartige Fähigkeiten besitzt, so verbinden sich beide Arten so innig, daß es überaus schwierig ist, den erlernten Theil vom selbst geschaffenen zu unterscheiden. Jeder wird von frühester Jugend durch andere erzogen, von der rückständigsten Stufe der Bildung her so vielfältig und umfassend, daß er in Ermanglung in der Thierheit verbleiben würde. Es werden seinem Gedächtnisse, außer den Eindrücken die er unmittelbar von Gegenständen erlangt und verarbeitet, in viel größerer Anzahl fremde Eindrücke eingeprägt. Statt mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Maße zu messen, mit eigenem Verstande zu vergleichen, empfängt er in der Sprache Anderer durch sein Gehör die Eindrücke Bilder und Vorstellungen Anderer; von dem was auch diese zum kleinsten Theile selbst empfunden gemessen und verglichen haben, größtentheils aber wiederum von Anderen empfingen. In dieser Weise bildete sich eine unabsehbare Reihe von Vererbungen, vergleichbar der Verwaltung eines Familien-Besitzes, welches Jeder von seinem Vorgänger ererbte und nachdem er selbst Erworbenes hinzu fügte seinem Nachkommen hinterließ. Wenn es möglich wäre jede der gegenwärtig herrschenden Vorstellungen auf der Bahn ihres Wachsthumes rückwärts zu verfolgen bis zum Ursprunge, so würde sich finden daß zu irgend einer Zeit, liege sie Jahre Jahrhunderte oder Jahrtausende hinter uns, die erste Anregung dazu im Hirne eines Menschen durch selbstschaffen entstand; daß sie alsdann in kleinster Gestalt auf Andere vererbt ward in einer Reihenfolge von Geschlechtern, von denen manche selbst Erschaffenes hinzu fügten, bis sie verengt oder erweitert, aber jedenfalls verändert zur Jetztzeit gelangte. Wir würden, wie in einer Familien-Erbschaft von Silberthalern, alle gleichartig und doch

von verschiedenem Gepräge, an der Reihe von Jahreszahlen das allmälige anhäufen des Schatzes zurück verfolgen können bis zum ersten Thaler; so durch alle Stufen zur ersten Vorstellung.

Viele wichtige Vorstellungen und Begriffe sind so neuen Ursprunges, daß sie bis zur Quelle verfolgt werden können, daß der Verlauf ihrer Heranbildung zu erforschen und beschreiben wäre wie ein Lebenslauf; andere sind Jahrhunderte alt und gestatten ebenfalls ihr wachsen zu verfolgen vom Beginne her, indem sie durch Schriften festgelegt wurden die unverändert auf uns gekommen sind. Dagegen sind die meisten und darunter viele Grundlagen unsers Wissens in entlegenen Jahrtausenden entstanden; so daß wenig bekannt ist darüber wo und wie sie erwuchsen, in welchem Hirn ihre ursprünglichste Gestalt entstand, auf welchem Wege und durch welche Wandlungen sie zur Jetztzeit gelangten.

Wenn nun auch der Zeitfolge nach die Quellen des größten Theiles der Erkenntniß nicht zu ermitteln sind, so bietet dagegen die Gleichartigkeit des Menschenwesens den nutzbaren Leitfaden zu solchen Forschungen; denn es darf auf Grund derselben gefolgert werden, daß die Eindrücke welche ursprünglich eine Vorstellung bewirkten dem allezeit gleich bleibenden Menschenwesen gemäß waren, und daß unter gleichen Verhältnissen auf rückständiger Stufe der Erkenntniß die gleiche oder änliche Wirkung sich wiederholen würde. Dazu paßliche Vergleiche bieten nun rückständige Völker des Alterthums wie der Gegenwart, die rückständigen Menschen inmitten der Bildungvölker, wie das rückständige Menschenleben in jedem aufwachsenden Kinde: in allen das Menschenwesen niederer Stufe wirksam in seiner Erkenntniß und deren Schöpfungen. Es darf ferner gefolgert werden daß Vorstellungen die ein besonderes Gepräge haben, entstanden sein müssen aus Eindrücken besonderer Art, also mit ziemlicher Sicherheit zurück geführt werden dürfen auf bestimmte Örtlichkeiten wo solche Eindrücke noch jetzt entstehen, oder auf Verhältnisse die jederzeit ebenso wirken auf rückständige Menschen. Auch läßt sich zutreffend folgern, daß zum Jahrtausend langem wachsen jeder Vorstellung die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens gleichartig eingewirkt haben und daß die demgemäßen Wandlungen, welche rückständige Vorstellungen der Gegenwart erleiden, ebenso vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden geschahen auf den tieferen Stufen der jetzigen fortgebildeten Vorstellungen. Der gegenwärtige Schatz der Erkenntniß besteht nämlich nicht aus Vorstellungen und Begriffen gleicher Stufe, sondern gröster Manchfachheit und Stufenfolge der Bildung. Es sind bekanntlich nicht allein die Völker verschieden an Bildung, sondern auch die Einzelen in jedem Volke, die Bewohner des selben Ortes, die Mitglieder jeder Familie; vom beschränkten

Traumleben des Kindes oder des Erwachsenen auf Kinderstufe bis zu den höchsten Bildungstufen des Einzelen oder eines Volkes. Aber alle Stufen beruhen auf gleichen Grundlagen, gleichartigen Fähigkeiten und Mängeln des Menschenwesens, jeder Zeit und allenthalben. Nur das fortbilden schritt und schreitet vor in verschiedener Beschleunigung und Stärke; deshalb die verschiedenen Stufen in allen gleichzeitig Lebenden, auch die große Manchfachheit der herrschenden Vorstellungen und Begriffe.

§ 20. Die Beobachtung ergibt daß in der **Vererbung der Erkenntniß**, durch welche diese vom Einzelbesitze anwuchs zum Gemeinschatze, noch besondere Mängel hinzu kamen, das anwachsen beeinträchtigend.

Jeder Einzele theilte nicht alles mit was er besaß, vererbte nicht sein ganzes Besitzthum, sondern nahm einen Theil und oft das Ganze mit in's Grab, konnte oder wollte nicht seine Erkenntniß vererben. Auch im günstigsten Falle theilte er nicht mit was er ererbte mit hinzu fügen des selbst Erschaffenen, sondern alles verändert und oft verdorben durch Gedächtnißschwäche, unrichtiges anwenden des Verstandes, dichterisches gestalten, Altersschwäche Trotz Haß Neid o. a.

Der Empfangene nahm nicht den Besitz unmittelbar wie eine Geld-Erbschaft, sondern mittelbar durch den sprachlichen oder bildlichen Ausdruck des Gebers; wodurch oft im Empfänger andre Vorstellungen entstanden als der Mittheilende besaß und erregen wollte.

Die meisten Vorstellungen und Begriffe sind bildlich überliefert worden in Denkmälern oder Schriften, von denen ein großer Theil verloren ward, ein andrer steten Veränderungen unterlag; der Zusammenhang ward unterbrochen und das Verbliebene verlor vielfach seine Bedeutung.

Es ist nicht möglich das einwirken dieser Mängel für jeden einzelnen Fall nach Zeit und Ort genau anzugeben. Dessen bedarf es aber auch nicht, wie bereits erläutert; denn wir dürfen das Menschenwesen als Grundlage betrachten und darauf den Zusammenhang herstellen mit Hilfe der verfügbaren äußeren Mittel. In dieser Beziehung ist der gegenwärtige Gesammtschatz der Bildung einzutheilen in Vorstellungen und Begriffe:

die zu unbekannten Zeiten an unbekannten Orten entstanden und nur in den überlieferten Thaten der Menschen ausgeprägt sind;

deren Ursprung in Zeit und Ort annähernd nachgewiesen werden kann; im örtlichen Gepräge überliefert durch Sagen Schriften oder andere Denkmäler bestimmter Zeiten oder Völker;

die in neuerer Zeit an nachweisbaren Orten entstanden, in bekannten Menschen oder in erhaltenen Schriften überliefert wurden;
die in der Gegenwart entstehen und unmittelbar durch mittheilen zu unsrer Kenntniß gelangen;
die in uns selbst ihren Ursprung haben.

Demgemäs sind die Vergleichswerthe sehr verschieden und hängen wesentlich ab von den Vorfragen
ob und wie weit die ursprünglichen Eindrücke, aus denen sie entstanden, im Hirn ihres Entdeckers durch Mängel der Sinne beeinflußt wurden;
ob die Eindrücke im Gedächtnisse dieses Schöpfers unverändert aufbewahrt und wieder erinnert worden sind;
ob das vergleichen älterer und neuerer Eindrücke zum herstellen der Vorstellungen richtig geschah;
ob das abziehen des Gemeinsamen einer Reihe von Vorstellungen und verbinden zu Begriffen richtig ausgeführt ward;
ob und wie weit das ermitteln der Ursach-Verhältnisse durch Mängel des Verstandes gestört ward;
ob das verbinden des Gemeinsamen einer Reihe von Ursach-Verhältnissen zu Kräften, Naturgesetzen voreilig oder lückenhaft geschah;
ob und wie weit im überliefern von Geschlecht zu Geschlecht die Erkenntniß gestört verändert oder zerrissen ward durch Mängel der Vererbenden oder außermenschliche Verhältnisse.

Es kann keine Frage sein ob benannte Nachtheile wirkten, sondern sicher und nachweisbar ist, daß sie allezeit gewirkt haben und noch fortwährend ihren Einfluß äußern. Wir wissen daß der jetzige Bildungschatz entstand aus zahllosen Beobachtungen und Vergleichungen, welche tausende von millionen Menschen im Laufe von Jahrtausenden machten an den verschiedensten Orten der Erde; im unabläßigen mühen und zusammen wirken angesammelt und vererbt; geleitet und gefördert durch die wachsenden Fähigkeiten des Menschenwesens, die den Schatz mehrten zu Bewundrung würdiger Fülle, aber auch schmälerten durch ihre unabwendbaren Mängel.

§ 21. Die thatsächlichen **Mängel der Überlieferung**, des vererbens von Geschlecht zu Geschlecht, lassen sich folgern theils aus den Mängeln des Menschenwesens, theils aus der Beschaffenheit des Überlieferten, theils aus den Erfahrungen welche noch jetzt gemacht werden.

Daß die Kette der Vererbungen vielfach zerrissen ward durch den Tod darf zuversichtlich gefolgert werden aus den zahlreichen Lücken in den Reihenfolgen. Die Urgeschichte der lebenden Völker ist dunkel

und unbekannt. Nicht etwa daß ihre Vorfahren keine Beobachtungen machten, keine Vorstellungen und Begriffe schufen, sondern weil der Tod die Mittheilungen zerriß und die Nachlebenden nur dasjenige vererbten, was sich erhielt in ihren Gewohnheiten, ihren Thaten. Aus gleicher Ursache sind viele Entdeckungen verloren geblieben oder lange Zeit verloren gewesen: das biegsame Glas, die Purpurfärberei, das Email, die Entdeckung Amerikas durch die Nordländer vier Jahrhunderte vor Colombo und vieles andere. Daß die Ueberliefrungen durchgehends unvollständig erfolgen durch Mängel im mittheilen oder empfangen lehrt tägliche Erfahrung. Jedermann weiß wie es schwer ist seine eigenen Vorstellungen einem Andren deutlich zu machen: entweder ist der Geber undeutlich, oder der Empfänger kennt die angewendeten Bezeichnungen nur in andrer Bedeutung, besitzt nicht die voraus gesetzten Vorkenntnisse, erfaßt nur einen Theil des Gehörten, verbindet es ungehörig mit seinem anderweitigen Wissen u. s. w. Wie unter Jetztlebenden zu beobachten wird es allezeit im mittheilen geschehen sein: oft gar nicht verstanden, noch öfter aber mißverstanden.

Daß auch Menschen ihre eigenen Gedanken nicht mittheilen wollten, sondern absichtlich andre verbreiteten zeigt sich an Priestern der verschiedensten Glaubensbekenntnisse: theils daß sie wissentlich unrichtige Mittheilungen machen weil ihr Vortheil es erheischt oder weil sie glauben die Zuhörer seien nicht reif genug an Verständniß um die richtigen Mittheilungen auffassen zu können; theils daß sie zum erklären richtiger Vorstellungen undeutliche Bilder oder dichterische Vergleiche anwenden, welche die Hörer statt dessen wörtlich auffassen und verkörpern. Im Alterthume war allgemein gebräuchlich, daß die Priester eine Geheimlehre hatten, in welche sie auch andre fortgebildete Zeitgenossen einweiheten; die aber der Menge des Volkes verborgen gehalten ward, der dagegen in Bildern oder Ausdrücken wunderbare Sagen oder gewöhnliche Vorgänge mitgetheilt wurden, die das Volk wörtlich auffaßte, obgleich sie bildlich gemeint waren, geheime Deutungen hatten die nur im Priesterkreise bekannt waren und deren verborgene Weisheit ausmachten. Die alten Götterlehren der Ägüpter Inder Semiten Hellenen Römer Nordländer enthalten solche Verkörperungen wichtiger Vorgänge in Götter-Gestalten, deren die Priester als Bilder sich bedienten; selbst Anstößigkeiten und ekelhafte Erzählungen in Menge verwendet zum verdeutlichen des wirkens der Kräfte im entstehen der Welt oder zum Wechsel der Jahreszeiten u. a. vom hörenden Volke wörtlich gedeutet und als wirkliche Begebenheiten (Zeugungen Kämpfe u. a.) in Sagen überliefert.

Die Trübung des Ererbten wie des selbst Geschaffenen durch Gedächtnißschwäche oder dichterische Anlage erfährt Jeder an sich selbst.

Es ist schon schwierig selbst erlebte Begebenheiten zu verschiedenen Zeiten gleichmäßig zu erinnern und mitzutheilen; ungleich schwerer ist es nach Wochen oder Monaten richtig mitzutheilen was ein Andrer erlebt und mitgetheilt hatte. Je nach den Eindrücken, welche die Erzählung im hören auf uns machte, haben wir wesentliches oder unwesentliches ins Gedächtniß aufgenommen; je nach der dichterischen Anlage haben wir das Empfangene mit andren eignen Vorstellungen verbunden, so innig daß eine Trennung nicht möglich ist und die Mittheilung weit abweicht vom Empfangenen. Unsern Vorfahren und allen früher Lebenden wird es ebenso ergangen sein: nicht allein die Heldengesänge der verschiedenen Völker, sondern auch ihre Geschichtbücher haben durch dichterische Anlage ihrer Verfasser eine von der Wirklichkeit weit abweichende Gestalt empfangen. So z. B. die im Alten Testamente enthaltenen Zahlenangaben über das jüdische Volk, die gelieferten Schlachten und daraus erfolgten Menschenverluste, die hohen Altersangaben u. a. lassen erkennen, daß sie dichterisch gestaltet wurden. Betrachtet man ferner die zahlreichen Widersprüche im wiederholten erzählen der selben Begebenheit oder Sage, z. B. der Schöpfung-Geschichte (1 Mose 1 und 2) der Tödung des Goliath (1 Sam. 17 und 2 Chron. 21) der Versuchung Davids (2 Sam. 24 und 1 Chron. 22) so wird erklärlich wie weit Gedächtnißschwäche und dichterische Anlage zu wesentlichen Abweichungen führen können.

§ 22. Viele Gefahren wurden gemindert als man begann die mündlichen Ueberlieferungen bildlich festzuhalten durch **Denkmäler oder Schriften.**

Dazu gelangte aber die Menschheit sehr spät, benutzte sie anfänglich auch nicht dazu die vorhandenen Vorstellungen und Begriffe festzulegen, sondern vorerst gegenwärtige Begebenheiten den Lebenden und Nachkommen mitzutheilen. Als einfachste Weise mögte gelten das bezeichnen durch Denksteine oder Bäume, als örtliche Merkmale denkwürdiger Begebenheiten; wie solches vorkommt in den Sagen fast aller Völker. Die Erzählungen wurden dadurch gebunden nicht allein an bestimmte Örtlichkeiten, sondern auch an besondere Wahrzeichen und erhielten sich um so leichter. In Wüstengegenden waren Denksteine zur Hand, wie z. B. Jakob aufrichtete zu Beth-El (Ort des E L) als er im Traume mit dem Verehrungwesen seines Volkes, dem E L, Vertrag geschlossen hatte (1 Mose 28) worauf er den Stein salbte mit dem Fette des Opferthieres und dadurch kenntlich machte als Opferstätte; als welche sie sich erhielt bis zur Gefangenschaft. In gemäßigten baumreichen Ländern dienten Bäume oder Baumstümpfe als Merkmal für Ueberlieferungen. Der nächste Schritt war die Denkzeichen

bekannter Verehrungweisen, Steine oder Baumstümpfe, zu bearbeiten zum unterscheiden von andren; bis es gelang menschliches Zeichen (Glieder Köpfe Hörner o. a.) daran zu machen, deren Deutung durch Überliefrung vererbt ward und bei Ansicht des Denkzeichen in Jedem wachgerufen werden sollte. Einfache Steine wie jener zu Beth=El erhielten sich sehr lange bei den Semiten als heilige Merkmale: bei den Juden bis zum 6. Jahrh. vor C. G. bei den Sürern und Klein=Asiern einige Jahrhunderte nach C. G. und in Arabien fand Muhammad noch im 7. Jahrh. nach C. G. den Tempel zu Mekka umgeben von rohen Steinen, als Denkzeichen ihrer Verehrungwesen Hobal Lat Isaf u. a.

Die Kinder Israel waren viel früher durch ägüptische Einflüsse in Künsten fortgebildet; denn zur Zeit des Moscheh (1500 vor C. G.) waren sie schon so weit ein goldenes (vergoldetes) Kalb anzufertigen zur Verehrung, auch eine eherne Schlange. Durch solche Zeichen und mündlich müssen sie ihre Denkwürdigkeiten vererbt haben bis sie um 1000 vor C. G. zur Zeit des Dawid oder Schlomoh (Salomon) die Buchstabenschrift kennen lernten. Mündlich überliefern geschah in der bei den Semiten u. a. üblichen Weise, daß jeder Priester einen Abschnitt oder einen besondren Theil seinem Gedächtnisse einprägen und auf seinen Nachfolger vererben mußte; so daß jeder in der Reihenfolge seine Abtheilung dem Volke vortrug wie jetzt ein Vorleser. In späteren Zeiten ward wichtiges aufgeschrieben, in Stein gehauen, in Metall gegraben, oder (bei Fönikern Israeliten Arabern u. a.) meist auf Thierfelle gemalt. Die viel älteren Ägüpter schrieben zuerst auf Baumblätter, dann Felle und zuletzt auf Schilfbast (Papürus) malten auch auf Steinplatten oder Kalkputz, gruben in Stein und gossen in Erz. Es konnte nicht fehlen daß beim erneuern der vergänglichen Schriftstücke veraltete Ausdrücke übersetzt und erläutert werden mußten; daß um des Zusammenhanges willen zum verbessern ganze Sätze zwischen geschoben, auch Anstößiges verändert ward um Ärgerniß zu vermeiden; daß überhaupt von Zeit zu Zeit die Schrift überarbeitet ward um für die jedesmalige Zeit zu passen. Die ererbten Geschichtbücher der Israeliten tragen unverkennbare Spuren solcher Bearbeitungen, wie sie beim allmäligen fortbilden eines Volkes in Sprache und Sitte unvermeidlich sind; auch um eher und eingreifender vorgenommen werden, je gebildeter und wohlmeinender die Männer sind deren Pflege die Schriften anvertraut waren. So werden bei allen Völkern nachdem sie schreiben erlernt hatten, von Schriftkundigen alle zugänglichen wichtigen Überlieferungen festgelegt worden sein; die übrigen vererbten nach wie vor mündlich in Sagen, theilweis bis zur Jetztzeit. Dieses wie auch Anderes was daraus folgt ist in der Geschichte der Juden deutlicher nachzuweisen als bei andren Völkern; weil glücklicher Weise ihre

Geschichtbücher vollständiger erhalten wurden, auch geeigneter zu Beweisführungen sind, da sie in der christlichen Bibel enthalten und verbreitet, in den Händen oder zur Verfügung der Leser sich befinden.

§ 23. Als die ältesten Kunden, nachdem sie Jahrtausende hindurch mündlich vererbt worden, schriftlich festgelegt waren in der Gestalt welche das Gedächtniß der einander folgenden Geschlechter ihnen gegeben, kamen die **Mängel der schriftlichen Überliefrung** hinzu.

Weder vor noch nach der Entdeckung der Schriftzeichen haben die berühmten Männer, deren Reden und Lehren von Einfluß gewesen sind, Schnellschreiber zur Seite gehabt die wörtlich das Gesagte festlegten. Was demnach als Reden vom Moses Sokrates Jesu u. a. ererbt worden ist, ward da sie selbst nichts geschrieben haben, durch andre nach kürzerer oder längerer Zeit aufgezeichnet; in einer Weise deren Mangelhaftigkeit schon daraus sich ergibt, daß vom reichen Lebens-Inhalte so hoch begabter Männer nur ein so dürftiger Theil mitgetheilt worden ist. Daß bei Moses und Jesus die unbekannten Aufzeichner möglichst getreu wiedergaben mögte außer Zweifel sein; daß sie aber vorwaltend in der Denkweise ihrer Zeitgenossen aufzeichneten ist ebenso unverkennbar. Vom Sokrates sind allerdings Reden aufgezeichnet worden durch seine hochbegabten Schüler; aber in der Gestalt welche sie in diesen angenommen hatten, nicht so ursprünglich wie in eigener Aufzeichnung. Muhammad sicherte die Überliefrung ausreichender, indem er die Abtheilungen (Suren) seines Korans nicht allein seinem Schreiber vorsagte, der sie auf Felle Knochen oder Steine schrieb, sondern auch jede einem seiner Schüler einprägte. Demungeachtet ergaben sich schon bei Lebzeiten merkliche Unterschiede: was er aus seinem Gedächtnisse wiederholte stimmte nicht mit dem was er seine Schüler hatte erlernen lassen; als er in einem streitigen Falle das Schulterblatt herbei schleppte auf welches die fragliche Sure geschrieben stand, fand sich daß deren Wortlaut sogar von beiden abwich. Auch die Abschriften bei Lebzeiten Muhammads für auswärtige Gemeinden angefertigt, zeigten so große Abweichungen, daß sein Nachfolger sie von allen Orten zurück forderte und vernichtete, dann durch gleichlautende unter seiner Aufsicht angefertigte Abschriften ersetzte, in denen wiederum den Gläubigen Anführungen auffielen, die sie nicht vom Profeten gehört hatten.

Wenn dergleichen geschehen kann wo der begabte Lehrer selbst sorgt für richtiges aufzeichnen, und schon bei seinen Lebzeiten, wie viel mehr läßt sich erwarten wenn Mittheilungen begabter Männer weder von ihnen noch unter ihrer Aufsicht niedergeschrieben wurden; meist

viel später durch unbekannte Männer von denen es nicht allein fraglich ist ob sie je im Verkehre mit ihnen standen, sondern sogar sehr wahrscheinlich daß sie nur aufzeichneten was ihnen durch Sagen überliefert ward. Dazu kommt noch in allen Fällen daß die Aufzeichnungen schriftlich vervielfältigt wurden, also die Mängel eines jeden Abschreibers einwirkten. Wenn nun auch die Priester der Israeliten nach ägüptischen Vorbilde nur in ihrem Kreise abschreiben ließen unter Aufsicht, so war dieses sicher bei den ersten Christen nicht der Fall, welche weder einen Priesterstand hatten noch das fertigen der Abschriften an bestimmte Vorkenntnisse binden konnten, sondern Jedermanns Belieben überlassen mußten. Unter solchen Umständen darf es nicht überraschen, daß das Neue Testament, wie es die zahlreichen christlichen Gemeinden besitzen, mehr als 50000 Abweichungen enthält in den verschiedenen alten Handschriften und Ausgaben; darunter viele in denen die selben Bibelstellen ganz verschieden lauten und bedeuten. Außerdem sind zu Zeiten im Morgenlande und Ost-Afrika Evangelien aufgefunden worden, so abweichend von den unsrigen, daß sie um des Friedens willen unterdrückt wurden. Allerdings haben die meisten Christen den entgegen stehenden Glaubenssatz einer höheren Eingebung der einzelen Bücher der Bibel. Aber die Bibel selbst, also der glaubwürdigste Zeuge, erwähnt nichts davon: nirgends führt sich der heilige Geist redend ein und nirgends sagen die Verfasser daß der heilige Geist ihnen Folgendes eingebe. Noch weniger ist anzunehmen daß der heilige Geist alle Abschreiber überwachte und schützte wider Schreibfehler Auslassungen Zusätze u. dgl. wie um so mehr nöthig gewesen als die älteste Handschrift von Theilen des Neuen Testamentes aus dem 4 oder 5 Jahrhundert nach C. G. herstammt, also alle Fehler enthalten wird die beim vervielfältigen durch abschreiben im Laufe mehrerer Jahrhunderte unvermeidlich einschleichen mußten.

Es ist keinem Zweifel zu unterziehen, daß wenn Jesus selbst geschrieben hätte oder allenthalben von Schnellschreibern begleitet gewesen wäre, müßte in den drei Jahren seines öffentlichen wirkens ein Werk entstanden sein, welches bei seiner reichen Begabung und seinem rastlosen Lehrtriebe hundertfach das Neue Testament überwöge; ein Werk in einem Gusse zusammenhängend und in der reichen Fülle die das erleuchtete denken und die Menschenliebe eines solchen Mannes gestalten mußte und kein Andrer herstellen konnte. Der dürftige Inhalt der vier Evangelien vermag nicht den hundertsten Theil eines so reichen Lebens darzustellen; noch weniger geben sie durch Form und Gehalt die Überzeugung daß sie das Wichtigste seines Lebens und seiner Lehren überliefern; denn vieles ist so unbedeutend oder so wenig angemessen seiner hohen Gesinnung (z. B. das Feigenbaum-Wunder) daß die

Mängel des überlieferns und aufzeichnens sichtbar hervortreten. Überdies sind die 27 Schriften des Neuen Testamentes nicht die einzigen oder ältesten Stammschriften der Christen, sondern nach langem und heftigem Streite im Verlaufe von Jahrhunderten durch die Priester ausgewählt und nach gut dünken für alleinig ächt erklärt worden. Es gab gleichzeitig an Stammschriften unter den Christen noch folgende: der Hirte des Hermas, die Thaten Pauli, Offenbarung Petri, Brief des Barnabas, Lehren der Apostel, Evangelium der Hebräer, des Petrus Thomas Matthias und andrer Apostel: sämmtlich in erster Zeit als ächt anerkannt und erst späterhin ausgeschlossen. Ferner gab es: Brief Petri an Jacobus, Brief Clemens, Thaten Petri, Geschichte des Paulus und der Thekla, Kindheit-Evangelium Jakobi, Akten des Pilatus, Briefwechsel zwischen Jesus und Abgarus, Testamente der 12 Patriarchen. Später fanden sich noch: Offenbarungen Adams Abrahams Mose Elias Stefanus Thomas Paulus, Evangelium der Ewa, des Filippus, Judas von Karioth, der Vollkommenheit, Kindheit-Evangelium des Thomas, das arabische Kindheit-Evangelium, Geschichte des Zimmermanns Josef, der Maria, der Hebamme des Zacharias, der Geburt Mariä, Bericht des Johannes über den Tod der Maria, Brief der Maria an Ignatius, Brief Jesu über die Sonntagsfeier, Thaten des Johannes Thomas Filippus Andreas; endlich sogar Zauberbücher Jesu. Dabei waren diese Schriften keineswegs der Art, daß ihnen das Gepräge der Unechtheit so deutlich anhaftete, um die 27 unsers Neuen Testamentes als augenscheinlich ächt hervor leuchten zu lassen. Es ward für alle der selbe Wunderglaube gefordert, in fast allen ist das gleiche streben möglichst viele Wunder und erfüllte Profezeiungen zu berichten; neben geringfügiger Zuthat sittlicher Lehren, die dem reichen Schriftthume der damaligen Juden meist unmittelbar entnommen waren.

§ 24. Je weiter zurück in Zeit die Spuren verfolgt werden müssen, desto stärker ist die **Anhäufung der Mängel** der Überliefrung, welche einwirkten bevor die Kunde zur Jetztzeit gelangte.

Von den wichtigsten Schriften des Alten Testamentes kennt man weder die Verfasser noch die Zeit der letzten Ausfertigung. Das erste Buch mit der Schöpfungsage ist neuzeitig; die Völkertafel (1 Mose 10 und 11) jünger als 1000 Jahre vor C. G., denn die Völkernamen konnten die stammverwandten Keniter (Föniker) auf ihren Handelsreisen erst damals kennen gelernt haben. Die Erzählungen vom Paradiese wie der Sindflut weisen auf Örtlichkeiten Armeniens: erstere in den vier Flußnamen, letztere im anlehnen an den Berg Ararat, im Urlande aus welchem die Babeloner ihre Vorfahren herab gewandert

dachten nach verlaufen der großen Flut. Die Erzählungen von Jakob Jschack und Abraham erweisen sich zu einem Theile als alte Sagen, zum andren als Deutungen des Geschichtschreibers aus Ortsnamen und Eigennamen; auch benutzt um die Geschichte seines Volkes zu verbinden mit den verwandten Stämmen und den als Vorgänger der Menschen gedachten Göttern; dadurch daß er den sagenhaften Stammvater Jakob verband mit dem Volksgotte Jsrael (1 Mose 35 10) und den sagenhaften Stammvater aller Semiten Abraham mit dem Volksgotte Abram (1 Mose 17. 5) dessen Bild noch im 7. Jahrh. nach C. G. in Mekka angebetet ward und zum Orakel diente. Im Jakob-Jsrael ist die Menschengeschichte übergeleitet in die Göttergeschichte, der schon Esau und Jsmael angehören, auch Abram und ferner die meisten Namen bis zur Sindflut und vor derselben. Alle wurden sie menschlich verbunden durch Zeugungen, wie auch in andren Götterschichten damaliger Zeit gebräuchlich, bei Ägüptern Babelonern Assur Fönikern, später bei Hellenen Jndern Römern Nordländern. Dabei hat den Verfasser augenscheinlich die Absicht geleitet vor allen andren Menschen die Sonnenkinder, die Nachkommen des SEM, hervor zu heben; unter diesen wiederum die 12 Stämme Jakobs und darunter den Stamm Efraim. Zu diesem gehörte er allem Anscheine nach; denn nach den allgemein geltenden semitischen Anschauungen über das Recht der Erstgeburt hätte dieser Stamm zurück stehen müssen, weil sein Stammvater Efraim wie auch deren Vorfahren Josef Jakob und Jschack jedesmal die jüngeren Söhne ihrer Väter waren, denen die unter geordnete Stellung zukam. Um diese ungünstige Stellung auszugleichen dichtete der Verfasser Erzählungen wie durch Ränke und Betrug der Mütter (Sarah und Rebekka) Versehen eines erblindeten Vaters oder Willen eines sterbenden Grosvaters die älteren Söhne zurück gedrängt wurden und die jüngeren das ungebührliche Vorrecht empfingen, bis zuletzt sein Stammvater Efraim (1 Mose 48. 19) als Gipfel hervor leuchtet. Hätten die Jsmaeliten Edomiter Manassim und andre verwandte Völker ihre Stammschriften auf uns vererbt, so würde sich wahrscheinlich zeigen wie sie den Efraim Jakob und Jschack zurück setzten; wie nach dem Erstgeburtrecht jeder seinen Stammvater als Gipfel darzustellen suchte und darum Schmach und Schande auf die anderen häufte, wie der Efraimit es gethan.

So drängen sich Mängel ein aus dem Wesen, den Absichten der Verfasser; andre kommen aus äußeren Ursachen. Die Geschichte des Zuges aus Ägüpten und der Eroberungen in Kanaan ist nicht vom Moscheh nieder geschrieben, auch nicht zu seiner Zeit, weil erst 400 Jahre später die Schrift dorthin gelangte. Erst mündlich vererbt dann später geschrieben und ergänzt unter Moses Namen, ward sie nach der babe-

lonischen Gefangenschaft abgefaßt in der jetzt vorliegenden Gestalt. Die höchst mangelhafte Anordnung mögte sich erklären lassen daraus, daß damals auf Thierfelle (Pergament) geschrieben ward, jedes so weit die Fläche gestattete; die alsdann lose auf einander liegend aufbewahrt wurden und nach erfordern hervor gezogen und gebraucht, je nach der Ordnungliebe des Suchers oder Verwalters durch einander geriethen. Die sogenannten 5 Bücher Moses geben überhaupt keine zusammen hängende Erzählung, sondern ein Gemenge von Beschreibungen Berichten und Vorschriften, oft doppelt aber verschieden abgefaßt und durch einander geworfen. Veränderungen Zusätze und Einschaltungen sind auffällig vorhanden; Bücher sind verloren gegangen, z. B. „Buch der Streiter des Herrn (4 Mose 21. 14). Das fünfte Buch wird vermuthet als das verborgen gewesene Gesetz, welches der Hohepriester Hilkjah neu entdeckte im Tempel (2 Kön. 22) bis dahin gänzlich unbekannt und unbefolgt.

Alles dieses konnte um so eher geschehen als die Juden ihren Geschichtbüchern niemals die Heiligkeit beigemessen haben wie die Christen: Jenen war nur das Gesetz heilig und göttlich, der andere Inhalt rein menschlich. Wie gering überhaupt die Geltung der 5 Bücher war bei den Juden erweist sich daraus daß die Person des Moscheh, des Profeten und Freundes seines Gottes, in den andren Schriften fast nichts gilt. In den 150 Psalmen und den Schriften der 16 Profeten wird des Moscheh überaus selten erwähnt, selbst bei Bezugnahme auf Begebenheiten und Gebote wo sein Name garnicht unabsichtlich ausgelassen werden konnte, oder wo die Erwähnung von selbst sich ergeben hätte wenn er im Gedächtnisse der Priester und des Volkes lebte und als Vorbild dienen sollte, wie Jesus oder Muhammad ihren Gläubigen. Es müssen also entweder die Berichte über ihn in den ersten Büchern erst später entstanden sein, so daß den Verfassern der meisten Psalmen und Profetenbücher nur dürftige Sagen bekannt waren in denen er keine hohe Stellung einnahm, oder er muß im Gedächtnisse seines Volkes verschollen gewesen sein. Es finden sich aber auch Andeutungen daß man auf seine Zeit zurück blickte als auf eine Zeit rohen Götzendienstes deren man sich zu schämen habe; begründet auf Überliefrungen die abweichend berichteten. So der Profet Amos (5. 25) wirft den Juden vor auf ihrer Wüstenreise das Zelt des Moloch und das Bild der Kijun getragen und angebetet zu haben; welche Stefanus der Schriftgelehrte (Apostelgesch. 7. 43) als Moloch und das Gestirn Remphan bezeichnet. Die ersten Bücher nennen nicht jene als ihre Götter, auch nicht den Zebaoth (Herrn des Sternhimmels) für den Amos redet, sondern stellen voran JHWH, den sog. Jehovah. Dieser Gottesname kennzeichnet sich aber an vielen Stellen als später ein=

geschaltet oder an die Stelle anderer gesetzt; so daß unter den Forschern aufgenommen wird, die Schriften seien in späterer Zeit von einem Jehowisten (Anbeter oder Priester des JHOH) überarbeitet worden der den Namen seines Gottes zur Geltung brachte.

Derartige und andre Mängel der schriftlichen Überliefrung lassen sich nachweisen an vielen Stellen der Bibel, haben auch ihres gleichen in den Nachlässen der alten Ägüpter. Bei andren Bildungvölkern waren nicht minder die selben Verhältnisse wirksam. Den Hellenen gehörte ihr Homer so sehr der Sagenzeit, daß sieben Städte sich stritten um das Anrecht sein Geburtort zu sein; wie auch neuere Forscher entweder bestreiten daß jemals ein Homer lebte, dagegen seine Gedichte einer ganzen Schule von Sängern zuschreiben, welche die Bruchstücke als einzele Lieder dichteten, erst später verbunden und ergänzt. Ebenso sind die Dichtungen des Hesiod nicht ursprünglich sondern ergänzt vererbt worden. Erforscher der hellenischen Sprache und Lehren haben wiederholt unternommen in den Schriften die ursprünglichen Theile auszuscheiden von den späteren Zusätzen. Überdies war im Alterthume sehr gebräuchlich die Namen berühmter Männer Schriftwerken zu geben, welche sie nicht verfaßt hatten. Es gab mehr als 60 unächte Schriften unter dem Namen von Püthagoras und seiner Schüler; unächte Schriften des Sokrates Euripides Themistokles, auch unächte Fabeln des Äsop. Es giebt ferner zahlreiche zweifelhafte Schriften und in verschiedenen Handschriften gleicher Werke zahlreiche Abweichungen. Man fand es im Alterthum zulässig im abschreiben älterer Werke beliebig einzufügen oder zu verbessern, in gutgemeinter Absicht alte Ausdrücke zu erklären oder durch neue zu ersetzen (1 Sam. 9. 9) dunkle Sätze aufzuklären (2 Mose, 3 14) auch das Werk durchgehends zu verschönern. Unbedenklich wurden sebst gemachte Fortsetzungen zugefügt, um sie unter dem Namen des Hauptwerkes und dessen Verfasser zu verbreiten. In späteren Zeiten hat der Betrug sich eingemischt: es wurden falsche Schriften in alter Sprache angefertigt, oder anscheinend alte Abschriften bekannter Werke mit wesentlich abweichenden Lesarten, um ihnen erhöheten Verkaufswerth zu geben.

Auch ohne beabsichtigten Betrug geschehen die Aufzeichnungen überaus verschieden, nach Rücksichten auf den Stamm oder das Volk dem der Verfasser angehört, um der Fürstengunst willen oder Mehrung des Einflusses der eigenen Schriften. Ersteres wirkte auffällig in der vorhin erläuterten Geschichtschreibung des Eframiters. Das zweite ist erkennbar in der Erzählung vom Riesen Goliath: 1 Sam. 17 wird erzählt wie David ihn überwunden und getödet habe; 2 Sam. 21.19 dagegen ausdrücklich berichtet, ein Bethlehemiter Elfanan, Sohn Janre-Orgims habe Goliath getödet zu Gob, im Kriege wider die Filister:

in beiden Fällen der Riese, der Name Goliath und der selbe Spieß gleich einem Weberbaum. Da es nun höchst unwahrscheinlich ist, daß ein Geschichtschreiber wagen werde, dem hochverehrten Könige seines Volkes, dem Gesalbten des Herrn, seine Heldenthat zu rauben um sie einem gemeinen Manne beizulegen: so muß gegentheils angenommen werden, daß der Verfasser des ersten Buches dem Könige die Heldenthat des Elfanan beilegte, sei es aus Schmeichelei oder durch örtliche Sage verleitet. Die dritte Ursache zeigt sich im zusammen setzen einzeler Schriften des alten Testamentes: die unter dem Namen Jirmjah (Jeremias) aufgeführten Schriften sind unverkennbar das Werk mehrerer Verfasser, das Buch Daniel desgleichen, sogar zweifelhaft ob ein Daniel irgend einen Theil davon verfaßte; die Bücher des Schemuel (Samuel) könnten nur zum Theile von ihm herrühren, da sie meist Begebenheiten erzählen die nach seinem Tode geschahen: die Verfasser jener und andrer Schriften haben der verehrten Namen sich bedient um ihren Erzählungen größere Geltung zu verleihen.

Durch aufschreiben wurden die Gefahren des mündlichen vererbens wesentlich gemindert, aber nicht beseitigt. Auch nicht die Verschiedenheiten des mittheilens der gleichen Sache; denn die Abschriften waren verschieden wie früher die einzelen Erzählungen der selben Sage. Diesen Mangel hat erst die späte Erfindung des Buchdruckes nahezu beseitigt; denn jetzt ward der Wortlaut so wie einmal gesetzt in den tausenden der Abdrücke gleich dargestellt. So groß auch diese Minderung der vorherigen Mängel sich erweist, völlig ausgemerzt sind sie auch dadurch nicht; denn es enthalten z. B. die aus verschiedenen Jahren stammenden älteren Abdrücke der Schauspiele Shaksperes zahlreiche Abweichungen und augenscheinliche Fehler; in den späteren Ausgaben getreulich wiederholt, so daß noch jetzt darüber gestritten wird. Selbst die Werke der Dichter neuerer Zeit, wie Schiller Göthe u. a. zeigen abweichende Lesarten in Menge, theils herrührend von den Verfassern, theils vom abschreiben, theils vom setzen.

§. 25. Vererben der Erkenntniß durch mittheilen ist auch wesentlich beeinträchtigt durch die **Einheit des Wesens der Einzelen.**

Alle Weisen des vererbens leiden darunter daß der Mensch Eins ist in sich, auch mit seiner Umgebung und seinen Zeitgenossen; so daß jeder seine Erkenntniß vererbt in besonderer zeitweiliger oder örtlicher Gestaltung. In Dichterwerken ist jeder Leser gefaßt auf Ausschmückungen Übertreibungen und andre Abweichungen vom wirklichen Sachverhalte; er verfällt im lesen einer bewußten Täuschung, der es mit behagen sich überläßt, aber nicht zum Irrthume sich hingibt. Dagegen liegt irre leiten nahe in Geschichtwerken, deren Verfasser anscheinend

nach strenger Prüfung mit kühlem Verstande nur das Thatsächliche, die reine Wirklichkeit berichten wollen und doch bewußt oder unbewußt zahlreichen Dichtungen Raum geben. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart berichteten sie dichterisch was ihnen und ihren Zeitgenossen auffällig war, unterließen dagegen häufig die wichtigeren Begebenheiten, weil sie unauffällig waren; oder sie berichteten über Begebenheiten nach unrichtigen Mittheilungen; oder sie gestalteten nach den engen Ansichten und Erfordernissen ihres Volkes, ihres Glaubens oder ihrer vorgefaßten Meinung; selbst im günstigsten Falle nur so wie es nach ihrer Ansicht geschehen sein müsse oder wie am besten die beabsichtigte Einwirkung auf den Leser erreicht werde. Der Geschichtschreiber kann des dichterischen seines Wesens sich nicht entledigen und der Empfänger seiner Mittheilungen vermag selten beides zu unterscheiden.

Die Darstellungen fast aller Geschichtschreiber aller Zeiten sind überaus beschränkt darin, daß sie fast nur die Thaten der Fürsten berichten, nie die der Völker im richtigen Verhältnisse. Sie erregen dadurch die Vorstellung die Völker hätten allezeit ihre Thätigkeit vornämlich darauf gerichtet gegenseitig sich zu bekriegen, Länder zu verwüsten, Städte einäschern, Menschen zu morden, zu verstümmeln und zu unterjochen. So oft im Buche eine Kriegsgeschichte endet mit dem Friedensschlusse, beginnt die Fortsetzung mit dem Berichte eines andren Krieges, einer neuen Fürstenthat, einer Seuche Hungersnoth oder andrer Plagen. Dagegen mangeln die tausendfach wichtigeren Beschreibungen vom Fortschritte und der Gestaltung der Völkerbildung; die den wahren Eindruck geben würden, daß die Kriege nur eine ausnahmsweise Thätigkeit der Völker bilden und daß die Geschichte nicht überwiegend aus Kriegszuständen bestehe, sondern aus Friedens-Zuständen und Friedens-Thaten. Mit eben so unpaßlicher Ausführlichkeit werden rohe Umwälzungen und Veränderungen behandelt, lediglich weil sie der rohen Auffassung geeigneter sind, auffälliger erscheinen als die steten leise fortschreitenden Ändrungen und Umgestaltungen im unablässigen mausern der Völker und Einzelen. Die meisten Geschichtschreiber, selbst in der Gegenwart, berichten nur vom heftigen Wellenschlag der Oberfläche und übersehen die unaufhörlichen Strömungen des ganzen Meeres der Begebenheiten; sie beschreiben das abstürzen der Klippen als wirken des augenblicklichen Wogendranges, nicht der allmälig unterspühlenden Wellen.

Nicht minder täuschend werden die Geschichtschreibungen abgefaßt nach den Anfordrungen des Volkes, der Zeitgenossen, eines Glaubens oder einer vorherrschenden Leidenschaft. Wer die Geschichtwerke eines besondren Volkes liest wird fast immer den Eindruck empfangen

als ob dieses Volk die hervor ragende Stellung in der Menschheit einnehme; wenn das Volk eitel oder ruhmsüchtig ist werden nur seine Thaten und sein Ruhm, die Größe seiner Fürsten und Helden den Mittelpunkt der Geschichte bilden. Jedes Volk ist für sich selbst mehr oder weniger das auserwählte, die Krone der Schöpfung; sein Geschichtschreiber als Mitglied nimmt Theil an der Schwäche. Jedes Volk wird selbstverständlich seine eigenthümliche Fortbildung für die höchste halten; denn sonst würde es nicht diese hegen, sondern eine andre wählen, die eines andren Volkes wenn es diese höher schätzte. Deshalb ist auch das jüdische Volk des Alterthumes wie der Neuzeit nicht das einzige gewesen welches sich für das auserwählte hielt; denn die Ägüpter Perser Inder Hellener Römer des Alterthums nahmen jedes für sich diese Auszeichnung in Anspruch und nannten andre Völker Barbaren Wilde u. dgl. Bekanntlich sind auch in der Gegenwart wenige Völker frei von dieser Anmaßung und unsre jüngren Brüder in Nord-Amerika scheinen alle darin übertreffen zu wollen. Wie sehr dadurch die Geschichtschreibung getrübt wird zeigen am deutlichsten die Beschreibungen der Ereignisse der letzten 100 Jahre; weil von den verschiedensten Seiten und Standpunkten verfaßt. Die französischen Revolutionen wie die Kriege Napoleons wurden ganz verschieden dargestellt je nach dem Volke oder der Parthei welcher der Beschreiber angehörte; so sehr daß wenn die Namen und Jahreszahlen nicht dieselben wären, man glauben sollte es seien verschiedene Begebenheiten und Zeiten dargestellt.

Wie in der Gegenwart muß auch im Alterthum jede Geschichtschreibung einseitig gewesen sein; am sichtbarsten im Glauben. Jedes Volk hielt seinen Glauben für den richtigen und allein berechtigten; alle andren Völker waren ihm Ungläubige, ihre Verehrungwesen Götzen Teufel u. dgl. deren Verehrung hieß Götzendienst Gräuel u. s. w. Nur wenn Änlichkeiten gefunden wurden mit heimatlichen Göttern, beehrte man sie mit deren Namen, ließ sie als rohe verwilderte Nachahmungen gelten. So belegten die Hellenen die höchsten Wesen andrer Völker mit dem Namen Zeus (Zeus-Ammon, Zeus Belios u. a.) die Römer gaben den Namen Jupiter her (Jupiter-Ammon u. a.) bezeichneten auch die änlichen Götter der Teutonen mit den römischen Namen Mars Merkur Herkules u. a. aber nicht um sie dafür gelten zu lassen. Änlich gebrauchen jetzt die Europäer die Namen ihres höchsten Wesens (Deus Gott o. a.) um die Wesen andrer Völker zu bezeichnen als Verehrungwesen z. B. Gott Jupiter, Gott Amor o. a. ohne sie jedoch dem heimatlichen gleichstellen zu wollen. So oft Geschichtschreiber einen fremden Glauben vergleichen mit dem eignen wird jener nicht nur als irrig hervor gehoben, sondern auch mit seinen Trägern

als bedauerlich und der Verachtung werth. Noch verderblicher wirkt solches wenn in demselben Volke diese Spaltung vorhanden ist; denn während er im ersten Falle das Volk abschloß nach außen, zu Gunsten inneren erstarkens, mußte er im zweiten Falle das Volk in sich schwächen, also sein Dasein gefährden. Die Geschichtschreibung dient dann um die Kluft zu erweitern und die Erkenntniß des richtigen Thatbestandes zu verhindern durch einseitige Darstellung für jede der beiden Theile des Volkes. In dieser Beziehung hat vor allen das deutsche Volk Gegelegenheit gehabt seit 300 Jahren herbe Erfahrungen zu machen. Aber auch bei den übrigen mangeln nicht Beweise, wie ungünstig auf die Geschichtschreibung der Haß einwirkt, den jeder Glaube in seinen Anhängern erzeugt wider Andersgläubige; genährt durch die Berichte über Gräuel und Missethaten welche seine Geschichtbücher den Vorfahren der Andersgläubigen zur Last legen, ohne dabei die Anregungen und Vergeltungen zu berichten, welche den Vorfahren der eignen Glaubensgenossen zur Last fallen. Durch die einseitige Geschichtschreibung seiner Genossen verleitet denken viele der Gläubigen sie hätten mit jedem der Andersgläubigen eine alte Rechnung auszugleichen, deren möglichst vollständige Erledigung jeder seinen Genossen schuldig sei sobald sich Gelegenheit finde. Christen Juden wie Muhammadaner geben sich nichts nach in der Geringschätzung der Andersgläubigen; am meisten frei davon hat die ostasische Menschheit sich erhalten, die schwachgläubigen Inder Tibetaner Sinesen Japaner; so daß beim vergleichen mit Erstgenannten fast anzunehmen wäre, Glaube und Liebe walteten im umgekehrten Verhältnisse.

Die meisten Geschichtschreiber beschränken sich nicht auf diesen Beruf sondern sind wie schon erwähnt mehr oder weniger Dichter, äußern eine besondere Vorliebe für alles was dichterische Gestaltung zuläßt oder wissen die dazu ungeeigneten Begebenheiten demgemäß zu ändern. Die Geschichtbücher der Bibel berichten lange Reden und Lobgesänge welche Moscheh u. a. gehalten haben solle; Herodot läßt viele Männer und Tacitus läßt die Kaiser und Senatoren, Livius den Decius und Coriolan, Macchiavelli fast jeden Statsmann schöne Reden oder Zwiegespräche halten, von denen schwerlich dem Geschichtschreiber Aufzeichnungen zu Gebote standen, sondern er selbst der Schöpfer war. Ebenso lassen die schönen Darstellungen, welche Herder Schiller u. a. von Moscheh und der älteren jüdischen Geschichte gegeben haben, sich erkennen als Dichtungen jener erleuchteten Männer, nicht als Geschichtschreibung auf Grund der Bibel. In welcher Fülle die Dichtung einwirken kann auf die Geschichtschreibung folgt aus der Menge von 25000 Lebensbeschreibungen der Heiligen in den christlichen Geschichtbüchern; darunter allein 66 vom Patrik, dem Schutzheiligen der Irlän=

der. Ebenso haben die Muhammadaner 2210 Sagen von Aïscha der Lieblingsfrau des Profeten. Selbst die Neuzeit schuf in Menge; denn es haften schon hunderte Sagen und Witze am alten Fritz (Friedrich 2) und Napoleon 1.

Auch geschichtliche Erzeugnisse andrer Art sind dem selben Mangel unterworfen. Es gibt eine künstlerisch schöne Malerei von Napoleons Übergang über die Alpen auf bäumendem Roß; wogegen er in Wirklichkeit auf einem Maulthier sorgsam hinüber geführt ward. Auf einem andren berühmten Gemälde ward er dargestellt auf der Brücke zu Arcole als voran stürmender Feldherr mit hoch tragender Fahne; hat aber in Wirklichkeit die Brücke nicht eher betreten als bis die Feinde vertrieben und jede Gefahr beseitigt war. So finden sich für jeden Fürstenhof Künstler bereit, ohne Rücksicht auf die geschichtliche Wahrheit geschichtliche Begebenheiten so darzustellen wie es ihrer dichterischen Neigung oder dem Besteller erwünscht ist. In älteren Zeiten hat es nicht minder daran gefehlt: die Bildwerke der alten Ägüpter u. a. aus denen Geschichtschreiber sehr vieles entnehmen müssen lassen dichterische Unwahrheiten in Menge vermuthen.

§ 26. Nächst den Mängeln der einzelen Menschen welche die Erkenntniß vererbten haben **übermächtige Verhältnisse** des Lebens der Menschheit nachtheilig gewirkt.

Von den Kunden des ältesten bekannten Bildungvolkes der Ägüpter ist durch Kriege und Empörungen der gröste Theil zerstört; nur ein geringer Theil ihrer Denkmäler und Schriften ist uns verblieben. Wie die persischen Eroberer, so die späteren römischen und arabischen, die glaubenswüthigen ersten Christen und die gleichen Muhammadaner vernichteten Gebäude Denkmäler Handschriften Kunstwerke jeder Art; was erhalten blieb war entweder zu stark oder unzugänglich gewesen. Vom wichtigen Bildungvolke der Inder sind zahlreiche Werke, wahrscheinlich die meisten der ältesten verloren gegangen. Der kleine Theil welcher erhalten blieb läßt erkennen wie nahe jenes Volk uns Europäern war in den Grundlagen des Lebens, wie groß also der Verlust geschätzt werden muß. Von den reichen und mächtigen Bildungvölkern des Eufratthales ist nichts weiter verblieben als was in neuerer Zeit aus den Schutthaufen der verwüsteten Hauptstädte Ninive und Babel an Bildern und Steinschriften gegraben ward; vom Schriftwesen sind nur geringe Bruchstücke bekannt, die zufällig durch Schriften andrer Völker vererbt wurden. Von den alten Persern, deren Bildung von großem Einflusse gewesen, ist sehr wenig erhalten worden; den muhammadanischen Eroberern und dem von ihnen bekehrten Volke ist es nur zu wohl gelungen, die Denkmäler der Vorzeit als

heidnisch zu zerstören bis auf wenige. Von den Werken der großen hellenischen Weisen und Dichter sind nachweisbar die meisten verloren; von anderen Hauptwerken sind nur Bruchstücke verblieben, mehr oder weniger verstümmelt. Von Äschülos 80 Trauerspielen sind nur noch 7 vorhanden, von Sofokles 113 nur 7, von Euripides 68 nur 19: im ganzen nur 33 von 261 Werken. Aus den Werken der Weisen: Anaxagoras Demokrit Zeno Epikur u. a. sind nur Bruchstücke bekannt oder Auszüge; von Aristoteles ist nur der sechste Theil verblieben und unter den verlorenen ein besonders werthvolles Werk zu bedauern über die verschiedenen Verfassungen von 158 hellenischen Staten und Städten. Von andren Denkern sind keine Schriften ererbt, weil sie entweder keine verfaßten (Sokrates) oder alle ihre Werke in der reichhaltigen Schriftensammlung von Alexandrien verloren wurden; von deren 700000 Rollen (Bücher) 400000 verbrannten während Cäsars alexandrinischen Kriegen, 300000 später auf Befehl des christlichen Kaisers Theodosius vernichtet wurden. Von den Schriftsammlungen der uns näheren Römer wurde das meiste zerstört bei den wiederholten Verwüstungen Roms durch Wandalen und Gothen, namentlich aber durch den eigenen Pöbel. Was von Römern und Hellenen ererbt worden ist an Schriften und Bildwerken, so unschätzbar an sich, ist doch nur ein spärlicher Rest von den Bildungschätzen welche sie besaßen. Manches mag noch in Büchersammlungen verborgen liegen; sei es durch Unwissenheit unter Moder vergraben, sei es daß Absicht sie hütet weil man Gefahren befürchtet für den herrschenden Glauben oder daß Nachlässigkeit sie verkommen läßt. Ihre Veröffentlichung würde aber nicht vermögen die traurige Überzeugung zu hindern oder aufzuheben, daß von den mühsam angesammelten Bildungschätzen des Alterthums der weitaus gröste Theil unwiederbringlich verloren sei.

Im vererben der Schriften und ausbreiten ihrer Kenntnisse lag eine andre Gefahr in Verschiedenheit der Sprachen und im verändern der Ursprachen mit der Zeit. Die Erkenntniß der alten Ägüpter Babeloner u. a. aus den Denkmälern zu ermitteln wird nicht allein dadurch beeinträchtigt daß die Bedeutung der Schriftzeichen noch zweifelhaft ist, sondern auch daß sie nur verbreitet werden kann durch Übersetzungen, die nicht genau verdeutlichen können was die ehemaligen Verfasser sich vorgestellt haben. Die Lautsprachen in denen jene Inschriften abgefaßt wurden sind erloschen oder sehr verändert, z. B. die alt-ägüptische umgewandelt in die koptische, welche nur noch in Kirchenschriften vorhanden. Die selben oder änlichen Ausdrücke können und werden oft jetzt eine andere Bedeutung haben als damals, je nachdem die Verhältnisse sich änderten die den Ausdruck schufen. Ebenso sind die Sprachen der alten Hellenen und Römer ausgestorben, die

jetzigen Sprachen in jenen Ländern sind allerdings änlich aber weit verschieden und können nur nebenher als Anhalt dienen zum auslegen der alten Sprachen. Schon im Alterthum haben bekannte Sprachen sich verändert, so z. B. die ebräische ist verschiedeu in den Büchern der Bibel; die hellenische ward geschrieben in mehreren Mundarten. Die Formen der alten und neuen Sprachen sind durchgehends verschieden, so daß die Ubersetzer nicht zugleich den Sinn und auch die Form der Dichtungen getreu wiedergeben können, sondern dem Leser aufrichtig den Rath ertheilen die Ursprache zu lernen um die Schönheiten zu erkennen. In lebenden Sprachen herrscht der Übelstand, daß sie zahlreicher sind als die des Alterthumes, daß also jedes Werk eines der Bildungvölker nur ein enges Sprachgebiet hat, über welches hinaus für die andren Völker Übersetzungen nöthig sind; die mehr oder weniger von einander abweichen und selbst im besten gelingen entfernt bleiben von der Bedeutung und dem Werthe den die Urfassung hat. Selbst diese wird schwieriger verständlich im Laufe der Zeit, weil die Sprache unabläßig sich ändert. Keine europäische Sprache und Schrift ist jetzt wie vor 500 Jahren; denn je rascher und höher ein Volk sich fortbildete, desto mehr mußte die Sprache sich neu gestalten; die meisten so sehr daß die jetzt lebenden die Sprache ihrer Vorfahren nicht verstehen ohne längeres erforschen. Viele seiner älteren Schriftwerke hat das eigene Volk sich übersetzen lassen müssen, weil die Sprache seiner Vorfahren ihm fremd geworden war. In andren Fällen, wann der Zeitraum nicht so lang und die Verändrung minder beträglich, bedarf es der Übersetzung veralteter Ausdrücke, wie zu Luthers Bibel-Übersetzung, Shakspere's Werken u. a. Diese Mängel sind um so größer bei den ältesten Sprachformen: die ebräische und hellenische Sprache ward geschrieben ohne Selbstlauter (Vokale) die erst lange nachdem diese Sprachen ausgestorben von den Nachkommen eingefügt wurden, nach der zur Zeit auf sie vererbten Aussprache und bei Eigennamen sogar nach Gutdünken. Ein anschauliches Beispiel gibt der in der Bibel-Übersetzung vorkommende Name Jehowah, in der Urschrift geschrieben JHWH, also 4 Buchstaben aus denen durch zwischen fügen beliebiger Selbstlauter eine große Zahl zwei- oder dreisilbiger Wörter gebildet werden kann. Die wirkliche Aussprache war unbekannt, weil bei den Juden wie andren Völker des Alterthumes es verboten ward den Namen ihres höchsten Wesens auszusprechen. Die Schriftgelehrten (Masorethen) welche später den Mitlautern die zum lesen nöthigen Selbstlauter-Zeichen beifügten, nahmen dazu diejenigen des Wortes adonai welches statt JHWH gelesen wird und so entstand das Wort Jehowah. Neuere Forscher sind meist darüber einig daß diese Lesart grundlos und unrichtig sei; aber nicht darüber wie das Wort lauten

sollte. Der einzige thatsächliche Anhalt liegt in den Eigennamen, zu denen die Juden wie die andren Semiten und auch die Ägüpter der Götternamen sich bedienten. In solchen Eigennamen wird jenes Wort gelesen: jeho joh jah jahu; so daß die ursprünglich Lesart gelten darf als JHOH, da W, O und U den gleichen Buchstaben hatten.

Diese Mängel wurden gemehrt in den Übersetzungen der Bibel, die im Laufe der Zeit zu uns gelangten und über welche die Urschrift nahezu vergessen wird. Die einzelen Stücke der Urschriften sind in Zeiten abgefaßt, die mehr als 800 Jahre aus einander liegen; theils ebräisch, theils chaldäisch, theils griechisch. Die ersten Bücher, welche die älteste Geschichte, auch die Wüsten-Wandrungen enthalten, sind im neueren Ebräisch verfaßt, wie es etwa 1000 Jahre nach Moses gesprochen ward; sind also Übersetzungen oder Bearbeitungen älterer Urkunden und Sagen. Die sog. Bücher Samuelis sind im älteren ebräisch; andre sind Übersetzungen aus fremden Sprachen oder in fremder Sprache abgefaßt. Die Bücher des neuen Testamentes sind griechisch geschrieben, obgleich Jeschua (Jesus) in einer sürischen Mundart redete; so daß seine Aussprüche jedenfalls übersetzt vorliegen von Männern deren Sprachkenntnisse nicht beglaubigt sind. Im wechseln der Sprache lag auch wechseln der Bedeutung einzeler Ausdrücke; wie am deutlichsten sich erweist am Namen „heiliger Geist" wie er in der Bibel angewendet wird. Ursprünglich (4 Mose 11. 25) nur gedeutet als Weissagung, erweiterte sich die Bedeutung allmälig bis zur Apostelzeit zum Geiste des weissagens, Wunder thuns und redens in fremden Sprachen; etwa 400 Jahre später ward der heilige Geist erhoben zur dritten Person im untheilbaren Gotte. Änliches geschah mit den Bezeichnungen der verschiedenen Verehrungwesen der Israeliter: elohim, el, moloch, jehoh, baal, adonai, zebaoth u. a. deren Bedeutung im Laufe der Zeit wechselte und allmälig sich erweiterte; in späterer Zeit aber in den Bibel-Übersetzungen der Europäer gleichmäßig übertragen durch deren verschiedene Götternamen (Theos, Deus, Gott, Bog u. a.) sämmtlich aus dem vorherigen Heidenthume übernommen. Die als Bibel vorliegende Sammlung von Büchern ist uns Europäern bekannt theils in ebräischer theils in griechischer Abfassung, außerdem in griechischen Übersetzungen, auch in lateinischer (Vulgata) und in mehr als hundert lebende Sprachen übertragen. Eine lateinische ward durch die Kirchenversammlung zu Trident 1562 als die einzig ächte für die römische Kirche erklärt und ihr kirchlicher Gebrauch gesetzlich festgestellt. Demungeachtet ward sie bald nachher auf Befehl des Papstes Clemens 8 nach älteren Übersetzungen verändert und als neue Vulgata an die Stelle der alten gesetzt. Die Evangelischen haben ihre Bibel-Übersetzungen durch Luther u. a. empfangen, im Anschluß an

die Vulgata und ältere griechische Übersetzungen. Es zeigte sich aber je mehr die Kenntniß der Ursprachen zunahm und der Sitten des Alterthumes, daß alle Übersetzungen wesentlich abweichen von der Urfassung, vielfach undeutlich und irre leitend. Es fand sich daß manches worauf man, dem Wortlaute der Übersetzungen folgend, Glaubenssätze begründet hatte, nicht in den Urschriften stand oder in der Ursprache nicht dahin lautete. Die dadurch entstandenen Gefahren für die Lehrsätze bewirkten für die Priester der Katholiken nicht allein den Befehl die lateinische Übersetzung (Vulgata) als unzweifelhaft richtig und unantastbar gelten zu lassen, sondern auch den Nichtpriestern (Laien) abzurathen die Bibel zu lesen; in Spanien bald dahin gesteigert daß den unvorsichtigen Leser Galerenstrafe drohete. Die theologische Fakultät zu Paris verlangte sogar daß die ebräische Urschrift abgeändert werden solle nach jener Vulgata.

Die Mißverständnisse durch jene Übersetzungen sind sehr zahlreich: so ist die katholische und luthersche Deutung der Abendmahlsworte Jesu hinfällig geworden, seitdem Forscher erkundeten daß in der sürischen Mundart welche Jesus redete, das entscheidende Wort „ist" nicht von ihm gesprochen werden konnte, also dem Abendmahls-Streite zwischen den Anhängern des „ist" und des „bedeutet" (Reformirten u. a.) die Grundlage mangele. Noch größer ist das Mißverständniß, daß die Israeliten von den ältesten Zeiten her Eingottgläubige (Monotheisten) gewesen seien; erzeugt durch die irrigen Übersetzungen, welche der ältesten griechischen blindlings folgend, die Namen der verschiedensten deutlich benannten Verehrungwesen der Israeliten, ohne Unterschied übertragen durch „Gott" der „Herr" oder „Ewiger"; statt die eigenthümlichen Namen unverändert beizubehalten; wie es richtig ist und geschieht beim übersetzen der hellenischen und römischen Schriften. Durch richtiges übersetzen würde sich erwiesen haben daß die Israeliten Vielgötterer (Heiden) waren und eine Menge Götter mit getrennten feindlichen Priesterschaften besaßen; ebenso wie die andren Semiten und die Ägüpter Hellenen Perser Inder Römer jener Zeit.

§ 27. Die **Geschichte der Erkenntniß ist Geschichte der Menschheit** in allen ihren Bezügen.

Das Leben der Menschheit im ganzen wie im einzelen steht allenthalben und allezeit nicht allein in Bezug zur jezeitigen Erkenntniß, sondern ist das Erzeugniß aller vorherigen Erkenntniß und gestaltet sich je nachdem der Mensch durch sein wissen sich stellt zur übrigen Welt. Schon die ursprünglichste Grundlage seines Lebens, der Unterhalt, ist gänzlich abhängig von seiner Erkenntniß; gemäß welcher er auf der niedren Stufe lebt, dürftig genährt und bekleidet

umher streifend wie Wild, den Raubthieren preisgegeben und unterliegend; oder durch sie befähigt sich zum Herrn erhebt über seine Feinde und die vordem übermächtigen Gewalten sich dienstbar macht zum gesicherten und gedeihlichen Unterhalt. Seine Erkenntniß rüstete ihn aus nicht nur mit Waffen zum Kampf und Sieg, sondern auch mit Geräten zum erforschen und benutzen der verfügbaren außermenschlichen Kräfte. Sie leitete das aufrechte Thier zur eigentlichen Menschenstufe, erhob ihn zum Jäger Hirten Landbauer Tauscher Gewerker Lehrer; veranlaßte ihn zum Verbandleben in Ehe Familie Stamm Gemeinde Stat, zum zeitweiligen vereinen für Einzelzwecke oder bleibenden für Gemeindezwecke; sie begeisterte ihn zur Aufopferung für das Gemeinwohl oder seine Überzeugung. Die Erkenntniß bildete sich selbst fort im unabläſſigen mühen und erhob dadurch das Menschenleben in allem seinem thun, in seiner Geltung und seinem gedeihen.

Jeder Zweig der Geschichte der Menschheit, sei es die sog. Weltgeschichte oder Geschichte der Civilisation, der Baukunst oder Kriegskunst, der einzelen Wissenschaften oder der Weltweisheit im allgemeinen, ist allemal die Geschichte der Erkenntniß, nachgewiesen in besonderen Richtungen und Gestalten der Lebensäußerungen der Menschheit. Selbst eine Geschichte der Zahlen oder Buchstaben, einer Waffe oder eines Gerätes im stufenweisen umgestalten, würde zweckmäßig nicht anders behandelt werden können als im nachgewiesenen Zusammenhange mit der Geschichte der Erkenntniß und der allgemeinen Geschichte der Menschheit, in derem Leben die Ursachen entstanden und die Fähigkeiten enthalten sind. Umgekehrt müßte jede Geschichte der Erkenntniß alle Bezüge der Menschheit umfassen, nicht allein die auffälligen Begebenheiten in ihren Gründen nachweisen, sondern alle Zweige des menschlichen denkens und thuns, alle Lebensäußerungen in ihrem Zusammenhange begründen und auf allen Stufen ihrer Fortbildung.

Sie zu erfassen und zu beschreiben ist aber zu viel für die Fähigkeiten wie die Lebensdauer des Einzelen, der auch im günstigsten Falle nur einen Beitrag dazu liefern kann. Sie abzufassen in allen Richtungen würde erfordern daß eine Anzahl gleich denkender zusammen wirken, jeder einen besonderen Zweig bearbeitete, auf die er seine Lebensaufgabe beschränkte; daß ihm aber auch die zum abschließen erforderliche Zeit und Kraft ungeschwächt verbleibe. Derartiges zusammen wirken ist bisher nirgends zu ermöglichen gewesen; wie die großen Wörterbücher beweisen, welche begonnen wurden um in Buchstabenfolge über jede Einzelheit jedes Zweiges der Wissenschaft möglichst umfassende Belehrung zu bieten. Jeder Einzele vermag nur Bruchstücke des Gesammtwissens in sich aufzunehmen und wieder zu

geben: entweder einen Zweig in thunlichster Vollständigkeit, oder das Gemeinsame aus möglichst vielen Zweigen. Er wird dabei, je nachdem Gedächtniß oder Verstand am stärksten sind, entweder einen engen Bereich thunlichst im einzelen kennen oder aus vielem einzelen Begriffe bilden und die Ursach-Verhältnisse erkennen. Die Stärke wird je nachdem liegen im Gedächtnißwissen oder im Denkwissen: er wird Gelehrter im engeren Sinne sein oder Denker. Diese Unterschiede sind keineswegs so scharf ausgeprägt, daß Jeder beschränkt wäre auf eines oder anderes; nur läßt sich oft erkennen, in welcher von beiden Richtungen seine Fähigkeiten am stärksten seien und seine Erkenntniß am meisten Vertrauen verdiene. Bekanntlich giebt es ausgezeichnete Fachmänner, als Gedächtnißwisser sehr bewandert, deren Aussprüche besonderes Vertrauen verdienen, sobald sie aus ihrem Gedächtnisse die in ihrem besondren Bereiche geltenden Vorstellungen und Begriffe wachrufen; denen aber nur geringes Vertrauen gebürt, wenn sie innerhalb oder außerhalb ihres Bereiches selbständig Vorstellungen oder Begriffe schaffen, wobei ihr starkes Gedächtniß nicht ersetzen kann, was ihr schwächerer Verstand verfehlt. In der andren Richtung gab und gibt es ausgezeichnete Denker, deren Gedächtnißwissen schwach oder mindestens sehr unvollständig ist; weil sie, um das in den verschiedenen Fächern vorwaltende Gemeinsame zu erkennen, nur dazu erforderliches ihrem Gedächtnisse einprägten. Sie haben auf allgemeines und änliches sich beschränken müssen, weit verschieden vom Gedächtnißwisser welcher zumeist besonderes und unänliches sich einprägt und bis an die menschlich erreichbare Grenze aufspürt, um alles einzele in seinem beschränkten Bereiche zu unterscheiden und einzuordnen.

Diese Einseitigkeiten des Menschen, gerade dort wo die Geschichte der Erkenntniß ihre Grundfesten hat in den vorzüglich berufenen, wirken überaus nachtheilig im ansammeln und ordnen des Bildungschatzes. Damit aus den Ergebnissen des Lebens der bevorzugten Einzelen Überschüsse entstehen können muß jeder zunächst vorhandene Kenntnisse in sich aufnehmen. Dabei wirken schon jene Einseitigkeiten störend; denn ein denkgieriger Schüler faßt nicht das reiche Gedächtnißwissen seines denkenden Lehrers und irrt nicht minder. Da aber in beiden Fällen der Schüler nicht voraus wissen kann, ob und wie weit die verfügbaren Lehrer geeignet sind, vielmehr erst später zur Einsicht kommen kann: so muß er häufig hinterher Zeit und Kraft darauf verwenden erlerntes zu beseitigen, um selbständig auf andren Wegen Kenntnisse zu erwerben, seiner Eigenthümlichkeit angemessen. Auch dabei wiederholt sich der Einfluß menschlicher Einseitigkeiten; denn in den Büchern sind Gedächtnißwissen und Denkwissen gemengt in ungleichen Verhältnissen, so daß die Gelegenheiten zum irre leiten sich reichlich darbieten.

Der Unterschied zwischen Gedächtnißwissen und Denkwissen wird selten erkannt: es wird fast allgemein geglaubt, ein Gelehrter der seinem Gedächtnisse eine Fülle von Einzelheiten einprägte aus einem besonderen Zweige der Wissenschaft, müsse auch geeignet sein weit greifende Urtheile zu fällen, zu denen umfassendes Denkwissen erfordert wird; man entsetzt sich über solchen Gelehrten wenn er nicht einmal so viel weiß wie der gesunde Menschenverstand erfordert. Ebenso nimmt man an, ein Denker der die Begriffe bis zum Umfassendsten steigert, müsse ebenfalls jede Einzelheit jedes besondren Faches wissen; man glaubt ihn zu ertappen auf Unwissenheit oder Oberflächlichkeit, wenn er nicht jede Einzelheit berücksichtigte oder nicht so scharf faßte wie der Fachmann, nicht so genau wie dieser die besten Quellen kennt oder richtig anzuführen wußte. In beiden Fällen hält der Lernbegierige sich berechtigt das ganze Wissen seines Lehrers zu verwerfen; lediglich weil er nicht im Stande ist dessen eigenthümliche Stärke zu erkennen und zu erfassen, geschieden von der damit verbundenen schwachen Seite. Der Lernende kann es aber auch nicht, weil seine tiefere Stufe ihm nicht gestattet den höher gebildeten Lehrer zu überschauen: als rückständiger folgender Begleiter kann er dem voran schreitenden nicht ins Gesicht schauen, um dessen Besonderheit zu erkennen. Er folgt ihm gar nicht oder nur eine Strecke und verläßt ihn oft gänzlich wenn irgend ein Anzeichen ihn zur Annahme verleitet der voran schreitende irre sich.

Genannte Hemmungen im fortbilden der Erkenntniß wirken am auffälligsten unter den Deutschen, weil bei ihnen sowol das Gedächtnißwissen am reichsten sich bildete, wie auch das Denkwissen in größter Schärfe und Kühnheit fortschreitet; so sehr daß die wissenden andrer Völker erst in neuerer Zeit beginnen dem mächtigen Zuge halb wollend halb zagend zu folgen. Dabei ist die Zahl der Lernenden größer als bei andren Völkern, in besondren Fächern wie im allgemeinen; weil manche Zweige des Lebens, denen jene vorwaltend ihre Fähigkeiten widmen, in Deutschland minder gepflegt werden, in Folge der verschiedenen Lage des Landes und des eigenthümlichen Bildunggangest. Die Gesammt-Fähigkeit, in deren Umfang und Stärke das deutsche Volk keinem nachsteht, hat wie in jedem andren Volke vorwaltend in besonderen Richtungen sich bethätigt nach Maßgabe der Eigenthümlichkeit. Bei den Deutschen sind lehren und lernen durch Schrift und Wort vorwaltender, weit über das Verhältniß hinaus in welchem die einzelen Äußerungen der Gesammt-Fähigkeiten eines Volkes im Einklange sind. Die Folge davon ist daß unsre Fähigkeiten mehr menschenthümlich (cosmopolitisch) als volksthümlich (national) verwendet werden. Wir besitzen in besondren Richtungen zu viel um auf den

Bereich unsres Volkes uns zu beschränken, ziehen deshalb die ganze Menschheit hinein und streuen über oder für die ganze Menschheit Keime aus; müssen aber dagegen entbehren was wir andren Zweigen und Richtungen entziehen um unsre Eigenthümlichkeit desto mehr zu pflegen. Die hohe Stufe des Gedächtniß- und Denkwissens in unserm Volke führt uns zu oft zum Irthume, die Besitzer jener Fähigkeiten seien geeignete Berather für volksthümliche Zwecke. Sie werden gewählt zu Gemeinde- und Stats-Ämtern, zu Landtagen und Reichstagen: 1848 wußte das deutsche Volk nicht besser sich zu helfen als durch gelehrte Vertreter im sog. Professoren-Parlamente zu Frankfurt. Unser Volk trauete seinen Gelehrten alles zu und irrte sich schmerzlich: die Gedächtnißwisser, stark in ihren besondren Fächern, waren schwach außerhalb der selben; die Denkwisser waren zu umfassend und sorgsam im bemühen, als daß sie es beschränken konnten auf die Grenzen ihres Volkes und des nächstliegenden Zeitabschnittes. Beide waren in unverhältnißmäßiger Zahl vorhanden; die übrigen Zweige des Volkslebens um so weniger vertreten, zu wenig um den Einklang zwischen wissen und thun zu bewirken; die Folge war daß die Hauptabsicht fehl schlug. Unsre Gelehrten wurden zum Gespött, und doch war es nicht ihre Schuld, sonder die der Eigenthümlichkeit des Volkes. Wie aber unser Wissen zu stark und die Thatkraft zu schwach ist in unsrer Volksthümlichkeit, so ist gegentheils bei Engländern und noch mehr den Nord-Amerikanern die Thatkraft überwiegend; so daß sie, neben großer Verständigkeit und Furchtlosigkeit im thun des täglichen Lebens, befangen sind im erkennen der höheren Bezüge der Menschen, in den rückständigen Vorstellungen des Heidenthumes der Ägüpter, Chaldäer und Juden verharren, so mißverständlich wie ihr blinder Bibelglaube sie ihnen einprägt.

Alle Einseitigkeiten mit ihrem erschwerenden Einflusse lösen sich nur dann, wenn das wissen der einzelen Menschen und Völker zusammen betrachtet wird als Gesammtwissen der Menschheit; auf gemein menschlicher Grundlage offenbart in den einzelen Menschen und Völkern je nach ihrer Eigenthümlichkeit.

§ 28. Betrachten wir den **Verlauf der Geschichte der menschlichen Erkenntniß** im allgemeinen, wie es bedingt die Unmöglichkeit alles einzele zu erfassen: so steht dreierlei zur Verfügung:

der Gesammtschatz der Erkenntniß den die Menscheit jetzt besitzt;
die nachweisbare Thatsache daß dieser Schatz allmälig gewachsen sei;
das unverkennbare abhängen der Erkenntniß vom Menschenwesen, dessen Fähigkeiten und Mängeln.

Zerlegt man den Gesammtschatz in seine Hauptbestandtheile, so zeigt sich eine Ansammlung von Vorstellungen und Begriffen, welche

die ganze erkannte Welt zum Inhalte haben; hinaus zu den äußersten Grenzen innerhalb derer wir Eindrücke zu empfangen vermögen. Die einzelen Abtheilungen im gegenwärtigen Umfange verglichen mit dem, welchen sie innerhalb Menschengedenken oder vor einem Halbjahrhunderte besaßen, zeigen rasches wachsen und theilweis gänzliches umgestalten. Allerdings zeigt sich vielfach neben der Fortbildung auch die Rückbildung; doch ergibt sich durch abwägen beider die sichere Thatsache, daß die Fortbildung überwiege, daß sie einen Überschuß ergeben habe, den wir als Gewinn jener Zeitlänge und als Bereicherung des Schatzes erkennen. Wird der Vergleich weiter zurück geführt in frühere Jahrhunderte: so ergibt sich, wenn auch minder augenscheinlich der gleiche Beweis. Es sind allerdings Bildung-Zustände außerhalb unsrer Lebenszeit; aber die ererbten Nachweise, wenn auch mangelhaft und um so mehr je älter, lassen doch feststellen daß die Bildungstufen der ganzen Menschheit um so tiefer waren je weiter zurück in der Zeit. Es ist nicht zu verkennen daß im Alterthume einzele Völker, Ägüpter Semiten Inder Perser Hellenen und Römer hohe Bildung erreichten; in manchen Richtungen unsrer Zeit gleich, theils sogar sie überragend. Allein die Gesammtbildung keines jener ist gleich der Gesammtbildung eines der gegenwärtigen Bildungvölker, weder an Umfang und Tiefe noch an allgemeiner Verbreitung. Die Vorgeschrittenen jener Völker waren spärlich vertheilte Millionäre inmitten einer Gesammtheit von Bettlern; oder vergleichbar einer schönen Bergreihe im weitgedehnten Tieflande, deren erleuchtete Spitzen für alle Zeiten unvergänglich glänzen, aber geringe sind wenn berechnet oder vertheilt über das Flachland. Weite Gebiete der Erkenntniß hatten jene alten Völker noch nicht eröffnet, namentlich die Gesetze und Gestaltungen der Welt in ihren Grundlagen, die eigentliche Naturkunde wie sie erst in den jüngsten Jahrhunderten von den Europäern erforscht und begründet worden ist. In Ermanglung der Erkenntniß gehörten jene Gebiete zur außersinnlichen Welt jener alten Völker, bevölkert durch ihre Einbildung mit Geisterscharen und Göttern, deren Launen und Eingriffen sie alle Wandlungen zuschrieben.

In jeder Einzelheit der gewonnenen Erkenntniß bis zu den ersten Anfängen ist das Wesen des Menschen unverkennbar; sie ward fortgebildet in dem Verhältnisse wie der Mensch seine Fähigkeiten erhöhte. Jedes schärfen der Sinne durch Geräte bereicherte die Erkenntniß; bildete einen Theil derselben fort und überwies einen andren der Rückbildung. Jedes neu entdeckte Land, jeder neue Stoff oder jede neu entdeckte Stoffverbindung wirkte ebenso; jede neu erkannte Bewegung, jeder neue Gedanke bewirkte weitgreifende Veränderungen in den jezeitig herrschenden Vorstellungen und Begriffen, dem leben und thun der

Menschen. Es ist z. B. nachzuweisen wie der Aufstand des französischen Volkes 1789 entstand aus veränderten Vorstellungen, wodurch der frühere Glaube an das Königthum, den Adel und die Priester ausgeschieden worden war; gefördert durch höhere Bildung der Fähigkeiten, gehindert und irre geleitet durch Mängel des Menschenwesens. Ebenso nachweisbar ist solches in der Erhebung des englischen Volkes wider Charles 1 im Jahre 1642; noch mehr in der Glaubensspaltung des 16. Jahrh. welche die Evangelischen trennte von den Katholiken; in den Kreuzzügen des 11 Jahrh. wie in den Umgestaltungen durch Karl d. Gr. im 9 Jahrh. Nicht allein daß solche Begebenheiten auf menschliche Fähigkeiten und Mängel zurück zu leiten sind, sondern das Menschenwesen erweist sich auch als ausreichend, um sie im ganzen und einzelen zu erklären. Was für solche auffälligen Ereignisse gilt ist auch anwendbar auf die unscheinbaren: von den tief greifenden Umgestaltungen der Neuzeit durch Telegrafen Eisenbahnen Dampfmaschinen Bild- und Schriftdruck bis zu den Vorstellungen im Hirn eines Denkers oder Schwärmers der alten Zeit: jedesmal die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens alleinige Grundlage und zum erklären ausreichend. Ebenso für das Fortbilden des einzelen Menschen von Stufe zu Stufe: der Rückständigste wie der Vorgeschrittenste bildet sich auf gleicher Grundlage, in dem gleichen Bereiche, nach den selben Gesetzen.

Diese Nachweise, am klarsten in den Vorgängen der Gegenwart, sind dunkler beim forschen in die Vergangenheit; die Spuren werden schwächer und vielfach unterbrochen je weiter zurück in der Zeit. Dagegen waren die früheren Verhältnisse einfacher, auch sind die hauptsächlichen Zustände welche einwirkten sich gleich geblieben, so daß die Ursach-Verhältnisse noch jetzt erkannt werden können. Die rückständigen Völker der Gegenwart geben treffliche Vergleiche zum deuten der Erkenntniß des Alterthumes; der rückständige Mensch in unserer Mitte, Erwachsener oder Kind zeigt deutlich wie die Fähigkeiten auf diesen Stufen sich bethätigen. Es mangelt also nicht an Hilfsmitteln zum erforschen der Erkenntniß des Alterthumes, zum verfolgen der Wege auf denen sie stufenweis sich fortbildete; zum erkennen daß sie zu allen Zeiten rein menschlich sich gestaltete, daß selbst die anscheinend abweichenden Kunden des Alterthumes und damaligen Erklärungen der Vorgänge durch außermenschliche Wesen ihren Grund hatten in den menschlichen Fähigkeiten und Mängeln.

Der Bildungschatz der Gegenwart ist Erzeugniß der ganzen Menschheit, größer und reicher als je zuvor; geschaffen und angesammelt im leben aller Einzelen, aus Bruchstücken die im auf und ab wogen der Menschheit alle Wechselfälle überstanden. Vererbt und

bereichert zu verwirrender Fülle, wurden sie in neuester Zeit verbunden in allen Hauptrichtungen und hinab geleitet zu ihren einfachen Grundlagen. Wie die gegenwärtig über die Erde zerstreueten Völker das Erzeugniß und die Überbleibsel der vorher lebenden Menschheit sind, so auch der Bildungsschatz der Gegenwart. Wie die Völker sind auch die Bestandtheile des Schatzes nach Zeit und Umständen in gleichmäßiger Geschwindigkeit fortgebildet; so daß die Gegenwart aus allen Jahrhunderten und von allen rückständigen Bildungsstufen zahllose Trümmer und Überbleibsel enthält; aus denen auf die Ur-Vorstellungen in gleicher Weise geschlossen werden darf wie der Thierkenner aus einem Haufen vorweltlicher Knochen die Art und Größe der ausgestorbenen Thiere ermittelt, denen sie angehörten. Wir dürfen ebenso folgern wenn wir gleich ihm die Bildunggesetze erforschen, nach denen die Erkenntniß sich fortbildet; denn diese haben auch in den einzelen Richtungen gewaltet. Sie sind zu finden wenn wir es über uns gewinnen ohne vorgefaßte unerweisbare Meinungen danach zu forschen, das Menschenwesen rein sachlich zu erkennen in seinen vorliegenden Bezügen, ihm zu geben was ihm gebürt. Es wird sich zeigen daß der Mensch höher steht als er dachte, daß er besser ist als er glaubte und glücklicher als er wähnte. Durch die Geschichte der Erkenntniß belehrt, vergißt er die Selbstverläumdung und gelangt zur beruhigenden und erhebenden Überzeugung von der Höhe Güte und Glückseligkeit des Menschendaseins.

§ 29. Unzählig sind die **Schwierigkeiten der Heranbildung der menschlichen Erkenntniß,** unermeßlich die Mühen deren Frucht die gegenwärtige Bildung ist.

Der Bildunggang der Menschheit war keine bequeme Reise durch üppige Landschaften, sondern ein mühsamer Zug durch Wüsten mit spärlich vertheilten Oasen, durch düstre Schluchten und über klaffende Abgründe, in drückender Schwüle dumpfer Thäler wie in durchfröstelnder Kälte eisiger Höhen. Im Kampf mit der übrigen Welt, hier besiegt dort siegend, durchwanderte der Mensch aufrecht schreitend die Jahrtausende, ließ im erhobenen Auge die Welt sich spiegeln, erfaßte was im Kreise seiner Fähigkeiten lag, nahm es auf in sein Wesen, gestaltete von innen heraus seine Welt, fühlte sich als den Mittelpunkt um den alles sich bewegt, dem alles sich anbequemen muß was er sein nennen darf. So noch jetzt von seinen Sinnen geleitet und verleitet, in seinem Gedächtnisse bereichert und betrogen, durch seinen Verstand geführt und verführt, schreitet er weiter, aufnehmend und abwerfend, gewinnend und verlierend im selben Augenblicke. Ob auch in der Flucht der Jahrtausende die Einzelen millionenweis entstehen und vergehen, drängt sich die Menschheit vorwärts auf ihrem Bildunggange, bergan

klimmend und hinauf blickend zur lichten Höhe; wo der voran geschrittene mit umglänztem Haupte die zurück gelegte Bahn überschauen darf, wie sie aus der grauen Tiefe und Ferne allmälig sich erhebt, eingefasst von den abgestorbenen Gebilden, hingeworfen von der vorschreitenden Menschheit, um in wechselnder Verjüngung zu höherer Gestaltung zu reifen. Wie der Einzele zurück blickt auf die schwankenden Träume der Jugend, die glühenden Hoffnungen des Jünglings, die kühnen Vorsätze des Mannes, so vermag er auf die schreitende Menschheit zurück zu schauen; auf die wechselnden Gestalten ihrer Geschichte wie auf die wechselnde Menge der Gegenwart. Es zeigt sich ihm vom erhabenen Standpunkte die erklommene Bahn dicht belebt von der nachdrängenden Schar der Mitlebenden, hinauf strebend im gleichen Drange: auf der niedrigsten Stufe weitab in grauer Ferne wie auf den höheren Stufen der Gipfelnähe das gleiche Gepräge des Menschenwesens, das gleiche streben zum lichten Ziele, welches jeder erblickt aber nicht jeder erreicht. Dennoch hilft jeder strebende zum erreichen des Zieles, auch wenn er selbst fernab bleibt; denn nur durch drängen der Menge gelangt der Zug höher; dem voran schreitenden dienen die Lebensfrüchte der Menge, aus derem mühsam erworbenen Schatze er entnimmt was seinem rascheren Fortkommen dient und auf den Schultern der niederen stehend schwingt stufenweis er hinauf zum Gipfel: er ist, wie die Spitze der Piramide, nichts ohne den breiten und hohen Unterbau. Der Fortschritt der menschlichen Erkenntniß ist nicht das Werk Einzeler sondern aller; wer voran leuchtet zahlt dadurch den drängenden für das Empfangene, kann auch nur wirken als Theil der Gesammtheit. Was in ihm sich spiegelt und gestaltet ist Blüte und Frucht der gesammten Menschheit, das Gebilde des Menschenwesens, zu dem die unter gegangenen Geschlechter gewirkt haben wie die mitlebenden; es ist Gemeingut Aller, an dem der Rückständige auf unterster Stufe sein Anrecht besitzt wie der auf höchster Stufe voran schreitende.

Nicht allein die Menschheit hat ihre Geschichte der allmäligen Fortbildung, sodern auch jede ihrer Vorstellungen und Begriffe. Auch für jeden davon gibt es eine Reihe vorheriger abgeworfener Gestaltungen, jede zu ihrer Zeit der vorgeschrittensten Erkenntniß angehörig, später aber durch höhere Gestaltung zurück gedrängt, rückständig geworden und als Irthum oder Aberglauben allmälig absterbend. In jeder Gestaltung der Menschheit wiederholt sich das gleiche Gesetz: entstehen, fortbilden vom kleinsten Anfange zur Lebenshöhe, rückbilden zum Untergange. Wie die Lebensfähigkeiten verschieden so auch die Lebensläufe und Wandrungen der Vorstellungen und Begriffe. Die in der Gegenwart friedlich oder feindlich neben einander bestehen sind theils Erzeugnisse der jüngsten Gegenwart, nur Wochen oder Monate alt; dagegen

könnten andre Jahrhunderte oder Jahrtausende zurück verfolgt werden, wenn das Gedächtniß der Menschheit ausreichte. Gleiches gilt für die Wandrungen: viele der herrschenden lassen sich zurück verfolgen zum nahen Ursprunge, andre nach Rom Griechenland Klein-Asien Palästina Niniweh Babel Ägüpten; andre nach Persien Indien öbrem Industhal und Baktrien. Viele sind durch die Kreuzzüge aus West-Asien hergelangt, andre in der ältern Völker-Wandrung nach Europa gebracht; theils über das Mittelmeer durch Griechenland und Italien von Süden und Osten her; theils durch Nord-Afrika nach Spanien und so von Westen her vorgedrungen. Wären die Kunden und Forschungen ausgiebig genug, so ließe sich die Geschichte eines jeden Begriffes, einer jeden Vorstellung bis zum Ursprunge verfolgen und darlegen; ja jedes Wort, jeder Buchstab, jede Zahl hat seine Geschichte. Es würde sich zeigen wie jedes Wort seine Bedeutung und Schreibweise änderte, aus veraltetem sich verjüngte bis zur jetzigen Gestalt; welche ohne Zweifel im Laufe der Zeit der Rückbildung verfallen wird, wie so manches Wort der früheren Jahrhunderte. Es läßt sich zeigen wie mehrere jetzt verschiedene Wörter früher in einem Stammworte lagen, aus dem sie hervor sproßten wie Zweige, oder welches in diese Wörter sich spaltete; wie ferner die alten Stammwörter noch weiter zurück auf einfache Laute zurück zu leiten sind, die durch rohestes anwenden der menschlichen Stimme sich bildeten und noch jetzt bei den rückständigsten Völkern die einzigen Bestandtheile ihrer Sprache sind. Ebenso die jetzigen Buchstaben als Lautbezeichnungen würden sich verfolgen lassen bis zum Ursprunge als Abbilder vorhandener Gestalten. Das Zahlenwesen würde zeigen wie bei Griechen und Römern 10000 das höchste Zahlenmas war, bei den Semiten u. a. 1000, dann stufenweis hinab bei andren Völkern nur 100, dann 40, 10, 5, 3 die Grenzen des zählens bildeten; alles darüber als unzählig benannt ward. In allen Formen würden die Eigenthümlichkeiten des Menschenwesens sich kennzeichen, seine Fähigkeiten und Mängel wirksam im fortbilden und rückbilden: je weiter zurück der Ursprung desto tiefer die Gestaltung, desto mangelhafter die Erkenntniß und langsamer die Fortbildung.

Ein derartiger Rückblick auf die Heranbildung der Menschheit in ihren manchfachen Bezügen soll versucht werden in den folgenden Abhandlungen; ermittelt auf den Hauptbahnen, in den wichtigsten Richtungen und Zweigen der Erkenntniß, verfolgt durch die zurück gelegten Jahrtausende bis zu ihren Quellen, den Sinnes-Eindrücken aus denen die kleinsten Anfänge erwuchsen. Diese Forschungen können in zwiefacher Weise geleitet werden: entweder aus der Gegenwart rückwärts bis zur Quelle, oder von der Quelle beginnend bis zur jetzigen Ge-

staltung. Erstere Weise ist minder anschaulich und verständlich; denn der Mensch, seiner eignen Fortbildung gemäs, kann wachsendes oder fortschreitendes leichter verstehen als rückschreitendes. Da aber Verständniß der Zweck ist: so werden die Betrachtungen von den entlegensten rückständigsten Gestalten beginnen und deren allmäliges fortbilden nachweisen. Solches ist: um so weniger bedenklich, als die Rückständigen der Vorzeit wie der Gegenwart nahe liegende Vergleichpunkte bieten, auch durch selbst betrachten jeder befähigt ist, in sich die meisten Vorgänge versuchsweise zu wiederholen und danach die Weise zu prüfen in welcher die Vorstellungen entstanden. Es darf dabei nicht gerechnet werden auf erschöpfende, Jedem genügende Behandlung; denn das Gebiet ist dafür zu weit und unerschöpflich; die Bildungstufen wie Bildungweisen so reich, daß weder die Kräfte noch die Dauer des Einzelen ausreichen um mehr als einen Abriß zu geben. Jeder mag zusehen an welcher Stelle er seine bezüglichen Vorstellungen und Begriffe anschließen könne oder möge, auch wie weit er sich anschließend die unbequeme Bahn verfolgen wolle. Es ist kein Vergnügen sondern eine Arbeit, zu der Jeder eingeladen aber Niemand gezwungen wird. Er möge jauchzen oder schelten, sich anschließen oder zurück bleiben, die Wandrung geht bergan weiter.

§ 30. Vorher erscheint es jedoch angemessen die Verhältnisse im kurzen zu überblicken und zwar zunächst die **ungünstigen Umstände** welche beschränkend hemmend und irre leitend einwirkten auf die Erkenntniß; nämlich

daß sie sich aufbauen mußte aus Vorstellungen, aus Einzelbildern und Eindrücken zusammen gesetzt, welche nur erregt werden konnten durch die begrenzten und nachweisbar mangelhaften Sinne, also beschränkt auf den Umfang der Sinne und beeinflußt von deren Mängeln;

daß die einzelen Eindrücke, begrenzt in Raum und Zeit, dem Menschen nur Vorstellungen schaffen konnten wie etwas zu einer Zeit an einer besondren Stelle gewirkt habe, also jeder Eindruck nur seinen besondren Werth hat, keinen allgemein geltenden;

daß der Mensch die Gegenstände, die Bestandtheile seiner Außenwelt nicht erkennen konnte wie sie sind, sondern nur die Eindrücke welche sie auf ihn machten; daß er die daraus gewonnenen Bilder oder zusammen gesetzten Vorstellungen außer sich versetzen mußte dorthin wo er die Gegenstände vermuthete; daß also seine Außenwelt nicht erwuchs aus Gegenständen und Wesen, sondern aus Bildern und Vorstellungen;

daß die Gleichartigkeit der Sinne aller Menschen allenthalben und jederzeit gleichartige Eindrücke und Vorstellungen erregte, deren vielfaches wiederholen irriger Weise erschien als Sicherstellung der Richtigkeit;

daß jeder Mensch nur nach Maßgabe seiner Umgebung und Fähigkeiten seine besondre Außenwelt schaffen konnte, deren Unterscheidung von andren er selten zu erkennen vermogte, weil er nur seine besondre Außenwelt in sich aufnimmt;

daß indem er die Vorstellungen seinem Gedächtnisse übergab, sie darin nur in der Gestalt aufgenommen werden konnten, welche sie in dem Augenblicke des entstehens besaßen, also örtlich und zeitlich beschränkt;

daß das Gedächtniß sie nur aufnahm in seiner augenblicklichen Stärke und Stimmung, so daß die Vorstellung sich nicht einprägte nach ihrem eignen Wesen, sondern nach dem augenblicklichen Zustande des Gedächtnisses, nach ihrem verhalten zu vorhandenen Vorstellungen u. s. w.

daß das Gedächtniß unter erheblichen Mängeln leidet, namentlich so beschränkt ist, daß es nur einen Theil der Bilder und Vorstellungen aufzubewahren vermag, aus der Menge der aufgenommenen nach Umständen einzele oder ganze Reihen ausscheidet (vergißt) um neueren Raum zu geben; dabei so wandelbar in seiner Stärke, daß es in jedem Augenblicke seine Fähigkeiten ändert;

daß das Gedächtniß in seinen Mängeln nicht jene Gleichartigkeit zeigt wie die Sinne der einzelen Menschen, sondern in jedem so verschieden wirkt daß der Einfluß seiner Mängel jeder Berechnung sich entzieht;

daß der Verstand, welcher die einzelen in seinem Gedächtnisse aufbewahrten Vorstellungen zu vergleichen hatte, nicht eine Fähigkeit ist mit welcher der erste Mensch so weit ausgerüstet war wie mit seinen Sinnen, sondern wenig mehr als die Möglichkeit besaß den Verstand zu schaffen aus dem kleinsten Keime, im spärlichsten Dämmerlichte die Fähigkeit zum denken zu bilden: ein Werkzeug ist welches ihm nicht geschenkt ward, sondern von ihm selbst mühsam angefertigt werden mußte;

daß vergleichen der Vorstellungen nur möglich ist durch anwenden von Maßen, welche die Raumerfüllung oder das Gewicht auf Zahlen zurückführen, deren Verhältniß zu einander durch Übereinkunft festgestellt ist; welche Maße erst erfunden werden mußten und allezeit mit Ungenauigkeiten behaftet bleiben, die nur vermindert aber nicht beseitigt werden können;

daß der Verstand, indem er aus änlichen Vorstellungen das gemeinsame entnimmt um Begriffe zu bilden, dem Fehler unterliegt daß

er oft nicht das vorwaltende heraus zieht sondern nebensächliches und ungehöriges;

daß er aus dem erkannten gemeinsamen einer Anzahl Vorstellungen sich Begriffe schuf, die nur in seinem Hirn vorhanden, wandelbar wie ihre Bestandtheile, wenngleich anscheinend unveränderlich festgestellt;

daß der Verstand im erdenken von Ursach-Verhältnissen mehrfältigen Irrungen unterlag, getäuscht durch unrichtige Beobachtungen, zufällige Wiederholungen, unrichtiges gestalten der Schlußfolgerungen u. a.;

daß diese Gefahren um so größer waren bei Vorgängen an den Grenzen der Sinne, wo Ursache oder Wirkung jenseit oder außerhalb der Sinnesgrenzen liegt; so daß er den fehlenden Theil aus Vermuthungen und Änlichkeiten mit anderen sinnlich erkannten sich gestaltete und einbildete, alsdann in seine Außenwelt versetzte wie wirklich wahrgenommene Gegenstände derselben, ohne ihnen eine feste Stellung geben zu können;

daß im schaffen neuer Begriffe oder Gesetze aus Ursach-Verhältnissen die Gefahr nahe lag solche voreilig oder ungebührlich weit zu fassen; da uns weder bekannt ist wie viel zum sichren schaffen gehört, noch wie weit in der unzähligen Manchfachheit der Gestalten und Bewegungen das gemeinsame eines Gesetzes sich erstrecken möge;

daß alle Schwierigkeiten und Mißgriffe zunehmen in dem Verhältnisse wie die Begriffe und Gesetze umfassender gestaltet werden, je mehr also Bestandtheile verwendet werden zu einer steigenden Reihenfolge, indem ein Mangel genügt um die Richtigkeit des ganzen zu gefährden;

daß alle Vorstellungen und Begriffe abgegrenzt sein müssen um vom Verstande erfaßt werden zu können, wir nichts wissen können über ein Unbegrenztes, Ewiges, Unermeßliches, wol aber erkennen daß wir weder Anfang noch Ende in Zeit oder Raum abzusehen oder zu folgern vermögen;

daß die gewonnene Erkenntniß durch mittheilen vererbt werden mußte in den einander folgenden Geschlechtern, um die Früchte der kurzen Lebensdauer der Einzelen anzusammeln zum gegenwärtigen Bildungschatze der Menschheit; allen Mängeln im Wesen der Einzelen ausgesetzt;

daß jedes übertragen mündlich oder bildlich zahllosen Mißverständnissen ausgesetzt war, dadurch daß der Mittheilende gewöhnlich nicht der Schöpfer der Vorstellungen und Begriffe war, also selten ihren Ursprung kannte und erläuterte, oder nicht befähigt war selbige

so wieder zu geben wie er sie empfing, oder gar sie überhaupt nicht vererbte, also den Lauf unterbrach;

daß im wechselvollen Leben der Menschheit unzählige Vorstellungen und Begriffe, im Gedächtnisse oder in Denkmälern und Schriften bewahrt, verloren oder verändert worden sind; so sehr daß wir von den angesammelten Bildungschätzen des Alterthumes nur Trümmer und Überbleibsel ererbten, theilweis entstellt und unzuverlässig, anderntheils durch Sprachschwierigkeiten im Verständnisse erschwert;

daß Jeder aus dem Gesammtschatze der Menschheit nur einen geringen Theil zu seiner Verfügung hatte und in sich aufnehmen konnte, auch nur das ihm zusagende nach seiner Eigenthümlichkeit mit Anderem verband und ungehemmt veränderte; so daß der jeweilige Schatz der Menschheit in den gleichzeitig Lebenden nie bestand aus zusammen verbundenen gleichartigen Bestandtheilen, sondern so verschieden unter sich wie die Fähigkeiten und Bildungstufen der einzelen Besitzer;

daß die Deutungen und Verbindungen der einzelen Bestandtheile des Gesammtschatzes jederzeit zahllos verschieden waren, je nach den Gewohnheiten und Bildungstufen, Sprachen und Rücksichten der Einzelen oder ganzer Volkskreise; so daß jeder Verband, sei er als Glaubens- Gemeinde- Stamm- Stand- oder Stats-Verband geordnet, seinen besonderen Theil in eigenthümlicher Weise hegte veränderte und vererbte.

§ 31. Diese Nachtheile wurden sämmtlich überwogen durch die **günstigen Einflüsse** welche allezeit in der Menschheit walteten.

Es zeigt sich in der Geschichte der Erkenntniß jederzeit ein üppiges Leben, nach allen Seiten ausbreitend und sprossend. Vorstellungen, einfach und unscheinbar entstanden, wuchsen allmälig heran und beherrschten weithin die Völker Jahrtausende hindurch; während andre glänzend entstanden, nach kurzem bestehen unscheinbar verschwanden, oder in auffälliger Weise erwachsen innerhalb einiger Jahre oder Jahrhunderte ebenso auffällig vergingen. Vorstellungen ältester Zeiten leben noch jetzt und bilden sich weiter, sprossen blühen und früchten, während viele andre aus jüngeren Zeiten längst in der Rückbildung sind, theils ganz abgestorben hinter uns liegen. Andre sprießen täglich neu empor, unscheinbar oder glänzend und auffällig; wir sehen sie wachsen und vergehen, können auch vermuthen wie sie sich fortbilden werden, nicht aber ermessen wann ihre Rückbildung beginnen wird.

Daß die zahlreichen ungünstigen Einflüsse nicht vermogten das aufblühen und zunehmen der Erkenntniß zu hindern, beweist das allmälige anwachsen des Bildungschatzes, gegenwärtig größer als je zu-

vor. Nur diejenigen deren Erkenntniß oder Bekenntniß ruht in einem rückblickenden stockenden oder absterbenden Bildungkreise, z. B. die Priester verschiedener Religionen, gerathen durch übertragen ihrer veralteten Erkenntniß in ihre Außenwelt, in den naheliegenden Irthum daß die Außenwelt in der Rückbildung sich befinde. Vergleichbar dem fröstelnden Greise, welcher glaubt die Erde sterbe ab und werde alljährlich kälter, nicht er.

Als günstige Einflüsse für anwachsen des Bildungschatzes der Menschheit lassen sich folgende erkennen:

daß die Mängel der Sinne allmälig erkannt wurden, so daß ihr einwirken ermessen und beschränkt werden konnte;

daß Geräte es ermöglichten den Bereich des sehens und hörens zu erweitern, früherhin unsichtbare Gegenstände und Bewegungen sichtbar zu machen, zu messen und zu wägen, so daß der Mensch, in die vordem außersinnliche Welt vordringend seine faßbare Außenwelt vergrößerte;

daß bei anwachsender Zahl der Menschen und ihrer Ausbreitung über die Erde der gleiche Gegenstand oder Vorgang um so öfterer beobachtet ward unter abweichenden Verhältnissen; also um so mehr Eindrücke und Bilder entstanden, aus welchen schärfere gemein menschliche Vorstellungen zu schaffen waren, befreit von den Fehlern der einzelen Menschen auf örtlichen Gebieten oder in besonderen Zeiten;

daß der Mensch stufenweis sich entwöhnte sein Wesen als Maßstab anzulegen, die Erkenntniß der Gesammtheit zur Grundlage nahm und dadurch zu Urtheilen sachlicher (objectiver) Art gelangte, an die Stelle der früheren selbstisch (subjectiv) gestalteten; dadurch seine Vorstellungen mehr dem Wesen der Gegenstände und Bewegungen näherte;

daß die Erkenntniß, im zerlegen der Gegenstände in ihre vorläufigen Ur-Bestandtheile (einfachen Stoffe) und feststellen ihrer Bind-Verhältnisse, in die Tiefen des daseienden vordrang, zum gleichartigen und gesetzmäßigen der Erscheinungen; Grundlagen gewann um weit über die Grenzen des unmittelbaren beobachtens vorzudringen, auch willkürlich Vorgänge zu erregen oder zu lenken, die vordem außer seiner Macht lagen;

daß die gebildeten Begriffe reicher und zuverläßiger wurden je mehr im auslösen des Gemeinsamen von Vorstellungen oder andren Begriffen das Vorwaltende zur Grundlage genommen ward, also schärfere und umfassendere Begriffe entstanden;

daß die erkannten Ursach-Verhältnisse nicht allein an Zahl zunahmen, sondern auch an Zusammenhang; so daß in der Fülle der

Erscheinungen allgemein giltige Gesetze des bewegens erkannt wurden, deren verschieden abgestuftes wirken als Kräfte bezeichnet, aber im Zusammenhange als Einheit erkannt und erwiesen wurde;

daß auch allmälig das vererben der Erkenntniß befreiet ward von den gröberen Mängeln des Einzelwesens: wie das mündliche mittheilen übertroffen ward durch Denkmäler, dann diese durch Schriften, welche die örtliche Beschränktheit aufhoben und das vererben ausbreiteten; dann der Buchdruck die Gefahren minderte, und die Erfindungen zum verbreiten des Verkehrs durch Eisenbahnen und Telegrafen den Gedanken-Austausch erleichterten und beschleunigten;

daß jemehr der Mensch erkannte, desto mehr sein Forschertrieb sich schärfte, weil er nicht länger gezwungen war auf dunklem Gebiete umher zu tappen, unter unsäglichen Mühen mit geringer Ausbeute, sondern mit begründeten Hoffnungen planmäßig vordringen konnte;

daß andrerseits um so mehr sein Zweifel wuchs, seine Neigung die überlieferte Erkenntniß früherer Jahrtausende nicht blindlings gelten zu lassen, sondern in ihrer Begründung zu erforschen und zu sichten; wodurch aufnehmen wie ausscheiden beschleunigt ward zu Gunsten des anwachsenden Bildungschatzes;

daß jemehr die herrschende Erkenntniß untersucht ward in ihrer Begründung, desto mehr die durch Mängel der voran gegangenen Geschlechter geschaffenen Bürden abgeworfen wurden, das Gebiet der Erkenntniß deutlicher abgegrenzt ward von dem der Einbildung; endlich die leicht gefertigten aber hemmenden Gebilde der Geisterwelt verschwanden, je mehr besonnenes forschen das Übergewicht erlangte über erregtes einbilden.

Die hemmenden wie die förderlichen Verhältnisse haben nicht so einseitig gewirkt wie vorstehend gegenüber gestellt zum leichteren Verständnisse. Wie alles in der Welt hat auch jedes der genannten Verhältnisse seine zwei Seiten und ward den günstigen oder ungünstigen einseitig zugezählt je nachdem es überwog. Jede neue Bahn der Erkenntniß eröffnet sich auch dem Irthume; jede Erleichterung des ausbreitens der Fortbildung dient auch der Lüge wie der Wahrheit; der Zweifel kann im sichten der Vorstellungen und Begriffe richtige und haltbare zerstören in ihrer Fortbildung statt der absterbenden, denen er unter Umständen das fortbestehen erleichtert. Es walten Fortbildung und Rückbildung neben einander und durchkreuzen sich unablässig; nur das Endergebniß ist entscheidend für das Urtheil. Wo starkes Licht ist auch starker Schatten; je mehr die Fortbildung zunimmt desto weiter kann auch die Rückbildung wirken. Das Urtheil welches nur eine oder andere Seite berücksichtigen wollte würde irrig

sein, entweder den Stand der gegenwärtigen Menschheit zu hoch oder zu niedrig stellen.

Die nachfolgenden Abhandlungen werden auf die Europäer und Neu-Amerikaner beschränkt, welche als Familie Gleichgearteter gelten dürfen. Ihre Bezüge reichen zurück in das Alterthum der Ost-Afrikaner und West-Asier, so daß vornämlich von diesen Völkern das beginnen herzuleiten wäre. Die übrigen Völker der Gegenwart und Vergangenheit werden nicht in dem Verhältnisse erörtert, welches namentlich den Ost-Asiern in der Geschichte der Menschheit gebührt. Die Aufgabe würde zu weit umfassend und zu wenig ergiebig für den zunächst vorliegenden Zweck. Nur in so weit wie Spuren dort zu verfolgen sind oder der Zusammenhang der ganzen Menschheit erwiesen werden muß werden Völker berührt welche sonst nicht in der Bahn liegen auf welcher die Bildung der Europäer erwuchs aus kleinen Anfängen. Daß bei den Erwägungen die Mängel des Menschenwesens mitwirken werden bedarf keiner Entschuldigung. Jeder andre würde ebenso wohl vorgehen müssen mit unzureichenden Kräften und mangelhaftes liefern; auch wird dem besseren durch gegenwärtiges nicht die Bahn versperrt.

Gott in der Geschichte.

§ 32. Die Geschichte der Menschheit läßt sich, geleitet von den verbliebenen Spuren, in Gedanken rückwärts verfolgen auf Urzustände, in denen der Mensch zu den schwächeren Erdenwesen gehörte, die **anfängliche Hilflosigkeit des Menschen** der des Kindesalters vergleichbar.

Entkleiden wir den Jetztlebenden alles dessen, was nachweisbar die Frucht des menschlichen Nachdenkens ist, was unsere Vorfahren im Laufe der Jahrtausende mühsam und allmälich für uns angesammelt haben, so zeigt sich die Menschheit in ihrem Kindesalter in dürftiger Ausstattung; bei deren Vergegenwärtigung im vollem Maße zu erkennen ist, wie schwierig es den Menschen anfänglich gewesen sein muß, sein Geschlecht gegen Ausrottung zu schützen. Die kleineren Thiere sichern ihre Art durch erleichtertes verbergen, beschleunigte Flucht oder rasches vermehren: Schlangen Eidechsen u. a. retten sich leicht in das Dickicht; das geflügelte Insekt und die Vögel entheben sich rasch ihren Feinden des Erdbodens; fast alle ersetzen etwaige Verlüste durch reichliche Nachkommenschaft. Größere Thiere retten oder erwehren sich durch überlegene Kraft, Geschwindigkeit oder gefährliche Waffen (Gift Hörner Krallen Hufe Zähne) oder Bepanzerung mit Schilden Stacheln o. a.; flüchten vor den Feinden des Wassers an das Land oder vor denen des Landes in das Wasser, klettern auf Bäume oder flüchten in Gruben, bieten Trotz mit verliehenen Waffen oder entziehen sich mittelst Vorzüge ihrer Ausstattung. An allen dem mangelte es dem Menschen der rückständigsten Stufe: zum verbergen fehlte ihm die Kleinheit, zum entfliehen die Geschwindigkeit der Fortbewegung. Er muß seinen Körper in der größten Fläche (Länge × Breite) durch die Luft schieben, wogegen die Thiere nur für die kleinere Fläche (Dicke × Breite) den Luftwiderstand zu überwinden haben; wobei er überdies auch nur die Hinterbeine zum laufen verwenden kann, während das Thier außerdem die Vorderbeine zur Hilfe nimmt und vorwärts springt: der Mensch kann es nur zum Trabe bringen, die Thiere zum Galopp.

Der Mensch konnte weder fliegen noch schwimmen, ist ohne Krallen Giftzähne Hörner Hufen Hornpanzer oder Stacheln, zum klettern fehlte der Griff; es mangeln ihm die schützenden Ausstattungen der kleinen wie der großen Thiere. Auch mehrt er nur langsam sein Geschlecht, kann also die im Kampfe um das Dasein fallenden Opfer nicht leicht ersetzen; sein Junges muß jahrelang getragen gehütet und genärt werden, ist weder im Stande Gefahren zu wittern noch Warnungen leicht zu verstehen, ist lange Jahre hindurch eine hilflose Last für die Eltern und reift verhältnißmäßig spät. Nackt und wehrlos stand anfänglich der Mensch da, in stiefmütterlicher Ausrüstung allen Gefahren preisgegeben; nur in seinem Hirn lebte die Schöpferkraft, mit der er sich erwerben konnte was ihm fehlte, die ihn befähigte stufenweise zum Herrn sich zu machen über alle Wesen der Erde. Diese Kraft schlummerte aber sehr tief, mußte erst im harten Lebenskampfe geweckt und entwickelt werden; vor der Hand war sie hilflos wie er im Ganzen. Es vergingen Jahrtausende bevor sein Hirn dahin gelangte, ihn zum Herrn auf Erden zu erheben.

§ 33. Die Entwickelung, welche den Menschen aus dem Zustande der Hilflosigkeit erhob, führte auch nur beim Zusammentreffen günstiger Verhältnisse dazu, ihn zum Herrn zu machen; auf dem größten Theile der Erdoberfläche ist dieses Verhältniß noch nicht hergestellt; in den meisten Ländern ist der Mensch noch nicht Gebieter, wiewohl an den Orten wo die Mehrzahl der Menschen wohnt, er die Oberherrschaft erkämpft hat. Der Rückstand ist in einigen Fällen so groß, daß der Mensch z. B. in den fruchtbarsten Theilen Brasiliens noch nicht einmal Herr des Pflanzenreiches ist, welches ihn überwuchert mit seinen Werken, möge er sich wehren so viel er wolle; an anderen zahlreichen Stellen ist er noch nicht der Sümpfe Herr geworden oder vermag nicht dem Meeressand zu wehren, seine Wohnung und seine Felder zu verschütten, ihn vom heimatlichen Boden zu vertreiben. An vielen Stellen der Erde ist noch das Thierreich Gebieter im Lande, unter deren Herrschaft der Mensch als Eindringling lebt und ihnen seine Steuer in Menschenfleisch alljährlich entrichten muß. In Oberindien giebt es Bezirke, in denen jährlich mehrere hunderte von Weibern und Kindern durch Tiger und Wölfe geraubt werden; auf Malakka (Hinterindien) wurden in der Umgegend des, in neuerer Zeit entstandenen Handelshafens Singapor, in der ersten Zeit jährlich mehr als 300 Menschen von Tigern geraubt; in Mittel-Afrika sind oftmals Stämme zur Auswanderung genöthigt, weil die herrschenden Raubthiere vom Stamme zahlreichere Menschenopfer nehmen als Kinder

geboren werden und die Menschen, der Ueberlegenheit ermangelnd, nur durch Flucht der Ausrottung entgehen können. In dortigen Wäldern ist der wilde Stier einer der größten Feinde und grimmigsten Oberherrn des Menschen; denn er meidet ihn nicht, läßt ihn nicht unbeachtet wie Elephant Nashorn u. a. sondern sucht und verfolgt den Menschen derartig, daß selbst der mit Schießgewehr bewaffnete Europäer ihn gefährlicher hält als die größeren Thiere und der hilflose Eingeborene ihn am stärksten fürchtet.

Die gleichen oder änlichen Verhältnisse werden in rückständigen Zeiten in den meisten übrigen Ländern geherrscht haben; die Vorfahren der jetzt über das Thierreich herrschenden Völker sind zu irgend einer entlegenen Zeit nicht minder die besiegten, die untergebenen gewesen und haben erst im Laufe von Jahrtausenden das Übergewicht erkämpfen können. Durch ganz Europa hat man in Höhlen die Knochen von Thieren der größten Art gefunden, ein Beweis, daß sie dereinst zahlreich unsere Länder bewohnten; in Griechenland, Nordseite des Ägeischen Meeres gab es noch im 5. Jahrhunderte vor Christi Geburt Löwen, welche die Lastthiere des persischen Heeres raubten. Ebenso prägt sich das frühere Verhältniß in den Sagen der Völker aus: bei den Hellenen (Altgriechen) steht der Mensch angstvoll dem Wildschweine gegenüber, große Jagden wurden veranstaltet um das Land von einem wüthenden Eber zu befreien, der plumpe Bär ward grauend betrachtet. Die schrecklichen Darstellungen, welche die israelitischen Psalmen und Profetenschriften vom Leviathan und Behemoth (Krokodil und Nilpferd) geben, lassen erkennen mit welcher Furcht diese Thiere den Menschen erfüllten; der grimme Schelch der Nibelungen, der große Hirsch der Urzeit, erschreckte unsere Vorfahren nicht minder wie der gewaltige Bär, der Urochs und das Elen. Thiere, denen jetzt der einzele Jäger mit seiner Schießwaffe furchtlos und siegreich entgegen tritt, konnten in älteren Zeiten die Bewohner ganzer Bezirke in Schrecken erhalten und gefährden, in dem Maße wie sie dem nackten, dürftig bewehrten Menschen an roher Kraft überlegen waren.

Es ist nicht zu übersehen, daß der Mensch als Theil der Welt ein Glied der langen Kette von Wesen bildet, daß er nach allen Seiten mit der übrigen Welt in Verbindung steht, von ihr abhängt wie sie von ihm. Je nachdem dieses Verhältniß sich gestaltet, ist er Herr oder Untergebener, Sieger oder Besiegter: Wesen und Vorgänge, die er bezwingen kann, macht er zu seinen Knechten, andere bezwingen ihn, er wird ihr Knecht; erstere fallen ihm zum Opfer, letzteren fällt er oder bringt er sich zum Opfer. Den ihn umringenden Gefahren gegenüber, mußte vor allem die Furcht das Bewußtsein des Menschen erfüllen;

er floh die Nähe der übermächtigen Thiere, welche seine Beherrscher waren, versteckte sich vor ihnen und jede entstehende Vorstellung übermächtiger Gewalten hefteten sich an das Bild des Thieres, welches örtlich seine Übermacht war. Die rohen Bilder furchterregender Thiere, welche bei rückständigen Völkern der Gegenwart sich vorfinden und auch in rückständigen Zeiten bei den Vorfahren jetziger Bildungvölker sich vorfanden, lassen darauf schließen, daß ursprünglich der Mensch keine anderen Übermächte kannte als die ihn bedrohenden Thiere, daß Furcht vor ihnen die Anfänge seiner Ehrfurcht waren, daß Streben nach ihrer Besänftigung, erlangen ihres Wohlwollens, die Anfänge seines Glaubens und seiner Anbetung bildeten. Die verschiedensten Spuren führen zu der Annahme, daß die rückständigste und verbreitetste Form der Anbetung der **Thierdienst** sei, die Anerkennung der Übermacht in örtlich den Menschen beherrschenden Thieren. Er findet sich in der Gegenwart, so wohl herrschend bei rückständigen Völkern, wie bei vorgeschrittenen in schwachen verbliebenen Spuren.

So weit die Erde bewohnbar ist, haben sich übermächtige Thiere ausbreiten können: noch weit über die Grenzen des Menschen hinaus, haust der Eisbär in der Nähe des Nordpoles; Löwe und Schackal durchstreifen Wüsten, die der Mensch nicht zu betreten wagt und die ihm undurchdringlichen Wälder durchstreifen Elephanten Tiger und Schlangen. Der Mensch hat bei seiner Ausbreitung über die Erde fast allenthalben übermächtige Thiere vorgefunden; in jeder Heimat fand er Beherrscher aus dem Thierreiche, denen er Jahrhunderte oder Jahrtausende lang sich unterordnen mußte, bis er lernte sie überwinden. Der einzige Unterschied in diesem Verhältnisse liegt in der örtlichen Verschiedenheit der Thiere, die er antraf und als Ubermächte anerkennen mußte. Dadurch erklärt sich, weshalb die ältesten Bewohner Ägüptens das Krokodil verehrten, welches den Nil bevölkerte und den Menschen als seine Beute im Wasser ereilte, wie auch auf dem Lande erjagte. Es erklärt sich daraus, wie die aus dem Inneren Afrikas zuwandernden ehemaligen Waldbewohner den Stier als Übermacht verehrt hatten und zubrachten; wie bei den Bewohnern des Euphratthales der Löwe als Verehrungwesen galt; wie noch jetzt zahlreiche afrikanische Völker die Schlangen ihres Landes anbeten, selbst auf den Inseln Westindiens die Sklaven ihren heimatlichen Schlangendienst fortsetzen; wie ferner bei Urvölkern Amerikas die Anbetung der dortigen Krokodilart den Glauben ausmacht, wogegen der Stamm der Hajin in Ostindien den Tiger anbetet, die Bewohner Hinterindiens den Elephanten; wie die Stämme Ost-Sibiriens und Kamschatkas den Bären und Wölfen die höchste Verehrung erweisen: bei allen die

gleiche Ehrfurcht, welche den Schwachen befällt, im anblicken seiner Übermacht oder denken an dieselbe. Diese Ehrfurcht, so roh erscheinend, bezeichnete einen großen Fortschritt; denn in der Gegenwart leben noch Völker, die von keiner Übermacht in Thiergestalt umgeben, keinerlei Vorstellungen entwickelt haben, welche als unterste Stufe die Grundlage höherer Entwicklungen der Ehrfurcht bilden konnten. Bei ihnen zeigt sich keine Spur höherer Erkenntniß, sie verehren nicht einmal Thiere, und weil diese erste Stufe fehlt, ist ihnen die Möglichkeit entgangen, den Weg zur Erkenntniß und Verehrung höherer Gewalten zu betreten.

Das Verhältniß des Menschen zum Thierreiche mußte sich ändern, in dem Maße wie er lernte, durch Waffen (Steine Schleuder Keulen Spere Pfeile und Schießgewehr) die übermächtigen Thiere zurückzuschrecken oder zu besiegen. In dem Verhältnisse wie er seine Waffen vervollkommnete, namentlich sie fernhin treffend und eindringlich machte, erweiterte er die Grenzen seiner Herrschaft, streifte die Fesseln seiner Knechtschaft in seiner Thierverehrung ab. Seine Beherrscher hatte er nicht länger zu fürchten, griff sie an und sie flohen seine Nähe, oder er besiegte und tödete sie. Wie der Bereich seines Schreckens sich verengte, erweiterte sich sein Selbstgefühl. Es werden Jahrtausende vergangen sein, bevor unter den günstigsten Umständen die Völker diese Stufe erreichten; denn noch jetzt ist der in vielen Beziehungen hoch entwickelte Hindu dem Tiger seiner Heimat nicht so weit überlegen, daß er ihn ausrotten könnte; noch jetzt kämpft der kräftige Russe nicht übermächtig wider die Wolfshorden seines Landes; ebenso wenig der gewandte Araber Nord-Afrikas wider die Löwen seiner Heimat; selbst die mitteleuropäischen Völker haben erst vor einigen Jahrhunderten das entschiedene Übergewicht über die größeren Raubthiere ihres Vaterlandes erlangt.

Als die zunehmende Wehrfähigkeit der Menschen den Schrecken minderte, den die Übermacht der großen Landthiere eingeflößt hatte, wandten sie ihren Blick anderen Seiten zu, in denen das Thierreich, wenn auch nicht furchtbar, dem Menschen überlegen schien. Vor allem waren es die Vögel, welche durch ihr freies umherfliegen, ihre anmuthige Form und Gewandtheit dem Menschen eine hohe Vorstellung von ihrem Werthe einflößten; am wunderbarsten war ihre beneidenswerthe Fähigkeit, von der Erde sich zu erheben, im Luftraume willkürlich umherzuschweben und mit Leichtigkeit Entfernungen in kurzer Zeit zurückzulegen, wie kein anderes Wesen. In den Vorstellungen gestaltete sich das Kreisen in der Höhe als Gabe der Übersicht, indem der Mensch sich selbst als Maßstab anwendend den Schluß zog, daß die Vögel ihr bewegen in der Höhe benutzen, wie er selbst es thun würde,

wenn er fliegen könnte. Sie erschienen ihm als Beobachter der Menschen und als rasche Verbreiter des Beobachteten, also Lauscher und Verräther; ihr rasches Gezwitscher mit gegenseitigem Verständnisse deutete er als kluge Berathung. Während die größeren oder gefährlichen Landthiere ihm durch überlegene Waffen Schrecken eingeflößt hatten, erregten die Vögel in ihm die Vorstellung überlegener Klugheit; er fürchtete sie auch, aber bewunderte sie: seine Ehrfurcht bildete sich zu höherer Stufe. Beim Adler und anderen größeren Raubvögeln verband sich mit jenen Eigenschaften noch die Stärke; er sah sie als siegreiche Kämpfer. Wie auf den rückständigen Stufen der Menschheit allerorts und zu allen Zeiten, die Überlegenheit im Zweikampfe Bewunderung findet, so mußte auch damals die Stärke der Adler u. a. diese Vögel höchst bewundrungwerth erscheinen lassen.

Die Verehrung der im Thierreiche lebenden Übermächte, als die erste Stufe der menschlichen Entwickelung zur Ehrfurcht und Bewunderung, zeigt sich zu den verschiedensten Zeiten bei weitentlegenen Völkern; sie erhält sich selbst dann noch im Kreise der Völker, nachdem die Verehrung anderweitig zu höherer Gestaltung gelangte. In solchen Fällen nimmt sie nur allmälich ab, zieht sich zurück in die rückständigsten Kreise des Volkes und verliert sich am Ende in schwachen Ausläufen, deren Zusammenhang mit der früheren Verehrung nur in dürftigen Spuren sich andeutet. Die Verehrung, welche die alten Ägüpter dem Apis (Stier oder Kalbe) widmeten, dem Krokodil, der Schlange u. a. längst nachdem sie höhere Wesen erkannt hatten, zeigt auf den ursprünglichen Thierdienst des Volkes zurück; der späterhin bildlich umgedeutet, dem höheren Dienste angeschlossen und untergeordnet ward, weil das Volk im Rückstande verharrend nicht davon ablassen wollte. Der Apis oder seine Ruthe ward Bildzeichen des Osir; die Schlange ward die des Tiube (Tüfon); der Widder fiel dem Amun zu, der Sperber dem Tot oder Thoth u. s. w. Jeder der zwölf Bezirke des Landes hatte sein heiliges Thier, welches in dem Bezirke verschont, gehegt und angebetet ward, auch das Feldzeichen, das Panier dieses Bezirkes bildete. Auch für die 12 Israeliten-Stämme sind (4. Mose 2) solche Thier-Paniere angedeutet. Bei den Babelonern blieb der Löwe durch alle Zeiten das Hauptsinnbild; ebenso weist die Stiftshütte Moses, außer den Cherubim der Lade, auch Löwengestalten auf. Der griechische Zeus wie der römische Jupiter hat seinen Adler zum Gefährten, Minerva hat ihre Eule, klug in das Dunkle schauend: der nordische Odin hat seine Raben zum Begleiter, welche die Geheimnisse erkunden und ihm zuflüstern. Die Vögel wie andere Thiere wurden aus älteren Verehrungwesen zu Sinnbildern oder Begleitern der neueren, die Diener ihrer Nachfolger; im übrigen behielten sie ihre frühere Geltung

als Kundschafter, erforschten Geheimnisse und verkündeten sie dem der ihre Sprache verstand, ihr Flug gab Wahrzeichen und enthüllte die Zukunft. Bei Griechen und Römern, Arabern und Indiern, in West-Afrika wie in Amerika, im hohen Norden wie im fernen Süden galten sie als klüger denn die Menschen, als Kenner des verborgenen der Gegenwart und Zukunft. Auch das, was der Mensch späterhin als Geist oder Seele erkannte und sich vorstellen wollte, versinnlichte er in geflügelter Gestalt: von dem geflügelten Kopfe, den das Alterthum wählte zur Bezeichnung der Seele, bis zur Taubengestalt, welche nach dem Vorbilde der Samariter die Evangelien-Verfasser dem heiligen Geiste beilegten. Auch in den Wappen der Gegenwart erblicken wir die Ausläufer des alten Thierdienstes, die alten Paniere der jene Thiere anbetenden Bezirke. Selbst in den Bischofsmützen liegt die Andeutung der Hörner, welche zu beiden Seiten des Hauptes der ältesten Apispriester Ägüptens hervorragten, wenn sie opfernd mit der Stierhaut sich behängten und deren Kopftheil über ihren Schädel legten: eine Urform, deren Abschwächung bereits in dem gehörnten Moses der Semiten erscheint und mit so vielem anderen Ur-Ägüptischen (Tempel Altar Opfer Weihwasser Weihrauch Bischofsstab u. a.) in das, vordem formlose Christenthum eingeführt wurde.

§ 34. Als nächste Stufe der Fortbildung über den Thierdienst hinaus, erweist sich die Verehrung von Erscheinungen, von übermächtigen Gewalten, die keine stetige festbegrenzte Gestalt besitzen wie die Thiere, sondern in wechselnden Formen sichtbar oder auch nur fühlbar, weit um sich greifend wirken zum Schaden der Menschen. Je nach der Örtlichkeit waren diese Übermächte verschieden: in der Wüste die wirbelnde Sandwolke, der Wüstensturm; in den angrenzenden Ländern der tödliche dörrende Wüstenwind; in bewaldeten Gegenden der Waldbrand; in den Küstenländern das Meer; in dürren, heißen Hochländern die brennende Sonne; in Flußniederungen der überschwemmende Strom; im gemäßigten Erdgürtel der Regen- und Gewitterhimmel, das Wolkenreich u. s. w. Alle waren sie Übermächte, die der Mensch zu fürchten hatte sobald er ihr Gebiet betrat. Diesen Verehrungwesen zur Seite, oft sogar als untergeordnete Form oder Grundlage der Anbetung untrennbar verbunden, steht der **Fetischdienst;** dessen Erläuterung am geeignetsten vorangeht, da seine vielgestaltigen Formen auf allen Stufen der Entwickelung, in allen Bereichen anzutreffen sind, in den verschiedensten Gestaltungen immer wieder auftauchen und fast unausrottbar erscheinen.

Verfolgt man den Fetischdienst bis zu seiner untersten Stufe, so zeigt sich als Quelle seiner Entstehung die Verwunderung. Es

konnte nicht fehlen, daß dem Menschen, sobald er anfing die sichtbaren Gegenstände mit einander zu vergleichen, einzele derselben dadurch auffielen, daß sie einzig in ihrer Art waren, sei es in Größe Form Farbe: einzeln stehende oder liegende Steine, ungewöhnlich hohe und ausgebreitete Bäume u. a. Jedes, was Gegenstand seiner Verwunderung war, erregte beim Anblicke Scheu oder Behagen, und wenn eine Bewohnerzahl in der Nähe sich ansiedelte, ward es nicht allein Merkmal sondern auch Verehrungwesen derselben. Je mehr die Ansiedlungen sich ausbreiteten, die Entfernungen größer wurden, desto mehr strebte man danach an jedem Orte einem änlichen Verehrungwesen nahe zu sein: jedes Dorf errichtete einen Stein, pflanzte einen Baum oder stellte einen anderen Gegenstand auf, der seine Verwunderung erregte, wenn er nicht zufälliger Weise dort sich befand wo sie sich ansiedelten. Folgerichtig strebte auch jeder Einzele danach, für sich etwas zu erlangen was seine Verwundrung erregte; denn jedes was ihm ungewöhnlich erschien mußte nach seiner Meinung auch ungewöhnlich wirken können. Der Fetischdienst zeigt sich oft so weit entwickelt, daß nicht allein jedes Volk, jeder Bezirk, jedes Dorf und jeder Mensch seinen Fetisch besitzt, sondern auch jedes Feld und jeder Garten, jeder Weg wie auch jede Wohnung mit Fetischen versehen ist; daß sich niemand auch nur einen Augenblick gegen den Einfluß der Fetische anderer sicher weiß, da die Vorstellung herrscht daß jeder Fetisch nur seinem Besitzer nützlich, allen übrigen aber gefährlich sei. Bei den Negervölkern Westafrikas findet sich der Fetischdienst am ausgeprägtesten: jeder Stamm besitzt seinen Hauptfetisch, in Wäldern oder irgendwo im Busche nur den Priestern zugänglich; jedes Dorf hat seinen Fetisch außerhalb frei oder unter einem Dache aufgestellt; jeder Einzele bemüht sich einen besonderen Fetisch für sein Haus, seinen Garten, sein Feld zu erlangen, sei es ein Stein Knochen Lappen oder sonst auffällig gestaltetes; jeder hat an seinem Körper einen Fetisch kleinster Art. Seinem Fetisch vertraut er Wohl und Wehe an, widmet ihm seine Hoffnungen und Klagen, seine Lobsprüche wie Vorwürfe, macht ihm Versprechungen und schließt einen Bund mit ihm, küßt und verehrt ihn wenn er hilft, anderen Falles tritt er ihn mit Füßen und wirft ihn fort. Der Ortsfetisch befaßt sich nur mit Gemeindesachen, welche ihm die Vorsteher anheim geben, nimmt Eide entgegen und hilft Diebe Zauberer Ehebrecherinnen u. d. zu entdecken. Der Stammfetisch dagegen ist unnahbar im Dunkel; nur der Priester darf dem Schrecklichen nahen und wer fragen will oder seiner Hilfe bedarf, muß ihm Opfer darbringen, aus dem Besten und Ausgesuchtesten. Der Priester bringt dem Fetisch das Opfer, bringt in das dunkle Heiligthum und bringt dem fernab harrenden Bittsteller die Antwort

des Herrn zurück. Die Ortschaften wechseln ihren Fetisch selten, die Einzelen desto öfterer. Wenn aber ein Ort von besonderem Unheile betroffen wird und sein Fetisch nicht hilft, dann nimmt man an, er sei beleidigt worden, wendet sich an den Stammfetisch um Auskunft oder Hilfe, oder man deutet, es habe ein übermächtiger fremder Fetisch das Unheil angestiftet. Je nachdem der forschende Priester erkundet, wird im ersteren Falle der Beleidiger des Ortsfetisches ermittelt und unweigerlich zu Tode gemartert; im anderen Falle werden Treibjagden und Kriegszüge veranstaltet, um den übermächtigen Fetisch zu erlangen, indem man entweder ihn einem anderen Dorfe raubt oder Jemanden aufspürt, der vor eintreffen des Unglückes durch das Dorf gewandert war und wie jeder andere seinen Fetisch an sich trug. In beiden Fällen wird der übermächtige, ungünstig gewesene Fetisch mit List oder Gewalt erlangt und jubelnd im Siegeszuge heimgebracht, zum Heile des Dorfes aufgestellt und verehrt. Der Fetisch des ganzen Stammes ist dagegen anderer Art, unabsetzbar und unnahbar, auch weiß niemand außer dem Hohenpriester welche Gewalt er habe, sein Name ist unaussprechlich; er ist grimmig und rachsüchtig, bestraft den ganzen Stamm, das ganze Volk für die Fehler der Einzelen; wenn seine Ungnade (in Dürre Hungersnoth Seuchen) sich bethätigt, wird durch den Hohenpriester erforscht was ihn beleidigt haben könne. Hat es an Opfergaben gemangelt, so müssen diese reichlich nachgeliefert werden; besänftigt ihn dieses nicht, dann wird der Unglückliche aufgespürt der ihn beleidigt haben könnte, indem er die Gebote übertrat oder gar einem anderen Stammfetische huldigte; er und seine Genossen, seien sie auch noch so zahlreich, verfallen dem Zorne des Schrecklichen, werden niedergemetzelt und vom wüthenden Volke zerhackt.

Aus dem Fetischdienste der ältesten Zeit scheint sehr vieles zu stammen, was bei den vorgeschrittenen Völkern späterer Zeiten sich vorfindet. Die Bibel erzählt (1. Mose 31) daß Rahel ihrem Vater seinen Götzen stahl, damit er nicht ihre Flucht erfahre; Jakobs Oheim Laban besaß also einen Fetisch, den er um Rath fragte und an dessen Wirksamkeit Jakobs Familie glaubte. Jakob macht (1. Mose 28) seinem „Herrn" ein Versprechen, bietet ihm Gegenleeistnngen an, wenn Er vorher ihm eine gute Reise, Brod und Kleider liefern wolle; ein Verfahren des Fetischdienstes, wie noch heutigen Tages Bewohner von Madagascar vor aufgerichteten heiligen Steinen beten; „Segne meine Reise und wenn sie gelingt, will ich dich bei der Rückkunft salben" was sie späterhin auch vollziehen, wenn der Stein seine Leistung erfüllte. Moses Freundschaftsverhältniß zum Orakelspender, des Letzteren Unnahbarkeit, sein erscheinen im Busch, das befragen, die Orakellade

mit dem Gnadenstuhle auf dem Er erscheint u. s. w. deuten zurück auf einen Fetischdienst älterer Zeit, dessen Spuren zurück geblieben, nachdem die Vorstellungen bereits vorangeeilt und höher sich entwickelt hatten. Der Raub, den die Daniter an Micha's Fetisch (goldenes Kalb) verüben (Richter 18) um dasselbe als Stammfetisch zu Silo aufzustellen, gehört ebenfalls dahin. Die Behandlung der Orakellade (Bundeslade) als sie in die Schlacht genommen ward (1. Sam. 4) um zum Siege zu verhelfen oder unschuldige, hilfreiche Menschen tödete (1. Chron. 14) entspricht demselben. Die Todenerweckung durch Elisas Leichnam (2. Kön. 13) führt unmittelbar zu einem Zweige des Fetischdienstes, der zu allen Zeiten von großer Geltung gewesen ist: zur Anerkennung wunderthätiger Überreste berühmter Männer. Die Hottentotten haben heilige Steine auf welchen sie sich niederwerfen zum verehren. Die Madagasken weihen heiligen Steinen Gelübde und salben sie. Auch die Somali der Ostküste haben heilige Steine. Der Stein zu Beth-El (1. Mose 28) den Jakob zum Gedächtnisse seines Traumes salbte, dem ehemaligen Fetischdienste gemäß, blieb noch länger als 1000 Jahre eine Verehrung- und Opferstätte der Israeliten (2. Kön. 23. 15). Wie die Kinder Israels hingen auch die übrigen Morgenländer an derartigen Überbleibseln des Fetischdienstes, von der dunklen Menschheit erlernt. Bei den stammverwandten Arabern blieb der Fetischdienst im Gebrauche bis zum 7. Jahrhundert nach Ch. G.: als Muhammad Mekka eingenommen hatte, fand er an der Kaba, dem Haupttempel, den auch jetzt noch dort verehrten schwarzen Stein, der angeblich vom Himmel gefallen das älteste Verehrungwesen aller Araber war; außerdem standen rund umher andere Steine zur Anbetung, deren Namen Lat Uzza Jsaf Naïla und Hobal stark an altbiblische Namen gemahnen. Die Inder bewahren auf Zeilan wie in Barma Zähne ihres Profeten Gautama (Buddha) zur Verehrung; auf Zeilan wird sogar der Fußabdruck Adams bewahrt und verehrt, so wie in West-Arabien unfern Mekkas das Grab Eva's 30 Ellen lang. Bei den heutigen Bewohnern Palästinas giebt es heilige Örter jeder Art: die dortigen Juden zeigen die angeblichen Gräber ihrer großen Männer des alten Testamentes, welche auch von den Christen und Muhammadanern heilig gehalten werden; während die Christen ihre besonderen Wallfahrtorte und Überreste großer Männer besitzen und die Muhammadaner ihre Derwischgräber und Reliquien; alle darin einig, daß Wunderthaten jeder Art daran haften. Vom Fetischbewahrer rückständiger Völker ältester und neuester Zeit bis zum Reliquien-Anbeter und Wallfahrer vorgeschrittener Völker, sehen wir die Grundvorstellung herrschend, daß jedem Gegenstande ungewöhnlich in Form oder Ursprung auch

ungewöhnliche Fähigkeiten inne wohnen müßten, daß Alles was staunen oder Verwunderung errege, wunderbar sei und Wunder verrichten könne; sei es ein Felsstück, ein Baum oder die Überreste eines Menschen von höheren Gaben oder großen Thaten.

§. 35. Zur **Verehrung übermächtiger Erscheinungen** bietet die Erdoberfläche unterschiedliche Verhältnisse dar, deren Eigenthümlichkeiten zudem in verschiedenen Richtungen abgestuft sind.

Am einflußreichsten erweist sich der Wüstengürtel, welcher Nord-Afrika und Mittel-Asien vom Atlantischen Meere bis zum Eismeere durchzieht, bestehend aus Sand- und Steinflächen, öden Steppen und Moorebenen, die hie und da durchbrochen werden von schmalen Flußthälern und fruchtbaren Landstreifen. In und neben dem heißen Wüstengürtel, der Nord-Afrika Arabien und Persien durchzieht, herrscht große Jahreswärme, die nur dort zu üppiger Fruchtbarkeit treibt, wo Bodenfeuchtigkeit sich vorfindet, in Quellen, Brunnen oder Flußbetten. Entfernter vom Wüstengürtel herrscht mindere Jahreswärme und verhältnißmäßig größere Luftfeuchte, so daß eine kräftige, aber mäßige Fruchtbarkeit des Bodens erzeugt wird. Sie wird seltener unterbrochen durch Öde und Mangel in Folge der Schwankungen nach beiden Seiten, sei es unzureichender Niederschlag, also Dürre, oder überflüssiger Niederschlag, also Kälte, Unreife und Überschwemmungen. Beim Wüstengürtel herrschen Zustände, die günstig oder ungünstig zum Äußersten ausschweifen, zur erstickenden Fülle sich entwickeln wie zum tödlichen Mangel; entfernter vom Gürtel dagegen mindere Ausschweifung und größere Gleichmäßigkeit. Der Mensch, je nach seinem Wohnplatze diesen weit verschiedenen Zuständen ausgesetzt, bildete je nachdem seine Außenwelt, (§. 15) gestaltete danach sein Wesen, seine Vorstellungen, seinen Glauben; je nach den Eindrücken, die er empfing, waren die Gestalten seiner Außenwelt verschieden.

Auf dem Hochlande Asiens ist es der Wolkenhimmel, der **Wolkenbeherrscher**, welcher das Leben regiert: von oben wird der Mensch durch Gewitter und Hagel erschreckt, schädlich dem Hirten wie seinen Herden; von oben strömt der erfrischende Regen, der die Weiden mit neuem Grün bekleidet; von oben kommen ihm Schrecken und Segen. Der Segen erfolgt aber nicht wie der Mensch ihn wünscht: der Regen wird zurückgehalten, während er schmachtend danach sich sehnt, oder erfolgt im Ueberflusse zu seiner Plage. Um daraus eine Vorstellung sich schaffen zu können (§. 17) die außersinnliche Ursache dieser sinnlich wahrnehmbaren Wirkung sich vorzustellen, machte er Vergleiche, denkt sich einen menschenänlichen Willen thätig, der willkürlich spendet oder versagt, den Menschenwillen aber so weit über-

ragend, wie die Äußerungen desselben, Gewitter und Regenströme, die Kraft eines Menschen übertreffen. Der Himmel wird ihm sonach zum Bilde eines übermächtigen Wesens mit menschenänlichem Willen, mit Willkür und Launen begabt; eines Wesens welches sichtbarlich die Wolken sammelt, sie geschlossen hält oder den Regen herabfallen läßt, im Blitze zur Erde niederfährt und im Donner redet. Die Wolken, mit bekannten Gegenständen verglichen, erscheinen ihm als ausgebreiteten Mantel des höheren Wesens oder als milchspendende Herden, als Wasserschläuche die Er öffnet, oder als Unterlage auf der Er eilends dahinfährt, heiter oder grollend Segen oder Verderben herab sendet. Diese Vorstellungen wurden bereichert, als die Hochlandbewohner wandernd in Gegenden gelangten, wo das Land unebener, von feuchten Thälern unterbrochen war, in denen Frische und Fruchtbarkeit sich vorfanden, während die Steppe verdorrte. Es erschien ihnen leicht erklärlich, warum die höhere Weide dürre sei, denn der Regenspender halte sich im feuchten Thale auf; der Schatten riesiger Bäume behage ihm wie dem Menschen; das rauschen in den Wipfeln, während am Boden kein Hauch zu spüren, verrathe seine Nähe; der Regenspender wohne in oder über den Wipfeln, fahre dort umher wie in oder auf den Wolken und wenn zunehmendes Rauschen (der anhebende Wind) Regenwolken heranführte die sich entluden, erschien es augenscheinlich daß Er sie gerufen habe und daß er auf ihnen weiter gefahren sei, wenn es nach dem Regen ruhig geworden war in den Wipfeln. Als Regenspender auf den Wolken erscheint der Indra der Arier, als Wald bewohnender Gewitter- und Regenherr erscheint der Zeus der Pelasger, als Wolkenherr der Woden der Altdeutschen. In anderen Gegenden, wohin die Wandernden gelangten, waren es augenscheinlich hohe Berggipfel, um welche die Wolken sich scharten, woher sie Regen spendend oder verherend in die Ebene hinabgesandt wurden: dort oben war also sein Aufenthalt, dorthin berief er die Wolken, von dorther warf er seine Blitze und redete im Donner grollend von der Bergeshöhe herab. In diesem Sinne wiesen die nachpelasgischen Hellenen ihrem Zeus den Olümp an, als diese Vorstellung von einwandernden Kleinasiern (Jonern) herangebracht und bei ihrer Vermischung mit den Pelasgern den ältern Vorstellungen zugefügt ward. Vom Olümp überschauete Vater Zeus die Welt, d. h. seine Gläubigen; dort stand sein Stuhl und dorthin versammelte er seine Untergebenen.

§. 36. Andere Völker und Stämme gelangten frühzeitig in Flußthäler oder an die Meeresküste und fanden hier übermächtige Gewalten im günstigen oder ungünstigen wirken des Wassers: sie verehrten den **Meerherrscher** oder **Flußherrn.**

Vor allem waren es die großen im heißen Erdgürtel belegenen Flüsse Nil, Eufrat-Tigris und Ganges, welche als übermächtige Gewalten erkannt gefürchtet und verehrt wurden. Sie durchflossen ein fruchtbares Thal, in dem der Mensch leicht und behaglich wohnen konnte; zu Zeiten schwollen sie aber an, überschwemmten ihre Thäler, ertränkten Menschen und Vieh und rissen alles bewegliche mit sich fort. Die Ursachen im Schneeschmelzen oder der Wolkenverdichtung des fernen Hochlandes zu finden, lag ihnen zu weit ab, gehörte nicht zu ihrer Außenwelt; sie verglichen das wirken der Ströme mit dem eigenen Wesen, glaubten einen menschenänlichen Willen, Willkür, gute oder böse Launen darin zu erkennen: der Fluß war ihnen ein übermächtiges menschenänliches Wesen, welches glücklich machen oder verderben konnte. Selbst als die Ägüpter schon höher gestellte Wesen verehrten, behielten sie den Nildienst bei; die Hindu halten noch jetzt neben ihrem Bramadienste die Verehrung ihres heiligen Ganges fest. Der Flußdienst führte in seiner weiteren Verbreitung zur Verehrung aller Gewässer und Quellen, welche auf die Geschicke der Menschen wirkten. Die Hellenen brachten es darin zur erstaunlichen Mannigfaltigkeit, verehrten Quellen und Flüsse und opferten ihnen; selbst die verständigen Perserkönige Xerxes und Dareios behandelten Flüsse und Gewässer als willenbegabte Wesen und brachten ihnen reiche Gaben dar.

Völker am Meere lernten es in seiner Schönheit wie in seiner Furchtbarkeit kennen: es warf ihnen Nahrung an den Strand, lieferte Schalthiere nnd Fische, drang aber auch im brausenden Wogenschwall hoch hinauf an die Ufer, zertrümmernd und mit sich fortreißend; während er grollte war es versagt dem Grimmigen zu nahen. Die in Europa wie auf dem Mittelmeere herrschenden Windrichtungen lassen es als wahrscheinlich erkennen, daß die Küste Afrikas von jeher dem Wogendrange am stärksten ausgesetzt gewesen sei, da sie in der ganzen Erstreckung von der Großen Syrte (Bucht von Bengazi) bis zur Nilmündung 100 bis 150 deutschen Meilen Wasser in der herrschenden und stärksten Windrichtung der West- und Nordwest-Stürme vor sich hat. Diese Stürme wirken nicht allein darin nachtheilig, daß sie das Meer an der Küste 12 bis 20 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand anschwellen und um so reißender die Wogen in das Land hinein treiben, sondern sie bringen auch die Küste in Abbruch, so daß deren Stoffe, von der unausgesetzt nach Osten fließenden Küstenströmung fortgeführt, spurlos verschwinden. Anderwärts treiben sie von dem flachen Strande den Meeressand landeinwärts, Buchten und Wasserflächen ausfüllend, auch einen vorrückenden Dünenrand anhäufend. Wie in der Nordsee der Nordwester die friesischen Inseln

zertrümmerte und in Sandbänken ihren Unterbau zurückließ, so scheint auch in der großen Syrte eine Anzahl Sandbänke auf zerstörte Inseln hinzudeuten. An dieser Stelle muß das Meer von jeher in doppelter Beziehung furchterregend und nachtheilig gewirkt haben. Jedenfalls haben, nach Herodot, die Hellenen ihren Meeresherrn Poseidon (p-sid der aufwallende, wogende) von den Libiern empfangen; in deren Vorstellungen sein Bild aus den beschriebenen örtlichen Verhältnissen erwachsen konnte, weil dort die Grundbedingungen im sichtbaren gefährlichen Walten des Meeres stärker als anderswo an jenen Küsten vorhanden waren. Der Poseidon blieb auch bei den Griechen das Verehrungwesen der fischessenden Küstenbewohner; die seefahrenden brachten ihn allenthalben hin, wo sie längs den Küsten und in den Flußthälern sich ansiedelten.

§. 37. Im Bereiche der Wüsten waren andere Übermächte herrschend, dem Menschen in mehrerer Beziehung verderblich; vornämlich der erstickende und im Sandwehen alles begrabende Wüstenwind: der grimmige **Wüstenherr.**

In den dürren Sandebenen bietet sich dem überfallenen Wanderer kein Schutz wider den heran nahenden Wirbelsturm: der Himmel röthet sich, die Luft wird erfüllt von ermattender Hitze und feinem Staube, der Lebensmuth versiegt, niederkauernd läßt man den heran eilenden Sandsturm über sich ziehen und erhebt sich aus einer Sandanhäufung wenn man das Leben sich erhielt, oder wird darunter begraben wenn man unterlag. Die Hitze trocknet die gefüllten Wasserschläuche aus, der Wind treibt den feinen Sandstaub in Augen Nase und Mund zum ersticken, der Wanderer verirrt sich auf dem pfadlosen Sandmeere und wenn er ermattet dem Tode verfällt, häuft der Wind einen Sandhaufen über ihn, aus dem späterhin sein gebleichtes Knochengerüst zu Tage tritt, sobald der Wind den Haufen wiederum fortgeweht hat. Selbst weit über den Bereich der Wüste hinaus dringt der glühende dürre Wüstenwind, versengt die Pflanzen, ermattet die Menschen, trocknet Bäche und Teiche aus, weite Flächen mit feinem Wüstensande überdeckend. Dieser Samum Chamsin Scirocco u. a. benannte Wind erstreckt seine Wirkung von der Sahara, der großen Wüste Afrikas aus, über das Mittelmeer und durch Italien. Die gefährlichste und verderblichste Art des Wüstensturmes sind die in Wirbeln fortstürmenden Sandwolken, wie sie sowohl an den atlantischen Küsten Afrikas, wie auch am Rothen Meere in der Wüste Scheb beobachtet worden sind, auch westlich vom Nil, im ehemaligen Libien, wo der Nordwind des Mittelmeeres landeinwärts dringend, dem Südsturme der Wüste begegnend, Luftwirbel von ungewöhnlicher Stärke erzeugen kann.

Der verderbliche Wüstensturm und versengende Wüsten hauch scheint bei den Ägüptern als AMN (Ammon) eines der ältesten Verehrungwesen gewesen zu sein, der Herr der Wüstenhorden, welche aus Westen in die Nilmarschen einwanderten und ihren ältesten Anbetungort auch später noch beibehielten in der Oase Ammon mitten im dürren Lande der früheren Heimat. Der Wirbelgestalt der Wüstensandwolke entsprechend, wählte der durch vergleichen urtheilende Mensch (§. 17) gewundene Widderhörner oder Schlangen zur bildlichen Darstellung des übermächtigen verderblichen Wüstenherrn: eine Gestaltung die sich auch im Judenthume wie bei Griechen und Römern wiederfindet, selbst im Christenthume in den Sagen von Drachen und Lindwürmern ihre Anklänge hat. Jenen Bewohnern der Nilmarschen ward höhere Bildung gebracht durch Einwandrer aus dem Nil-Oberlande (Meroe) wo ebenfalls der Wüstenwind herrscht, jedoch in doppelter Weise: im Nilthale als trocknende treibende Wärme, dagegen auf dem Hochlande zu beiden Seiten als ausdörrender Verderber, sengende Hitze. In letztgenannter Bedeutung ward er herangebracht als Verehrungwesen Tiube (Verderber), ein Wort, welches die Griechen in Tüfon umwandelten. Die Änlichkeit des Ursprunges mag den Amn und Tiube verschmolzen haben, denn der Tüfon ward von den Griechen als gewundene, wirbelnde Gestalt beschrieben; so daß man ebenso wohl sagen dürfte, der Wüstenherr sei aus dem Oberlande herangebracht worden und in den Marschen verbreitet worden. Bei fortschreitender Erkenntniß ward die herrschende Hitze, welche seltener mit Luftströmungen erfolgte, nicht mehr der Wüste, sondern der Sonne zugeschrieben; dieser wie es scheint, ursprünglich oder örtlich als KHEM oder CHEM, späterhin oder allgemeiner als OSIR (der Vieläugige = Allsehende) zum Verehrungwesen erhoben. — Das ägüptische Volk zeigt in seinen Verehrungwesen, so weit sich bis jetzt erkennen läßt, wie beim zusammenfließen von Menschen aus verschiedenen Gegenden, eine Anzahl unterschiedlicher und theils auch gleichartiger Verehrungwesen zusammengebracht und einander angeschlossen werden, auch im Laufe der Zeit ihr Wesen ändern können, wenn die örtlichen Verhältnisse anders sich gestalten. Im Nilthale und den Marschen Unter-Ägüptens kann der Flußdienst örtlich entstanden und die älteste einheimische Verehrung gewesen sein; der wirbelnde Wüstensturm (Amn) kam aus den Wüsten hinzu, wie der sengende Wüstenwind (Tiube) von Süden her; aus letzterem kann späterhin die Sonnenhitze in der sichtbaren Sonnengestalt geschieden worden sein, um die Spitze aller Verehrungwesen zu bilden. Die Sonne gewann um so mehr an Geltung, als durch geregelte Bewässerung des Landes ihre verderbliche Wirkung gemäßigt ward: ihre wohlthätige befruchtende Wärme, ihre glänzend reine Er-

scheinung, ihre unabänderliche Regelmäßigkeit steigerten die Vorstellung, machten sie zum Haupte der Verehrungwesen, Herrn der Welt, Wohlthäter der Menschen und ließen im Osirbilde alles zusammenfließen was den Vorgeschrittenen (den Priestern) als das Höchste galt: Reinheit Güte Gesetzmäßigkeit Allwissenheit und Allmacht.

Den Ägüptern nächststehend erscheinen die sogenannten Semiten, ein Name den man nach der israelitischen Völkertafel (1. Mose 10) gewählt hat, um eine Anzahl stammverwandter Völker zu bezeichnen: Sürer, Babeloner (Chaldäer) Kanaaniter oder Keniter und Araber; unter den Kenitern wiederum die Sidonier oder Föniker Israeliten Ammoniter Moabiter Amalekiter und am südlichsten die Midianiter. Die Sprachen sind sämmtlich nahe verwandt und gehören so weit die Spuren sich verfolgen lassen zu einem Stamme, dessen Spitze bei den Sürern und Chaldäern am höchsten entwickelt war, der durch die Keniterstämme rückwärts nach Arabien und durch Arabien nach Süden reicht, von wo die Spuren nach Afrika hinüber führen, wo in Habesch (Abessünien) die rückständigste Form des Sprachenstammes und die Urheimat der Semiten vermuthet werden darf. Unter den zahlreichen Völkern der großen Semitenhorde hat der kleine Zweig der Kinder Israels die größte Geltung für uns Europäer: weil aus seinem Glauben unser Christenthum erwachsen ist, von ihm die meisten unsrer Sitten stammen und zahlreichere Urkunden seiner ältesten Geschichte auf uns vererbt worden sind. Die Urgeschichte der Israeliten giebt in einer Fülle von Stammsagen, eine zerstreuete Menge von Anführungen bezüglich ihrer Verehrungwesen, bei deren nachfolgender Erläuterung die wörtlichen Anführungen aus Luthers Bibelübersetzung entnommen sind, wiewohl solche unter dem Mangel leidet, die Namen der verschiedensten Verehrungwesen gleichmäßig und ungehörig durch „Herr" oder „Gott" zu übersetzen (§. 26). Die bezüglichen Bibelstellen heißen:

1. Mose 15. 12 u. 13: „Da nun die Sonne untergegangen war, fiel ein tiefer Schlaf auf Abram und siehe Schrecken und große Finsterniß überfiel ihn. Da sprach der Herr zu Abram: Das sollst du wissen u. s. w."

17: „Als nun die Sonne untergegangen und es finster geworden war, siehe da rauchte ein Ofen und eine Feuerflamme fuhr zwischen den Opferstücken hin."

18: „An dem Tage machte der Herr (JHOH) einen Bund mit Abram u. s. w.

22. 1. u. 2: „Nach diesen Geschichten versuchte Gott (ELOHIM) Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich. Und er sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb

hast und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde."

2. Mose 3. 1—8: erscheint dem Moses, als er Schafe hütete beim heiligen Berge Horeb, der Engel des Herrn (JHOH) in einer feurigen Flamme aus dem Busche und als Moses sich nähert, rief es aus dem Busche: „Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Und Moses verhüllete sein Angesicht, denn er fürchtete sich, Gott (ELOHIM) anzuschauen."

18: verordnete ELOHIM, daß Moses und die Ältesten von Israel dem Könige der Ägüpter sagen: „Der Herr (JHOH) der Hebräer Gott, hat uns gerufen. So laßt uns nun gehen drei Tagereisen in die Wüste, daß wir opfern dem Herrn (JHOH) unserem Gotte."

4. 24: Moses mit seinem Weibe Zipora und seinem Sohne Gerson waren auf der Wanderung aus Midian nach Ägüpten in der Herberge; da „kam der Herr (JHOH) entgegen und wollte ihn töden." Zipora beschnitt ihren Sohn zum Schutze, zum Blutbunde; da ließ der Herr ab von ihm.

5. 1, 3: „Danach gingen Mose und Aron hinein und sprachen zu Pharao: so sagt der Herr (JHOH), der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Fest halte in der Wüste. Der Hebräer Gott hat uns gerufen. So laß uns nun hinziehen drei Tagereisen in die Wüste und dem Herrn (JHOH) unserem Gotte opfern, daß uns nicht widerfahre Pestilenz oder Schwert."

13. 21: „Und der Herr (JHOH) zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führete und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete, zu reisen Tag und Nacht."

14. 24: „Als nun die Morgenwache kam, schaute der Herr (JHOH) auf der Ägüpter Heer aus der Feuersäule und Wolke und machte einen Schrecken in ihrem Heer."

16. 9—12: „Und Moses sprach zu Aron: Sage der ganzen Gemeinde der Kinder Israel: Kommt herbei vor dem Herrn (JHOH) denn er hat euer Murren gehört. Und da Aron also redete zu der ganzen Gemeinde der Kinder Israel, wandten sie sich gegen die Wüste und siehe die Herrlichkeit des Herrn (JHOH) sprach zu Mose: Ich habe u. s. w."

19. 18: „Der ganze Berg Sinai aber rauchte, darum daß der Herr (JHOH) herab auf den Berg fuhr mit Feuer und sein Rauch ging auf, wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg sehr bebte. Und der Posaune Ton ward immer stärker; Moses redete und Gott (ELOHIM) antwortete ihm laut."

20. 18: „Und alles Volk sah den Donner und Blitz und den Ton der Posaune und den Berg rauchen. Da sie aber solchen sahen, flohen sie und traten von ferne."

21: „Also trat das Volk von ferne; aber Moses machte sich hinzu ins Dunkle, da Gott (ELOHIM) innen war."

23. 27: spricht der Herr (JHOH): „Ich will mein Schrecken vor dir hersenden und alles Volk verzagt machen, dahin du kömmst u. s. w."

24. 17: „Und das Ansehen der Herrlichkeit des Herrn war wie ein verzehrendes Feuer u. s. w."

32. 10: „Der Herr (JHOH) sprach zu Mose: Und nun laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse u. s. w."

32. 26: „Moses trat in das Thor des Lagers und sprach: Her zu mir, wer dem Herrn (JHOH) angehört. Da sammelten sich zu ihm alle Kinder Levis. Und er sprach zu ihnen: So spricht der Herr (JHOH) der Gott Israels: Gürte ein Jeglicher sein Schwert auf seine Lenden und durchgehe hin und wieder von einem Thore zum anderen das Lager und erwürge ein Jeglicher seinen Bruder Freund und Nächsten. Und die Kinder Levis thaten, wie ihnen Moses gesagt hatte und fiel des Tages vom Volke bei drei tausend Mann."

2. Mose 33. 18: Moses sprach zu Gott (JHOH): „So laß mich deine Herrlichkeit sehen." Er sprach: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich sieht. Siehe es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Wenn dann nun meine Herrlichkeit vorüber geht, will ich dich in der Felskluft lassen stehen und meine Hand soll ob dir halten, bis ich vorüber gehe. Und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mich hintennach sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen."

3. Mose 26. 13: „Denn ich (JHOH) bin der Herr, euer Gott, der euch aus Ägüpten geführt hat, daß ihr nicht ihre Knechte wäret und habe euer Joch gebrochen und euch aufgerichtet wandeln lassen. Werdet ihr mir aber nicht gehorchen und nicht thun diese Gebote alle, so will ich euch heimsuchen mit Schrecken, Schwulst und Fieber, daß eure Angesichter verfallen und der Leib verschmachte. Ihr sollt umsonst säen, eure Feinde sollen die Saat fressen u. s. w. Ich will wilde Thiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen, euer Vieh zerreißen und eurer weniger machen und eure Straßen sollen wüste werden. Und ich will ein Racheschwert über euch bringen, das meinen Bund rächen soll. Und ob ihr euch in eure Stadte versammelt, will ich doch die Pest unter euch senden und will euch in eurer Feinde Hände geben. Dann will ich euch

den Vorrath des Brodes verderben u. s. w. Werdet ihr mir aber dadurch noch nicht gehorchen und mir entgegen wandeln, so will ich auch im Grimme entgegen wandeln und will euch siebenmal mehr strafen um eure Sünde, daß ihr sollt eurer Söhne und Töchter Fleisch fressen u. s. w."

4. Mose 16. 20: „Und der Herr (JHOH) redete mit Moses und Aron und sprach: Scheidet euch von dieser Gemeinde, daß ich sie plötzlich vertilge."

25. 3: „Und Israel hängte sich an den Baal Peor. Da ergrimmte des Herrn (JHOH) Zorn über Israel und sprach zu Mose: Nimm alle Obersten des Volkes und hänge sie dem Herrn (JHOH) an die Sonne, auf daß der grimmige Zorn des Herrn (JHOH) von Israel gewandt werde."

5. Mose 4. 11: Moses sagt dem Volke: „Und ihr tratet herzu und standet unten an dem Berge, der Berg brannte aber bis mitten an den Himmel und war da Finsterniß, Wolken und Dunkel. Und der Herr (JHOH) redete mit euch mitten aus dem Feuer; die Stimme seiner Worte hörtet ihr, aber kein Gleichniß sahet ihr außer der Stimme."

24: „Denn der Herr (JHOH) euer Gott ist ein verzehrendes Feuer, ein eifriger Gott."

In diesen Bibelsprüchen, denen noch viele andere, minder bezeichnende hinzu gefügt werden könnten, tritt das Bild des Gottes JHOH der Kinder Israels in bestimmten scharfen Kennzeichen hervor, die zum größten Theile dem Wüstensturme zukommen, der grimmigen, verheerenden Wolkensäule der Wüste. Der „Herr" wohnt im Dunkel der Sandwolke, er haucht den Menschen an wie ein glühender Ofen, er fährt daher wie ein wüthendes Wesen, wirft den Menschen nieder, eilt über ihn dahin oder gnädiglich an ihm vorüber; sausend wie Posaunenton und blitzend fährt die Wirbelwolke dahin, man darf dem Sandsturme nicht das Gesicht entgegenstellen, nicht das Angesicht des Herrn schauen; wenn er aber vorübergeeilt ist, darf man ihm ohne Gefahr nachschauen; in einer Felskluft geborgen, kann man den Herrn über sich dahin fahren lassen, es wird während dem dunkel, denn er hält seine schützende Hand über den Geborgenen. Man muß ihn suchen drei Tagereisen weit in der Wüste, ihn dort anbeten, denn nur in der Wüste ist er gegenwärtig. Das Volk auf seiner Wanderung sah auch den „Herrn" in Gestalt einer Wolke, als es den Blick nach der Wüste wandte. Er vermag (im Sandsturme) ganze Heere oder Stämme zu vertilgen, kann Hungersnoth und Pest erzeugen durch seine Dürre, so daß die gepeinigten Menschen das Fleisch ihrer Kinder fressen müssen; treibt auch die wilden Thiere

der Wüste vor sich her in die von Menschen bewohnten Gegenden; er ist grimmig und vertilgt ohne Ansehen der Person. Da in seiner willkürlichen plötzlichen Erscheinung ein menschenänlicher Wille sich offenbarte, sein eilendes vorüber ziehen flugänlich geschah: so mußte sich daraus das fliegende Bild eines grimmen Wüstenherrschers als höchstes Wesen dortiger Gegend bilden.

Um die damaligen Schrecken der Wüste zu verstehen muß berücksichtigt werden, daß sie in der Gegenwart nur dadurch so sehr verringert sind, daß der Mensch auf den Wüstenreisen durch Kamele sich begleiten läßt, welche die unschätzbare Eigenthümlichkeit besitzen, Tage lang auf dürrer Fläche in stärkster Hitze zu wandern, ohne des Wassergenusses zu bedürfen. Nur mit Hilfe dieser Thiere, die einen Wasservorrath in Schläuchen und Fässern tragen, kann der Mensch mit einiger Sicherheit Wüsten durchwandern, in denen nur in Abständen von mehreren Tagereisen Quellen oder Brunnen sich vorfinden; er selbst würde seinen Wasservorrath für mehrere Tage nicht tragen können und jedes andere Thier als das Kamel würde ihn darin nicht unterstützen, weil es seinen eigenen Wasservorrath schleppen müßte. Die Wüstenreise hängt also vom Last-Kamele ab, es sei denn daß Alle beritten ohne Belastung auf dem schnellfüßigen Rosse oder Rennkamele die Quellenabstände zu durcheilen wissen, bevor Roß und Reiter verschmachten. Aber auch mit Unterstützug durch Kamele ist die Wüstenreise nicht jeder Gefahr enthoben; denn das Thier unterliegt häufig den Beschwerden, so daß an jedem Wüstenwege zahlreiche Kamelgerippe die Wegweiser bilden; viele Menschen erliegen ungeachtet der Tränkung der Mattigkeit oder verirren sich auf der öden Fläche und sinken nieder. Häufig trocknet der Wüstenwind die Schläuche aus, so daß selbst neueren Reisenden in einer Nacht der Wasservorrath zu zwei drittel durch verdunsten verloren ging und sie nur dadurch dem Untergange entkamen, daß der Unfall sie eine Tagereise vor dem Ziele betraf, welches sie unter erträglichen Entbehrungen erreichen konnten. In den Wüsten Persiens, die keinesweges von größter Breite sind, wurde noch 1855 eine Karavane, bestehend aus 120 Menschen 174 Kamelen und 110 Pferden, vom Wüstensturme in einer Nacht bis auf 19 Menschen und 28 Kamele getödtet. Wenn solches bei guter Ausrüstung in der Jetztzeit möglich ist, unter Benutzung der Erfahrungen welche Jahrtausende hindurch gesammelt worden sind, wie viel verderblicher müssen dann nicht die afrikanischen Wüstenwinde vor Jahrtausenden gewirkt haben, als der Mensch scharenweise fußwandernd nur durch Zufall zum Ziele gelangte. Wenn der Himmel sich trübte, die Sonne rothglühend hindurch brannte, die Hitze den Körper zum sterben ermattete, der grimmige Herr in

der wirbelnden Wüstenwolke erschien, beladen mit Staub und Sand, mußte die ganze Schar zu Grunde gehen; bis etwa auf Wenige, welche als die Kräftigsten den Unfall überstanden oder gar den verbliebenen Wasservorrath sich aneigneten und dadurch das Ziel erreichten, um zu verkünden, daß der „schreckliche Herr“ die übrigen zum Opfer gefordert und genommen habe.

§. 38. In den angeführten Bibelstellen liegt außer dem Wüstenbilde, wenn auch in schwachen Zügen, das unterschiedliche Bild einer anderen Übermacht angedeutet: es zeigen sich Merkmale des Feuers, des Wald- oder Steppenbrandes, des **Feuerherrn,** vielleicht aus der ältesten Heimat der Semiten nachklingend.

Der Mensch ist von jeher Waldverwüster gewesen: wie jetzt der Ansiedler im Westen Nordamerikas die Axt oder den Feuerbrand verwendet, um aus dem Urwalde Ackerland oder Weide zu schaffen, wie der griechische Hirte noch jetzt Waldflächen klärt, um Ziegenweiden daraus zu machen, so hat der Mensch seit Jahrtausenden den Wald vernichtet um für sich Raum zu schaffen an die Stelle des ungenießbaren Holzes, Futter für sein närendes Vieh oder Körnerfrüchte zu pflanzen zum eigenen Unterhalte. Wie in Europa dem Menschen die Urwälder erlegen sind, deren Strecken vordem den größten Theil der Länder bedeckten, so werden auch in den älteren Zeiten die früher gereiften Menschen des wärmeren und heißen Erdgürtels das Land vom Walde entblößt haben, um Raum und Narung zu gewinnen. Wir dürfen annehmen, daß die vorgeschrittenen Völker der Vorzeit, Römer Griechen Semiten Ägüpter und andere als Feinde und Vernichter der Wälder mit Feuer wüthen mußten, um ihrer anwachsenden Volkszahl Raum zu schaffen. Der Wald hat weichen müssen, in dem Verhältnisse wie Menschenbildung und Menschenzahl zunahmen, hat also in den ältesten Zeiten viel mehr Strecken und Länder bedeckt, manche so sehr, daß die waldfreien Flächen nur als spärliche Unterbrechungen dazwischen lagen. Der Wald vermogte Feuchtigkeit und Pflanzenwuchs auf einem Boden zu erhalten, der jetzt als dürre Wüste bloßliegt; aus Zuständen in Europa durch Waldverwüstung entstanden, läßt sich berechtigt folgern, daß viele und ausgedehnte Wüsten der Erdoberfläche in den ältesten Zeiten Urwälder gewesen sein können oder müssen. Als der Mensch so weit rückständig war, daß er das Feuer nicht kannte, nicht anzueignen wußte, waren es nur die vom Blitze oder durch Reibung der Baumäste erzeugten Brände, welche den Wald lichteten. Sie waren um so furchtbarer in den heißen Ländern während der dürren Jahreszeit; denn die Bäume und Gesträuche pflanzten den Brand so reißend fort und über so weite Strecken,

daß Menschen und Thiere, ereilt und umschlossen, unrettbar verbrannten. Das Feuer war die fürchterlichste Übermacht Aller, welche im heißen Erdstriche die Wälder bewohnten, und da der Mensch auf rückständigster Stufe Waldbewohner gewesen sein wird, da nur der Wald Narung mühelos darbietet,, so darf angenommen werden, daß der Waldbrand die größte Übermacht gewesen sei, welche der Mensch in sichtbarer Gestalt und sichtbar wirkend kennen lernte. Die Flamme, welche Abram sah, wie das Feueropfer welches Abram am Jschak vollziehen wollte, deuten in diese Richtung; nicht minder die Feuersäule des „Herrn", welche den wandernden Jsraeliten voranzog, das Herabfahren des Herrn im Blitze auf dem Berg Sinai, welcher in Brand gerieth und rauchte: alles Bilder, die zum Feuerherrn, zum übermächtigen Waldbrande passen. Wird noch hinzugerechnet, daß der „Herr" von Abrams Zeiten her, Brandopfer heischt, nicht Opfergaben, die hingelegt wurden, sondern verbrannt werden mußten, dem „Herrn zum süßen Geruche", um die Weise nachzuahmen in der Er selbst ereilte Menschen und Thiere zu sich nimmt, so ergiebt sich ein durchgehender Zug von Spuren aus den entlegensten Zeiten, in welchen das Feuer als das älteste Verehrungwesen der Jsraeliten wie aller Semiten sich offenbart, vielleicht auch der Agüpter. Von den vorhin auf den Wüstenherrn bezogenen Merkmalen passen viele ebenso wohl zum Feuerherrn, namentlich auch fliegen ereilen oder verschonen der Menschen, die Unmöglichkeit in sein Angesicht zu schauen, bei Gelegenheit in einer Felskluft geborgen den „Herrn" über sich dahinfahrend zu fühlen, dann den Rücken des Grimmigen schauen zu dürfen; wohnen im Dunkel, die Rauchwolke, senden wilder Thiere in fruchtbare Länder, wie noch jetzt der Wald- oder Steppenbrand in Amerika Thierhorden vor sich her treibt u. s. w. Es stehen demnach als Deutung der Merkmale zu Gebote: der Wüstenherr uud der Feuerherr; deren Bilder und Eigenthümlichkeiten entweder im JHOH der Jsraeliten zusammen geflossen oder im abschreiben vereint worden sind. Letztere Annahme wird auffällig unterstützt durch eine Bibelstelle welche über das wichtigste Fest des Volkes, den Versöhnungtag, handelt und dabei jene beiden Verehrungwesen als gleichberechtigt neben einander stehend, schauen läßt. Es heißt nämlich (3. Mose 16. 8) nach unmittelbarer Übersetzung aus der Urschrift: „Und Aron soll das Los werfen über die zwei Böcke, ein Los für JHOH und das andere für Asasel" nämlich über die zwei Sündenböcke des Volkes, auf deren Häupter die Schuld Jsraels gelegt werden sollte. Die Losung beweist zuvörderst, daß JHOH und Asasel gleichberechtigt neben einander standen, daß also die Jsraeliten unter der Leitung Moses und Arons zwei höchste Wesen verehrten, denen sie gleichmäßig gerecht werden wollten, so daß keiner von beiden sich zurückgesetzt fühlen

durfte. Die verschiedenen Opferungsweisen der Sündenböcke läßt nächstdem die Art der beiden Verehrungwesen erkennen; denn JHOH's Bock wird geschlachtet und verbrannt, Asasels Bock dagegen in die Wüste geführt und dem Verschmachtungtode überlassen; woraus zu erkennen JHOH als Feuerherrn und Asasel als Wüstenherrn, beide gleichberechtigt neben einander. Das Wort JHOH wird (2. Mose 3. 14) gedeutetet als „Ich werde sein" also der „Unsterbliche" oder „Ewige"; über die Zeit seines Ursprunges heißt (2. Mose 6. 2. u. 3) nach der Urfassung: „Und Elohim redete mit Moses und sprach zu ihm: Ich bin erschienen Abraham, Ischak und Jakob als EL-schaddai (EL der furchtbare) aber mein Name JHOH war ihnen nicht bekannt." In dieser Mittheilung, die noch vor dem Auszuge aus Ägüpten erfolgt sein soll, geht der Name des Verehrungwesen EL oder ELOHIM auf JHOH über; das Wesen ändert seinen Namen und da ELOHIM eine Mehrzahl bedeutet, eine Pluralform ist des EL oder ELOA: so könnte man glauben, Moses habe damals den Glauben an mehrere Wesen in den des einigen JHOH umgewandelt. Allein die nachherige Einsetzung des Doppelopfers für JHOH und Asasel erweist, daß die Mehrzahl nicht aufhörte und der Name „EL" findet sich schon in der älteren Geschichte als Einheit. Zudem trägt der Asasel ebenfalls die bedeutsame Endsilbe „EL" und wird von Sprachforschern das Wort „asas oder azaz" als „Macht" oder „Gewalt" gedeutet, so daß es hieße „der gewaltige EL", also EL nicht in JHOH übergegangen, sondern neben ihm auf gleicher Höhe verblieben wäre. Das Wort „EL" in hoher Bedeutung als „Herr" oder „Gott" findet sich auch bei den Chaldäern, deren Hauptstadt Babel (Thor oder Grab des El) hieß; es findet sich in den israelischen Namen Joel (Jo ist Gott), Emanuel (mit uns ist EL); auch in den Namen der drei Erzengel Raphael Gabriel Michael, die vielleicht die ältesten Elohim sind; ferner in Daniel Uriel Ezechiel u. a. ebenso gebräuchlich wie das Wort „Gott" in den deutschen Namen Gottfried Gotthard Gottlieb Gottschalk u. a. Der Name EL ist am deutlichsten im Namen der ältesten Anbetungstelle der Kinder Israels Bethel; von denen beth bedeutet „Zelt" oder Wohnung, „Aufenthalt", womit Jakob nach einer Traumerscheinung (1. Mose 28) eine Stätte benannte die vordem Lus hieß, indem er sagte: „Gewiß ist der Herr an dieser Stätte und ich wußte es nicht" und „hieß die Stätte Bethel". Darauf salbte er einen Stein und gelobte, wenn seine Reise gelinge, soll der erschienene sein Gott sein. Als er (1. Mose 35. 6) wohlbehalten zurückkehrte, bauete er daselbst einen Altar und hieß die Stätte „EL Bethel" darum, daß ihm der Herr dort offenbart ward: EL war also Jakobs Verehrungwesen. Der uralte Name erhielt sich in zahlreichen Personennamen durch die

Jahrhunderte und erscheint 2000 Jahre später noch einmal in seiner Urbedeutung, als Jesus am Kreuze schmerzvoll ausrief (Matth. 27. 46; Markus 15. 34): „EL-i! EL-i! lama asabthani!“ also „mein EL! mein EL! warum hast du mich verlassen!“ Worte aus Psalm 22. 2, welche die umstehenden Jerusalemiter dahin verstanden, als rufe er den Elias; woraus folgt, daß sie die Urbedeutung des EL nicht mehr kannten, während sie noch in Jesu Heimat Galiläa volle Geltung hatte.

In den biblischen Erzählungen der Urgeschichte laufen verschiedene Namen des höchsten Wesens, sowie Mehrheit und Einheit durcheinander:

1. Mose 1. heißt der Schöpfer durchweg „Elohim“
2 und 3 „ „ „ „ „JHOH-Elohim“
4 „ „ „ nur „JHOH“
5 „ „ „ wiederum „Elohim“
6 und 7 „ „ „ wechselnd „Elohim“ und „JHOH“ u. s. w.

Daß JHOH hier vor Moses Zeiten erscheint, obgleich Moses (2. Mose 6. 2) Elohim sagen läßt, er sei vordem als JHOH nicht bekannt gewesen, erklärt sich zur Genüge daraus, daß jene Geschichten der Urzeit erst Jahrhunderte nach Moses Zeiten abgefaßt sind. Es bleibt aber als sicher stehen, daß Elohim, Eloa oder EL die ältesten Namen des Verehrungwesens der Kinder Israels sind, womit das galiläische (syrische) EL, das babelonische „El“ sowie das arabische „Allah“ zusammenhängt: der Name also sämmtlichen Semiten zugehören dürfte, aus der Urzeit des Zusammenlebens stammend.

Die Mehrheitform Elohim wird in der Bibel ausdrücklich als solche anerkannt:

„Und Elohim erschien Abraham im Haine Mamre als er saß an der Thüre seiner Hütte, da der Tag am heißesten war und als er seine Augen aufhob und sah, siehe da standen drei Männer vor ihm. Und da er sie sah, lief er ihnen entgegen von der Thür seiner Hütte, bückte sich nieder auf die Erde und sprach: Herr (adonai = meine Herren) habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so gehe nicht vor deinem Knechte vorüber.“ (1. Mose 18. 1)

„Da standen die Männer auf von dannen und wandten sich gen Sodom und Abraham ging mit ihnen, daß er sie geleitete. Da sprach JHOH: Wie kann ich Abraham verbergen was ich thue?“ (1. Mose 18. 16)

„Und JHOH ging hin, da er mit Abraham ausgeredet hatte und Abraham ging wieder an seinen Ort. Die zwei Engel kamen gen Sodom des Abends; Lot aber saß zu Sodom unter dem Thore. Und da er sie sah, stand er auf ihnen entgegen und bückte sich mit seinem Angesichte auf die Erde und sprach: Siehe, Herr (adona-i

= meine Herren) kehret doch ein zum Hause eures Knechtes u. s. w." (1. Mose 18. 33; 19. 1.)

Es mögte hieraus sich schließen lassen, daß die Israeliten gleich ihren semetischen Stammesgenossen, ursprünglich den EL in mehreren Personen (ELOHIM) verehrten, als Wesen die zu ihnen auf Erden kamen, mit ihnen aßen und tranken (1. Mose 18. 8), sich beredeten, umherwanderten auf Erden um selbst nachzusehen ob zu ihnen gedrungene Gerüchte wahr seien (1. Mose 18. 21), herabfahren von oben und wieder hinauf fahren oder fliegen (1. Mose 17. 22), bald als Einheit bald als Mehrheit aufgeführt. Auf der Wüstenreise offenbart sich JHOH, dem aber der Asasel gleichberechtigt zur Seite steht, der frühere EL der „Gewaltige" als Bild die eherne Schlange, welche Moses errichtete, wie noch gegenwärtig die große Schlangenart Python im Arabischen „Asala" heißt. Im Wüstenzuge führte überdies Aron (2. Mose 32) den ägüptischen Stierdienst ein, die Verehrung des Apiskalbes, welche zu Bethel und anderen Orten viele Jahrhunderte hindurch verblieb; Moses zerstört das Kalb, errichtet aber dem Wüstenherrn seine Verehrunggestalt, die eherne Schlange (4. Mose 21) welche 400 Jahre lang von den Kindern Israels verehrt ward, bis der König Hiskia sie zerstoßen ließ (2. Könige 18. 4). Außerdem hatte das Volk schon vorher andere Wesen verehrt, auch auf der Reise stetig mit sich geführt; denn der Profet Amos (5. 25) läßt den Zebaoth sagen: „Habt ihr vom Hause Israel mir in der Wüste die vierzig Jahre lang Schlachtopfer und Speiseopfer dargebracht? Ja wohl, ihr truget das Zelt eures Moloch und den Kijun, euer Bild, den Stern eurer Götzen, welchen ihr euch selbst gemacht hattet." Auch Stephanus (Apostelg. 7. 43) giebt dasselbe mit abweichenden Namen: „Und ihr nahmet die Hütte Molochs an und das Gestirn eures Gottes Remphan u. s. w." Es stellt sich daraus als höchst wahrscheinlich heraus, daß der Moloch (Moloch = der Herr, Häuptling, Fürst) das Hauptverehrungwesen des Volkes war. Überdies bauete Moses selbst einen Altar (2. Mose 17. 15) dem Herrn Nissi (Dio-Nysos?) hat auch nichts dawider, daß sein midianitischer Schwager, der Priester Jethro (2. Mose 18. 12) dem „Herrn" (ELOHIM) opfert und das Brod vor dem „Herrn" ELOHIM dem Aron und den Ältesten Israels reicht.

Die Geschichtsbücher der Israeliten zeigen also in deutlichen Worten, daß weder Moses es beabsichtigte noch das Volk es wollte, daß nur ein Verehrungwesen angebetet werde. Auch das erste der 10 Gesetze legt diese Verpflichtung nicht auf, denn JHOH verlangt nur (2. Mose 20. 3): „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben", sagt also keineswegs, daß sie keine anderen Götter haben

sollen, sondern nur nicht neben ihm, nicht gleichberechtigt, er will der höchste sein unter ihnen. Noch deutlicher heißt es in der Urschrift „vor meinem Angesichte", statt „neben mir" d. h. sie sollen nicht im Allerheiligsten seines Zeltes stehen, wo er wohnet und erscheint auf dem Gnadenstuhle seiner Orakellade; in seinem Zelte will er allein sein. Er hat nichts dawider, daß außerhalb desselben beliebig andere Verehrungwesen aufgestellt und angebetet werden; denn andernfalls hätte nicht Moses selbst dazu greifen dürfen, dem Asasel zu opfern, die Schlange aufzustellen und den „Herrn Nissi" zu verehren, zu Zeiten als der JHOH nicht helfen konnte oder wollte. Moses sagt auch (2. Mose 15. 11): „JHOH wer ist dir gleich unter den Göttern (ELIM)?" läugnet oder verwirft also nicht das Dasein der übrigen, sondern stellt nur JHOH an die Spitze. Wie wenig überdies JHOH Geltung während der Wüstenreise gesichert war und anerkannt wurde, ergiebt sich aus der späteren Aufforderung Josuas (Jos. 24. 14): „So fürchtet nun JHOH und dienet ihm treu und rechtschaffen; lasset fahren die Götter, denen eure Väter gedient haben jenseit des Wassers und in Ägüpten und dienet JHOH. Gefällt es euch aber nicht, daß ihr JHOH dienet, so erwählt euch heute, welchem ihr dienen wollet: den ELOHIM denen eure Väter gedient haben jenseit des Wassers oder dem Gotte der Amoriter, in welchem Lande ihr wohnet. Ich aber und mein Haus wollen JHOH dienen." Bei dieser Mannigfaltigkeit von Verehrungwesen (Elohim EL JHOH Asasel Nissi Kijun Moloch Remphan) kömmt noch in Betracht, daß die Israeliten gleiche Götter hatten mit ihren Stammesgenossen, den andern Semitenvölkern; denn (Richter 3. 20) der Israelite Elud, welcher dem Moabiter-Könige den Tribut brachte, betete den „Herrn" dieses Volkes an und sagt rückkehrend dem Könige: „Ich habe des Herrn (ELOHIM) Wort an dich". Der König bezweifelt es nicht, ihm galt also der Israelite als Glaubensgenosse, mit dem derselbe „Herr" verkehre; er erhob sich um das Wort des Herrn zu vernehmen und Elud erstach ihn; ward auch von seinem Volke und den Priestern nicht der Abgötterei angeklagt und gesteinigt, sondern als Befreier gepriesen. Der Stamm Dan (Richter 18) läßt unbedenklich ein gestolenes Götzenbild (den Fetisch, das goldene Kalb des Micha) zu Silo als Verehrungwesen aufstellen, wo es in der Folgezeit verblieb von dem ganzen Volke anerkannt und verehrt. Aber nicht allein die Richterzeit zeigt dieses nichtkennen oder verlassen des JHOH, sondern die nachfolgende Königszeit unter David und Salomo ergiebt dasselbe, sobald man den vereinzelten Spuren nachforscht und nicht außer Acht läßt, daß die vermeintliche Gleichmäßigkeit lediglich in der ungenauen Bibelübersetzung liegt, welche ungehöriger Weise des Namens „Gott" oder „Herr" sich bedient für

die verschiedenartigsten Wesen; obgleich die darin liegenden Vorstellungen so viel tiefer stehen als die Vorstellungen welche in „Gott“ ausgesprochen sind, daß man jene Übersetzung nicht allein unrichtig, sondern auch mißbräuchlich nennen darf. Hätten die Übersetzer die Namen unverändert gelassen, wie es sich gehört, so würden zahlreiche und gefährliche Irrthümer nicht entstanden sein. So wird vom Könige Dawid erzählt (2. Sam. 5. 20 und 1. Chron. 15. 11) daß er die Philister schlug an einem Orte, dem er zum Andenken den Namen beilegte „Baal prazim“ weil der „Herr“ (JHOH) die Feinde zerrissen habe; sein Herr war also „BAL“ nicht JHOH, sonst hätte der Ort heißen müssen „JHOH prazim“. Die Bibel-Übersetzung fügt auch hier wiederum das Wort „Herr“ ein, welches weder der Bedeutung des JHOH (des „Ewigen“) entspricht, noch dem Elohim, noch dem Baal (Sonnenherrscher) sondern nur dem semitischen Worte Melech, welches in den verschiedenen Sprachzweigen auch als Melek Malek Molech und Moloch ausgesprochen ward; ein Name der auch bei den Ägüptern als Bezeichnung vorkommt des Planeten Mars, des rothen, als Zeichen des Feuerherrn, der auch Kriegslenker (Kämpfer) war. Diesen Kriegs- und Feuerherrn MLK führten die Israeliten (Amos 5. 26) mit sich aus Ägüpten und opferten ihm, gleich den übrigen Semiten, etwa 1000 Jahre lang ihre Söhne und Töchter durch das Feuer; sein Name ist aber in der letzten Bearbeitung ersetzt worden durch JHOH; wie änliches auch auf ägüptischen Denkmälern sich zeigt. Dem BAL (Sonnenherrscher) des David, folgte unter Salomo die Sonnenverehrung in einer höheren Gestalt, der Adonaidienst. Statt des im Lande umhergeführten Zeltes mit der Orakellade darin, bauete er zu Jerusalem einen Tempel, aber nicht dem JHOH, sondern dem Sonnenherrn ADONAI, welcher dem Bal des David im Ursprunge gleich ist, aber im höheren Sinne gefaßt: der BAL (dessen plumpes Bild in Sammlungen zu schauen) bezeichnet den Sonnenbrand, wie er verderblich in dem dürren Lande ohne Bewässerunganlagen herrschte und seit Verfall derselben wiederum das Land verödet hat; der ADONAI ist die Sonne als Segenspender wie sie es ward, seitdem die Israeliten durch Teiche und Wasserleitungen der Dürre entgegen wirkten; bezeichnet überdies die alljährlich durch Selbstopferung sich verjüngende Sonne, den jugendlichen Sonnenheld (die Frühlingssonne) wie er auch im griechischen Adonis ausgeprägt ist. Die Zeiten, in denen der Waldbrand die fürchterlichste Übermacht bildete, war längst entschwunden; die Ausbreitung des Menschengeschlechtes hatte die dichtbewaldeten Länder entholzt. Aber an die Stelle des „Feuerherrn“ trat der „Sonnenherr“, dessen glühende ausdörrende Stralen, bis dahin durch den Wald abgehalten, nach der Entwaldung das entblößte Land und

den unbeschatteten Menschen trafen, die Walderde in Staub verwandelten, den der Wind verwehete und den dürren Untergrund bloslegte. Der Feuerherr lebte nur noch fort im Gedächtnisse des Volkes, als Moloch blieb er ihr Kriegsführer, dessen Gestirn der rothe Mars als himmlisches Zeichen.

§ 39. Wo der Moloch verschwand folgte die Sonne, **der Sonnenherr** als sichtbar wirkende Übermacht; in derem Dienst die Verehrung ihre prachtvollste Stufe erreichte.

Der Übergang ward erleichtert dadurch daß dem Waldbrande wie der Sonne die versengende Hitze gemeinschaftlich war; das entwaldete Land war im Hochsommer öde, als ob das Feuer darüber gefahren sei, ward auch oft vom Steppenbrande kahl gemacht. Der Mensch fühlte sich angehaucht, als ob die Luft aus einem Ofen oder brennenden Walde herbeiströme; der Waldbrand war unbekannt geworden, der alte Feuerherr erschien selten sichtbar auf Erden; aber die glühende Sonne machte fast dieselben Wirkungen fühlbar und war augenscheinlich höchste Übermacht im Lande. Der Sonnenherr in fruchtbarer Gestalt ward bei den Ägüptern des Oberlandes als KHEM oder CHEM dargestellt als zeugender, deshalb sein Glied als Merkmal angewendet zur Bezeichnung der Stätten und Tempel seiner Verehrung. Sein Name bei den Semiten SEM SCHEM SEMES SCHEMES (ebr. schemesch=Sonne) ward zugleich Name seines Denkzeichens, so daß das biblische Wort SCHEM in den meisten Fällen dieses Merkmal bezeichnen wird, welches aus Baumstümpfen oder Steinen hergerichtet, später als hohe Säulen vor die Sonnentempel gestellt ward. Solche Phallen standen vor dem Sonnentempel zu On (Licht) in Nieder=Ägüpten, zu Balbeck, Emesa und Antiochia in Sürien, in Niniweh u. a. in Sidon und Zor (Türos) in Jerusalem die beiden Säulen boas (Eindringer) und jachin (Grundleger); auch in Athen neben dem Bilde der Athene, aber verhüllt durch Zierrathen. In Ägüpten wurden in Umzügen am Sonnenfeste kleine Gestalten mit beweglichem riesigen Gliede von Weibern feierlich getragen unter Gesängen und unzüchtigen Späßen. Die feilen Weiber der Tempel=Anbauten, welche die Bibel „geweihete" nennt, gaben als Quittung solche Glieder umwickelt von selbst gewirkten Hüllen. Der sog. Schlüssel den die ägüptischen Götterbilder in der Hand tragen und sie kennzeichnet als Lebensspender, ein Kreuz mit einem Ringe darüber, ist gebildet aus beiden Geschlechtzeichen und ward vom weiblichen Geschlechte aller damaligen Bildungvölker auf der Brust getragen um fruchtbar zu machen; woher Schmuck und Zeichen aber ohne Bedeutung sich vererbten auf die Gegenwart. Es läßt sich nicht verkennen, daß die übliche Ge=

stalt des Kreuzes nicht herstammt vom kreuzigen, sondern vom Lebenszeichen der Ägüpter. Das Merkmal des Sonnenherrn ward zum Schutze der Äcker und zur Fruchtbarkeit auf Felder gestellt, diente auch als Wegzeichen, Bauzierde in zahlloser Anwendung durch Hermen Phallen Priapen des Alterthumes bis zu bedeutunglosen Darstellungen der Gegenwart (Meilensteinen Gehegsäulen Stangenknäufen u. a.) wie es auch in den muhammadanischen Minarets die Grundgestalt hinterließ. Die Bildungvölker des Alterthumes fanden es unbedenklich und schicklich die Glieder zu benennen und darzustellen als Zeichen ihres wirkens und um damit verbundene Begriffe der Zeugung Fruchtbarkeit Üppigkeit Lust oder Eigenschaften der Götterbilder zu bezeichnen; ohne die Züchtigkeit der Gegenwart zu kennen. Unfruchtbare Weiber beteten allenthalben vor dem SCHEM (1. Sam. 1. 9) wo der Name des Profeten Schemuel (SCHEM sein Gott) genugsam erweist daß er dem Sonnenherrn geweiht worden war von seiner Mutter, sie also zum fruchtbaren Sonnenherrn gefleht hatte, zum SCHEM, dem später der Jehowist seinen JHOH unterlegte.

Die Sonne in ihrem fruchtbaren wirken konnte am frühesten nur erkannt werden in feuchten Thälern und Niederungen, wo den Pflanzenwurzeln die Erdfeuchte genugsam zubringt zum gedeihen ohne künstliche Beihilfen. Der prachtvolle und üppige Sonnendienst bildete sich in Ägüpten zuerst im Bilde des CHEM später des OSIR, in Babel und Niniweh des BAL BEL und SCHEM, im Libanon und in Fönikien des BAL und ADON; kam nach Griechenland als Dienst des Apollon, auch hier mit Orakel verbunden. Der Dienst war am vorherrschendsten im üppigen Eufratthale, dessen Bodenreichthum die Bewohner außerordentlich rasch in Zahl und Bildung entwickelte; die auch frühzeitig Bewässerunganlagen machten, welche den vorherigen Verheerungen der Stromanschwellungen vorbauten und den aufgehaltenen Wasserreichthum durch ein Adernetz von Gräben über die Ländereien der Thalniedrung vertheilten. Die Folge war, daß der Sonnenbrand das befeuchtete Land treffend, nicht länger Verödung schuf, sondern üppige Fruchtbarkeit; so sehr daß die Körnerfrüchte 200fältig trugen und durch reichere Ernten bei minderer Verzehrung, eine Verdichtung der Bevölkerung möglich ward, wie sie in keinem Lande Europas stattfinden kann. Der „Feuerherr" und „ältere Sonnenherr" waren Verwüster Zerstörer gewesen, ihre Glut hatte getödet, sie waren fürchterliche schädliche Übermächte, in derem Grimme das verbrennen und verdorren sich ausprägte. Der neue Sonnenherr dagegen war Befruchter und Schöpfer, der im Winter dahinschwand (sich opferte) um im Frühlinge zum neuen Glanze zu erstehen, als Hor bei den Ägüptern, ADON am Libanon, ADONAI bei den Israeliten

Adonis bei den Griechen. In dieser veredelten Gestalt erscheint er zu Salomos Zeiten, ist auch seitdem bis auf die Gegenwart Name des Verehrungwesen der Israeliten geblieben; seinem heiteren Dienste war der prächtige Tempel Salomos geweihet. Der Tempel war demgemäs (1. Könige 7) ganz abweichend vom Orakelzelte eingerichtet: er enthielt ein ehernes Meer, als Darstellung des Weltmeeres, in welches die Sonne abendlich eintaucht und am Morgen gebadet sich erhebt; er enthielt Sonnenwagen (eherne Gestelle auf Rädern, mit einem Kessel auf Stützen), fahrbare Gestelle, wie die Sonnenwagen der Chaldäer und Perser, auf denen ein ehernes Gewölbe auf vier Stützen (Enden der Welt, Himmelsgegenden) das Himmelsgewölbe darstellte, unter dem das Sonnenbild stand. Es erregte auch keinen Anstoß, daß fremde Arbeiter alles einrichteten, ein Verfahren, welches JHOH oder MLK unstreitig mit Hungersnoth und Pest bestraft hätte. In den viel später abgefaßten Büchern der Chronika (2. Chron. 4. 6) wird das eherne Meer und die Wagen mit den Thieropfern in Verbindung gebracht; dem steht aber entgegen, daß nicht allein jene ältere Beschreibung dieses nicht erwähnt, sondern auch die mosaischen Vorschriften (2. Mose 35—40) derartige fahrbare Kessel nicht kennen; überdies auch, von dem späteren Könige Josia, der zum alten Dienste zurückkehrte (2. Könige 23. 11) berichtet wird, daß er entfernen ließ „die Rosse, welche die Könige Judas hatten der Sonne gesetzt im Eingange zum Hause des JHOH" und „die Wagen der Sonne verbrannte er mit Feuer"; er ließ auch aus dem Tempel entfernen alles Geräthe, das dem „BAL" gemacht war, auch den „Hain" aus dem Hause des Herrn führen und verbrennen; also alles dem Sonnenherrn Gehörige. Dieser König Joschjahu (Josia) ließ ihn zum alten Dienste umändern als der Oberpriester Hilkjahu dem Könige ein verborgen gewesenes Gesetzbuch mittheilte, nach welchem (2. Kön. 23. 22) sich als falsch erwies aller Gottesdienst der „seit der Richter Zeiten" also auch unter Dawid und Salomo, herrschend gewesen war. Salomo hatte außer dem Sonnendienste, der Statskirche seiner Zeit, dem Volke alle verschiedenartigen Verehrungwesen gestattet; sowohl die es von Alters her besaß wie auch von den Umwohnern sich zuführen ließ, den Molech wie den Kamos Milkom Asthoreth u. a. so daß Joschjahu, als er den Dienst allein herrschend machen wollte, Alles zu reinigen hatte, den Tempel wie die Pallastdächer, Höhen und Thäler, bevor er den JAHU oder JAHW (den die Namen des Königs und des Hohepriesters andeuten) als ihren Gott zum alleinigen Verehrungwesen und den umgestalteten Tempel zu Jerusalem als allgemeine Opferstätte einführen konnte. Dieser gewaltsame Rückschritt auf Veranlassung des gläubigen Oberpriesters war von keiner nachhaltigen Wirkung; denn die nachfolgenden

Könige mit ihrem Volke wandten sich sofort wieder ab von dem aufgedrungenen; die Verehrungwesen ihrer Urzeit und die einheimischen der Nachbarvölker standen ihnen näher und galten bis die Gefangenschaft ihre Geschichte abschloß.

Nach der Wiederkehr eines Theiles aus der Gefangenschaft fand sich das Land von anderen Völkern besetzt, zwischen denen die Zurückgekehrten sich ansiedeln mußten; sie begannen den Aufbau Jerusalems und des Tempels. Die JHOH-Vorstellung war bei den Priestern herrschend, auch die ihrem Stande, ihren Einnahmen durch Zehnten und Opfer günstigste. Nechemjah (Nehemias) betet zu ihm (Neh. 1. 5) „Ach JHOH, Gott vom Himmel, großer und schrecklicher EL u. s. w." tröstet auch das Volk (4. 14); „Fürchtet euch nicht, gedenket an den großen, schrecklichen Herrn (ADONAI) und streitet u. s. w." Auch dabei kehrt die Behauptung wieder, daß von Josua Zeiten her nicht nach dem Gesetze Mose gelebt worden sei; es heißt (Neh. 8. 17) „Und die ganze Gemeinde derer, die aus dem Gefängnisse waren wieder gekommen, machten Laubhütten und wohneten darinnen. Denn die Kinder Israels hatten seit der Zeit Josua, des Sohnes Nuns, bis auf diesen Tag nicht also gethan und war eine sehr große Freude." In der späteren Zeit, welche die Bücher der Makkabäer beschreiben, waren die Vorstellungen unter den, in's Gebirge geflüchteten Altgläubigen in ältester Gestalt herrschend geworden: sie vertilgten, wie zu Moses Zeiten, ganze Städte mit allen ihren Bewohnern. Das Volk war seit der Rückkehr monotheistisch, d. h. beschränkte sich auf ein Verehrungwesen, benannte es später so viel man weiß chaldäisch als ADONAI, in den es die zahlreichen Eigenschaften vereinigte, welche ehemals gedacht worden waren, als Besonderheiten der verschiedenen Verehrungwesen.

Zum Verständnisse der Wandlungen dürfte es nöthig sein zu unterscheiden zwischen dem Priesterglauben und dem Volksglauben. Der Priesterverband bemühete sich vergeblich, JHOH an die Spitze aller Verehrungwesen zu stellen, ihm alle Opfer des Volkes zuzuwenden; er stiftete, nach ägüptischem Vorbilde eine geschlossene Priesterschaft, aus den Genossen seines Stammes Levi, erreichte aber nicht das Ziel; denn das Volk opferte selbständig dem Moloch, zwang schon Aron zum Apisdienste u. s. w. Die Priester heischten ihren Opferantheil, weil sie auf Speisung durch das Volk angewiesen danach streben mußten alle Opfer durch ihre Hände gehen zu lassen; änlich wie die christlichen Priester den Menschen durch das ganze Leben zu begleiten streben um ihre Gebühren zu erheben. Das Volk entzog den Priestern gern die Opfer, um die besten Stücke für sich zu behalten statt die Priester damit zu mästen; die Priester klagten über Abnahme und

Verfall des Glaubens, weil ihre Einnahmen sich minderten, nahmen auch wiederholt die Gewalt der Könige zur Hilfe, um je nachdem den EL, JHOH oder BAL herrschend zu machen und jeden anderen Glauben zu vernichten. So machte Jehu (2. Kön. 10) dem Balsdienste ein Ende, wogegen der König von Ägüpten den jüdischen König Eljakim zwang (2. Kön. 23) seinen Namen umzuändern in Jojakim, also fernerhin dem JO sich zu weihen statt des EL. Während dem blieb der Moloch (der Herr) von Ägüpten her bis zur Gefangenschaft das ständige Verehrungwesen des Volkes; das Volk blieb orthodox, während Profeten Priester und Könige reformirten. Dem Moloch opferte es schon in der Wüste seine Kinder im Feuer und ebenso 1000 Jahre später, wie es die stammverwandten Föniker daheim und in ihren Colonien thaten. JHOH dagegen war das Verehrungwesen der Leviten, verdrängte sowohl den „Herrn Nissi" wie die „Schlange", selbst den gleichstehenden „Asasel"; nur mit dem Bal hatte er einen langen Kampf durchzufechten, der nur dadurch beendigt ward, daß der Adonai sie beide zurückdrängte. Die Priesterschaft hatte einen schweren Stand, denn einerseits nahm das Volk, außer dem Moloch, eine Anzahl andere Verehrungwesen auf; andrerseits verlangten die Könige, daß ihr „Herr" der oberste sein solle: so daß je nach äußeren Verhältnissen entweder Balspriester oder Jhohpriester das Übergewicht hatten und dieses dazu benutzten die anderen abzuschlachten. Zu allen Zeiten Vielgötterei und Zerrissenheit: mehrere Götter, neben einander den Königen und Priestern gehörig und mit einander kämpfend, hatten im Volke mit größerer Stätigkeit den Moloch- und Apisdienst zur Seite. Kein Dienst scheint so lange geherrscht zu haben wie der Molochdienst, im rückständigen Volke am festesten begründet; von den übrigen hat keiner als Statskirche Jahrhunderte hindurch geherrscht, sondern mit den Herrschern gewechselt: Saul hatte den ägüpt. Sonnenherrn, dessen Priester der Schemuel (Sonnenherr sein Gott), David den BAL den älteren Sonnenherrn des Hochlandes, Salomo (Schlomoh) den jüngeren chald. ADONAI. Als höchste Art erscheint der heitere Adonaidienst, wie er zu Salomos Zeiten herrschend ward, weit über die alten Verwüster erhoben; Adonai begeisterte die Dichter zu schönen Psalmen und Lehrgedichten, von denen die Bibel zahlreiche uns erhalten hat.

§ 40. Über die Erkenntniß der aus nächster Umgebung drohenden Übermächte (Feuer und Wüste) erhob sich der Mensch unter günstigen Verhältnissen oder in späteren Zeiten beim Anblicke des Himmelsraumes über ihm und erkannte den **Himmelsherrn.**

In den gemäßigten Ländern war es der Himmel als Ganzes

mit seinen Gewittern und Regengüssen, der Wolkenbeherrscher (§ 35), welcher seine Aufmerksamkeit fesselte; in den heißen Ländern dagegen die am Nachthimmel, auf dunklem Grunde tausendfach funkelnden Sterne. Die aufrechte Stellung des Menschen bedingt den Blick in Höhe und Ferne; Fische, Vögel und Säugethiere halten in der Ruhe wie in der Bewegung die Längsachse ihres Körpers wagerecht oder geneigt, der wandelnde Mensch dagegen hält ihn senkrecht auf den Schwerpunkt der Erde gerichtet. In Folge dessen sind seine Augen rechtwinklicht zur Fallrichtung, über die in ihrer Rundung nach allen Seiten abfallende Erdoberfläche, in den Himmelsraum hinaus gerichtet; auch vermag er durch Nackenbiegung den Blick bis zum Scheitelpunkte empor zu richten. Da die Umdrehung um seine Achse ihm besonders leicht ist, so vermag er mit geringer Mühe den ganzen Raum zu durchblicken, der gewölbartig über ihn sich ausbreitet. Die Sternenpracht mußte vorzugsweise die Aufmerksamkeit derer anregen, welche die Nächte durchwachend, ihre Sinne zu beschäftigen suchten, also Hirten Seefahrer u. a. Sie konnte um so mehr die Aufmerksamkeit der Bewohner des heißen Erdgürtels erregen, wo nach Sonnenuntergang der ermattete Mensch in der Abendkühle ruhete und bei geringerer Schwankung der Tageslängen und kürzerer Dämmerung, schon die Abendstunden Gelegenheit zu Beobachtungen boten am durchgehends wolkenlosen Himmel.

Man denkt sich gewöhnlich, daß die Semiten, als Hirten nächtlicher Weise ihre Herden weidend, die ersten Erfinder der Sternkunde seien. Allein die Erkenntniß der Menschen ist nirgends der Langenweile, sondern nur der zwingenden Nothwendigkeit entsprossen und so liegt es näher, daß die Seefahrer es waren, denen der Mensch die Anfänge seiner Sternkunde verdankt. Von den Ostküsten Afrikas und den Südküsten Arabiens aus, im Rothen und Persischen Meerbusen wie nach den Küsten Ostindiens hin, ward frühzeitig ein reger Seeverkehr betrieben; Seefahrer hatten dringende Veranlassung auf dem pfadlosen Meere, am Himmel ihre Wahrzeichen zu suchen. Die Hirten mögen ihre Sternkunde sich gebildet haben, allein die Schiffer sicher am ehesten und ausgedehntesten auf einem Meere, wo die regelmäßigen Strichwinde es gestatten, Segel und Ruder festsetzend, Tag und Nacht in gerader Richtung sich forttreiben zu lassen, also Ruhe genug verbleibt, um an den blinkenden Gestirnen den Pfad zu suchen, die Richtpunkte der Fahrt, die man festzuhalten sucht, vor allem wenn Sturm oder Wogendrang die Ruhe unterbrechen. Daß nächst der Sonne, deren scheinbarer Lauf den Tag und die Nacht schuf, der Mond zumeist die Aufmerksamkeit des Menschen fesselte, erklärt sich aus seiner Größe und seinen sichtbaren Formenwechseln; seine scheinbare Lebens=

dauer (28 Tage) ward als Monat das gangbare Zeitmas, nach Monden rechnete man die Menschenalter. Man theilte ihn in Viertel, wie noch heutigen Tages und hatte die Woche (7 Tage). Die Entdeckung des Sonnenjahres konnte erst viel später erfolgen, denn dasselbe ist nicht das Zeitmas von Formenwechseln der Sonne, die täglich gleich mit voller Scheibe ihren scheinbaren Rundlauf vollendet, sondern das Sonnenjahr ist die Zeitfrist zwischen ihren tiefsten Ständen oder zwischen zweien folgenden höchsten Ständen, zwischen den Tagen des längsten oder kürzesten Schattens. Bevor man dazu gelangte, durch Schattenmessungen diese Zeitlängen fest zu stellen, mußte die menschliche Bildung eine viel höhere Stufe erreichen und als man dazu gelangte, nahm man zunächst als Jahr, die Zeit zwischen dem kürzesten und längsten Schatten, also unserem Halbjahre gleich. Unter den kleineren Sternen war es der Sirius, welcher die Aufmerksamkeit der Menschen dadurch erregte, daß er kurz vor Eintritt der heißesten Jahreszeit in der Morgendämmerung erschien, als Verkünder oder vermeintlicher Erzeuger derselben. Den Semiten erschien er als Verderber, der sie mit Mißwachs und Pest bedrohete; den Ägüptern, denen er die Nilanschwellungen verkündete, war er anfänglich auch der Feind, da die Überschwemmung des Landes die Bewohner zur Flucht zwang; in späteren Zeiten, als sie gelernt hatten, die Überschwemmung gebändigt zu benutzen, war der Sirius ihnen der Segenspender, Verkünder der Zeit des üppigen Wachsthumes und der närenden Fülle.

Wie der Mensch darauf angewiesen ist, durch Vergleichung der Erscheinungen verschiedener Gegenstände und Vorgänge, die Verbindungen zu ermitteln, so brachte er außer dem Hundsterne, auch die kleinen Wandelsterne (Planeten) mit irdischen Verhältnissen in Verbindung. Der feurigrothe Mars schien ihm gleicher Art zu sein wie der rothe Feuerherr MLK, Kämpfer oder Kriegsführer, welche Verbindung des Planeten mit dem blutigen Kriege verblieben ist: der Moloch als Verehrungwesen findet sich bei den Ägüptern und Semiten, auch bei den Griechen als Ares und den Römern als Mars. Die dichterische Verbindung der 7 wandelnden Gestirne: Sonne Mond Merkur Venus Mars Jupiter und Saturn mit den irdischen Vorgängen, ward um so mannigfaltiger, als bei den Ägüptern und Chaldäern die Priesterschaften besonderen Fleiß auf die Beobachtung dieser Sterne verwendeten, Zeiteintheilungen danach feststellten und zu erforschen suchten, welche auffällige Vorgänge auf Erden auffälligen Sternstellungen folgten, um daraus (§ 16) Ursachverhältnisse zu ermitteln: die Sternkunde ward Sterndeutung. Die Israeliten scheinen anfänglich alles von den Ägüptern entnommen zu haben: ihr Moloch

Kijun Remphan Tiube und Nissi werden dorther stammen. Selbst für den JHOH findet sich ein Anknüpfungpunkt darin, daß in der Stiftshütte sein „Name“ vorhanden war und bis auf die Jetztzeit sein Name dargestellt wird von einem Strahlenkranze umgeben, also sternartig. Da er, nach Anleitung des Versöhnungopfers als Feuerherr aufgefaßt werden muß, neben dem mächtigen El (Asasel) als Wüstenherrn: so könnte er mit dem Planeten Mars (Moloch) zusammenfallen und die Stiftshütte wäre vom Stephanus (Apostelg. 7. 43) zutreffend als „Zelt Molochs“ bezeichnet.

Der nach Mondbeobachtungen eingeführten Wocheneintheilung gemäß, war die Zahl 7 von großer Bedeutung bei den Israeliten: die Woche (Mondviertel) enthielt 7 Tage und der siebente Tag, der Sabbath, war dem grimmigen Verderber geweiht; am siebenten Tage nach der Geburt sollte der Knabe beschnitten werden, ein blutiges Opfer dem Schrecklichen; das siebenmalige Blutsprengen, das Opfer von 7 Lämmern, 7 Tage Trauerzeit, das große Fest im 7. Monate 7 Tage dauernd, Pfingsten 7 Wochen nach Ostern, der siebente Monat der Monatssabbath, das siebente Jahr Sabbathjahr und nach 7 × 7 Jahren das große Ruhejahr. Der Monat zu Sommeranfang, in dem die Israeliten ihr Passa feierten, hieß bei den Ägüptern Pasons. Ihr Jahresanfang hat aber eine Verschiebung erlitten, denn während JHOH verordnet (2. Mose 12. 2), daß mit dem Passamonate das Jahr beginnen solle, also im Frühlinge, haben sie später ihr Jahr in den Herbst verlegt, mit der ägüptischen Jahreseintheilung überein stimmend. In Europa herrscht bekanntlich weder der altisraelitische, noch der ägüptische, sondern der arische Jahreswechsel zur Zeit der kürzesten Tage, aus der Ferne mitgebracht.

Die Sternkunde wird am ersten zur Zeiteintheilung gedient haben, demnächst zur Deutung irdischer Vorgänge (Sterndeutung) und erst viel später als Sterndienst in Verbindung mit den Verehrungwesen gebracht worden sein. Die irdischen Vorgänge standen dem Menschen näher, waren packender; erst als er nach Vorbedeutungen suchte, um Ursachverhältnisse zu erkennen, wurden die Sterne seiner Forschung unterworfen wie jedes andere sinnlich erkennbare. Es können lange Zeiträume, viele Jahrhunderte darüber vergangen sein bis er nach oben blickend Änlichkeiten zwischen dem rothen Planeten Mars und seinem Moloch, zwischen dem finsteren Planeten Saturn und seinem Verehrungwesen Seb entdeckte, dem siebenten Sterne, nach dem er seinen siebenten Wochentag weihete als Sabbath, dem Zelte (bath) des SEB, dem Dienste des Alten, den späterhin die Griechen als Kronos und die Römer als Saturn kannten.

Die Sterndeutung war bei den Ägüptern und Chaldäern von

weitreichendem Einflusse: nicht allein die Schicksale jedes Einzelen unterstanden derselben, sondern auch für alle öffentlichen Handlungen (Feste Opfer Kriege Friedensschlüsse Thronbesteigungen u. a.) bemühete man sich die Augenblicke zu ermitteln, in denen günstige Sterne am Himmel walteten. Auf diesem Wege mußte der Sonnendienst (Osir der Ägüpter, Bel der Chaldäer) seine höchste Bedeutung erlangen; denn der größte segensreichste Stern mit seinen augenfälligen Wirkungen überragte weit aus den Mond und die kleineren Wandelsterne. Es entstanden nachfolgende, im Wesentlichen aus dem Alterthume stammende Deutungen:

die Sonne, als größter mächtigster und wohlthätigster Stern, bewirkt alles Großartige Tugendhafte Ruhmwürdige, widmet den Fürsten seine Zuneigung, sein höchster Stand am Mittage ist der glücklichste für die darin Geborenen;

Jupiter mit blendend weißem Lichte beherrscht nächstdem großartige Dinge, aber ohne Hitze (Leidenschaft): Körperschönheit, Seelenadel, Weisheit und Großmuth gehören ihm an;

Mond, groß aber mild (kühl) und veränderlich, beherrscht alles Milde und sanft Wohlthätige, Beruhigende, das weibliche Geschlecht als Jungfrau, Gärten, liebliche Blumen und Pflanzen, giebt sanfte Naturanlagen, Keuschheit und beschützt friedliche Beschäftigungen;

Venus, freundlich leuchtend, beherrscht Liebe und Fruchtbarkeit, verleiht Schönheit, Anmuth und Gefallsucht, bringt schöne Kinder Liebe Freundschaft Liebes-Vertrauen und Täuschung; Malerei und alle schönen Künste sind ihr geweiht;

Merkur, klein und schnell, verändert seine Stellungen am öftersten (Umlauf 88 Tage) bald sichtbar, bald nicht; da er viermal im Jahre die Sonne umkreist, erscheint sein Wandeln, von der Erde aus gesehen, als unstätes hin- und her eilen: beherrscht alles Schnelle Eilige Trügerische Heimliche Schlaue und Überlistende, gewandt und klug im guten wie im bösen Sinne, begünstigt alles hervorragende Wissen und verständige Handeln;

Mars feuerroth mit gewaltigen Bewegungen beherrscht die kräftigen zerstörenden Gewalten, namentlich das Feuer; er fördert Mord Krieg Aufruhr Raub Kampf und Verrath; Raubthiere und Seuchen sind ihm unterthan;

Saturn von blasser Farbe und langsam sich bewegend (10746 Tage Umlauf um die Sonne) beherrscht alle häßlichen schleichenden heimtückischen Neigungen und Vorgänge: Hinterlist Verläumdung Haß Neid Frost Winter Nacht Armuth Elend Verlassenheit Siechthum, harte mühselige oder vergebliche Beschäftigungen; beschützt Zauberei Gift und dunkle Künste.

Je nachdem im Augenblicke der Beobachtung einzele dieser Sterne am Himmel stehen, neben einander oder gegenüber, hoch oder tief, einander stärkend oder schwächend, wurde der Augenblick als günstig oder ungünstig gedeutet. Während sie anfänglich den irdischen Übermächten (Feuer Wüste Dürre u. a.) zugehörig und untergeordnet waren, als deren Bild galten, kehrte sich im Laufe der Zeit das Verhältniß um: ihr fortwährendes erscheinen verschaffte ihnen die höhere Stellung über jene, seltener zur Erscheinung kommenden Übermächte.

Die Sonne hatte schon vordem in den entwaldeten öde gewordenen Ländern den schrecklichen verzehrenden Feuerherrn ersetzt. Seitdem die Sterndeutung Sonne und Mars als willenbegabte Sternwesen kannte, verstärkte sich die höhere Geltung der Sonne, vermöge ihrer überlegenen Größen- und fühlbaren Machtverhältnisse: sie ward bei den Ägüptern als Osir, bei den Babelonern als Bel alle anderen Sternenmächte überragend. In der früheren, schrecklichen Vorstellung als sengende Dürre, durch ihre Stralen tödend, erscheint sie im Bal des David, im kleinasischen Bellon und dem ionischen Apollon, dem grimmigen Pfeiltöder. In der nachherigen freundlichen Vorstellung, als Erleuchter und Segenspender, durch Wärme belebend, erscheint sie im Adonai des Salomo, dem kretischen Belios und dem griechischen Apoll, dem prangenden Leierträger, so wie im Adonis und Helios als jüngere Gestalten, gleich dem HR der Ägüpter, ihrem Urbilde. Die Verehrung der Sonne schritt fort mit der zunehmenden Bildung der Menschen: sie entwickelte sich zu höheren Gestaltungen, in dem Grade wie der Mensch lernte den älteren Übermächten sich zu entziehen und der schädlichen Wirkung der Sonne zu entgehen; theils durch verlassen der dürren Hochebenen, ansiedeln in den feuchteren, fruchtbaren Thälern, zumeist aber durch bezwingen der Dürre mittelst Bewässerung. Die Sonne als Spender des Lichtes, der Wärme, der Fruchtbarkeit und Lebensfülle vereinte alles was der Mensch unter jenen verbesserten Verhältnissen als Höchstes betrachtete; ihrem Wesen ordnete er alles unter: dem Bel errichtete der Babeloner große prachtvolle Tempel, dem Osir weihete der Ägüpter seine größten Bauten, seine Preisgesänge und Opfer; dem Adonai erbaueten die Föniker Assur Sürer Israeliten u. a. ihre Prachttempel, bekleidet mit dem Sonnen-Metalle Gold und bezeichnet durch aufgestellte riesige Ruthen, dem Zeichen des OSIR und seines Vorwesers KHEM (SEM, schem, schemesch-Sonne). So findet sich eine Inschrift von Nebukadnezar: „Der Sonne, dem höchsten Richter welcher schlichtet die Streitigkeiten in meinem Pallaste, habe aus Asfalt und Backstein in Babel aufgeführt den Tempel des Weltrichters, der Tempel

des Gottes schemes.“ Der Sonnenherr war ihm Weltrichter und Schlichter der Streitigkeiten d. h. Orakelherr vor dem in Zweifelsfällen gelost ward d. h. vor seinem schem (Denkzeichen) der Stierruthe.

§ 41. Es ist seit vielen Jahrhunderten zu einer feststehenden Behauptung geworden, die Kinder Israels seien von Anfang her Eingottgläubige (Monotheisten) gewesen, seien als auserwähltes Volk durch höhere Hand wunderbar geleitet worden, hätten ungeachtet zahlloser Verführungen und unter den unsäglichen Leiden ihren einfachen Glauben bewahrt, den Kern ihres Völkerlebens; dessen unverfälschte Reinheit als unschätzbare Frucht der qualvollen Leidensgeschichte dieses unstäten verachtet lebenden Volkes, uns Christen erwachsen sei. Abgesehen davon, daß diese dichterische Ansicht ganz wirkenlos bleibt in der christlichen Behandlung des sogenannten Gottesvolkes, also wenig Wahrscheinlichkeit gegeben ist daß diese Ansicht viele redliche Anhänger habe, so erweist sie sich auch bei Durchforschung der jüdischen Geschichte fast gänzlich als Erzeugniß der Einbildung, nicht übereinstimmend mit den klaren Aussprüchen der Bibel, welche im Gegentheile offen bekennt und darlegt, daß die **Kinder Israels Götzendiener** waren, wie die anderen Völker damaliger Zeit.

Das Volk hat, vom Auszuge aus Ägüpten bis zur Abführung in die Gefangenschaft, einem wirren haschen nach allen Seiten sich hingegeben, unselbständig seine Verehrungwesen von anderen Stämmen und Völkern entnommen; zu Zeiten eine verzweiflungvolle Gier nach rettenden Übermächten offenbart, die unerklärlich wäre oder gar als besonderer Fehler des Volkes erscheinen könnte, wenn nicht in der gefahrvollen Lage ihrer Ansiedlung die vollständige Erklärung vorläge. Paläftina ist eine Völkerbrücke, ein schmaler, fruchtbarer Landstreifen zwischen dem Mittelmeere und der Wüste, den die damals zahlreichen und hochgebildeten Völker der Ägüpter Sürer Perser Meder und Babeloner besetzen und überschreiten mußten, sobald die damalige Weltmacht Ägüpten kriegen wollte oder sollte. Die ägüptischen Fürsten machten Eroberungzüge über diese Völkerbrücke nach Norden; jene Völker des Nordens und Ostens überschritten dieselbe um Ägüpten zu erobern. Jede der Mächte, welche zur Zeit kriegslustig war, legte ihre Gewalt auf das jüdische Land, dessen Besitz sie gegen Angriffe schützte, ihnen als Vormauer diente oder ihr überfallen anderer Mächte erleichterte. Diese gefährliche Ansiedlung hatten die Israeliten zudem sich mühsam erobern müssen; hatten schwere Kriege mit wechselndem Erfolge führen müssen, waren bald Sieger bald Unterjochte gewesen

bevor sie festen Fuß fassen konnten. Der kurzen Ruhezeit unter Salomo folgte eine endlose Reihe von aufgedrungenen Kriegen: Palästina war für jede der damaligen Großmächte von besonderem Werthe, man besetzte oder eroberte es um sich zu vergrößern und weiter vordringen zu können. Führte der Krieg in jenseit liegende Länder, so ward das Elend der Israeliten gleich groß, mogten die Weitergehenden siegen oder geschlagen werden: im ersten Falle wurden sie dem Siegespreise zugerechnet und blieben unterthan; im zweiten Falle hatten sie nicht allein das Elend der Geschlagenen zu mildern, sondern der fremde Sieger rückte nach, vertrieb die Geschlagenen und nahm das Land für sich, theilte es seinem Reiche zu. Auf jeden Fall hatten die Israeliten die Kriegslast doppelt zu tragen, im Durchmarsche und im Rückmarsche, ohne bestimmen zu dürfen ob sie überhaupt an dem Kriege theilnehmen wollten oder nicht. Ihr Zustand war ein verzweiflungvoller: er entwickelte die beispiellose Zähigkeit des Volkes, ohne welche dasselbe der gänzlichen Ausrottung nicht hätte entgehen können. Er trieb sie aber auch zu dem verzweiflungvollen Haschen nach helfenden Übermächten; weil ihnen nicht einleuchtete, daß die besondere Lage ihres Landes Anlaß gebe zu allem Ungemach, suchten sie ihre Hilfe in der außersinnlichen Welt, versuchten es mit allen höchsten Mächten, weil das kleine Volk keine Möglichkeit sah mit eigner Macht den irdischen Großmächten jener Zeit erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Dazu kamen die afrikanischen Fetischvorstellungen, welche noch immer tief im Wesen des Volkes lagen und deren fortbestehen sowohl seinem Aufenthalte bei den Ägüptern, wie auch der starken Beimischung fremden Volkes (2. Mose 12. 38) beizumessen ist; vielleicht aber noch tiefer sich herschreibt, da seine vor ägüptische Geschichte in Jakobs Traume afrikanische Fetischvorstellungen deutlich enthält. Das Verhältniß des Volkes zu einem jeweiligen Verehrungwesen ist bezeichnet als Vertrag: das Volk verspricht ihm Opfer und Alleinherrschaft sobald das Wesen eine vorausbedungene Leistung (gute Reise Sieg Beute u. s. w.) geliefert haben werde; in derselben Weise wie noch heutigen Tages die Fetischanbeter jedesmal einen Bund mit ihrem Verehrungwesen schließen und gleich Jakob erst dann ihre Leistungen vollziehen, wann ihnen das voraus bedungene geworden ist. Dies Verhältniß ist in den dortigen Lebensumständen begründet: bei den großen Schwankungen zwischen Üppigkeit und Mangel, den zahlreichen Gefahren die den Menschen umgeben, ist es um so öfters wahrscheinlich daß die Wünsche und Hoffnungen des Menschen getäuscht werden. Unbekannt mit den wirklichen Ursachverhältnissen, schreibt er es seinem Verehrungwesen zu, und da er glaubt mit seinen Opfern und Verheißungen auf sie einwirken zu können, so verheißt er sie ihnen nur für den Fall der stattfindenden

Gegenleistung: er will nicht betrogen werden. Wie der Mensch so seine Gestalten der außersinnlichen Welt: von seinem Verehrungwesen glaubte er häufig getäuscht worden zu sein und gebrauchte dagegen seine Vorsicht. Er ging aber noch weiter wenn ihn Ungemach traf: er hatte versprochen, daß das Verehrungwesen das Höchste für ihn sein solle, wenn es die Vorbedingung erfülle; tritt dieses nicht ein, dann fühlt er auch seiner Bundespflicht sich überhoben, setzt es ab und nimmt ein anderes, dem er seinen Bund anbietet: der Neger wirft seinen bundbrüchigen Fetisch fort, tritt ihn mit Füßen und wählt einen anderen dem er sein Vertrauen anbietet. So erfüllt Jakob seine Bundespflicht, den EL zum alleinigen Verehrungwesen seiner Familie zu erheben, nicht eher als bis er von seiner 14jährigen Abwesenheit zurückgekehrt ist, im Wohlstande lebt und vom EL daran gemahnt wird (1. Mose 35. 1); erst dann, nachdem er alles empfangen hat, was er vor 14 Jahren (1. Mose 28. 20) sich ausbedungen hatte, sagt er „zu seinem Hause und zu allen, die mit ihm waren: Thut von euch die fremden Götter so unter euch sind und reiniget euch und ändert eure Kleider; und lasset uns auf sein und gen Bethel ziehen, daß ich daselbst einen Altar mache dem EL der mich erhöret hat zur Zeit meiner Trübsal und ist mit mir gewesen auf dem Wege, den ich gezogen bin.“ Die biblischen Bücher geben zahlreiche Belege, daß die Wünsche des Volkes, als Versprechungen seines Verehrungwesens gedeutet, nicht in Erfüllung gingen. Da aber das Volk fühlte, daß es einer übermächtigen Hilfe bedürfe und sein Verehrungwesen unter allen Umständen die Bedeutung eines Nothhelfers hatte: so ergab sich als Selbstfolge, daß wenn dieser nicht seine Pflicht erfüllte und seine Anbeter im Stiche ließ, hatte er auch keinen Anspruch auf die verheißenen Gegenleistungen, sondern mußte einem anderen Nothhelfer Raum geben. In der Wüste standen sie mit JHOH (oder MLK) in Vertrag (2. Mose 24) mit gegenseitigen Verpflichtungen; als aber JHOH sie hungern ließ und Moses sich entfernt hatte, mußte Aron das Apiskalb aufstellen, damit sie vom fruchtspendenden Sonnenherrn Sättigung erlangen könnten. JHOH hatte den Vertrag nicht gehalten, den Bund gebrochen; das Volk fühlte sich auch seiner Verpflichtung entbunden und versuchte es mit einem andren. Als Moses wider die Amalekiter kämpfte, fand er es nothwendig, (2. Mose 17. 15) das Verehrungwesen des Landes, den „Gott Nissi“ anzurufen, ihm einen Altar zu bauen, ihm einen Bund anzubieten, damit er die Amalekiter im Stiche lasse. Als feurige (giftige) Schlangen das Volk heimsuchten, errichtete Moses selbst den ägüptischen Tiube (die eherne Schlange) damit dem Volke geholfen werde. Kaum hatte das Volk in Paläſtina Fuß gefaßt, so begannen die Kriege mit den Filistern, welche die Unterjochung

der Israeliten zur Folge hatten (Richter 2 und 3); auch geriethen sie in die Knechtschaft der Moabiter. JHOH hatte also sein Versprechen, ihnen das Land Kanaan zu verleihen (2. Mose 6. 4) nicht erfüllt und das Volk wendete sich an BAL und ASTAROTH um Hilfe. Ihre Wünsche und Hoffnungen (JHOH's Versprechungen) wurden schmählich betrogen; statt Herren zu sein im Lande, wurden sie unterthan (Richter 4. 2) den Kananitern, demnächst (Richter 6. 1) den Midianitern, dann den Filistern und Ammonitern (Richter 10. 7) obgleich sie jene Verehrungwesen der Sürer angefleht hatten, wie auch diejenigen Moabs Ammons und der Filister. Als der Stamm Dan des Micha goldenes Bild geraubt hatte und dieses zum Siege verhalf (Richter 18. 30) stellten sie es auf zu Silo und verehrten es bis zur Zeit der Gefangenschaft. Als späterhin in der Schlacht zu Ebenezer die Israeliten geschlagen wurden und die Filister die Bundeslade eroberten, ward JHOH ganz vergessen; er hatte sich selbst im Stiche gelassen, war also ohnmächtig. Da das Verhältniß des Volkes zu ihm auf Vertrag beruhete, JHOH wie jedes andere Verehrungwesen keine andere Bestimmung hatte als Sieg Rache und Beute zu verleihen, so ward er fast jedesmal abgeschafft wenn er nicht half, sondern eine Niederlage folgte. Die Kinder Israels kannten wie andere Völker auf gleicher Stufe keinen anderen Maßstab als den Erfolg: glaubten sie ein Wesen helfe oder habe geholfen, dann erfüllte das Volk seine Verpflichtungen und blieb ihm treu; schlug es fehl, dann nahm das Volk oder sein Profet einen anderen Nothhelfer in Anspruch, blieb auch diesem treu oder verwarf ihn je nach dem Erfolge. Nachdem es unter besonders mißlichen Umständen alle bekannten Verehrungwesen erfolglos versucht hatte, kehrte es oft zuletzt verzweiflungvoll zum alten zurück. Unter Saul gewann das Volk an Macht und blieb dem siegspendenden Sonnenherrn SCHEM getreu, (dessen Profet schemuel=Sonnenherr sein Gott). Unter David war dasselbe der Fall mit dem BAL, unter Salomo gelangte es zum Gipfel seiner Macht. Aber bald darauf brachen die gegenseitigen Eroberungkriege der umwohnenden Großmächte aus, die Völkerbrücke Palästina ward erobert bald von der einen, bald von der anderen Großmacht, die Hauptfestung Jerusalem mit Sturm eingenommen, die Tempelschätze geplündert, das Land von den Heeren ausgesogen und verheert. Könige Priester und Volk griffen von einem Verehrungwesen zum anderen; unfähig das richtige Ursach=Verhältniß zu erkennen, suchten sie es in der außersinnlichen Welt, in Verehrungwesen, außersinnlichen Übermächten; sie boten bald dem einen, bald dem anderen die Oberherrschaft an, aber vergeblich; keine Hilfe war von Dauer, nach kurzen Friedenszeiten folgte neues Kriegselend, das Land verkümmerte wie

die Menschen. Die Könige ließen sich durch ihre Weiber oder die Priester bewegen, vom JHOH zum BAL (1. Kön. 16. 31) überzugehen oder vom BAL zum EL oder MLK; der geringste Umstand war genügend (1. Kön. 18) solche Änderung zu Wege zu bringen. Wie viel mehr nicht Landplagen Pest Hungersnoth Kriegsunglück u. dergl.? Die Könige schwankten und die Priester schlachteten sich gegenseitig, je nachdem sie den König oder das Volk für sich gewannen. Das Volk blieb seinem alten Herrn, dem Moloch, getreu, opferte ihm die eigenen Kinder im Feuer, betete außerdem Sonne, Mond und Sterne an, wandte auch sein flehen allen Verehrungwesen der Umwohner zu, semitischer wie fremder Stämme. Alles erfolglos, das Land verödete und das Volk ward Sklave. Es wechselte seine Verehrungwesen wie ein verzweifelnder Kranker seine Ärzte und Heilmittel, bis entweder die zähe Natur alles widerstrebende überwindet oder der Tod ein Ende macht.

Dieser verzweifelten Lage muß es auch zugeschrieben werden, daß die Israeliten zu keiner Zeit dahin gelangten, ihre Verehrungwesen in geordnete Verbindung mit einander zu setzen, daß sie keine Götterlehre besaßen, wie sie bei den höher gebildeten Völkern der Ägüpter Babeloner und Perser entstehen konnte in der ruhigen Fortbildung, die durch anhaltenden Frieden im Innern ermöglicht ward. Die Verehrungwesen der Israeliten blieben von Ägüpten her schroff und unversöhnt neben einander stehend; jedes nur so lange anerkannt und verehrt wie es seine Bestimmung als Nothhelfer erfüllte. Selbst als Salomo den heiteren Sonnenherrn zur Herrschaft erhob und damit das höchste reinste und allgemeinste der verschiedenen Verehrungwesen an die Spitze gestellt hatte, konnte es ihm nicht gelingen, die Menge der örtlichen Verehrungwesen diesem unter zu ordnen. Die örtlichen Zustände des Landes waren zu sehr verschieden; nicht allenthalben konnte gleiche gesicherte Fruchtbarkeit durch die eingeführte Bewässerung erzielt werden; an solchen Stellen herrschte Dürre, also die sengende Sonne (BAL), während gleichzeitig an anderen Stellen die fruchtbare Sonne (ADONAI) ihre Fülle spendete. Es konnten die erhabenen Vorstellungen vom schaffenden allwissenden und allgegenwärtigen Sonnenherrn, dem Volke keinen vollen Ersatz leisten für die Entbehrung seiner gewohnten Nothhelfer; es war ihm nicht an erhabenen Vorstellungen und dichterisch schönen Psalmen gelegen, sondern es begehrte Hilfe in drängender Noth von übermächtigen Wesen, welche unmittelbar auf seine Geschicke einwirkten. Herrschte BAL (Dürre) im Lande irgendwo, so flehte man dort zu ihm, sonst zu jedem anderen Wesen welches half oder helfen mogte; wer Gedeihen sendete oder Landplagen abwendete war der richtige und nur der Erfolg entschied

über die Wahl und Treue der Gläubigen. Wäre der salomonischen Zeit ein Jahrhunderte langer Friede gefolgt, wenn auch zeitweilig durch äußere Kriege unterbrochen, so hätte es vielleicht gelingen können, den ADON zur Alleingeltung zu bringen; die übrigen wären allmälig verblaßt vergessen und vernachlässigt worden; ihre Priester hätten keine Opfer empfangen und wären ausgestorben weil sie keine Nachfolger zum unergiebigen Dienste fanden, oder sie hätten sich dem einträglicheren Sonnendienste zugewendet. Allein die verwüstenden Heereszüge im Innern während der nachfolgenden Königszeit ließen es nicht dazu kommen; die Vorstellung einer geregelten alles umfassenden milden und beglückenden Weltregierung durch ADON konnte nicht erblühen unter wiederholten Verwüstungen des Landes, Zerstörung der Städte, Niedermetzelung des Volkes. Es herrschte augenscheinlich nicht der blühende für die Menschen lebende leidende und glanzvoll auferstehende Sonnenheld, sondern der verwüstende BAL, der grimme MLK (Moloch) und der zürnende EL; sie waren Herren im Lande, denn ihre Werke lagen deutlich vor Augen; sie waren es, die durch Dürre, Verwüstung Niederlage Hungersnoth Pest Mord und Brand das Volk verderben wollten und sie mußte man zu besänftigen suchen. Daß in der Folgezeit der König Ahas seinen eigenen Sohn dem Moloch opferte (2. Kön. 16), ebenso der König Manasse seinen Sohn (2. Kön. 21), läßt am besten die Größe des Elendes erkennen, welche das Volk und die Könige bewog, die Königssöhne im Feuer zu opfern. Es war kein Übermuth, keine Gier nach Abgötterei welche so schwere Opfer forderte, sondern die Verzweiflung im Elende, welche hoffte den grimmigen Kriegswalter dadurch zu versöhnen; die Königssöhne sollten die leidenden Erlöser ihres Volkes werden, nachdem das Volk durch Opferung seiner Söhne die grimmen Übermächte nicht hatte versöhnen können.

In dieser Beziehung ist zu beachten daß in allen Bildungvölkern des Alterthumes der Glaube an viele Übermächte herrschte, in verschiedenen Stellungen neben einander; an Götter und Geister mit besonderen Gewalten begabt, allgemein anerkannt und Jedem zugänglich, angefleht je nach Art der Gabe (Heilung Kindersegen Erntesegen Kriegsglück u. a.) welche der flehende erbat. Viele waren einheimisch d. h. von den ältesten Zeiten her als Nothhelfer bekannt, andre wurden eingeführt aus Ländern, wo sie sich bewährt hatten, noch andre wurden erobert und als Kriegsbeute zurück gebracht von besiegten Völkern; die man zu lähmen gedachte, indem man ihnen die Nothhelfer nahm und für sich gewann durch aufstellen in Tempel und verehren durch Gebete und Opfer wie sie solche gewohnt gewesen waren. So hatte im Nillande und dem Eufratthale, in Sürien Judäa Klein-

asien Griechenland Italien u. a. jedes verehrte Wesen (Gott Göttin Held) seine besondre Stätte (Zelt Hütte Hain Tempeltheil) mit seiner besondren Priesterschaft: sich gegenseitig anerkennend, wenn auch mit dem üblichen Brodneid, namentlich wo sie aus wetteifernden Orakeln ihre Einnahmen bezogen. Es waren z. B. die Götter der Ägüpter so vertheilt, daß im Oberlande die Hauptstadt tape (Theben) den Wüstenherrn und nachherigen Weltbildner AMN als Hauptgott hatte, dagegen die Hauptstadt des Unterlandes menfi (Memphis) den Feuerherrn TAH (p=TAH); in der Stadt on (Helipolis) war der Sonnenherr RA, in abu (Abüdos) der Sonnenherr OSIR, in chemno (Panopolis) der ältere Sonnenherr CHEM oder KHEM, in sethron (Diospolis) der Sonnenherr SET, in busiri (Grab des OSIR) dieser Sonnenherr, in bupascht (Grab der ascht) die Erdmutter ASCHT (aschera) in sebak (Athribis) der Wüstenherr SEB, in halfu der Kriegswalter HR uer (ares) in toout (Künopolis) der Mondherr TOT (thoth) u. s. w. So hatte jeder Bezirk seinen Gott, unter dessem Schutze er stand und focht, dessen Panier (Thierbild) der Heres=Abtheilung als Fahne voran getragen ward; dessen Thier aber auch in seinem Bezirk nicht getödet und noch weniger verspeist werden durfte, weil ihm heilig; wogegen es in andren verfolgt und geschlachtet werden konnte.

Dadurch waren in jedem Bezirke andre Götter nicht ausgeschlossen, sondern die Heiligthümer oft nahe einander, selbst in dem selben Tempelbau: so nahe bei buto (Grab des TOT) die Insel CHEM mit Sonnen=Heiligthum. Alle Götter waren anerkannte Helfer und Spender, waltend über besondre Angelegenheiten; nur wer es vermogte walfahrtete nach ihren Hauptorten, wo man sie stetig anwesend dachte. Der Heiligendienst des Christenthumes im auffassen und deuten des Volkes bietet Vergleiche in Menge, um jene Ansichten und Einrichtungen des Alterthumes zu verstehen. Das Christenthum weist hierin wie in vielem andrem zurück auf das Judenthum; dieses wiederum auf Chaldäer und Ägüpter. Die Kinder Israels hatten den Feuerherrn MLK (Moloch Melech Molech Milkom o. a.) den Wüstenherrn EL SEB oder SAB, den Sonnenherrn SEM SCHEM BAL ADON SET ZUR (OSIR), nahmen auch den Mondherr JHOH auf, den Himmelsherrn (ZEBAOTH), die Erdmutter ASCHERA u. s. w. Solches wird erwiesen durch zahlreiche in der Bibel aufbewahrte Eigennamen, in denen der Name eines jener Götter bezeichnet wird als Helfer und Schutzherr, den der Träger verehrte und bei dem er schwur. Es war dieses Gewohnheit bei Ägüptern Babelonern Assur Sürern Fönikern Karthadern Juden u. a. allenthalben in gleicher Bedeutung; aus der auch die Namens=Ändrungen zu erklären sind,

welche Herrscher vornahmen, wenn sie ihren Schutzherrn wechselten; z. B. in Ägüpten wo der König AMN-hotep 4 statt des AMN den Sonnenherrn annahm und sich bech en aten (Glanz der Sonnenscheibe) nannte (15. Jahrh. vor C. G.); in Jerusalem EL-jakim auf Veranlassung des ägüptischen Siegers in JO-jakim (6 Jahrh. vor C. G.) Die unmittelbare Verbindung des JHOH (JO, JAH) mit dem Mondherrn ist gegeben im ägüptischen JAH-p-TOT (JAH der Mondherr); welches Wesen als Jafet in der biblischen Geschichte und als Japetos in der hellenischen vorkommt in der Eigenschaft als Stammvater; änlich dem Sonnenherrn der als SEM Stammvater aller sog. Semiten und als Herakles der hellenischen Herrscher war.

In Beziehung auf die Wandlungen der Verehrungwesen kommt ein anderer Umstand hinzu, dessen Einfluß vieles erläutert, nämlich die Wanderrichtung des Volkes von Süd nach Nord. Dieser Einfluß würde vielleicht noch stärker bei den Ägüptern sich nachweisen lassen, wenn so reichhaltige Nachrichten von ihnen überliefert wären, wie von den Israeliten; denn die Ägüpter oder vielmehr derjenige Theil (Priester und Krieger) welcher die Bildung trug, sind ebenfalls vom Süden (Meroe im oberen Nilthale Nubiens) nach Norden gewandert, unter änlichen theils noch stärker bedingenden Verhältnissen. Die Wärmeverhältnisse auf der Erde stufen sich bekanntlich ab in dem Maße, wie man sich vom Gleicher (Äquator) nach den Polen entfernt: zu beiden Seiten des Gleichers die größte Wärme, dagegen rund um beide Pole die mindeste Wärme (größte Kälte). Die Abnahme vom Gleicher nach beiden Polen ist nicht so gleichmäßig, daß rund um die Erde in derselben Entfernung vom Gleicher dieselbe Wärmevertheilung herrsche; allein zur allgemeinen Übersicht denkt man sich, nach den wechselnden Sonnenständen im Jahre, die Erdoberfläche in Wärmegürtel eingetheilt, nennt heiße Zone den Erdgürtel 23½ Grad zu beiden Seiten des Gleichers, dagegen die beiden Endkreise 23½ Grad rund um Nord- und Südpol die kalte Zone; was auf der nördlichen und südlichen Erdhälfte zwischen der heißen und kalten liegt nennt man die gemäßigten Zonen. Verfolgt man auf der Erdoberfläche die Linien gleicher Jahreswärme, gleicher Sommerhitze oder Winterkälte, gleichen Regenfalles oder gleicher Verdunstung: so findet sich allerdings, daß diese abweichen von der geraden Ost-West-Richtung, daß sie nicht allenthalben gleichweit entfernt vom Gleicher oder den Zonengrenzen bleiben, daß in den 90 Grad vom Gleicher nach den Polen nicht rundum die Wärme gleichmäßig abnehme. Allein durchgehends sind die Unterschiede weit stärker von Süden nach Norden, als in der Richtung von Ost nach West.

Die Israeliten waren Süd-Nord-Wanderer, gelangten also in

stark wechselnde Wärmeverhältnisse und dadurch erzeugte Umgebungen. Da sie, wie andere Völker, ihre Verehrungwesen aus den Übermächten der Außenwelt gestalteten: so mußten sie solche auch umwandeln, sobald ihre Außenwelt eine andere ward. Die Sprachforschung leitet den Ursprung der Semiten nach Habesch (Abessünien) zurück, wo noch jetzt die rückständigste Gestalt der semitischen Sprache, nicht allein der alten süd-arabischen, sondern auch der aramäischen (jüd. fönik. sürisch). Auch findet sich das jüdische Laubhüttenfest in seiner rückständigsten Gestalt noch jetzt in Kordofan (12—15 ° nördl. Breite.) Die Semiten konnten längs beiden Rändern des Rothen Meeres nach Norden vordringen, so wie längs den arabischen Süd- und Ostküsten zum Eufratthale, wo sie am blühendsten sich fortbildeten. ELOHIM und EL scheinen sie aus der Urheimat mitgebracht zu haben; denn das Wesen findet sich bei den Israeliten, den Arabern (Allah), den Chaldäern (EL und BEL), so wie bei den Sürern wo noch jetzt im Libanon der EL fortlebt in Namen makmel (makom EL-Stätte des EL) des Zedernhaines, und hermel (Burg des EL) als Name des Vorgebirgs. Aus Ägüpten fortwandernd, betraten sie die Wüste Zin wo EL (EL schaddai, azaz EL) Übermacht war. Moses rief im waldreichen Midian (deren Bewohner noch der Koran Waldbewohner nennt) den alten Feuerherrn zur Hilfe und brachte ihm reichliche Opfer. Als der Zug an die Grenzen des fruchtbaren, Trauben und Feigen in üppiger Fülle tragenden Kanaan gelangte, (4. Mose 13. 24) lag das Gebiet der Wüste und des Waldbrandes hinter ihnen; weiterhin herrschte der „Gott Nissi" und der „BAL peor", jener Fruchtspender, dieser Wasserspender. Sie versuchten von Südosten in Kanaan einzudringen, wurden aber zurückgeschlagen und gingen deshalb zurück nach Süden, um längs der Ostseite der Erdspalte (welche in Fortsetzung des Osthornes vom Rothen Meere bis an den Libanon reicht) durch das Land der Moabiter und Ammoniter von Osten her über den Jordan einzudringen. Auf diesem Hochlande scheinen sie lange Zeit verweilt zu haben; denn erst nach Moses Tode gelang es Josua über den Jordan vordringend Jericho zu erobern und in Paläştina Fuß zu fassen; auf dem Hochlande herrschte die Dürre, die sengende Sonne BAL, daneben an Quellen in den Thalsenkungen desselben, der BAL peor, unter dem Bilde des Esels dessen Fährten zu versteckten Quellen leiten. Die Übermacht gestählter und raubgieriger Wüstenbewohner über seßhafte Ackerbauer und Gärtner verhalf den andrängenden Israeliten zum Siege; sie faßten Fuß und drangen vor in das von Jenen fruchtbar gemachte Land, eigneten sich deren Ernten und Heerden an und gelangten endlich unter zahlreichen Wechselfällen zur Fülle. Demgemäß blieb die ganze Richterzeit hindurch, wirres Haschen vorwaltend im

Volke und von den Verhältnissen des Landes getragen konnte es sich durch alle Zeiten erhalten. In der folgenden Geschichte bis zur Gefangenschaft lassen sich die Spuren verfolgen, wie die Verehrungwesen der Israeliten wechselten und doch gleichzeitig in großer Verschiedenheit neben einander herrschten, je nachdem die Lebensverhältnisse wechselten oder örtlich verschieden waren. Es war die Folge der Änderung ihrer Umgebung im wandern, der örtlichen Verschiedenheiten im besetzten Lande und der unglücklichen Ansiedlung auf einer Völkerbrücke zwischen den kriegerischen Großmächten jener Zeit.

Es sind zerstreuete Andeutungen davon vorhanden, daß nicht allein die Israeliten, sondern auch andere Semitenstämme, ihre Vorstellungen Ausdrücke und Einrichtungen des Glaubens, vielfach aus Ägüpten entnommen und empfangen haben und daß die Semiten in Palästina eindrangen als große gemischte Horde. Ob diese gleichbedeutend sei mit den Hirtenstämmen der Heksos, welche ebenso einfielen und die Ägüpter zurückdrängten, kann zur Zeit nicht erwiesen werden. Eine bemerkenswerthe Änlichkeit waren die heiligen Zelte zur Aufbewahrung ihrer heiligen Laden, als Allerheiligstes den Orakeln dienend. Bei den Ägüptern waren solche Laden sehr gebräuchlich, im Osirdienste enthielten sie in der ältesten Form sein Bild, als Stier Kalb oder Ruthe, aus Holz vergoldet, also ein Bild welches späterhin vielfach bei den Israeliten sich vorfindet. Umhertragen der Lade durch Geweihete war bei den Ägüptern wie bei den Israeliten gebräuchlich; aufbewahren im Zelte war bei den unstäten Hirtenvölkern gegeben, auch erforderlich zum befragen des Orakels durch begeistern des Priesters. Bei den stammverwandten Moabitern und Ammonitern deutet sich die gleiche Einrichtung an in den Namen ihrer Haupt-Verehrungsstätten „Rabbath Moab“ und „Rabbath Ammon“. „RA“ ward ägüptisch wie unser Wort Gott angewendet auf andere Verehrungwesen: sie schrieben „AMN-RA“ wie wir „Gott Amun“ oder der Römer „Jupiter Ammon“; „bath“ oder „beth“ bedeutet semitisch das „Zelt“ (Beth-EL = Zelt des EL): also war „Rabbath“ ein Gotteszelt, eine Stiftshütte. Die Moabiter und Ammoniter werden also Stiftshütten mit heiligen Laden als Orakelstätten besessen haben gleich den Israeliten. Eine derartige Lade findet sich auch bei dem griechischen Dio-Nüsosdienste, der anerkannt aus Ägüpten stammt, durch semitische Einwanderer zugeführt; die Lade enthielt das Heiligthum des fruchtspendenden Nüsos. Da Nissi (Blumiger) auch den Israeliten galt (2. Mose 17. 15) so deutet sich mit einzelen Anknüpfungspunkten, ein gemeinschaftliches Verehrungwesen an, dessen Reich von Süden her durch Ägüpten und das semitische Palästina nach Griechenland reicht; ein Verbindung-

glied bildet zwischen Ägüptern Semiten und Helenen, mit tragbaren Laden und einem wilden üppigen Dienst.

Während die Israeliten seßhaft geworden waren, unterlagen ihre Verehrungwesen den Einflüssen der fortschreitenden Bildung des Landes: mit Zunahme des Anbaues durch Bewässerung, trat BAL zurück, denn der prangende ADON dehnte sein Reich. Als darauf die endlosen Kriege das Land verwüsteten, die Bewässerunganlagen in Verfall kamen, breitete sich wiederum die Wüste aus: das Feuer vernichtete Städte und Ernten, die Sonne versengte den dürftigen Pflanzenwuchs, die ausgedörrte Fruchterde verwehete der Wind und schwemmte der Regen fort; die vom dürren Boden und nackten Fels zurückgeworfenen Sonnenstralen durchglüheten die Luft: unverkennbar waren die altbekannten Übermächte MLK und BAL an die Stelle des ADONAI herrschend geworden im Lande. Nach der Gefangenschaft genossen die Zurückgekehrten Ruhe im Lande, während welcher der menschliche Fleiß den Anbau betrieb, ohne ausgeraubt zu werden: die alten Wasserbehälter und Leitungen wurden hergestellt, die Wüste so wie der Sonnenbrand durch Anpflanzungen verdrängt; MLK und BAL wichen, ADONAI kam wieder zur Herrschaft. Er hat sie bei den Juden behalten bis auf die Gegenwart, weil sie das Land verlassen haben, in welchem seitdem Verwüstung und Öde wieder herrschend geworden sind.

§ 42. In ganz verschiedener Weise zeigt sich der Einfluß der Wanderrichtung in dem **Himmelsherrn der Arier,** welche von Mittelasien westwärts sich wendend Europa besetzten als Vorfahren der jetzigen Europäer.

Vor Jahrtausenden haben die Arier irgendwo in Mittelasien unter günstigen Verhältnissen sich entwickelt, an Zahl und Gesittung zunehmend, bis sie sich gezwungen sahen zu verschiedenen Zeiten, die Jahrhunderte aus einander lagen, Wanderscharen auszusenden. Auf verschiedenen Wegen, drängend und gedrängt, bald angesiedelt bald wandernd, gelangten sie im Laufe der Jahrhunderte nach Europa, welches sie in einer Menge von Völkerstämmen besetzten, die man gegenwärtig mit geringen Ausnahmen in drei Hauptgruppen zusammenfaßt: Romanen Teutonen Slaven. Die Spuren aus Europa rückwärts verfolgt leiten nach dem alten Baktrien und dem oberen Induslande, wo die Europäer vereint waren mit Persern und Indern. Dieser verstärkte Strom heller Menschen rückwärts forschend verfolgt leitet zu einem nördlichen Lande, aus dem in minder deutlichen Spuren die Sinesen und Japanesen abzweigen, wo Mongolen und Türken angeschlossen werden könnten; weiter zurück die Finnen und sämmtliche Stämme welche Nord-Sibirien so wie Nord-Europa bewohnen, wahr-

scheinlich auch von Asien her als Urbewohner durch Amerika sich verbreitet haben. Es ist die helle Menschheit, unterscheidbar von der dunklen afrikanischen, aber verflochten mit derselben in zahlreichen Mischvölkern; welche in Indien Süd-China den Inseln des Indischen Meeres, längs dem ganzen Südrande Asiens, in Arabien Sürien und Nord-Afrika theils durch mischen der hellen und dunklen Menschheit entstanden.

Diese hellen Völkerschaften, welche mehr als zwei drittel der gegenwärtigen Menschheit ausmachen, sind undeutlich verwandt. Was jedoch die mächtigste Völkerreihe der Sinesen Inder Perser und Europäer mit einander verbindet und hier in Betracht kommt, ist die Gleichartigkeit ihres Verehrungwesens, welches bei Allen der **Himmel** ist. So lange diese Völker schiebend oder geschoben die gemäßigte Zone nicht verließen, blieb der Wolkenhimmel diejenige Übermacht, welche ihr ganzes Leben beherrschte und regelte: Gewitter und Regen waren himmlischen Ursprunges, der Himmel sandte seine Schrecken, wie auch Segen und Erquickung, verhüllte Sonne Mond und Sterne oder gestattete ihnen zu scheinen, damit der Mensch die Pracht der Wohnung des Himmlischen bewundere. Seine Wandelbarkeit ließ den, mit sich selbst vergleichenden Menschen, einen menschenähnlichen Willen erkennen: der Himmel fühlte wie ein Mensch, war zürnend und trübe oder gnädig und freundlich; jene Stimmung schreckte oder drückte den Menschen, diese dagegen beruhigte und erhob ihn. Es findet sich im Altindischen das Stammwort „diu", in der Bedeutung von „glänzend" und in besonderer Anwendung den Himmelsraum bezeichnend, glänzend über unseren Häuptern. Hieran schließt sich das Wort Tien, welches den Sinesen den Himmel bezeichnet und gleichlautend bei den Altdeutschen ihren ältesten Gott, dessen Name im Wochentage Diens-Tag liegt; im Altgriechischen erscheint zuerst das Wort Tür (im Verehrungwesen Dipa-Tür) demnächst Theos Deus Dis und Dio, späterhin Zeus, Zes, Zan; bei den alten Römern Dios Diespater oder Jupiter (diu mit dem Worte pater = Vater verbunden) im Altdeutschen finden sich Tiu (im Tuesday der Engläyder); auch Tien (in Dienstag) und Ziu; wie bei den alten Tibetanern Zio. Es spinnen sich solchergestalt dünne Fäden über Länder und Zeiten dahin, deren Enden in Sina und Norddeutschland Indien Rom und England Island Süddeutschland Griechenland und Tibet angeheftet sind, im Übrigen aber gleich den Fäden einer Spinne in der Luft schweben. Es findet sich ein anderer Grundzug, der die Altperser hinein zieht in dieses Familienband. Herodot erzählt nämlich: „Bei den Persern heißt Zeus der ganze Himmelskreis; Bildsäulen, Altäre und Tempel sind bei ihnen nicht Brauch; sie glauben nicht wie die Hellenen daß ihre Götter Menschenart seien." Er

nennt leider nicht den persischen Namen den er mit Zeus umschreibt; aber auch ohnedies giebt die Beschreibung hinreichende Anknüpfung, denn von den Urbewohnern Griechenlands den Pelasgern ist es bekannt, daß sie an den Dipa-Tür glaubten, welcher gestaltlos und unnahbar über den Gipfeln des Lükaion in heiliger Lichtfülle lebte, daß im Volke die Scheu sich erhielt das höchste Wesen unter bestimmten Namen und Kennzeichen zu versinnlichen; ihre Weissager (Sellen oder Hellen) erforschten den Willen des Höchsten nur aus rauschen der Baumwipfel; Tempel und Altäre kannten sie nicht. Änlich sagt Tacitus von den Altdeutschen den Germanen: „Sie glauben, es sei der Größe der Himmlischen unwürdig sie in Wände einzuzwängen, oder ihnen irgend eine der menschlichen Gestalt änliche Form zu geben; sie nennen mit Götternamen jenes Geheimniß was sie sonst in bloßer Verehrung schauen." Derartige Grundzüge geben feste Verbindungglieder; denn sie liegen tief im Wesen der Menschen, sind nicht zufällig. So mögte noch ein anderer Zug anzuführen sein, der nicht ganz hierher gehörig doch dieselbe Kette in anderer Weise schließt. Herodot berichtet von den Persern: „Sie pflegen wenn sie trunken sind über die wichtigsten Dinge sich zu besprechen; was beschlossen trägt anderen Tages der Herr des Versammlunghauses noch einmal vor; sind sie auch nüchtern damit einverstanden dann führen sie es aus. So auch was sie nüchtern besprochen gehen sie trunken wieder durch." Änliches berichtet Tacitus von den Teutonen: „Über gegenseitige Wiederversöhnung von Feinden, über zu knüpfende Verwandtschaften, über die Wahl ihrer Fürsten, endlich über Krieg und Frieden berathschlagen sie gewöhnlich auf Gelagen; als ob der Geist zu keiner andern Zeit für einfache Gedanken empfänglich oder für große erwärmter wäre. Ein weder schlaues noch listiges Volk eröffnet die Geheimnisse seines Herzens in der Trinklaune. Hierauf wird die unverhüllte und offene Meinung aller am folgenden Tage von neuem überlegt und dieses berathschlagen derselben Sache zu zweien Zeiten hat einen großen Nutzen. Sie überlegen, wann sie sich nicht verstellen können und fassen den Entschluß, wann sie nicht so leicht irren können." Der selbe Faden, welcher die Zeit des Herodot (5. Jahrh. vor Ch. G.) mit der des Römers Tacitus (1. Jahrh. nach Ch. G.) so wie Altgriechen mit Teutonen verbindet, läßt sich noch in der Gegenwart auffinden in dem Gebrauche der Engländer öffentliche Angelegenheiten jeder Art nach reichlicher Sättigung bei kreisendem Getränke zu besprechen; wobei die Reden nicht allein freier und rückhaltloser gehalten werden, sondern auch dem Redner in Anbetracht der Stimmungen nicht so große Verpflichtungen auferlegen wie sonst: eine Rede nach Tisch hat nur Geltung im guten Sinne. Wir Menschen bleiben zu allen Zeiten und an-

allen Orten menschlich, aber gern der einmal eingepflanzten Art getreu.

Auf der stoßweisen Wanderung der arischen Völker gegen Westen blieben sie mit geringen Abweichungen im gemäßigten Erdgürtel in änlicher Umgebung; ihre Außenwelt blieb mit wenigen Änderungen in der ganzen Erstreckung dieselbe. Durch Westasien und Europa bis an das Atlantische Meer, von Gibraltar bis Island begleitete sie derselbe Himmel mit seiner Pracht, seiner glänzenden Sternendecke wie seinen Regengüssen Gewittern und Hagelschauern, seiner Wärme und Kälte. Ihre Lebensweise und Ernärung als Hirten und Ackerbauer konnte dieselbe bleiben, also auch ihre Abhängigkeit vom Himmelsherrn; denn Er war und blieb die Alles bedingende Übermacht des Landes in welchem sie sich zur Zeit aufhielten. Deshalb erscheinen auch aus einem Gusse der ursprüngliche Zeus der Griechen, der römische Jupiter und die höchsten Verehrungwesen der Germanen und Nordländer; auch die der Slaven werden sich gleicher Art erweisen wenn sie näher erforscht werden. Der Himmel als höchste Übermacht behielt in Europa diese Geltung durch alle Jahrhunderte, sie ward durch die allenthalben herrschenden Lebensverhältnisse so fest dem Bewußtseine eingeprägt, daß selbst das semitisch entsprungene Christenthum dem arischen Geiste sich unterordnen mußte um Eingang zu gewinnen. Im griechischen Theos lateinischen Deus (italienisch und spanisch Dio, französisch Dieu) im deutschen Gott, englisch God, im nordischen Gud, wie im slavischen Bog oder Boze haben sich nicht allein die heidnischen Namen, sondern auch die heidnischen Grundvorstellungen erhalten: das höchste Wesen der Europäer behielt die Grundzüge des Himmels.

In den ältesten Zeiten der griechischen Geschichte erscheint Zeus in der einfachen Gestalt des Himmels, ohne Menschenform in der Höhe thronend, waltend über die Erde und ihre Geschlechter, Schirmherr der Sicherheit des Lebens und Besitzthumes, Wächter über Eid und Treue, gütig und gutmüthig, aber durchdrungen von der sittlichen Strenge der Arier. Ebenso zeigt sich der römische Jupiter als harter Walter der Sicherheit und des Treuwortes, Rächer des Meineides und Verrathes, zuverlässig und strenge. Im Altnordischen finden sich dieselben Grundzüge im Allvater, Güte und Strenge im Einklange zusammen. Selbst in Süd-Europa trug er den unterscheidenden Grundzug des Volkes und Landes so wie des Himmels, geregeltes Maßhalten der Kraftäußerungen, nicht in grimmer Überspannung (Hungersnoth Pest u. a.) mi schlaffer Ruhe (Übermas der Fülle) abwechselnd, keine zornige Laune und baldige Reue wie JHOH und die anderen Verehrungwesen (Zustände) des heißen Gürtels, sondern besonnen ruhig langsam im Entschlusse, aber fest und beständig in der Ausführung; nicht launen-

haft und rachsüchtig sondern leidenschaftlos waltend und strafend wie das Recht erfordert, nicht dem Zorne folgend sondern dem unwandelbaren Pflichtgefühle. Im vergleichen des arischen mit dem semitischen höchsten Wesen spricht sich am stärksten der Einfluß aus, den die Verschiedenheit der Wanderrichtung (O-W oder S-N) darauf ausübte; also der Länderzustände, unter welchen die Semiten oder Arier lebten in der Urheimat, auf der Wanderung und an den Orten der neuen Ansiedlung. Bei den Semiten alles heftig und schwankend, üppige Fruchtbarkeit und Fülle bei geringer Arbeit abwechselnd mit tödlicher Dürre Hungersnoth und Pest, gegen die der Mensch verzweiflungvoll und vergeblich kämpfte. Ihr Verehrungwesen schwankend grimmig und unzuverlässig und dadurch der Mensch heftig zähe und trügerisch; der oft Betrogene wird Betrüger, wie es im täuschenden Föniker und der punischen Treue zum Ausdrucke kam. Bei den Ariern dagegen die Schwankungen masvoll, Fruchtbarkeit und Mangel gerecht abgemessen; der harten Arbeit folgt ein genügendes gedeihen, kein erstickender Überfluß; in regelmäßiger Folge der Jahreszeiten wechseln Wärme und Kälte, Regen und Trockenheit werden zugemessen; es wird dem Menschen nichts geschenkt, er muß durch mühen sein Gedeihen sich erwerben. Sein Verehrungwesen ist stätig gerecht und zuverlässig und dadurch wird der Mensch fest hart masvoll und treu; welche Eigenschaften aber mit großer Langsamkeit und Unentschlossenheit sich verbanden, da kein schnelles schwanken ihn zu raschen Entschlüssen zwang. Bei den Semiten konnten die Verehrungwesen in ihrer ursprünglichen Gestalt, als Waldbrand oder Wüstensturm dem Menschen auf Erden sich nahen, ihn vor sich her hetzen und ereilend töden oder gnädig zur Seite vorüber ziehend schonen. Man sah sie kommen von ferne, sah sie dahin eilen und verschwinden; Todesangst und Rettungfreude wechselten oft schroff mit einander ab, steigerten ihr ganzes Nervenleben zur Heftigkeit Entschlossenheit und Gewandtheit, verliehen die Fähigkeit alle Kraft im Augenblicke zur höchsten Anstrengung zu steigern, um jenen „Herren" zu entrinnen; bedingten aber auch zur Ausgleichung die folgende höchste Abspannung, die tiefste Verzweiflung: nach unbändiger Kraftentwicklung die größte Zaghaftigkeit mit widerstandsloser Ergebung. Der Arier dagegen erblickte sein Verehrungwesen, den Himmel, in unnahbarer Größe über sich die ganze Erde überspannend; wohin er kam auf seiner Wanderung fand er keine stärkeren Übermächte, ihn begleitete der Himmel im gleichen Glanze mit gleicher Wirkung auf ihn, seine Umgebung und seine Lebensweise. Regelmäßig wandelte das Sternenheer auf und ab, regelmäßigen Weidewechsel hielt er mit seinen Herden, um je nach den regelmäßig wiederkehrenden Jahreszeiten die Ebenen oder Bergestriften abweiden

zu lassen. Sein Ackerbau nahm den regelmäßigen Verlauf: pflügen und säen, reifen und ernten hatten abgemessene Zeiten; der Himmel war gerecht und zuverlässig, hetzte weder den Menschen in Todesangst, noch verleitete er ihn zum Übermuthe oder zur Trägheit; dem Arbeitsamen verlieh er Nahrung, den Trägen überließ er dem Mangel. Es war das Verhältniß des Vaters zu seinen Kindern: weder grimmiger Haß mit tödtlicher Verfolgung noch unverdiente Fülle, sondern ernste strenge und dabei gütige Überwachung, gerechtes und mildes walten, regelrecht und musterhaft wie es „guten Ordnern" oder „Waltern" geziemt, mit welchem Namen die Pelasger ihre höchsten Wesen belegten. Der große Unterschied kennzeichnet sich schon darin, daß bei den Semiten ihr höchstes Wesen „Herr" genannt wird, dem das Volk als „Knecht" untersteht, launenhaft und rücksichtlos behandelt wie es einem Sklaven gebührt; bei den Ariern heißt ihr höchstes Wesen „Vater", „Allvater", dem das Volk als „Kind" untersteht und als solches behandelt und erzogen wird.

§ 43. Das **Gebiet der großen Verehrungwesen** erstreckte sich für einen jeden nur so weit wie die Zustände oder Vorgänge, welche der geschaffenen Vorstellung zum Grunde lagen, nach denen sein Bild zusammengestellt worden war.

Der Wüstenherr war auf den großen Wüstengürtel beschränkt wo seine wirbelnden rothen Sandwolken verderben drohend und allgewaltig herrschen; das Gebiet war weit an Erstreckung, aber spärlich bevölkert und kein großes Anwachsen der Bevölkernng zulassend. Der Feuerherr dagegen hat dreierlei örtlichen Ursprung oder Anhalte gehabt, welche sein Dasein in den Vorstellungen der Menschen stützen konnten: den Waldbrand die Feuerquellen und die Feuerberge (Vulkane). In den jetzt verödeten Gegenden Westasiens waltete vor 2000 Jahren die höchste Bildung der damaligen Menschheit; riesige Städte mit hundert tausenden von Bewohnern blüheten wo jetzt der raubende Beduine in öder Sandwüste umherstreift; Millionen glücklicher Menschen wohneten reichlich ernärt wo jetzt das Auge vergeblich nach Futterkräutern spähet. Daraus läßt sich erkennen, daß ebenso wie es der Mensch vermag, ein Land zur Heimat von Millionen umzuwandeln, er auch die blühenden Länder zu Einöden und Wüsten machen kann. Beide Wandlungen treten dort am schroffsten ein, wo mit Erfolg die Berieselung oder künstliche Wasserdüngung zur Hilfe genommen wird; deren einrichten in heißen Gegenden genügt, um dürre Wüste in üppig ertragendes Land umzuwandeln; mit derem aufhören durch zerstören oder verfallen aber auch die öde Wüste zurückkehrt. Andere Stellen, die nicht durch künstliches bewässern sondern durch örtlichen Regenfall genügende

Düngung empfingen, verloren ihre Fruchtbarkeit durch die fortschreitende Entwaldung; mit dem Walde minderte sich nicht allein die Regenmenge, sondern nahm auch die Verdunstung des schattenlosen Bodens zu: der niedere Pflanzenwuchs welcher den gefallenen Regen eingesogen und zurückgehalten hatte verdorrete, der Regen lief rascher ab, schwemmte Theile der fruchtbaren Bodenschicht fort, wogegen zu anderen Zeiten der dürre Wind die in Staub verwandelte Erde forttrieb: die Wüste erschien an der Stelle des ehemaligen Urwaldes. Von der entlegenen Zeit an, als der Mensch begann sich auszubreiten, hat er als Waldverwüster gewirthschaftet; schon der Hirte begann, den Wald streckenweise nieder zu brennen, um Weiden zu schaffen. Nachdem aber aus der Asche einige Jahre hindurch üppige Futterkräuter erwachsen, war der Boden ausgesogen und eine neue Strecke mußte niedergebrannt werden; aufsprießendes Unterholz und junge Anpflanzungen konnten damals wie jetzt an solchen Orten nicht gedeihen, weil das Weidevieh (Ziegen u. a.) sie zerstörte: so griff der Übergang aus Urwald in Weide, aus Weide in Wüste immer weiter um sich. Als der Mensch den Ackerbau begann, schlug er das gleiche Verfahren ein: der Wald ward streckenweise ausgerodet, der Boden ausgesogen so lange die Aschendüngung vorhielt, dann als Brache liegen gelassen um eine andere Waldstrecke ebenso zu behandeln; der Wald ward als Landplage, als Feind des Menschen und seines Gedeihens betrachtet und möglichst zerstört. In Gegenden wo die Witterung nicht gestattet, das ganze Jahr hindurch in Zelten zu leben, ward das Holz zum Baue fester Wohnungen verwendet, am brennenden Holze erwärmte sich der Mensch und bereitete seine Speisen. Sein ausbreiten geschah auf Unkosten des Waldes; wo der Urwald gestanden waren späterhin Weiden Äcker Haiden Brachfelder und Sandboden. Das mangelnde Verständniß welches noch jetzt den Wald ausrottet wo es desselben dringend bedarf, mußte in den entlegenen Zeiten um so stärker wüthen; nicht allein weil die seitdem gewonnene Erkenntniß fehlte, welche einerseits die Vergeudung des Holzes zügelt und andrerseits der Pflege des Waldes einigermasen sich annimmt, sondern auch weil es in den ältesten Zeiten Jedem überlassen war, den Wald anzuzünden, also bei der großen Ausdehnung der Waldbestände es vom Zufalle und der Windrichtung abhing wie viele Quadratmeilen zur Zeit entwaldet wurden. Wie noch jetzt in Nordamerika Axt und Feuerbrand alljährlich quadratmeilenweise den Wald vernichten, so haben diese Werkzeuge während der letzten 2000 Jahre auch in Mittel-Europa aufgeräumt: Deutschland war noch zur Römerzeit ein Waldland, in dem die bloßgelegten Äcker und Weiden nur zwischengestreuete Flächen bildeten; wogegen jetzt umgekehrt der Wald nur in vereinzelten Flecken auf dem bloßen

Lande zerstreut liegt. Ebenso muß in den rückständigen Jahrtausenden in dem heißen Erdgürtel verfahren sein, wo die Völker um so früher an Zahl und Gesittung sich entwickelten: der Mensch als höhere Gestaltung unterdrückte die niederen Gestaltungen des Thier- und Pflanzenreiches; der Wald mußte weichen. Ebenso wie in Europa Haiden und More an die Stelle ehemaligen Urwaldes getreten sind, so können im heißen Erdgürtel üppige Urwälder gestanden sein, wo jetzt das Kamel oder flüchtige Roß über öde Sandwüsten dahineilt und so weit das Auge schweift kein Halm aus dem Boden sprießt. Man muß durch Rückschlüsse in die Vergangenheit den jetzigen Waldbestand ausbreiten über sein ursprüngliches Gebiet, um eine Übersicht zu gewinnen von dem weiten Reiche des Feuerherrn, dessen Herrschaft sich ausbreitete über alle Wälder, auch über die Busch- und Steppenflächen, deren Pflanzenwuchs im gleichen Maße dem Feuer unterliegen und nach tausenden von Quadratmeilen zu messen sind. In dichtbewaldeten Gegenden des feuchten Mittel-Amerikas, wo ein verhältnißmäßig schmales Land von den beiden größten Meeren der Erde reichliche Regenmengen empfängt, der Wald in einem Dunstkreise lebt, sind die Waldbrände von geringerer Bedeutung. Aber auf den trockenen Hochebenen oder Bergabhängen Afrikas und Asiens, wo der Pflanzenwuchs trockener an sich im Mittsommer ausdörrt, entzündet oft der Blitz oder das reiben der vom Winde bewegten Äste einen Brand, der vom Winde getrieben meilenweite Strecken verödet bevor er seine Grenze findet.

Vor vielen Jahrtausenden, auf den rückständigen Bildungstufen der Völker war das Reich des Feuerherrn das größte auf Erden, durch Wald- und Steppenbrand heftig wüthend. Der Mensch als schwaches Wesen ward überrumpelt umfangen und getödet; nur die Wüste, öde Klüfte oder Steppen boten ihm Schutz. Es darf vielleicht als Stufenfolge angesehen werden, der Mensch sei vor dem Feuerherrn zum Wüstenherrn flüchtend, aus dem Waldbewohner ein Wüsten- oder Steppenbewohner (Hirte) geworden; habe ursprünglich nur ersteren gekannt, späterhin auch den zweiten kennen gelernt, als Hirte nach fremden Ländern wandernd beide Verehrungwesen mitgeführt und im Laufe der Zeit die Vorstellungen in einander fließen lassen. Diese Vorgänge sind in den bezüglichen Waldgegenden Asiens wie Afrikas möglich gewesen und es findet sich auch an beiden Stellen der Feuerherr, Moloch der Semiten wie Agni der Arier. Den Ariern fehlt jedoch der Wüstenherr, der auf ihren Steppen keine gefährliche Übermacht war.

Das Feuer an stätigen Feuerquellen fand der Mensch am Westufer des Caspisees, wo in der Umgegend von Baku hunderte von Gas-

quellen aus der Erde hervorbrechen und als Flammen aufschießen, den unkundigen verletzend, dem kundigen dienend. Bei der Geringfügigkeit und Stätigkeit der Wärmequellen konnte hier der Mensch lernen wie wohlthätig und behaglich das Feuer sei. Während seine Brüder an anderen Orten vom Waldbrande gehetzt und getödet wurden, konnte er hier sich niederlassen erwärmen und seine Speisen bereiten. Die Verschiedenheit der Eindrücke, die das Feuer macht, entweder als grimmiger riesenhafter Waldbrand oder als freundliche Quellenflamme, konnte in ihrer Wirkung auf zahlreich einander folgende Geschlechter, tiefgreifende Unterschiede in der menschlichen Fortbildung erzeugen; wie solche sich offenbaren im heftigen Semiten und dem sanftmüthigen Parsen, dem jene Feuerquellen heilig sind.

Der Feuerherr trat auch in der furchtbaren Gestalt von Vulkanausbrüchen zu Tage. Die Feuerberge sind freilich nur an bestimmten Stellen vorhanden, aber doch über die ganze Erde verbreitet; in der Gegenwart sind mehr als 200 thätige in allen Erdtheilen vorhanden und die weit größere Zahl der erloschenen läßt darauf schließen, daß auch in früheren Jahrtausenden gleichzeitig hunderte thätig waren. Ihre Ausbrüche folgen sich gewöhnlich in längeren Abständen, prägen sich aber durch ihre furchterregende Erscheinung so tief dem Gedächtnisse der umwohnenden Menschen ein, daß der Eindruck Jahrhunderte hindurch sich fortpflanzt, ohne der Auffrischung durch wiederholten Ausbruch zu bedürfen. Die Spuren solcher Eindrücke finden sich auch in den Vorstellungen zahlreicher Völker: bei den Ägüptern und Semiten wie bei den Ariern (Indern Persern Griechen Römern und Teutonen) wurden die Feuerberge zum Reiche des Feuerherrn gerechnet. Bei den Ägüptern findet sich der Feuerherr als THA (mit dem Geschlechtsworte p oder ph voran), der alle Feuer beherrschte; aber nach Aufhören der Kunde von Waldbränden, aus einem gefürchteten zu einem geliebten Wesen umgewandelt ward, dessen Hilfe die Gesittung in Gewerken und häuslichem behagen förderte. Den Semiten erschien er mit den Kennzeichen der Feuerberge: Donner und Blitz, Erdbeben und Rauch, auch als Steppen- und Waldbrand. Bei den Ariern aus Baktrien nach Indien ziehend, herrschte als Verehrungwesen (außer dem Himmelsherrn Indra) der Feuerherr Agni. Den Hellenen war er Hefästos, den Römern Vulcan und bei den Nordländern ward der Feuerherr Loki als Bruder des Himmelsherrn Odin gedeutet: „Wenn der in der Unterwelt gefesselte Loki sich windet erzittert die Erde; das nennt man Erdbeben." Der griechische Hefästos wie der römische Vulcan schließen sich diesen Vorstellungen der verderblichen wie der wohlthätigen Macht des Feuers an und tragen ebenmäßig Kennzeichen der Ausbrüche von Feuerbergen.

Der Feuerherr hat die verschiedensten Völker, von den rückständigsten Stufen der Bildung an durch die folgenden Jahrtausende begleitet, bis die Verhältnisse so weit sich änderten, daß alle Einzelvorstellungen und Kennzeichen in ein Gesammtbild zusammen flossen. Seine Bahnen sind in der Geschichte der Menschheit blutigroth bezeichnet: Roth war seine Leibfarbe, als Vernichter Verderber Fürchterlicher war alles verneinende des Daseins seinem Reiche angehörig. Der semitische MLK (Moloch) war Kriegsherr; denn qualvolles ermorden der Menschen, verwüsten der Städte, verbrennen der Habe, bewerfen der Äcker mit Steinen, verschütten der Brunnen u. s. w. war ihm dem Lebensfeinde angenehm; verbrennen geschlachteter Thiere war „süßer Geruch vor dem Herrn"; die schrecklichsten, das menschliche Gefühl empörenden Opfer der erstgeborenen Söhne, des Kindes dessen erscheinen die junge Mutter am stärksten erfreut, waren dem Feuerherrn die willkommensten; die hervorragenden des Volkes, Hohepriester Profeten und Thronfolger mußten ihm zum Opfer dargebracht werden, qualvoll gekreuzigt oder verbrannt; er sendete seinen „Schrecken" vor sich her, um die Feinde verzagt zu machen und in die Flucht zu jagen; Pest Hornisse und wilde Thiere waren seine Vorboten und seine Diener, in seinem Grimme frißt er Länder und Leute. Alle Gräuel herrschten wo das Feuer verderblich wirkte.

Der Sonnenherr, als Sonnenbrand (BAL) konnte nur das kleine Gebiet beherrschen wo die Verdunstung stärker ist als der Regenfall, wo der Mensch nicht versteht oder Gelegenheit hat durch künstliche Bewässerung dem Mangel abzuhelfen. Dort sendet die Sonne ihre tödlichen Pfeile auf den verschmachtenden Menschen herab, erstickt in kurzer Zeit alles Leben des Pflanzen- wie des Thierreiches. Das Gebiet war beschränkt; denn gegen Süden in der völlig öden Wüste herrschte der Wüstenherr, der heiße Wüstensturm, gegen Norden war das Reich des Himmelsherrn, in welchem die Regenmenge die Verdunstung überwiegt. Im Süden waren Sturm und Öde der Wüste dem Menschen näher als die hochschwebende unerreichbare Sonne, dagegen herrschte im Norden die Sonnenhitze nur zeitweilig und nicht überwältigend, waltete nur als eine der Erscheinungen des Himmels gleich dem Regen und Gewitter. Überdies lehrte im Norden die Winterkälte bei klarem Sonnenscheine, daß die Sonne nicht Herr sondern Diener sei, auch von Wolken verhüllt und wirkungslos gemacht werde, so oft der Himmelsherr es befehle. Der Sonnenbrand hatte nur einen Zwischenbereich, allerdings stärker bevölkert als das Wüstenreich, aber viel spärlicher als dasjenige des Himmelsherrn, dem es auch an sichtbarem Umfang bedeutend nachstand. Das Reich des Sonnenbrandes mußte sich zudem verkleinern, je mehr die Menschen lernten,

der Dürre entgegen zu wirken: an seine Stelle trat die fruchtspendende Sonne, der OSIR, BEL und ADONAI, deren Reiche die fruchtbaren dichtbevölkerten Nilmarschen (das Delta) wurden, das üppige, dichtbevölkerte Eufrat-Tigris Thal, das fruchtbare Palästina und Sürien.

Der Himmelsherr hatte das größte und gleichmäßigste Gebiet: es reicht vom sinesischen Meere durch Mittelasien und ganz Europa bis an das atlantische Meer. In den ältesten Zeiten mäßig bevölkert, trug es die Bedingungen des sicheren Fortschrittes in sich, der langsamen aber unaufhaltbaren Fortbildung und enthält in der Gegenwart mehr als zwei drittel der gesammten Menschheit.

Der Meeresherr (Dagon der Filister, Poseidon der Hellenen, Neptun der Römer) hat zu allen Zeiten den geringsten Bereich beherrscht; denn wiewohl das Meer zwei Drittheile der Erdoberfläche bedeckt, enthält es doch keine gläubigen Bewohner und der Mensch als Landthier konnte das Meer nur dort als Uebermacht anerkennen, wo es bedrohlich an ihn heran tritt, ihn als Seefahrer ereilt und tödet. Bei den Libiern Fönikern und Filistern, Hellenen und Römern ward er nur am Meere verehrt; für die Festlandbewohner hatte er keinen Schrecken. Selbst die seefahrenden Nord-Teutonen (Sachsen Friesen und Nordländer) bedurften keines Meeresherrn; denn ihr Himmelsherr sandte auch auf dem Meere Wind und Regen, Gewitter und Stürme.

Die große Manchfachheit der Göttergestalten aller Bildungvölker des Alterthums lassen sich zurückführen auf wenige Ur-Gestalten: Übermächte auf der Erde und über derselben, theils sichtbar theils erdacht, gestaltet durch vergleichen ihres wirkens mit irdischen Vorgängen, die von sichtbaren Wesen erregt wurden. Jede Gestalt war unter verschiedenen Namen bekannt, nicht allein bei den verschiedenen Völkern, sondern auch im selben Volke an verschiedenen Orten. Daher die große Menge der Götter und Helden; unter denen überdies jedes Volk, jeder Stamm, ja jedes Fürsten-Geschlecht seinen Stammvater suchte und fand. Im älteren Kreise der Ägüpter und Semiten waren drei Übermächte allgemein gebietend: Feuerherr Wüstenherr Sonnenherr; jeder gesondert nach Orten, Tempel und Priesterschaften, als höchstes Wesen betrachtet von seinen Priestern und Anbetern. In Ägüpten, dem Musterlande des Alterthums, war der Feuerherr (TAH) in menfi (Memfis) benannt: „Herrscher der Welten Gestalter Rechtswalter“, das Weltei tragend als Erzeuger und Eröffner. Dagegen in tape (Theben) der Wüstenherr AMN: „Schöpfer aller Wesen, unerkannt zum Himmel sich erhebend, wahrhaft lebender Herrscher, ältester der alten, gröster der grosen, Herr des Himmels und der Erde, der Gewässer und Berge.“ Aber auch der Sonnenherr OSIR zu on (Heliopolis) war benannt: „Schöpfer und Walter des Himmels und

der Erde, Schöpfer der Menschheit aller Länder, aller Thiere von der Maus bis zum Menschen, Herr des Thierreichs, der Bäume Sträucher Früchte und aller Pflanzen". Dabei hatte jeder eine Menge Namen, wie z. B. der Sonnenherr bekannt ist als CHEM SET RA OSIR mit zalreichen Beinamen, deren mit OSIR verbunden 156 vorgefunden wurden. ISIS auch bekannt als MT oder hat-HR oder hes-TR hatte über 1000 Beinamen. Jede Priesterschaft erweiterte ihr besondres Wesen über seinen beschränkten Weltbereich hinaus zum Allgewaltigen, dem sie die Götter der andren unter ordnete; auch um dieses zu belegen, in seiner Weise eine Weltgeschichte (Kosmogenie) erdachte, namentlich deren ältester Theil, das entstehen (zeugen und gebären) der Götter. Daher die verschiedenen Weltgeschichten, welche aus dem Alterthume überliefert sind und auch in den unterschiedlichen Erläuterungen der hellenischen Weltweisen ihren Ausdruck fanden, je nach den Priesterschulen woher diese ihre Weisheit geholt hatten. Die verschiedenen Götter, deren Zal in jedem Volke aus der Fremde anwuchs durch Lehren oder Kriegsbeute, galten neben einander in dem selben Volke und wurden von den Bezirken und Ortschaften wie den Königen und einzelen im Volk gewält zu Schuzherren, wie noch manche der aufbewahrten Eigennamen beweisen. Unter den ägüptischen Herrschern finden sich SETi TETi RAmssu AMN-hotep TOT-mosis AMNemha; änlich bei den Priesternamen. Desgleichen bei den Babelonern Assur Fönikern Juden u. a. Menschennamen in Menge welche den Namen eines Gottes einschlossen; zumeist in der Bibel bewahrt, welche den Gebrauch bei allen Stämmen nachweist mit denen die Juden in Berürung kamen und von denen Eigennamen mitgetheilt sind. Selbst die Kinder gleicher Ältern hatten verschiedene Götternamen.

§ 44. Die Verehrungwesen der verschiedenen Völker zeigen eine durchgehende Unterscheidung in der Einheit oder Zweiheit ihres Wesens, in der **Götterehe** oder dem Mangel daran.

Der Feuerherr wie der Wüstenherr wirkten nur verzehrend, vernichtend, das Leben erstarb wo sie walteten; ebenso der Sonnenherr in der älteren Gestalt als Dürre. Dagegen waren der Himmelsherr und der Sonnenherr in späterer Gestalt schöpferisch thätig, sie machten keimen und blühen, sie schufen Leben. Jene tödeten, diese erzeugten; der Wüsten- und Feuerherr lebten grollend in dunkler Einsamkeit verborgen, und der Sonnenbrand einsam am lichten Tag; wogegen der Sonnenherr und der Himmelsherr als fruchtbare Ehemänner vor allen Menschen walteten, weil man im Alterthum alles entstehen und leben sich nur erklären konnte durch zeugen. Götter zeugten und gebaren wie Menschen; ebenso die Engel und Teufel, nicht allein unter sich sondern auch mit Menschen (1. Mose 6. 2). Es war in fruchtbaren

Gegenden augenscheinlich, daß die Sonne oder der Himmel in Ehe lebten mit der Erde; denn diese gebar alles Lebende, befruchtet von jenen Uebermächten, die Wärme und Regen herabsandten um das Leben zu schaffen. Wie das Land und seine Fruchtbarkeit ward auch die Ehehälfte gedacht: im üppigen Eufratthale als üppige Bulerin; im gemäßigten arischen Gürtel als züchtiges Weib und Mutter; bei den Ägüptern als vielbrüstige Allnärerin, Amme aller Wesen. Die Ehelosigkeit als Einheit der semitischen „Herren" war demnach keine höhere Gestaltung, sondern eine Einseitigkeit in der Vorstellung, gefolgert aus ihrer verderblichen lebensfeindlichen Thätigkeit.

Als Uebergang oder Vermittlung zwischen der unfuchtbarern Einheit (Ehelosigkeit) und der fruchtbaren Zweiheit der Götterehe, erscheint die Mondehe, das unfruchtbare Bündniß des Mondes mit der Sonne. Der Mond kommt seiner scheinbaren Größe gemäs der Sonne am nächsten, war in dieser Beziehung fast der Sonne gleich; er leuchtete, war aber kalt, brachte nichts hervor, scheinbar fliehend vor der Sonne, meist erst dann scheinend wann die Sonne sich entfernt hatte. Im Bereiche der Sonnendürre konnte die Vorstellung der Mondehe am leichtesten entstehen, weil dort Mann und Frau (Sonne und Mond) gleichmäßig lebensfeindlich erschienen: sie das Leben hindernd durch Kühle (Jungfräulichkeit), er das Leben tödend durch Hitze; sie floh auch vor ihm um Leben zu hindern.

Der Monddienst kennzeichnet sich durch Mittel- und Süd-Afrika als freundlich gestaltet und so uralt daß er auch bei den dunklen Urvölkern Süd-Ost-Asiens und in Neuholland herrscht. Der Mond erscheint dort in keiner Beziehung schädlich dem Menschen; dagegen ist sein mildes Licht erfreulich in heißen Ländern, wo den ermattenden Tagen ohne Dämmerung das Dunkel folgt und nur der Mond es ermöglicht wachend und jubelnd sich zu erfrischen in der nächtigen Abkühlung. Überdies ergab der Mond in seiner wechselnden Gestalt das älteste Maß der Zeitrechnung über den Tag hinaus. Wie durch wechselndes erscheinen und schwinden der Sonne ein Maß gegeben war zwischen jedesmaligem Sonnenaufgang: so gab der Mond einen längeren Masstab zwischen jedesmaligem neu erscheinen (Neumond), auch zugleich die neue Gewähr seines freundlichen leuchtens. Im ganzen genannten Bereiche wird jeder Neumond begrüßt und gefeiert durch jauchzen springen opfern beten und zaubern. Die Anfänge der Zeitrechnung ergaben daß zwischen jedem Neumonde 4 auffällige Gestalten vorkommen: Neumond Halbmond Vollmond Halbmond und daß roh gerechnet jedesmal 7 Sonnen-Aufgänge dazwischen liegen. Diese Rechnung ergab 4 Wochen zu 7 Tagen im Monate von 28 Tagen und darin die Grundlagen aller Zeitrechnung bei Ägüptern Semiten u. a.

Erst viel später und außerhalb der Gleicherländer ward das Sonnenjahr erkannt im wiederholten auffälligen wechseln der Sonnenhöhen und Tageslängen, welches am Gleicher sehr gering ist: es entstand das Sonnenjahr und aus dessen Eintheilung die jetzigen Monate; denen aber noch immer die Mondwoche untergelegt ist.

Der Mond ward wie andre Übermächte als Menschen änliches Wesen gedeutet und angebetet. Im alt-ägüptischen hieß der Mond AAH, und anbeten war AA, der einfache Naturlaut des bewunderns. Später war der Name jao (jah oder joh) wie noch in der nachfolgenden koptischen Sprache. Der Name findet sich im ägüptischen weiblich und auch männlich: die weibliche JOH leuchtend am Himmel, unfruchtbare Jungfrau und Schwester des Sonnenherrn; der männliche herrschend in der Unterwelt, Todenrichter. In der Bibel kennzeichnet sich nur die männliche Gestalt im sog. Jehowah, welcher Name irthümlich gebildet ward durch einschieben falscher Selbstlauter in die Grund-Buchstaben JHWH oder JHOH; letztere als zutreffendste erwiesen durch die Eigennamen. Aus dem anfänglichen dumpfen JAO sind durch stoßweises oder weiches aussprechen die verschiedenen vorkommenden Namen entstanden: JO JEHO JAH JAHU JAHW JEHU; endlich sogar JE (Jeschuah-Jesus). Unter König Schaul war zu Nobe eine besondre Priesterschaft des JHOH, welche der König niederhauen ließ 85 an der Zahl (1. Sam. 22. 18). Nach ägüptischer Sitte, welcher damals die Bildungvölker folgten, nannte fast jeder sich nach seinem Verehrungwesen; deshalb hieß der Oberpriester Ahimelech (AH mein Herr) also mit dem älteren Mondnamen. Die Bibel hat eine Menge von Eigennamen nach diesen besondren Verehrungwesen. So mit dem JHOH: JEHO-schuah (JEHO ist Hülfe) JEHO-nathan (JEHO's Gabe) JEHO-jachin (J's Bestallter) JEHO-jada (den J erkennt) JEHU-dith JEHO-as JEHO-achan JEHU-a JEHO-sabad JEHO-chanan u. s. w.; fast alle sich wiederholend mit JO; ferner JO-chäbäd (JO's Ruhm) JO-EL (JO ist Gott) JO-rai JO-ram JO-sijjah JO-sachar JO-äsär JO-tham u. s. w. Eine andre Menge mit JAH JAHU (JAHW) letzterer auch bei andren Semitenvölkern, und in Ägüpten als geheimnißvoller Name des Mondherrn TOT, in Fönikien JAH als Weltschaffer, JAO als hoher Gott der Babeloner. Er gab auch dem berühmten Volke der Jawanen (Joner) ihren Namen, welchen die Juden u. a. auf alle Griechen übertrugen, die Inder auf alle Westvölker. JAH ist auch gekennzeichnet im hallelu-JAH-lobsinget dem JAH, von den Priestern gesungen bei Pauken und Trompeten. Der Mondherr JHOH als Seelenrichter ist gekennzeichnet im Thalnamen Josafat (JEHO-schofat-JEHO-richtet) bei Jerusalem, wo nach jüdischem Glauben am Weltende JHOH Gericht halten wird, wozu die Juden-

seelen der ganzen Welt unterirdisch sich hinbegeben werden. Die Opfer am Tage des Neumondes (4. Mose 28) waren wichtig und bedeutend; wie noch jetzt die Feier und Gebete der Juden zum Mondwechsel. Der JAH wird gegenwärtig noch von den Anan am Persischen Meerbusen angebetet, welche dabei dem Nordsterne sich zuwenden. Auch die ur-afrikanische Mondherrin findet sich im älteren Isisdienste der Ägüpter: als löwenköpfige Jungfrau war sie Schwester des Osir, wird seine Frau und regiert mit ihm das Jahr ohne Kinder. Erst später ward der Name ISIS vom Monde ab auf die Erde übertragen; die unfruchtbare Ehe ward ersetzt durch eine fruchtbare. Sie trug den Namen hes-thor-Unterlage, Gattin des Stiers (OSIR) woraus die Semiten das Wort aschtor (Ascher Astaroth Astarte) bildeten; sie ward auch hat-hor genannt-Hülle (Mutter) des HR, des Sonnenkindes vom OSIR. Bei den Chaldäern soll dieselbe Wandlung vorgegangen sein: die Astarte (Baltis Mülitta) als Gattin des Sonnenherrn Bel war ursprünglich die Mondjungfrau; in späteren Zeiten die fruchtbare Erdmutter. Bei den Israeliten finden sich der Bal und die Baltis oder Astharoth in unfruchtbarer Sonnen- und Mondehe; unter Salomo folgten Adonai und die Aschera, deren Bulhäuser am Tempel zu Jerusalem sich befanden (2. Kön. 23. 7). Am längsten erhielt sich der Monddienst im Hochlande Süriens und Kleinasiens, wo keine üppige Fruchtbarkeit bei fortschreitender Bildung entstehen konnte. Allenthalben wo der Monddienst herrschte, war seine durchgehende Grundlage die Unfruchtbarkeit: Kübele (kobah EL-weibliche EL) war und blieb Jungfrau, ihre Priester waren Verschnittene und hre Priesterinnen sollten allenthalben (auch bei den Römern als Vestailinnen) Jungfrauen sein und bleiben; ihre Verehrung war nächtlich. Der Monddienst mit erzwungener Keuschheit konnte nicht herrschend werden, die Menschheit wäre ausgestorben. Er trat jedoch mit seiner kühlen Enthaltsamkeit dem ausschweifenden Buldienste entgegen, der aus der üppigsten Eufratniederung heraufdrang durch Palästina nach Kleinasien Griechenland und Italien; allenthalben in den weiblichen Verehrungwesen der Aschera Astarte Afrodite Venus eine Beschützerin der sinnlichen Liebe und der Unzucht. An derem Feste mußten die Jungfrauen Babels der Unzucht sich weihen; zu derem Dienste hatten die Haupttempel und auch der Tempel Salomons Zellen mit feilen Knaben und Weibern, in Kleinasien Griechenland und Rom ward der Afroditen- und Venusdienst die Hülle der gröbsten Ausschweifungen. Wider diesen tra der Monddienst, allerdings nicht minder naturwidrig in sich, als Gegetngewicht auf ohne jedoch die Ausschweifungen überwältigen zu können. Aus dieser Mond-Quelle mögte auch eine der Vorstellungen herzuleiten sein, welche zusammenfließend mit dem Nasiräerthum der Israeliten (4. Mose 6)

die Ehelosigkeit der ägüptischen Einsiedler (Therapeuten) und der jüdischen Essäer erzeugten; auch das Verschnittensein dessen Jesus (Matth. 19. 12) anerkennend erwähnt und die Ehemeidung, welche Paulus (1. Kor. 7) als das Vorzüglichere empfiehlt, übertragen auf die Ehelosigkeit der römisch-katholischen Mönche Nonnen und Priester, sowie der höheren Priesterschaft der Griechisch-Katholischen.

§ 45. Die Arier, welche nach Europa gelangten, blieben im Bereiche gemäßigter Verhältnisse; der Himmelsherr lebte in geregelter Ehe mit der Mutter Erde; die Erdmutter (Hera) wachte über die eheliche Treue wie der Allvater über Mannhaftigkeit und Treuwort. Dieser Grundzug mußte sich ändern, sobald **Götterkämpfe** eintraten wie bei dem anderen Zweige, der nach Indien wanderte.

Die Inder drangen von Nord nach Süd in die heiße Zone vor, die Thäler des Indus und Ganges hinab, auch Theile Vorderindiens besetzend bis zur Insel Zeilon hinunter, aus den gemäßigten Ländern Mittel-Asiens durch die heißesten Ländern Indiens. Die helle Menschenart warf ihre schwere Bekleidung ab in den feuchten heißen Flußthälern und dunkelte unter der glühenden Sonne; drängte die dunklen Urbewohner zurück, einen Theil ausrottend und den anderen unterjochend zum Sklavendienste; sie schuf Kasten-Einrichtungen, um ihr Volk (Priester und Krieger) vor der Vermischung mit dem dunkleren Sklavenvolke zu bewahren. Ein anderer Theil das Hochland besetzend, war den dunkelnden und erschlaffenden Wirkungen der Hitze minder ausgesetzt; allein die Verbindung mit den Urbewohnern war nicht zu vermeiden, da sie in allen Künsten den helleren Nordländern überlegen waren; es geschah eine Vermengung der Vorstellungen und mußte eine Verschmelzung oder Unterordnung eintreten, da in den Vorstellungen der Urbewohner die örtliche Berechtigung lag. Es läßt sich hieraus das herrschen zweier grundverschiedener Verehrungwesen erklären: Brama und Siwa oder Schiwen; von denen ersterer den Grundzug der gemäßigten Länder birgt im schaffen und wohlthun; wogegen der andere den Grundzug des heißen Gürtels im vernichten hassen und bestrafen: Brama milde und beständig über den Menschen waltend wie der Himmel im Urlande, Siwa augenblicks inmitten der Menschen wüthend in Feuer Wüste und Sonnenbrand. Ein anderer Zweig der hellen Menschenhälfte drang durch Persien gegen Südwesten vor und stieß auch dort auf Ausbreitungen der höher gebildeten dunklen Hälfte; mit der die Einwanderer in feindliche und freundliche Berührung kamen und deren Verehrungwesen als berechtigt anerkennen mußten, da örtliche Verhältnisse sie trugen welche im arischen Urlande nicht geherrscht hatten. Der Widerstand der Arier gegen die Anerkennung des Sonnenbrandes im südlicheren Persien kann nicht lange gewährt haben, denn

der Einfluß der Dürre war zu augenscheinlich; man mußte sich bequemen den Ariman oder Agrauamanja anzuerkennen, ordnete ihn aber unter den aus der Heimat mitgeführten und hier wiederum vorgefundenen spendenden Himmelsherrn Ormuds oder Ahuramasda; obwohl es unverkennbar war, daß die Dürre nahezu den Anstrengungen des Himmelsherrn das Gleichgewicht hielt. Die Inder hatten beobachtet wie der Kampf zwischen Brama und Siwa ein schwankender sei, schufen deshalb die Vorstellung eines Mittlers Wischnu, der als zweite Person ihrer Dreieinigkeit den Einwirkungen des Siwa die Menschheit entziehen sollte. In gleicher Weise schufen die Perser die Vorstellung eines Mittlers Sroscha oder Mithrasch, dessen erscheinen und wirken jedoch der Zukunft überwiesen ward.

Je weiter Verehrungwesen über den Bereich hinaus getragen werden, in welchem ihre Grundvorstellungen durch örtliche Verhältnisse gestützt sind, desto stärker werden sie von den Verhältnissen der neuen Örtlichkeit berührt. Treffen sie auf einen schroffen Gegensatz, wie in Indien und Persien, so müssen sie einen Theil ihrer Eigenschaften abgeben, wenn diese den entgegenstehenden und als berechtigt anzuerkennenden örtlichen Wesen mehr entsprechend sind. Will man in Anlehnung an die gangbare Ausdrucksweise Brama und Ormuds als gute Wesen bezeichnen und dagegen Siwa und Ariman als böse, so läßt sich die eintretende Veränderung in der Weise ausdrücken, daß die guten Wesen alles Böse was in ihnen gelegen hatte an die bösen abgeben mußten, sobald deren getrenntes Wesen als ein berechtigtes anerkannt worden war. Der Mensch konnte nicht länger ungünstige Vorstellungen mit den guten Wesen vereinen und läuterte dadurch seine Vorstellungen von der guten Seite zu einer Klarheit und Erhabenheit, wie sie in der Verehrung des Brama und Ahuramasda zum höchsten gesteigert erscheinen.

Dieselbe geläuterte Vorstellung zeigt sich in den Psalmen der Israeliten, die irriger Weise dem rohen Könige David zugeschrieben werden, aber mit wenigen Ausnahmen viel späteren Zeiten der Sonnen-Verehrung zugehören. Diese Läuterung hatte dadurch sich vollzogen, daß die Israeliten irgendwo her die Vorstellung des Satan empfangen hatten, auf den sie nunmehr alles böse übertrugen, was sie vordem dem „Herrn“ zugeschrieben hatten. Diese Wandlung hat in den Geschichtsbüchern ihre Spuren deutlich hinterlassen, in der Erzählung wie David verleitet worden sei sein Volk zählen zu lassen:

2. Sam. 24. 1 sagt: „Und der Zorn des Herrn ergrimmte abermal wider Israel und reizte David unter ihnen, da er sprach: Gehe hin, zähle Israel und Juda.“ Dagegen heißt es

1. Chron. 22. 1: „Und der Satan stand wider Israel und gab David ein, daß er Israel zählen lasse.“

Es muß also in der Zwischenzeit die Vorstellung vom Satan Eingang gefunden haben. In Folge dessen konnte die Vorstellung vom „Herrn“ um so mehr geläutert werden, als man den Zorn des Herrn aus der bisherigen Vorstellung fortnahm und auf den Satan übertrug. In ihrem fruchtbaren Lande, befruchtet durch die Regenwolken des Mittelmeeres (1. Kön. 18. 44) und künstliche Bewässerung, konnte Satan (Dürre Pest u. s. w.) keinen ebenbürtigen Kampf wider den Herrn führen, er konnte nicht neben dem Adonai stehen wie Ariman neben Ormuds im trockenen Hochlande Persiens, noch weniger konnte er Beherrscher des Landes sein wie im steinigten Arabien; hier mußte er sich dem Herrn unterordnen, als Knecht die bösen Arbeiten vollführen.

Nach den Götterkämpfen und Mischungen zu schließen, scheint vom Hochlande Ostafrikas eine änliche stoßweise Auswanderung stattgefunden zu haben wie vom Hochlande Mittelasiens: erstere war vorzugsweise nach Osten gerichtet zu Wasser und Lande ins südliche Asien; die andere theils nach Osten und Süden, aber noch mehr nach Westen, Mittelasien und ganz Europa besiedelnd. Die helle asische Menschheit trieb einen Zweig nach Süden die indischen Halbinseln hinab, wo er dunkelte; die dunkle afrikanische Menschheit einen Zweig nach Norden durch das Eufratthal und Palästina, welcher heller ward und in den europäischen Juden seine hellsten Nachkommen aufweist, freilich nicht rein sondern gemischt mit fremden Völkern. In Indien zuerst, späterhin in Persien drangen die langsamer entwickelten Asier von Norden her auf die dunklen Bewohner des Südens ein und trieben sie zurück; empfingen aber Vorstellungen und Verehrungwesen. In Indien wurden durch Kastenwesen die Völker thunlichst auseinander gehalten; in Persien dagegen fand nicht allein eine Mischung der Vorstellungen, sondern auch der Völker statt; die Äthioper des Südrandes wurden Perser. Dagegen war die Berührung der dunklen und hellen Menschheit in Westasien ein endloses Getümmel und Durchkreuzen der von verschiedenen Seiten auf einander stoßenden Völkerströme nebst ihren Verehrungwesen. In Westasien liegt dieser Tummelplatz zwischen dem Mittelmeere und Caspisee, wo die durch Palästina vordringenden Ägüpter und Semiten zunächst auf die durch das Eufratthal nach Nordwesten vorgedrungenen Stammverwandten treffen mußten, friedlich oder feindlich mit diesen Sürern verkehrend. Den selben Platz mußten die aus Persien westwärts drängenden Arier überschreiten, um Ansiedlungen zu gewinnen; wogegen andere Züge aus Mittel-Asien den Caspisee nördlich umgangen hatten und freiwillig oder gedrängt über den Kaukasus nach Süden drangen um sich in diesen wärmeren Ländern

festzusetzen. Nach allen Seiten von Meeren gezwängt, über Völkerbrücken nach dem Tummelplatze gelangend, mußten die Züge auf einander stoßen, sich bekämpfen verdrängen zersplittern, so daß Besiegte mit den Siegern mengten. Stammverwandte auf verschiedenen Wegen hier zusammengetroffen unterjochten sich ebenso wohl, wie Fremdlinge der anderen Menschenart. Jede Strömung brachte ihre Verehrungwesen mit sich, welche theils mit einander vermischt, theils ihre Bedeutung änderten nach den Verhältnissen des Landes, die zu andern Grundvorstellungen Anlaß gaben. Die zugeführten Verehrungwesen der heißen Länder wurden kühler, die der gemäßigten Länder erwärmt; andere Verehrungwesen die verwandt waren, aus denselben örtlichen Erscheinungen oder Vorgängen entsprungen, aber auf verschiedenen Wegen hieher gelangt und deshalb nicht völlig übereinstimmend, blieben neben einander bestehen in den unterschiedlichen Gestalten, welche sie auf der Wanderung durch örtliche Vorgänge oder fortschreitende Bildung ihrer Träger empfangen hatten. Es äußerte sich dabei auch die Trägheit im beharren der Menschen bei Verehrungwesen, die im Stammlande gebildet nach örtlichen Vorgängen, im neuen Lande diese Grundlage nicht vorfanden; sie hafteten nur noch an den mitgeführten Bildern oder Erinnerungen, wurden als solche beibehalten und den örtlich begründeten oder von Fremden (Siegern oder Besiegten) zugebrachten Verehrungwesen hinzugefügt. In den meisten Fällen wann ein Volk seine alten Verehrungwesen beibehielt, ward bei der Vereinigung mit fremden der Versuch gemacht sie einander unterzuordnen. Es entschied dabei wie im Völkerkampfe nicht allein die Stärke des Volkes, von dessen Vorstellungen das Wesen getragen ward, sondern noch mehr die vergleichsweise Stärke der Verehrungwesen selbst; nämlich die Frage, welche von ihnen in den örtlichen Verhältnissen der neuen Heimat die stärkere Begründung fände. Wie manchfach diese Mischverhältnisse auf jenem Tummelplatze eingetreten sind und gewirkt haben, ist bei dem Gewirre von Völkerschaften welche dort zusammen stießen und bei der Mangelhaftigkeit der erhaltenen Nachrichten nicht fest zu stellen; es ist jedoch mittelbar nachzuweisen in den Einflüssen auf die hellenische Zusammenstellung von Verehrungwesen, die der Gegenwart als griechische Götterlehre bekannt ist.

Als Grundlage des hellenischen Volkes erscheint nach geschichtlichen Spuren das Volk der Pelasger, von denen ungewiß ob sie übers Meer kamen oder aus den durch Süd-Rußland gegen Westen vordringenden Ariern abzweigten um südwärts in die griechische Halbinsel einzuwandern; wie im weiter wandern desselben Zuges ein anderer Zweig über die Alpen Italien besetzte. Als Hirtenvolk hielten sie sich auf dem Hochlande, drangen an dessen Abhängen weiter vor und setzten sich fest wo

Weiden und Äcker zu finden waren. Ihre arischen Stammwesen Zeus und Hera fanden auch ihre Heimat; der Himmel glänzend Gewitter und Regen spendend beherrschte hier wie in Mittelasien alle Beziehungen des Menschen; die Erde war auch hier die vom Himmel befruchtete Allmutter, mässigen Segen spendend den arbeitsamen Kindern: Zeus und Hera umfaßten alles. Das Hochlandvolk der Pelasger, Zeus bildlos auf Höhen verehrend kam in Verkehr mit den Handel treibenden Semiten u. a., welche auf ihren Schiffen die buchtenreichen Küsten besuchten, um Felle Bauholz Sklaven u. d. einzutauschen gegen Waffen Kleiderstoffe und Genüsse. Die Schiffer der gegenüber liegenden afrikanischen Küste scheinen frühzeitig die griechischen Buchten besucht zu haben, demnächst die Föniker (Keniter) von den Küsten Palästinas, auch die verschiedenen semitischen und semitisch gemischten Völker der Süd- und Westküste Klein-Asiens. Wie noch jetzt die Schiffer des Mittelmeeres ihre Schutzheiligen an Bord mitführen, hatten auch jene die Verehrungwesen ihrer Heimat bei sich, derem Einflusse sie alles zuschrieben was sie traf, deren Bild sie an allen Strandplätzen aufstellten wo sie dauernde Ansiedlungen gründeten. Die Libier umsäumten weit umher die Küsten mit den Altären und Bildern ihres Meeresherrn (Poseidon) und da Handelsschiffe überschüssig Männer brachten welche aus dem Binnenlande pelasgische Weiber nahmen, entstand rund umher an den Küstenniederungen und in den kleinen Flußthälern ein Mischvolk von seefahrenden Poseidon-Verehrern. Stärkeren Einfluß hatten die Einwanderer Westasiens welche ihren Sonnenherrn mitbrachten, der unterwegs verschiedene Gestalten hatte annehmen müssen in denen er zu den Hellenen gelangte. Er kam als Apollon der Pfeiltöder, wie Bal des heißen Landes, Herr der sengenden Sonnenhitze; auch als Apoll der Leierträger, gleich dem prangenden Bel der Chaldäer, als Helios und als Adonis gleich dem heiteren Adonai Salomos der leuchtende und befruchtende Sonnenherr. Der ägüptisch-semitische Moloch ward zum Kriegsherrn Ares, dessen Söhne „Schrecken“ und „Entsetzen“ seine Rosse anschirren, während seine Schwester „Zwietracht“ voraneilt. Als Mondherinnen wurden Artemis Kübele und Selene zugeführt. Dio-Nüsos oder Bakkos, als Frucht spendender Sonnenherr ward zuerst in der älteren afrikanischen Form mit einer entsetzlichen ächt abessünischen Verehrungweise ausgerüstet, später in gemilderter asischer Form als Weinspender, den Genuß ohne Tollheit darstellend. Der alte Feuerherr erscheint zum Hefästos und zur Hästia gemildert, als Feuer im Dienste der Menschen, auf dem Schmiedherde jener, auf dem Kochherde diese. Der Wüstenherr erscheint als Kronos seine eigenen Kinder verschlingend, d. h. die Pflanzen, welche seine Wärme im Frühlinge in den angrenzenden Ländern erspriessen machte, tödet

er selbst durch Sommerdürre; er erscheint ferner als Tüfon, als giftige Schlange, welche aus den vielen Sümpfen der griechischen Küsten ihnen den Pesthauch sandte. Es wurden von verschiedenen Seiten änliche wie unterschiedliche Verehrungwesen eingeführt; die gräßlichsten tollsten Gebräuche neben den lieblichsten und erhabensten; schreckliche Gestalten neben den schönsten Menschenformen. Die mannigfachsten Vorstellungen durch Menschen in entlegenen Ländern von örtlichen Übermächten erschaffen wurden nach Griechenland gebracht, gleich den Waren der bezüglichen Länder aufgestellt verehrt gemischt und verändert, je nach der örtlich verschiedenen Bildung oder dem Gange der Begebenheiten. Fest über allen und zwischen allen als höchste Übermacht erhielt sich der arische Zeus, aus unnahbarer Höhe lohnenden Regen wie strafende Blitze sendend. Die Vorstellung des allherrschenden Himmels hielt die andren untergeordnet. Selbst Poseidon, der in dem alle Küsten bespülenden Meere seine örtliche mächtige Grundlage besaß, durfte dem Zeus nicht widerstehen; sein grollen in Sturm und Wogenschwall, sein Erderschüttern waren vorübergehende Regungen ohnmächtigen Zürnens dem Himmel gegenüber, der Tag und Nacht über Land und Meer auf den Menschen wirkt und anscheinend das ganze Leben beherrscht. Auch Apoll und Kübele konnten nicht dem Zeus widerstehen; denn Sonne und Mond waren augenscheinlich seine Untergebenen, er ließ sie führen, verhüllte sie oder ließ sie scheinen nach belieben. Zeus war stärker als sie alle zusammen genommen und ward dadurch zum Stützpunkte der verschiedenen Verehrungwesen, die irgendwie mit ihm in Verbindung gebracht werden mußten, um eine gemeingiltige Stellung zu erlangen, aus ihrer örtlichen Geltung zu einer vom ganzen hellenischen Volke anerkannten sich zu erheben. Zu dem Ende wurden dem in arischer Einehe lebenden Zeus, in morgenländischer Weise eine Anzahl Weiber und Liebschaften zugeschrieben; der strenge Ehemann, Walter über Mannespflicht und Treuwort ward zum treulosen Ausschweifling verändert, von der Höhe in das Menschengewühl herabgezogen, nachlässig hinterlistig und wankelmüthig über den Weibergenuß seine Herrscherpflichten versäumend. Die einfache strenge und erhabene Vorstellung aus dem gemäßigten Mittelasien ward durch afrikanisch-semitischen Einfluß bunt fleischlich und herabgewürdigt, bis dem Zeus im Ganümed auch die von den Semiten herangebrachte Unnatur angeheftet war.

Dieses vermengen und unterordnen geschah besonders in den Jonern Kleinasiens, als auf der griechischen Halbinsel ein neuer Völkerschub von Norden her das rauhe, spröde Volk der Dorer nach Süden brachte und das im Laufe der Zeit entstandene Mischvolk der Joner zwang, theils enger sich zu drängen, theils aber rückwärts nach Kleinasien zu wandern; wo in Folge dessen ein neues Gemenge entstand,

so daß es neuer Sagen und Dichtungen bedurfte um die zusammen stoßenden Verehrungwesen in Verbindung zu setzen oder umzugestalten. Der rege Verkehr zwischen den Ufern des Ägeischen Meeres, der fortgehende Austausch kleinasischer und griechischer Vorstellungen und Künste schufen eine bunte Mannigfaltigkeit von Gestalten und Sagen, in welcher der lebhafte Formen- und Farbensinn der gemischten Völkerschaften die mannigfaltigsten Gelegenheiten zu Kunstschöpfungen fand, aber die ursprüngliche Einheit und Ordnung der Vorstellungen verloren wurden. In dieser Verwirrung vollzog sich eine Spaltung, einerseits zur Fortbildung andrerseits zur Rückbildung der Vorstellungen führend und den Keim der verschiedenen Glaubensgestaltungen entwickelnd, die noch jetzt in Europa herrschen. Das Gewirre von Verehrungwesen, wie es bei den stammverwandten Völkern Griechenlands und Kleinasiens erwachsen war, mußte den Vorschreitenden des Volkes als verworren und unwürdig erscheinen, der großen Menge dagegen als zu weitläufig und fernliegend: Jene suchten das Ganze zu läutern und in Eines zusammenzufassen, das Volk dagegen nahm aus der bunten Menge jeder für sich was ihn besonders betraf. So entstand in einer Richtung als Fortschritt die Vorstellung des alles umfassenden Zeus, in der anderen Richtung die Rückbildung zum Fetischdienste, in welchem jeder Stat jeder Ort jeder Mensch sein besonderes Verehrungwesen wählte und verehrte, auch der geringfügigste Vorgang genügte um neue Unterwesen zu schaffen. Die Einsichtigen schritten vor zu Deutungen, ermittelten den Ursprung der vom Auslande eingeführten Verehrungwesen, nahmen die Vorstellungen der höher entwickelten ägüptischen Priester zu Hilfe und fanden rückwärts forschend daß die einzelen Gewalten in einander flossen, daß überhaupt keine Gewalt unabhängig vom Zeus gedacht werden dürfe, daß jede in ihm enthalten sein müsse als eine seiner Bethätigungen oder seiner Eigenschaften. Zeus empfing immer mehr Beinamen, unter denen auch die seiner Untergebenen sich befanden; er schloß sie alle in sich, so daß außer ihm keiner war. Die vorgeschrittensten Denker gingen noch weiter, indem sie an die Stelle des Zeus eine gestaltlose Bezeichnung setzten, den Theos. Die Menge dagegen wendete sich zu den verschiedenen Verehrungwesen je nachdem die täglichen Sorgen und Beschäftigungen in dem einen oder dem anderen ihren Ausdruck fanden, der im gegebenen Falle der richtige Nothhelfer sein konnte: Ackerbau Jagd Fischfang Seefahrt Handel Krieg Liebe Unzucht Diebstal Trug Verbrechen hatten jede ihr Verehrungwesen, von dessen Hilfe alles abhing oder von dessen schädlicher Übermacht er Nachtheile zu befürchten hatte.

Bei den Römern blieb ebenfalls die arische Grundlage des alles beherrschenden Himmelsherrn Jupiter Jahrhunderte hindurch feststehend.

Die in Italien angesiedelten Völkerschaften, aus deren Vermengung das Volk der Römer hervorging, waren gleich den Urvölkern der Hellenen von dem arischen Stamme abgezweigt, empfingen auch Beimischungen anderer Völker der dunklen Art, aber in so geringerem Maße daß sie weniger verändert wurden. Als am Ufer der Tiber die Ausiedlung zur Großstadt Rom ward, die handelnden Schiffer des Mittelmeeres dort zum Austausche sich versammelten, Kaufleute Gewerker und Künstler sich ansiedelten, fanden sich auch Verehrungwesen zusammen, aus Etrurien und Griechenland. Der Römer ward aber weniger als der Grieche semitisch beeinflußt, erhielt mehr seine Härte und Sprödigkeit, indem er weniger Wärme und Weichheit aufnahm, entwickelte viel weniger Sinn für Maß Formen und Farben, so daß alles dahin gehörige nie bei ihm naturwüchsig ward. Er ordnete viel leichter seine Götter unter dem Jupiter, erhob aber mit Vorliebe Begebenheiten Eigenschaften und Begriffe zu Gestaltungen der Verehrung z. B. die Sat Feldarbeit Blüte Grenze Jugend Wohlfart Eintracht Treuwort u. a. die zu seinen ältesten und heiligsten Verehrungwesen gehörten.

Über die Verehrungwesen der Altdeutschen geben mancherlei Aufklärungen die in Sagen und Gebräuchen erhaltenen Spuren nebst verwandten nordischen Vorstellungen in den alten Schriften Eddaliedern und Sagen. Die Schriften römischer und griechischer Beschreiber geben auch Mittheilungen, die aber unter dem erheblichen Nachtheile leiden, daß sie nicht die ortsgebräuchlichen Namen der Verehrungwesen nennen, sondern statt derselben die in der eigenen Heimat für änliche Wesen angewendeten Namen. Ein anderer Nachtheil für die Forschung liegt darin, daß wahrscheinlich kurz vor Christi Geburt eine Änderung geschah, indem das bisherige höchste Wesen Ziu Zies Tiu Diu Tür einen Oberherrn erhielt, der Woden Goden Weden Winji (im Nordin Odin) genannt ward. Der Ziu oder Tiu war als Himmelsherr in arischer Ehe mit Hertha (Herd Erde) verbunden, verblieb auch nach seiner Zurücksetzung der Kriegsherr und Walter des Rechtes, wogegen Woden oder Odin vornämlich durch Klugheit (Runenkunde) glänzte. Die Sage bezeichnet diese Namen als solche des Glaubensbotens, der mit seinem Gefolge (Asen) Deutschland und den Norden durchziehend neuen Glauben und neue Sitten eingeführt habe. Es liegt aber auch nahe, jene verschiedenen Bezeichnungen als Eigenschaftwörter des höchsten Wesens zu deuten, da den Ariern (§ 42) die Scheu innewohnte, den Göttern eigene Namen beizulegen. Wie die Pelasger ihre höchsten Wesen „die guten Ordner“ benannten oder das Wort Zeus den „glänzenden“ oder „himmlischen“ bezeichnet, der Jupiter als „himmlischer Vater“ zu deuten ist, so erklärt sich Weden (im englischen Wednes-day erhalten) als der

„Wissende" und Goden, dessen Namen im Deutschen Englischen und Nordischen sich erhielt, heißt wahrscheinlich nichts anderes als der „Gütige"; denn die Bezeichnung des höchsten teutonischen Verehrungswesens und das Eigenschaftwort stehen folgendermaßen zu einander, in hochdeutscher Schriftweise buchstabirt:

hochdeutsch:	Gott	gut
niederdeutsch:	Gad	god
englisch:	Gad	gut
nordisch:	Gud	gott

Abweichend von Griechen und Römern war nicht der Himmelsherr der Blitzschleuderer, sondern der Gewitter ein besonderes Wesen Donar oder Thor (englisch Thur in Thurs-day) von denen letzterer bei den Nordländern mit dem alten Tür zusammen zu fallen scheint, wogegen der deutsche Donar dem Tiu oder Ziu ferner stand. Im Nordischen ist Tür augenscheinlich die ältere Bezeichnung des höchsten Wesens, denn Odins Beinamen als Haptatür Veratür Farmatür Hangatür Hroptatür enthalten in der Endsilbe die Bezeichnung als höchstes Wesen, wie man im Deutschen sagen würde, der Hauptgott, der starke Gott u. s. w. Auch bei diesen Zweigen des arischen Stammes äußerte sich der strenge Sinn des Volkes in seinen Vorstellungen vom höchsten Wesen: Woden wird als fester und gerechter leidenschaftloser Walter der Treue und des Manneswortes des Eides und der Sitte gepriesen und gefürchtet; ihm waren alle anderen Wesen untergeordnet wie dem griechischen Zeus die übrigen Bewohner des Olümp. In anderer Beziehung, auf gleiche Grundvorstellungen hinweisend, hat Odin wie Zeus einen Hofstat von 12 Untergeordneten, deren Bedeutung zuletzt auch in seinen 52 Beinamen sich ausprägte, als Allumfasser Allvater genannt, dessen verschiedenartige Gestaltungen die übrigen Götter waren.

§ 46. Änliche Wirkungen wie jene Wanderungen ganzer Völker hatten auch die **Götter-Wanderungen** auf die Umgestaltung der Vorstellungen.

Der einzele Seefahrer an fremder Küste landend fühlte sich noch immer im Bereiche seines Meeresherrn und wenn er die eingeborenen des Hochlandes zum Strande herabzog, ihnen Schiffahrt Seeraub und Fischfang lehrte, gewöhnte er sie gleichzeitig daran dem Meeresherrn sich zu unterwerfen; wie z. B. als ein Theil der Pelasger aus Hirten gefürchtete Seeräuber wurde. Die über das Meer zuwandernden haben den Sagen nach oft ihren mitgeführten Götterbildern die Wahl des Ansiedlungortes überlassen, indem sie das Holzbild den Wellen übergaben und ihm folgten. Von ihm geleitet, entstiegen sie dem

Meere und gründeten die neue Heimat, in der ihr höherer Leiter dem aufblühenden Volke treu blieb. Minder auffällig aber sehr einflußreich mußten die wandernden Handelszüge sein, welche von Alters her den Warenaustausch zwischen Afrika West- und Südasien vermittelten, ihre Nebenzüge südwärts erstreckten durch Nord-Afrika nach der Mitte und dem fernen Westen bis an das Atlantische Meer, östlich durch Südasien nach Ostindien Sina, nordwärts zu den Hirtenvölkern Mittel-Asiens; späterhin auch quer durch Europa nach der Nord- und Ostsee, sowie übers Meer von Fönikern längs West-Europa nach Island und Schweden. Vom Handelsmanne empfing man die Kunde seiner Heimat, seinen Beschreibungen und Sagen lauschte der Käufer, bewahrte sie oder änderte sie seinen Verhältnissen angemessen. Mit den Handelszügen wanderten häufig wißbegierige lernende oder lehrende, brachten der Fremde den Glauben die Vorstellungen der Heimat und umgekehrt aus der Fremde neues heim. Ward dem Hirtenvolke der Ackerbau gelehrt so nahm es vom Fremden mit dem Satkorne auch das zugehörige Verehrungwesen; deutete ihm der Geber schlummern der Sat in dunkler Erde als einen Aufenthalt der Satspenderin oder ihrer Tochter in der Unterwelt, aufkeimen und wachsen als Folge ihres zeitweiligen wandelns auf der Erde, so nahm der Neuling willig mit der neuen Gabe auch die daran haftende Sage; deren Grundzug z. B. bei den Nordländern wie den Hellenen sich vorfindet, ihnen entweder zugeflossen sein kann als sie noch einen Stamm bildeten, wahrscheinlich aber durch Griechenland nach dem Norden gelangt ist.

Wie aber auch ein ferner Glaube auf weiter Wanderung von der vollen Geltung zu einer haltlosen Sage verschwimmen kann, zeigt sich in dem Bilde vom Wüstenherrn, zu den nordischen Völkern gebracht als fremde Sage, da sein Wesen in den örtlichen Verhältnissen keinerlei Anhalt fand. Die Lehren der heidnischen Nordländer, wie sie in den Eddaliedern erhalten sind, beschreiben ein höheres Wesen Surtur (dessen Name im englischen Saturday — Samstag — erhalten blieb) wie folgt: „Im Süden ist eine Welt, Muspel geheißen, die ist hell und heiß, daß sie flammt und brennt, allen unzugänglich die nicht heimisch sind und dort keine Wohnung haben. An der Grenze sitzt Surtur als Schirmer; hat ein flammendes Schwert und am Ende der Welt wird er kommen und heeren, alle Götter besiegen und die Welt in Flammen verbrennen.“ Augenscheinlich fehlt dem Norden jeder örtliche Vorgang, aus dem diese Vorstellung erwachsen könnte; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Nordländer auf ihrer Wanderung von Mittelasien hieher jemals dem heißen Wüstengürtel nahe gekommen seien, müssen also die fremde Vorstellung fernher empfangen haben. Sie haben deshalb auch den Wüstenherrn Surtur nicht unter

ihre Verehrungwesen aufgenommen, obgleich sie den verwandt scheinenden Feuerherrn Loki besaßen; der fremde Surtur ward bei ihnen nur Gegenstand der Sage und sollte erst beim Weltuntergange den Nordländern erscheinen. Der Wüstenherr als Sommerhitze herrschte fern in Ägüpten als Sothis unter dem Zeichen des Hundsternes (Sirius), so wie bei den Hellenen als Soter, den Römern als Saturn, und mögte sich hierin vielleicht die Wanderrichtung andeuten, aus Ägüpten durch Italien und Deutschland nach dem Norden. Eine andere Sage über die Entstehung des Menschengeschlechtes (im Rigsmal) zeigt überdies, daß den Nordländern der Sage nach die Neger bekannt waren; denn sie erzählt, wie Odins Sohn Rig mit Mutter Edda den Stammvater der Knechte zeugte: „Schwarz von Haut, rauh das Fell an den Händen, die Gelenke knotig vom Knorpelgeschwulst, die Finger feist, das Antlitz fratzig, der Rücken krumm, vorragend die Fersen"; eine Kunde die wohl nur aus Afrika stammen konnte und auf dem selben Wege über Italien gekommen sein mogte.

Eine Wanderung aus Afrika, aber nicht so weit nach Norden, war die des Nüsos, dessen ursprüngliche Bedeutung als Herbstsonne als Narungspender erscheint. Die griechische Sage läßt ihn zu Nüsa in Äthiopien geboren werden; bezeichnet ihn gleichbedeutend mit dem ägyptischen Osir und schreibt dem Melampus die Einführung des Dionüsos-Dienstes in Griechenland zu. Mit diesem Dienste war aber eine tobsüchtige nächtliche Feier verbunden, bei der die wahnsinnig erregten Weiber in älteren Zeiten lebende Thiere zerrissen und das blutige Fleisch verspeisten. Diese tobsüchtige Blutgier zeigt sich nicht im ägüptischen Osirdienste, wie seine Feier in bildlichen Darstellungen beschrieben ist, auch nicht im späteren lärmenden (Bakkos) Dienste Griechenlands. Sie deutet dagegen auf örtliche Bedingungen zurück, die nicht in Ägüpten, sondern weiter landeinwärts bis jetzt verblieben und auch ihre Spuren in der Bibel zurückgelassen haben. Im Inneren Afrikas herrscht vielerorts Salzmangel, so daß noch jetzt Salz in kleinen Tafeln eines der weitest verbreiteten Tausch- und Handelsgüter bildet, dessen Mangel zu Seuchen und Empörungen Anlaß giebt. Es fällt vor, daß Neger die auf langer Wanderung von Früchten und rohen Pflanzen leben mußten, am Ende eine so gesteigerte Salz- und Fleischgier empfinden, daß sie ohne Hunger erduldet zu haben wie Wölfe über warmblütige Thiere herfallen, sie zerreißen das Blut schlürfen und das triefende Fleisch verschlingen, vom Geschmacke geleitet im Blute das fehlende Salz findend. Man erhebt sogar die Beschuldigung, daß sie nach langer Wanderung Kinder rauben um ihre Gier zu befriedigen. In Habesch ist noch jetzt gebräuchlich an hohen Festtagen ein lebendes Rind zu fesseln, um ihm Fleischstücke heraus zu

schneiden und warm im Blutsafte zu verzehren. Genießen des rohen Fleisches konnte auch bei Hirtenvölkern entstehen, die im wandern keinen Brennstoff vorfanden, also sich daran gewöhnen mußten das geschlachtete Vieh roh zu verzehren. Auch ist Blut trinken noch jetzt bei dortigen semitischen Völkern ein beliebter Gebrauch. Diese Blutgier erklärlich in solchen Gegenden hatte den Völkern in den ältesten Zeiten so stark sich eingelebt, daß ein naheliegender Grund erkannt werden kann, warum das mosaische Gesetz so stark und wiederholt gegen Blut essen eifert, warum es das kochen und braten des Fleisches so strenge anordnet: es war die den Kindern Israels von der Urheimat her innewohnende Blutgier, welche den ägüptisch gebildeten Moses so sehr anwiderte und deren Ausrottung er durchsetzen wollte um das Volk der Rohheit zu entreißen. Es wird allerdings als Grund angeführt „denn des Leibes Leben liegt im Blute", was nicht einleuchtet und erst viel später eingeschaltet ward; denn er würde für das Blut essen reden um neues Leben in sich aufzunehmen, wie bei anderen Völkern solcher Stufe der Sieger das Blut des getödeten Thieres trinkt und sein Gehirn verzehrt, um seinen Muth und seine Klugheit in sich aufzunehmen. Auf den Wander- und Kriegszügen mogte es schwierig sein den Vorschriften zu genügen und das Volk fiel leicht in die alte Gewohnheit zurück: auf Sauls Kriegszuge (1. Sam. 14. 32) aß das hungrige Volk rohes blutiges Fleisch. Einer der Gründe, warum es in späterer Zeit den Priestern das Opfer entzog,' mag auch darin gelegen haben, daß es beim selbst schlachten das Blut genießen konnte wie es ihm besser behagte. Ob Moses in dem durchzogenen Lande den „Herrn Nissi" bereits in der edleren Gestalt vorfand oder die blutigen Genüsse abschaffen mußte, läßt sich nicht erkennen in den wenigen Worten (2. Mose 17. 15): „Und Mose bauete einen Altar und hieß ihn der „Herr Nissi." Bei den Hellenen dagegen tritt der Dio-Nüsos Dienst anfänglich mit der vollen afrikanischen Blutgier auf und diese sogar beim weiblichen Geschlechte, was auf den dabei stattfindenden Genuß tollmachender die Besinnung raubender Getränke schließen läßt und auch darin auf Afrika zurückdeutet. Die längst darüber hinaus geschrittenen Ägüpter hatten also einerseits die rückständigen Semiten, andrerseits die tollen Hellenenweiber zu Zeitgenossen. Den Hellenen strömte späterhin derselbe Dienst in milderer Form von Osten her zu: der Narungspender als Frucht und Wein gebender Bakkos; ein Name der allerdings auch den lärmenden und aufregenden bedeutet, aber doch um so viel milder war als der Dio-Nüsos, weil im Laufe der Zeit die Thierkost und das Blut trinken der Hirten verdrängt worden waren durch die Pflanzenkost und den Wein des Landbaues. Man durchtanzte Wälder und Felder wie vorher, aber nicht im wüthenden besinnung-

losen toben und roh gierig, sondern ausgelassen der Liebe huldigend, deren Gürtel die Weinlaune lösen mogte ohne die Menschheit zu entehren. Die Vorstellung war nach griechischer Sage durch Asien bis nach Indien gewandert und hatte im Fortschritte der Menschheit ihre rückständige wilde Form abgestreift.

Die Wandrungen der Götter wurden bewirkt nicht allein durch wandern der Verehrer nach fernen Ländern unter Schutz und Führung der Stamm-Götter, sondern auch als Kriegsbeute vom Sieger mitgenommen. Hellas zumal empfing Einwandrer aus dem Norden Süden und Osten: Arier Ägüpter Libier Föniker Kleinasier und damit deren Götter-Vorräthe. Anfänglich jede Ansiedlung getrennt nach Thälern und Inseln; später geordnet und verbunden, die Götter so locker wie die Stämme und Gemeinwesen: theils absterbend und dadurch zu alten abgesetzten dunklen Göttern (Uranos Gaia Kronos u. a.) geworden, theils aufblühend zu neuern herrschenden lichten Göttern (Zeus Poseidon Hera Athene Apollon u. a.) bis eine geordnete Götterlehre gebildet war. Die Gestalten waren ziemlich willkürlich bunt zusammen gefügt; jedoch mit Rücksicht auf ihr örtliches walten, so daß anderwärts hoch verehrte Mächte (Feuerherr und Wüstenherr) viel weniger galten als der mächtigst waltende Himmelsherr Zeus und der Meerherrscher Poseidon. Deshalb galt auch der Monddienst so wenig im Vergleiche zum Sonnendienste; weil hier die Sonnenhelle alles belebte und erfreuete, nicht die Mondkühle wie im heißen Gürtel. Der Sonnenherr, aus Osten und Süden zugetragen war vielgestaltig: Apollon der grimme Pfeiltöder, auch der milde Leierträger, Perses oder Perseus (p-SET-der stechende) der Pfeile (äg st) schie ende, Koios (der brennende) Helios (fönik. eljon) Adonis (fönik. adon oder adoni) Dionüsos (fönik. Blumiger) Hüperion u. a. jede Gestalt abweichend aber mit den allgemeinen Grundzügen des Sonnenherrn. Da in Hellas Regen und Gewitter von stärkerem Einflusse erscheinen mußten, so ward der Sonnenherr dem Himmelsherrn Zeus untergeordnet; ebenso die andren Götter, selbst seine Brüder, auch die Hauptgötter andrer Völker.

Wie in änlicher Weise Eroberungen wirkten deutet sich an in der ägüptischen Götterlehre, welche mehrere Götter bezeichnet als nub (Nubier) stammend aus diesem Lande des Goldes (nub) dessen Bewohner oftmals bekämpft und besiegt wurden. Sie eroberten auch Semitengötter BAL SET SAB, wahrscheinlich auch p-TAH, vielleicht sogar den alten AMN: da sie im Nillande weder den Feuerherrn noch den Wüstenherrn zu fürchten hatten. Jedoch läßt sich bei ihnen nicht so genau wie bei den Römern unterscheiden, welche Götter friedlich oder kriegerisch erworben wurden. Die Grund-Vorstellung der Ägüpter,

aus dem tieferen Fetischdienste ererbt, der auch alle anderen Bildungvölker folgten, glaubte an alle Götter der Stämme und Orte als lebende waltende Übermächte des bezüglichen Bereiches, auch daß an ihren Bildern und Zeichen besondre Kräfte hafteten. Man nahm den besiegten ihre Götter wie andre Habe zur eigenen Bereicherung, um sie zu schwächen und sich zu stärken. So hatten die Römer im Laufe der Zeit ihre Hauptstadt mit Bildern und Diensten aller mächtigen Völker angefüllt. So bestahl Rahel ihren Vater (1. Mose 31) und der Stamm Dan den Micha (Richter 18) so stehlen und rauben noch jetzt Negervölker die Fetische andrer.

§ 47. Bezüglich der Namen von verschiedenen Völkern ihren Verehrungwesen beigelegt ist auch zu berücksichtigen, daß die meisten der **Götternamen als Eigenschaftwörter** zu deuten sind, als Bezeichnungen besonderer Erscheinungen oder Zustände unter denen das Verehrungwesen gedacht ward. So findet sich erklärt

JHOH (Jehovah)	der Israeliten	als	„der ich sein werde," also „Unsterblicher," „Ewiger;"
Moloch	derselben	=	„Herr" und im ägüptischen „Kämpfer;"
El schaddai	derselben	=	„Schrecklicher," „Furchtbarer;"
Osir (Os-iri)	der Ägüpter	=	„Vieläugiger," „Allsehender;"
Tiube (Tüfon)	derselben	=	„Widersacher," „Feind;"
Zeus (Theos Dio)	der Griechen	=	„Glänzender," „Himmlischer;"
Jupiter (Deus)	der Römer	=	„himmlischer Vater," „Glänzender;"
Ziu (Tiu, Tien)	der Teutonen	=	„Glänzender," „Himmlischer;"
Weden	derselben	=	„Wissender;"
Woden, Goden, Odin	derselben	=	„Waltender," „Gütiger," Ordner;"
Brama	der Inder	=	„das Gebet," die „Verzückung;"
Tien	der Sinesen	=	„Himmel," „Himmlischer."

Die Hauptbezeichnungen der höchsten Verehrungwesen geben demnach keine umfassende Vorstellung, sondern nur ihre vorwaltende Form, einen Eindruck welchen sie machen; änlich den gegenwärtig in Europa geltenden Namen Deus Dio Gott u. a., welche wie in alten Zeiten „Himmlischer" oder „Gütiger" bedeuten ohne weitere Eigenschaften einzuschließen. In Folge dessen sehen die Christen sich gezwungen, wie die alten Griechen und Teutonen, dem höchsten Namen eine Anzahl Eigenschaftwörter beizufügen, um eine umfassende Vorstellung zu gewinnen und mittheilen zu können. Sie nennen als solche: Allwissenheit Allgegenwart Allmacht Allgerechtigkeit Ewigkeit Allseligkeit u. a.,

um die Zustände und Äußerungen zu bezeichnen, welche nicht in den Hauptnamen ausgesprochen sind. Wenn bei den Semiten der Name „Moloch“ wie in seinen verschiedenen Stammesausdrücken Melech Malek Meloch Molech u. a. den „Herrn“ bedeutete, den „höchsten,“ so war damit weder eine gütige, noch eine verderbliche Erscheinung oder Eigenschaft ausgedrückt, sondern lediglich die Übermacht, das über den Menschen herrschende. Je nachdem der Mensch diese Übermacht in günstigen oder verderblichen Vorgängen erkannte, war der „Herr“ gütig oder verderblich; er war in der Hauptbeschäftigung des Volkes, dem Raubkriege, als „Kämpfer“ hilfreich, aber auch im Waldbrande oder Wüstensturme durch Seuchen oder Hungersnoth als „furchtbarer Herr“ dem Volke verderblich. Die Bezeichnung „El-schaddai“ wie „JHOH“ sind Eigenschaftwörter und könnten also möglicher Weise mit „Moloch“ zusammenfallen; ebenso wie wir gewohnt sind, nach Umständen statt des Namens „Gott“ zu sagen „Allgerechter“ oder „Ewiger.“ Wie wir darunter keinen anderen verstehen als Gott, so konnte der Israelite auch wissen, daß jene Eigenschaftwörter „der schreckliche oder furchtbare“ oder „der ewige“ mit dem „Herrn“ zusammenfallen, ihm zugehören. Ebenso konnte der „allsehende“ (Osir) der Ägüpter nicht allein die Tagessonne sein leuchtend und wärmend, sondern auch schwache und milde Frühlingssonne (HR das Kind) auch die reifende Herbstsonne (der prangende Nüsos); konnte auch Nachtsonne sein, Sonne in der Unterwelt (RA-ament) der allwissende Richter, Herr der Unterwelt (Radamanthus der Hellenen). Gleicherweise konnte der Tiube, als „Feind“ im Laufe der Zeit auf verschiedene verderbliche Erscheinungen angewendet werden: auf die wirbelnde Sandwolke wie auf die ausdörrende Hitze der Wüste, auf den ungezügelt überschwemmenden Nil wie auf das heranstürmende reißende Meer: sämmtlich Feinde der Menschen. Das Hauptwort zu dem das Eigenschaftwort Tiube gehört, erscheint in älteren Gestalten bei den Ägüptern und Semiten als Seb Seth. Das Wort SEB hat sich im „Sabbath“ (Zelt des Seb) erhalten, sowie Seth als Stammvater-Namen in den Erzählungen aus der ältesten Geschichte im ersten Buche Moses. — Bei Betrachtung dieses Verhältnisses wird es erklärlich, wie einerseits der selbe Name im Laufe der Zeit auf verschiedene Erscheinungen oder Verehrungwesen angewendet werden konnte, sobald nur denselben die besondere Eigenschaft gemeinschaftlich war, welche der Name ausdrückte; aber auch dasselbe Verehrungwesen scheinbar seinen Namen ändern konnte, wenn unter veränderten Bedingungen der Zeit oder der Lebensverhältnisse eine andere Eigenschaft zur Bezeichnung gewählt werden mußte. Es konnte z. B. bei den Israeliten der alte „EL“ derselbe bleiben, auch wenn er „El-schaddai“ genannt wurde oder „azaz-El“ denn es waren

nur angehängte Eigenschaftwörter; bei den Ägüptern OSIR hunderte Beinamen hatte und ISIS ungefähr 1000, je nach Eigenschaften und Standorten. Noch anwendbarer war das Wort „Herr“ auf jede Übermacht; denn das Wort Herr war gleich mit MLK BAL und ADON in unmittelbarer Bedeutung; konnte also für jeden gelten bis man an dem Worte „Moloch“ als Erinnerung an den ältesten Opferdienst Anstoß nahm; was bei den späteren Israeliten der Fall war, da sie nicht allein diesen Namen, sondern auch den seines Profeten Moscheh vermieden.

In anderer Weise konnte das selbe Verehrungwesen z. B. die Sonne je nach den örtlich verschiedenen Eindrücken zu weit auseinander gehenden Vorstellungen führen, zu ganz verschiedenen Eigenschaftnamen Anlaß geben, obgleich sie allenthalben in gleicher Gestalt sichtbar war. Wo Bodenfeuchtigkeit in Fülle vorhanden war sie Wohlthäter Segenspender Schöpfer, ward jauchzend und ausschweifend verehrt; wogegen sie auf dem dürren Hochlande der grimmige Verderber war und Lebenstilger, in wahnsinniger Wuth vom Menschen angefleht und verschrien. Aus änlichem Grunde konnte der „Feuerherr“ welcher ursprünglich der grimmigste Verderber war und nach den ägüptischen Geschichtsagen die ersten 2500 Jahre hindurch ihr Land regierte, in späterer Zeit als Wohlthäter verehrt werden; denn als das entwaldete Land ihn nicht länger in seiner Fruchtbarkeit zeigte, der Mensch lernte das Feuer nützlich zu verwenden, seine freundlichen Eigenschaften im kochen und braten kennen lernte, als er sah wie die Wärme des Feuers der erzeugenden Sonnenwärme änlich war, sie sogar übertraf im Metallschmelzen also mächtiger war, ward der alte Feuerherr zu einer umfassenden freundlichen Vorstellung gestaltet, zum Wohlthäter der Menschen, Schöpfer der Welt. Um solche Wandlungen unzweifelhaft nachzuweisen, sind die aus dem Alterthume verbliebenen Andeutungen nicht reichhaltig genug, auch nicht jedem zugänglich. Daß aber oftmals Wandlungen der Namen stattfanden zeigt sich an noch vorhandenen ägüptischen Alterthümern, auf denen der Name SET, auf anderen der Name AMN durch Meiselhiebe nahezu ausgelöscht worden ist, um andre Namen an die Stelle zu setzen. Einzele Namen bei verschiedenen Völkern deuten überdies auf die ältesten Zeiten zurück, weil sie nicht als Bezeichnung eines eigenen Verehrungwesens vorkommen, sondern als allgemeines Eigenschaftwort um andere Wesen als göttlich zu bezeichnen: die Ägüpter bedienten sich des Wortes „hatir“ in diesem Sinne; die Semiten des Wortes „EL“ welches bis zum Ausrufe Jesus am Kreuze sich erhielt; bei den Hellenen wie bei den Nordländern finden sich die Wörter „Tür“ „Theos“ und „Dio“ ohne Spuren daß erstere jemals eigene Verehrungwesen Theos oder Dio

besaßen; z. B. Dio im Dio-nüsos während ihr höchstes Wesen den aus gleicher Wurzel hergeleiteten Namen Zeus hatte. Es scheint daß solche alte Formen desselben Wesens durch neuere Formen verdrängt wurden, die mit ihrem Namen an die Stelle traten während der alte Name noch als allgemeine Bezeichnung verblieb; wie z. B. auch bei den Römern der Name „Deus" neben dem Jupiter. Vielleicht wäre bei den Deutschen und Nordländern der Woden oder Odin, ebenso wie er den alten Zio Tiu oder Tür zurückgedrängt hatte, über kurz oder lang durch den Allvater ersetzt worden, wenn nicht das Christenthum die Fortbildung unterbrochen hätte.

§ 48. In den 7 Jahrhunderten vor Christi Geburt wütheten durch einander Völkerschaften, welche Westasien bewohnten oder auf ihren Wanderungen berührten; in Folge dessen allmälig der **Eingottglaube** sich bildete.

Die zunehmende Volkszahl der umliegenden Länder Ägüpten Palästina Sürien Persien Medien Chaldäa Indien und der wachsende Wohlstand der Bewohner erzeugten einen lebhaften Handel, der die Völker wie ihre Vorstellungen durch einander mischte. Die zahlreichen und großen Kriegszüge Eroberungen und Versiedlungen wirkten ebenfalls darauf ein; so wirkten im Kriege wie im Frieden zwingende Ursachen, um jene Völker mit einander zu verflechten, auch die bildsamen Bewohner Kleinasiens wie Griechenlands in den Kreis jener fortschreitenden Völker zu ziehen. Vordem hatten die Vorstellungen von Übermächten nur auf Grund örtlicher Erscheinungen sich gebildet umgebildet und gesteigert, je nachdem die örtlichen Zustände sich änderten oder das Volk bei zunehmender Bildung seine Vorstellungen erweiterte; sie hatten bei alledem mehr oder weniger ihr örtliches Gepräge behalten und die Verehrungwesen gehörten ihrem Lande, ihrem Volke. Je mehr jedoch die Völker durch einander geriethen geschahen Vermengungen bei denen die örtliche Bedeutung verloren ging; die höchsten Vorstellungen wurden Gemeingut und vor allem diejenigen, welche auf Erscheinungen beruheten, die allenthalben sichtbar waren, wie Sonne Wärme Sternenhimmel oder Wolkenhimmel. Es bildete sich mehr und mehr die Vorstellung eines Wesens welches alles umfasse, nicht allein das eigene Land das eigene Volk beherrsche, sondern die ganze bekannte Welt: Weltenschöpfer und Erhalter. Wenn auch zunächst jedes Volk seinem höchsten Wesen diese Stellung zuerkannte, so konnte es doch nicht fehlen, daß es demselben die örtlichen Besonderheiten abstreifte um ihn zum allgemeinen zu erweitern. Die vorschreitenden Denker faßten mehr und mehr die geschiedenen Übermächte zusammen, erhoben diese Einheit unter einem gewohnten Namen zur Allgemein-

heit und bereiteten dem Eingottglauben (Monotheismus) die Bahn. Bei den alten Ägüptern, viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, hieß ein Lobgesang:

„Preis deinem Antlitz Schöpfer Herr!
Preis deinem Antlitz großer TAH!
Der du gebildet die ganze Welt
Himmel und Erde und Sternenheer;
Preis deinem Antlitz Vater der Welt!
Der du schmücktest das Weltenall,
Heute wie immer mit deinen Gaben,
Preis deinem Antlitz' Erhalter der Welt!
Der du regierest und richtest die Welt,
Den Bösen vernichtest, den Guten belohnst;
Preis deinem Antlitz' Herrscher der Welt."

Auch bei den Indern war (mindestens 500 Jahre vor Chr. G.) in der Dreieinigkeit Allsein und Weltregierung vereint; denn der Mensch gewordene Erlöser Wischnu sagt:

„Ich bin der Welten Urheber, ihr Untergang geschieht in mir;
Wie an der Perlenschnur Perlen so ist das All an mich gereiht;
Du siehst die Welt die vielgestaltige in meinem Gottesleib vereint;
Alle Götter und Erdenwesen sie steigen auf und ab in mir;
Ich bin der Herr, ich bin Alles.
Alles ist meines Wesens voll,
In mir webend mir dienend freut seines Glückes sich das All!"

An anderer Stelle:

„Unvergänglich ich bin ohn' Anfang der Herr der Geschöpfe!
Der kraftbegabten Kraft bin ich, aber frei von Begier und Leidenschaft;
So wie den Weltenraum füllet alldurchdringend die weite Luft,
So der Geschöpfe Gesammtheit mir innewohnend Du betrachte,
Denn mich beflecket Handlung nicht.
Unsterblichkeit und Tod bin ich was ist und was nicht ist."

Der Fürst der Pandawas ruft ihn an:

„Nicht Ende nicht Mitte noch Anfang schau ich in Dir,
Allherrschender, Allgestaltiger!"

Bei den Denkern der Israeliten scheint nach der babelonischen Gefangenschaft der Bel-Zebaoth (Herr des Sternenhimmels) die Vorstellung des alles überspannenden Weltenlenkers in sich gefaßt zu haben; denn der Herr Zebaoth erscheint den Sängern als der höchste, der nach unwandelbaren Gesetzen waltende, welcher Gebete und Opfer zurückweist weil auf ihn nicht eingewirkt werden könne. Der alle Länder überspannende Sternenhimmel, unabänderlich und regelmäßig (scheinbar) kreisend, nicht schweifend und veränderlich wie Sonne Mond

und Planeten, war das höchste Vorbild der Ordnung und erschien so als uro=RA den Ägüptern, als Bel=Zebaoth den Babelonern und israelitischen Denkern, Varuna den Indern und Uranos den Denkern der Griechen: es waren die vorgeschrittenen Sternbeobachter, welche die höchste Macht in der höchsten Gesetzlichkeit erkannten. Nicht so umfassend aber doch aller örtlichen Grundlage überhoben, ist die Vorstellung vom Schöpfer, welche in der Schöpfungsage (1. Mose 1 und 2) sich ausprägt: der höchste wird beschrieben als Geist über den Wassern schwebend von aller Gestalt befreit, als Schöpfer des Himmels der Erde und des Meeres. So wird er auch dargestellt in den Psalmen, die meistens nach der babelonischen Gefangenschaft (5. Jahrh. vor Ch. G.) gedichtet worden sind wie folgt;

Ehedem die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen worden warest Du Herr von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Tausend Jahre sind vor Dir wie der gestrige Tag und wie eine Nachtwache."

„Die Himmel erzählen die Ehre des Herrn und die Feste verkündigt seiner Hände Werk."

„Der Herr liebt Gerechtigkeit und Gericht. Die Erde ist voll der Güte des Herrn."

„Der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht und all sein Heer durch den Geist seines Mundes. So er spricht geschieht es; so er gebeut steht es da."

„Denn der Herr ist Sonne und Schild, der Herr giebt Gnade und Ehre; er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen."

„Herr wie sind Deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief!"

„Du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind Deiner Hände Werk."

„Herr Du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt Du es; Du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege so bist Du um mich und siehest alle meine Wege. Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel bist Du da. Bettete ich mich in die Unterwelt bist Du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, würde mich doch Deine Hand daselbst führen und Deine Rechte mich halten. Spräche ich Finsterniß möge mich decken, muß Dir die Nacht um mich licht sein; denn auch Finsterniß nicht finster ist bei Dir, dem die Nacht leuchtet wie der Tag und Finsterniß ist wie das Licht."

„Dein Reich ist ein ewiges Reich und Deine Herrschaft währet für und für."

Bei den Hellenen hatten sich von jeher im Zeus alle Eigenschaften des höchsten Wesens vereint; seine Kraft war der vereinten Kraft aller übrigen weitaus überlegen. In dem orphischen Hymnus an Zeus, vom Dichter Onomakritos (500 vor Chr. G.) heißt es:

„Zeus ist der erste, Zeus der letzte der Götter!
Zeus ist das Haupt und die Mitt' und von Zeus ist alles gegründet;
Zeus ist die Wurzel der Erd' und des sternbesäeten Himmels;
Zeus ist webender Hauch Zeus stürmender Flammen Gewaltschritt;
Zeus des Meeres tiefunterster Grund, ist Sonne wie Mondlicht;
Ist der Höchste des Alls und übermächtige Grundkraft."

Auch im Lobgesange des Kleanthes (270 vor Chr. G.) heißt es:

„Herrlicher ewiger Zeus, vielnamiger höchster der Götter!
Gruß Dir, dem die Natur das Sein, dem die Welt das Gesetz dankt!
Dich zu begrüßen geziemt, allwaltender, allem was athmet.
Dir folgt willig wohin Du winkst der prangende Weltbau,
Der um das Rund sich wälzt. Du gebeutst und freudig gehorcht er.
Wollest Allvater uns läutern und reinigen, wollst uns gewähren
Weisheit wie die Kraft, deren die Welt Du regierst wie das Recht heischt;
Daß wir geehrt von Dir, mit Ehre Dir wieder begegnen;
Was Du gethan ohn' Ende verherrlichend wie es sich ziemet
Sterblichen Wesen. Denn nichts ist rühmlicher Göttern noch Menschen,
Als zu erhöh'n das Gesetz, das der Herr mildwaltend dem All gab."

Bei den heidnischen Nordländern findet sich in den Eddaliedern die Einheit ausgeprägt wie folgt:

Der forschende König Gangleri fragt in der Walhalla den in dreierlei Gestalt als Hoher Ebenhoher und Dritter sitzenden Odin: „Wer ist der höchste und älteste aller Götter?"

Har (der Hohe) antwortet: „Allvater heißt er in unserer Sprache, in der alten Götterheimat hatte er zwölf Namen."

Gangleri: „Wo ist dieser Gott oder was vermag er? oder was hat er großes gethan?"

Har: „Er lebt durch alle Zeitalter, beherrscht sein ganzes Reich und waltet aller Dinge großer und kleiner. Er schuf Himmel und Erde, die Luft und alles was darin ist. Das ist das wichtigste, daß er den Menschen schuf und gab ihm den Geist der leben soll und nie vergehen, wenn auch der Leib in der Erde fault oder zur Asche verbrannt wird."

Neben diesen geläuterten Vorstellungen der Vorgeschrittenen lebten in den verschiedenen Völkern die rückständigen und durch Rückbildung mehr zersplitterten Vorstellungen der Menge des Volkes. Während jene die vorherigen einzelen Vorstellungen zusammen faßten,

ihre örtlichen Bezüge abstreiften, behielt die Menge nicht allein jene bei, sondern zersplitterte und verengte die gewohnten Gestalten mehr und mehr, fügte die zugeführten noch hinein und theilte sich in die bunte Mannigfaltigkeit; der Art, daß jedem ein besonderes Wesen zufiel, welches ihm am nächsten zu stehen schien. Statt des früheren Verehrungwesen des genannten Volkes oder einzeler Stämme gab es jetzt eine Menge heimischer und fremder Wesen, aus denen jeder sich wählte nach Belieben. Die selbe Zusammenführung der Verehrungwesen verschiedener Völker hatte einerseits fortbildend die Einheit und das allumfassende (den Monotheismus) zur Folge, andrerseits rückbildend die Zersplitterung und das beschränkende des Fetischdienstes.

§ 49. Die Völkerschaften des kleinen Palästina waren den Einflüssen von allen Seiten ausgesetzt gewesen; die Steigerung zum höchsten Monotheismus zeigt sich in der **Gottesvorstellung Jesu.**

Es waren ägüptische und babelonische, persische und selbst indische (Buddha) Vorstellungen eingedrungen; die handeltreibenden Föniker hatten ihnen das von allen Seiten zusammen getragene mitgetheilt; der feurige Araber wie der sinnende Grieche hatte seine Vorstellungen hierher gebracht, wie ebenso die gefangen gewesenen oder handeltreibend ausgewanderten Israeliten fremde Vorstellungen in die Heimat zurück brachten. Dadurch konnte es dem zähen Sammelfleiße des Volkes gelingen eine Fülle von fremden Vorstellungen sich anzueignen. Volk und Priester spalteten sich in zahlreiche Sekten, unter denen die Pharisäer Sadduzäer und Essäer die hervorragenden waren. Jede setzte ein besonderes Glaubensgebäude zusammen aus dem Reichthume der Vorstellungen, den die Israeliten sich erworben hatten. Das einfachste und dabei eingreifendste war dasjenige der Essäer zu denen Jesus gehört zu haben scheint und die Gottesvorstellung Jesu läßt sich aus seinen eigenen Aussprüchen erkennen, welche folgendermaßen lauten.

Matth. 4. 10: „Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen.“ 5. 8: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ 9: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ 16: „Lasset euren Vater im Himmel preisen.“

34: „Ich aber sage euch daß ihr allerdinge nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stul; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel u. s. w.“ 45: „Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die bösen und über die guten und läßt regnen über gerechte und ungerechte.“ 48: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ 6. 8: „Euer Vater

weis was ihr bedürfet ehe denn ihr ihn bittet. Darum sollt ihr also beten: Unser Vater im Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Unser tägliches Brod gieb uns heute. Vergieb uns unsere Schuld wie wir vergeben unsern Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel."

6. 24: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Gelde." Er lehrte ferner in Bildern: 6. 34: daß der Mensch alle Sorgen Gott anheim stellen solle.

22. 32: „Gott ist nicht ein Gott der Toden, sondern der Lebendigen."

Mark. 11. 22: „Habet Glauben an Gott." 12. 29: „Höre Israel der Herr unser Gott ist ein einiger Gott."

Luc. 11. 20: „So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt je das Reich Gottes zu euch." 16. 15: „Gott kennet eure Herzen, denn was hoch ist unter den Menschen das ist ein geringes vor Gott." 18. 27: „Was den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich."

Joh. 4. 24: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten."

5. 26: „Der Vater hat das Leben in ihm selber."

Es ist in dieser Hinsicht abzusehen von den Vorstellungen, welche die Verfasser der Evangelien in ihren Berichten über stattgehabte Vorgänge niederlegen, wie Gottes rufende Stimme von oben, Erscheinung als Wolke oder Taube u. d. denn es können nur Jesu eigene Worte als Ausdruck seiner Vorstellungen gelten. In den angeführten Stellen zeigt sich nirgends eine abgeschlossene Vorstellung, noch läßt sich daraus eine allesumfassende zusammensetzen. Es ist jedoch darin die Vorstellung eines allmächtigen allwissenden gütigen barmherzigen und fürsorgenden himmlischen Vaters dargelegt, leitender und schützender Wächter des Rechtes und der Wahrheit. Aus dem Schmerzensrufe am Kreuze ist bekannt, daß Jesus den höchsten in seiner Heimatsprache „EL" nannte; es war also dem Namen nach der altsemitische EL, aber wie verändert! Aus dem grimmigen Wüstenherrn, dem schrecklichen Wüther war die Vorstellung des liebenden Vaters erwachsen, der die ganze Welt lenkt und erhält vollkommen und herrlich.

Diese einfache Vorstellung konnte wie geschehen übermächtig werden; denn dem Volke, der großen Menge der Rückständigen, gab sie eine leichtfaßliche Form, in welcher jeder für seine kleinen Besonderheiten Raum fand; dem Vorgeschrittenen gab sie dagegen eine alles umfassende Vorstellung, welche jedem für seine größten Besonderheiten Raum ließ. Das kindliche Verhältniß zum himmlischen Vater setzte

jeden Menschen in Beziehung zum einigen Walter, dessen alles erfüllende Allmacht und Allgegenwart von keinem anderen Wesen gestört werden konnte. Er vermogte unbehindert alle Wünsche und Hoffnungen der Menschen zu erfüllen, wenn Er wolle; seine Vatergüte leistete die Gewähr dafür daß Er diesen Willen hege. Das Volk konnte seine besonderen Verehrungwesen abschaffen, um sich dem Einen zu widmen, dessen Fürsorge Wälder und Felder Jagd Ackerbau Fischfang und Seefahrt umfaßt, über Weib und Kind Vieh und Haus wachte alle Zeit; dem jedes anvertraut werden darf was den Menschen erfreut oder bekümmert; dessen Anbetung kein anderes Anbetungwesen beleidigen kann; der allmächtig niemandem um andrer willen etwas zu versagen braucht und allweise weder täuscht noch sich täuschen läßt; überhaupt alle günstigen Eigenschaften der einzelen Verehrungwesen im erhöheten Grade besitzt, aber keinen ihrer Mängel. Den vorgeschrittenen gab die selbe Vorstellung vom alles umfassenden himmlischen Vater einen Kern, an den mit voller Freiheit die meisten der aufgestellten philosophischen Lehrsätze sich lehnen konnten: als unendlicher Geist besaß Er keine Eigenschaften die irgend einem der Lehrsätze widerstritten, vielmehr brauchten die meisten nur das Wort Theos oder Deus (Gott) an die Stelle ihres Grundwortes zu setzen und ihr Lehrgebäude war christlich geworden, ohne in der Erklärung einzubüßen. Jesus hatte keine Lehre aufgestellt, es widerstritt also kein einziges seiner Lehre, sobald es nur dasselbe Grundwort besaß und von diesem alles ableitete; was um so leichter geschehen konnte, als die Neuchristen nicht den Namen „EL“ annahmen den Jesus gebraucht hatte, sondern die im Heidenthume gebräuchlich gewesenen heimischen Namen beibehielten, der Grieche ihn Theos nannte und der Römer Deus. Die neue Vorstellung schmiegte sich fast jeder gangbaren Lehre an: Er war das Unbegrenzte Unendliche Ewige aus eigener Kraft sich Bewegende des Anaximander, auch der Geist aus dem alles entsteht und in dem alles untergeht; wer also Schüler des Anaximander war konnte dem Christengotte huldigen ohne seiner Schule ungetreu zu werden. Er war auch die Zahl, die Harmonie, der Urgrund aller Dinge des Püthagoras; Er, der Ewige, war nicht minder das ewige unveränderliche Sein der Eleaten; ebenso sehr der Ursprung der ewigen Gegensätze der Liebe und des Hasses, aus denen die Schüler des Empedokles die Fülle der Erscheinungen erklärten. Wenn Anaxagoras gelehrt hatte daß in der sichtbaren Welt nicht der Urgrund des seins und werdens liegen könne, sondern außerhalb derselben von einem Wesen kommen müsse das nicht des Stoffes Art sei, ein in sich lebendiges, so stimmte solches genau mit der christlichen Lehre überein; die wenn auch minder deutlich dasselbe aussprach. Die große Menge der rückstän-

digen wie die geringe Zahl der vorgeschrittenen konnten mit voller Freiheit ihre Besonderheiten in das Christenthum übertragen; es war Raum für alle. Die christlichen Kirchenväter haben späterhin sehr stark die heidnische Philosophie betrieben, ohne damit in Widerspruch mit dem Christenthume, mit dem christlichen Gottesglauben zu gerathen.

Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthumes lehrt, wie zuerst die Menge des Volkes ihrer bisherigen Verehrungwesen sich entledigte, dem Glauben an Einen sich zuwendend; wie nach und nach auch viele der vorgeschrittenen unter Juden und Griechen den Widerstand aufgaben, um ihre getrennten Schulvorstellungen in dem Christenglauben zu bergen. Man änderte nur die Bezeichnung, den Namen des höchsten und konnte unbekümmert die bisherigen Sondervorstellungen beibehalten, deren Vertreter allgemach sich bestrebten, überwiegende Geltung dafür zu erlangen. Es waren nicht allein die Vorstellungen der jüdischen Sekten, so wie der griechischen und römischen Weltweisen welche darin sich zusammen fanden, sondern bei fortgehender Ausbreitung kamen auch die Vorstellungen der Perser hinzu, deren Lichtgott ohne weiteres Raum fand und willige Aufnahme, da er als Geber alles guten dem Christengotte völlig gleich war. Die verschiedenartigsten höchsten Wesen wurden in das Christenthum getragen, von Israeliten Persern Griechen und Römern: jeder als selbstverständlich voraussetzend daß der Christengott nur seinem heimischen Verehrungwesen gleich sei, keinem anderen. Frühzeitig hatte die große Menge sich gewöhnt, Jesus zum Gegenstande ihrer Verehrung zu erheben; hatte seinen früheren Gewohnheiten gemäs, das Bild des gekreuzigten aufgestellt um den Gedanken einen sichtbaren Anhalt zu geben. Der Grundzug menschlicher Erkenntniß alles was willenbegabt zu sein scheint in Menschenform und Menschenart zu denken und als solches näher sich zu fühlen, hatte das Volk dem unnahbaren unfaßlichen Christengotte entfremdet, den menschlich darstellbaren Stifter des Glaubens an seine Stelle erhoben. Es entstand eine Kluft zwischen den vorgeschrittenen und der Menge. Justin der Märtürer vom heidnischen Richter befragt antwortete: „Wir versammeln uns wo jeder will und kann; denn der Gott der Christen ist nicht in einem Raume eingeschlossen, sondern unsichtbar erfüllt er Himmel und Erde und überall kann er von gläubigen verehrt werden.“ Weit abweichend davon, liebte es die Menge, in Ermanglung öffentlicher Tempel, allenthalben in ihren Häusern, an ihren Geräthen ihren Bechern u. a. das Kreuz oder das Bild eines Hirten auf seinen Schultern ein Lamm tragend, darzustellen und Zeichnungen in den Katakomben Roms zeigen, daß die Christen frühzeitig den gekreuzigten, das Crucifix anbeteten. In dem

Maße wie die bildnißfeindlichen Juden im Kreise der Neuchristen durch die bildnißgewohnten Griechen und Römer überstimmt wurden, ward die Jesusanbetung übermächtiger und die allmälig sich bildende Priesterschaft ward gezwungen, den Heiland, dem sie ohnehin eine übermenschliche Stellung nicht versagen durfte, zur göttlichen Person zu erheben und durch Billigung der bereits eingerissenen Anbetung desselben, die Geltung des Christengottes zu retten und die Einheit des Glaubens zu bewahren. Jesus wurde durch Beschluß der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 nach Ch. G.) zur zweiten Person der Gottheit erhoben, so daß fortan der zweieinige Christengott, in völliger und untrennbarer Einheit aus zwei Personen bestehend, gedacht werden sollte als Gott-Vater der die Welt erschuf und regiert, und Gott-Sohn, der vom Vater in der Jungfrau Maria erzeugt, vom Himmel herab kam um als Mensch geboren zu werden und auf Erden zu leben, aber nach seinem sühnenden Kreuzestode zum Gott-Vater zurück kehrte, um fortan mit ihm vereint die Welt zu regieren.

Diese Zwei-Einheit ward 56 Jahre später wesentlich verändert durch die allgemeine Anerkennung des heiligen Geistes als dritte Person. Unter den Israeliten hatte von den ältesten Zeiten her die Vorstellung des heiligen Geistes, des Geistes der Weissagung sich gebildet und wenn auch nach und nach erweitert durch alle Zeiten sich erhalten als Vorstellung eines Geistes, der zu Zeiten ungewöhnlicher Erregung die Menschen begeistere zu vorausschauenden Aussprüchen über die Zukunft. Es heißt:

4. Mose 11. 24: „Und Moscheh ging hinaus und sagte dem Volke des JHOH Worte und versammelte die 70 Männer unter den Ältesten des Volkes und stellte sie um die Hütte her. Da kam JHOH hernieder in der Wolke und redete mit ihm. Und nahm des Geistes, der auf ihm war und legte ihn auf die 70 ältesten Männer. Und da der Geist auf ihnen ruhete, weissageten sie und höreten nicht auf."

5. Mose 34. 9: „Josua aber, der Sohn Nuns ward erfüllt mit dem Geiste der Weisheit, denn Moscheh hatte seine Hände auf ihn gelegt."

Die selbe Vorstellung von ausströmen des heiligen Geistes enthielt sich im Verlaufe aller nachfolgenden Jahrhunderte. In der Geschichte Sauls wird berichtet

1. Sam. 10. 10: „Und da sie kamen an den Hügel, siehe da kam ihnen ein Profetenhaufe entgegen und ELOHIM's Geist kam über ihn (Saul) daß er unter ihnen weissagete." Ebenso sagt der Profet

Joel 3. 1, als Äußerung des JHOH: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch und eure Söhne und

Töchter sollen weissagen, eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen. Auch will ich zu der selben Zeit Beides über Knechte und Mägde meinen Geist ausgießen."

Die selbe Vorstellung findet sich im neuen Testamente wieder: die Evangelisten beschreiben, wie bei der Taufe Jesu der heilige Geist in Gestalt einer Taube herabgekommen sei, und fügen den bedeutsamen Ausspruch hinzu, Johannis taufe nur mit Wasser, Jesus werde mit dem heiligen Geiste taufen. Jesus verheißt seinen Jüngern

Luc. 24. 49: „Und siehe ich will auf euch senden die Verheißung meines Vaters."

Joh. 15. 26: „Wenn aber der Tröster kommen wird welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir." Ferner in der

Apostelg. 1. 5: „Denn Johannis hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem heiligen Geiste getauft werden, nicht lange nach diesen Tagen."

Die wunderbare Erfüllung dieser Verheißung wird beschrieben

Apostelg. 2. 2: „Und es geschah schnell ein brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus da sie saßen. Und man sah an ihnen die Zungen zertheilt als wären sie feurig und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen. Und wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit anderen Zungen wie der Geist ihnen gab auszusprechen."

Ferner heißt es von Petrus und Johannis

Apostelg. 4. 31: „Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte da sie versammelt waren und wurden alle des heiligen Geistes voll und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit."

Apostelg. 8. 14: „Da aber die Apostel höreten zu Jerusalem, daß Samarien das Wort Gottes angenommen hatte, sandten sie zu ihnen Petrus und Johannis, welche, da sie hinab kamen und über sie beteten, daß sie den heiligen Geist empfingen. Da legten sie die Hände auf sie und sie empfingen den heiligen Geist."

Apostelg. 10. 44: „Da Petrus noch diese Worte redete, fiel der heilige Geist auf alle die dem Worte zuhöreten."

Der heilige Geist wird als gestaltig erscheinend nur zweimal erwähnt: als feurige Zungen, die sich niederlassen auf die begeisterten Jünger, und als Taube bei der Taufe Jesu. Das Bild der Taube war gebräuchlich bei den Samaritern, die den heiligen Geist als weiblich dachten, findet sich aber auch bei den Rabbinen im Talmud.

In den israelitischen Geschichtbüchern über die Zeit vor dem Auszuge aus Ägüpten wird nirgends der Gabe der Weissagung erwähnt. Es wird also wahrscheinlich diese Vorstellung aus Ägüpten stammen,

wo sie an den verschiedenen Orakelstätten ihren Ausdruck fand. Die vom Josef erzählten Traumdeutungen gehören nicht hieher, da sie ohne höhere Eingebung geschahen; dagegen entwickelte sich schon auf der Wüstenreise die Vorstellung dahin, daß es möglich sei, durch Händeauflegen des begeisterten den heiligen Geist auf andere zu übertragen. In Bezug auf diese doppelte Bethätigung, ausfließend vom Verehrungwesen in begeisterte und mittheilbar durch Händeauflegen vom Menschen zu Menschen, stimmen die Stammschriften der Christen überein mit den älteren der Israeliten, nur erstreckten die Christen die Gabe über die Weissagung hinaus, zum reden in fremden Sprachen und zur Verrichtung von Wundern.

Diese Vorstellungen der Judenchristen trafen zusammen mit der verwandten Vorstellung der Griechenchristen von einem göttlichen Logos (Schöpferwort Vernunft) vergleichbar der höchsten Weisheit welche aus Zeus Haupte entsprungen als Pallas Athene verehrt worden war, auch an mehreren Orten des Morgenlandes in verwandten Vorstellungen lebte, in der Deutung als Urvernunft, als erstes Wort mit dem die Schöpfung der Welt begann. So bezeichnet auch das Evangelium Johannis 1. 1: „Im Anfange war das Wort (Logos) und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ Der Logos wird aber als Gottessohn als Christus gedeutet; denn es heißt (Joh. 1. 14): „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns; wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.“ Im Widerspruche hiemit bildete sich aber im Christenthume des Morgenlandes die Vorstellung dahin aus, der heilige Geist sei ein von Christus getrenntes Wesen, sei von Ewigkeit her das gleiche geblieben, habe die Apostel begeistert zu Weissagungen und Wundern und sei von ihnen durch Händeauflegen auf andere Menschen (Priester) übertragen. In Folge dessen ward auf einer Kirchenversammlung zu Konstantinopel (381 nach Ch. G.) der heilige Geist endgültig und allgemein zur dritten Person in der Gottheit erhoben. Im Glauben der Christen herrschte demnach bis 325 nach Ch. G. die Vorstellung des einigen Gottes, darauf bis 381 nach Ch. G. des zweieinigen und von 381 nach Ch. G. bis auf die Jetztzeit des dreieinigen. Über die zuletzt festgestellte Natur der drei Personen spricht sich das athanasische Glaubensbekenntniß aus wie folgt: „Der Vater ist von niemandem gemacht noch geschaffen noch gezeugt; der Sohn ist vom Vater allein, nicht gemacht nicht erschaffen sondern gezeugt; der heilige Geist ist vom Vater und Sohn, nicht gemacht noch erschaffen, sondern erfließend. In dieser Dreieinigkeit ist nichts früher oder später, nichts größer oder geringer, sondern alle drei Personen sind sich ganz gleich und gleich ewig, so daß in allen sowohl

die Dreiheit in der Einheit wie die Einheit in der Dreiheit verehrt werden muß."

Es wiederholte sich im Christenthume der selbe Vorgang, welcher bei den älteren Völkern zur Zersplitterung geführt hatte: die vorgeschrittenen strebten danach die Fülle der übermächtigen Einflüsse zu einer einheitlichen Vorstellung zu gestalten, während in der Menge, unfähig über die engeren Grenzen seiner Fassungsgabe hinauszugehen, jeder mit der Auffassung eines Theiles sich begnügte, eine besondere Äußerung der Gottheit auffaßte, sei es in der Menschwerdung Jesu oder im erfließen als heiliger Geist. Es wäre im Laufe der Zeit eine durchgreifende Spaltung in Gottchristen (Arianer) Jesuchristen (Katholiken) und Heiligengeistchristen (Manichäer) eingetreten, wenn nicht die vorgeschrittenen (Priester) alle drei vereint hätten und in der Vorstellung der Dreieinigkeit die Einheit des Christenthums erzwangen. Die Verehrung des heiligen Geistes hatte vornämlich unter den asischen Christen sich ausgebreitet, in Folge der Lehren eines Persers Mani; welcher altpersische Lehren in das Christenthum verpflanzend, den heiligen Geist als Weltenschöpfer als Schöpferwort zur höchsten Geltung zu bringen suchte und mit dieser Ansicht um so leichter Eingang gewann, als unter allen Christen die Vorstellung herrschte daß der heilige Geist, durch Händeauflegen mitgetheilt und ausgebreitet, fortwährend im Kreise der lebenden wirke, also der Gegenwart noch näher stehe als der vor Jahrhunderten gestorbene Gottessohn. Der heilige Geist in persischer Weise gedeutet (Joh. 1.) gab eine höher stehende Vorstellung als die aus dem Ägüptischen durch das Judenthum herangebildete Vorstellung einer Gabe der Weissagung der Wunderverrichtung und des redens in fremden Sprachen. Jene konnte also um so eher bei den vorgeschrittenen Eingang gewinnen, als sie sowohl die Gottesvorstellung wie auch die Jesuvorstellung enthielt: Gott als Aussprecher des Schöpfungwortes (Logos) und Jesus als höchste Bethätigung, Erzeugniß desselben. Die Dreieinigkeit rettete die Einheit des Glaubens, mit Ausnahme der geringen Streitfrage zwischen den griechischen und römischen Christen, ob der heilige Geist nur vom Vater oder auch vom Sohne ausgehe. Sie konnte aber bei alledem nicht die rückständigen aus ihrer Beschränkung erheben, deren Grenzen ebenso wenig die Dreieinigkeit wie den in Zeit und Raum unermeßlichen Gott zu umfassen vermogten. Je mehr die vorgeschrittenen zur Einheit strebten und die Gottesvorstellung steigerten, desto stärker mußte bei der großen Menge der rückständigen der Drang werden, auf das nächstliegende sich zu beschränken, auf dasjenige was das Sonderleben in Freude und Leid bewegt. Je mehr eine Vorstellung umfassen soll desto minder faßlich wird sie den meisten Menschen; denn die Menge, von den Sorgen des

täglichen Kampfes um das Dasein gedrängt, fühlt minder den Trieb nach Erkenntniß des All als nach Ermittelung desjenigen was sie in ihrem Lebenskampfe unterstützen könne, was bei vorfallenden Übeln (Krankheit, Narungsorgen u. d.) ihnen sofort helfen könne. Wie in allen Beziehungen so auch in dieser steht dem Menschen das menschenänliche in menschliche Gestalt gefaßte am nächsten, weil es innerhalb der Grenzen seiner Fassungsgabe liegt. Deshalb wurden auch das Bild des gekreuzigten, wie die Gräber Bilder und Überreste der für den Glauben gestorbenen (Märtürer) näherstehende Verehrungwesen als der unfaßliche dreieinige Gott. In dieser Richtung setzte sich bei der Menge die Rückbildung fort bis zum Bilder- und Reliquiendienste hinab.

§ 50. Das Nachdenken einer Reihe großer Begründer des christlichen Glaubens hat eine Menge scharfsinniger Aussprüche über das **Wesen Gottes** geschaffen, vornämlich unter einwirken der altgriechischen Weisheit.

Der Kirchenvater Athanasius (4. Jahrhundert) sagte, daß wenn auch unmöglich zu sagen was Gott sei, so ist doch möglich zu bestimmen was er nicht sei; wir wissen nämlich daß er nicht wie der Mensch ist und daß man endliches nicht von ihm denken dürfe.

Augustin (4. Jahrh.) sagte: Nicht ich selbst erkenne Gott, sondern Gott giebt sich mir zu erkennen; Er dem es nichts anderes ist zu leben und etwas anderes zu erkennen, sondern in welchem das erkennen auch Leben und Sinn ist. Einfach ist das was er hat und nicht verschieden von dem der da hat. Ihm ist Eigenschaft nicht verschieden vom Stoffe und man darf sagen: Gott ist ewig oder unsterblich oder unverweslich oder unveränderlich. Drei Personen aber sind in Gott und ein Wesen und ein unzertrennliches wirken: Gott der Vater das göttliche sein; der Sohn das erkennen als ein sichselbstoffenbaren des seins; daher der Sohn vom Vater gezeugt das wollen und die Liebe ist, worin sich sein und erkennen umfassen, die Gemeinschaft von beiden und die Darstellung der göttlichen Einheit; der heilige Geist als die Gemeinschaft oder die Liebe in der Vater und Sohn sich umfassen und von beiden ausgehend macht uns die Gemeinschaft beider theilhaftig.

Dionüsius, unter dessen Namen im 6. Jahrh. Schriften bekannt wurden, spricht sich dahin aus: Die überwesentliche und verborgene Gottheit darf niemand weder als Begriff oder als Kraft noch als Geist oder Leben oder Wesenheit preisen, wenn er zu den Liebhabern der über aller Wahrheit hinaus liegenden Wesenheit gehört; sondern als unendlich erhaben über alle Beschaffenheit Bewegung Leben Ein-

bildung Vorstellung Namen Begriff Verstand Einsicht Wesenheit Bestand Festigung Einigung Grenze Unbegrenztheit und über alles was existirt. Gott ist nicht auf irgend eine Weise seiend, sondern einfach und unbegrenzt, in sich selbst das ganze sein zusammengefaßt und vorausfassend; Weisheit Gerechtigkeit Größe Feinheit Schönheit Grenzenlosigkeit und Bewegung kommen ihm zu.

Anselm von Canterbury (1033—1109) lehrte: Gott ist das höchste was gedacht werden kann; es kommt ihm nicht blos das sein zu, sondern er hat auch allein das wahrhafte sein, alles andere kann man sich als nichtseiend denken. Es giebt nämlich ein doppeltes sein, ein sein in der Vorstellung und ein sein in der Wirklichkeit. Daß das denkbar höchste wenigstens in seiner Vorstellung da sei muß auch der Thor eingestehen; wäre es aber nur in der Vorstellung vorhanden, so könnte es ein noch höheres geben, nämlich solches was nicht allein in der Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit da wäre; folglich muß das höchste, das vollkommenste auch in der Wirklichkeit da sein. Verhältniß-Bezeichnungen gehören nicht zum Wesen eines Dinges, können also auch nicht auf Gott angewendet werden, dessen Wesen nicht durch die Bezeichnung des höchsten wiedergegeben werden kann, weil die Bezeichnung wegfallen müßte wenn alle anderen Wesen fehlten, ohne daß damit das Dasein Gottes hinfällig würde oder seine Größe im geringsten sich mindern könnte, weil er groß und gut ist durch sich selbst, es also der Vergleichungen gar nicht bedarf. Die göttlichen Eigenschaften als Bestimmungen des göttlichen Wesens, sind von diesem ebenso wenig wie von einander trennbar; sie bilden nicht eine Mehrheit, sondern eine Einheit und nur in der Einheit bilden sie das göttliche Wesen. Das Wort welches die Welt erschuf ist als Verstand des höchsten Wesens mit diesem dasselbe und dennoch ein unterschiedliches; das Verhältniß läßt sich am änlichsten durch den Ausdruck der Zeugung bezeichnen als Vater und Sohn; beide gleich und vollkommen durch sich selbst. Von beiden geht die Liebe aus gleichwesentlich mit ihnen; das ausströmen wird als Hauch bezeichnet, die Liebe ist also der Hauch oder heilige Geist, von Vater und Sohn ausgehend, mit beiden gleichstehend und ein Wesen bildend.

John Scott (Johannes Scotus Erigena im 12. Jahrh.) lehrte: Etwas anderes als Gott und außer ihm giebt es nicht; denn in ihm ist alles und außer ihm nichts, so daß es vermessen wäre ihm eine Eigenschaft beizulegen die zufällig und nicht eines und dasselbe wäre mit seinem Wesen; denn sonst wäre er ja nicht einfach, sondern aus Wesen und Eigenschaften zusammengesetzt. Das änliche wie das unänliche, alle Gegensätze und Widersprüche ordnet und schließt Er in Schönheit und Einklang in sich zusammen; in der Weltharmonie ist

alles Uebereinstimmung und Zusammenklang. Gott war nicht früher als er alles in das Dasein rief; das sein Gottes ist nichts anderes als sein schaffen, er existirt als das Wesen von allem, Gott ist durch sich selbst die Liebe, sehen und bewegen, wie auch das geliebt das gesehen und bewegtwerden und ist doch mehr als alles dieses.

Abälard (1079—1163) lehrte folgendes: Durch den Namen des Vaters wird die Macht der göttlichen Majestät bezeichnet, vermöge welcher Gott alles was er will zu vollbringen vermag; das Wort oder der Sohn ist die Weisheit, vermöge welcher er alles erkennt und nichts ihm verborgen bleibt; der heilige Geist ist die Güte oder die Liebe, vermöge welcher Er alles zu den besten Zwecken ordnet oder leitet. Es ist aber ein Wesen, ein Wille und eine Macht in diesen drei Personen. Der Unterschied der göttlichen Person liegt nicht blos in unserer Auffassung, sondern im Wesen selbst; nicht weil ein Unterschied in den Namen gemacht wird giebt es eine Dreieinigkeit, sondern weil diese von Ewigkeit her in Wirklichkeit vorhanden ist hat man in der Zeit eine Unterscheidung der Namen gemacht, weil es nur dadurch dem endlichen Menschen verdeutlicht werden kann.

Bernhard von Clairvaux (1091—1153) beantwortete die Frage: Was ist Gott? dahin: Es giebt keinen besseren Namen als: der da ist! Wenn man Gott bezeichnet als gut groß selig weise oder wie sonst, so ist jedesmal ausgesprochen: Er ist! denn seine Eigenschaften setzen sein Dasein voraus. Durch aufzählen von Eigenschaften gewinnt der Begriff Gottes nichts, durch weglassen verliert er nichts. Gott ist Urgrund von allem, Grund seiner selbst, an den die Zeiten weder herankommen noch an den sie vorübergingen, ohne daß sie jedoch mit ihm ewig wären. Nach seiner erhabenen, unbegreiflichen Natur ist Er in allem, wie alles in Ihm ist. In Gott ist nichts als Gott, aber Gott ist eines in drei Personen. Das Wesen ist nur eines und die drei Personen sind eines. Es ist ein großes heiliges Geheimniß, das man verehren aber nicht suchen soll zu erforschen. Daran zu glauben ist Frömmigkeit, es erforschen wollen ist Vermessenheit, es zu wissen ist Leben, ja ewiges Leben. Gott ist allmächtiger Wille, allgütigste Kraft, ewiges Licht, unwandelbare Vernunft, höchste Seligkeit, Geister schaffend zur Theilnahme an ihm, belebend zum empfinden, weckend zum begehren, erweiternd zum begreifen, rechtfertigend zum verdienen, entzündend zum Eifer, befruchtend zum Fruchttragen, leitend zur Gerechtigkeit, bildend zum Wohlwollen, lenkend zur Weisheit, kräftigend zur Tugend, einkehrend zur Tröstung, erleuchtend zur Erkenntniß, ewigend zur Unsterblichkeit, erfüllend für Seligkeit, umschließend zur Sicherheit. Er ist die Ewigkeit Liebe Unermeßlichkeit allmächtig und allweise.

Sein Wesen ist eines, seine Wirksamkeit vielfältig, seine Thätigkeit verschiedentlich.

Thomas von Aquino (1225—1274) lehrte: Gott erkennt alles in sich selbst, sein Dasein ist sein erkennen; in der Form des erkennens sind alle Wirkungen in der höchsten Ursache vorgebildet. Es giebt eine zwiefache Betrachtung des höchsten: natürliches erkennen aus der Schöpfung und vollkommener aus unmittelb..rem anschauen des Wesens Gottes; zu jener wirkt die menschliche Vernunft, zu dieser die göttliche Offenbarung. Während die übrigen Wissenschaften auf Grundsätzen beruhen, die aus der menschlichen Erkenntniß erwachsen, geht die Gotteslehre (Theologie) von Grundsätzen aus die nur aus dem Lichte des Glaubens erhellen. Es läßt sich z. B. die Dreieinigkeit gar nicht aus der Vernunft beweisen, weil sie als Geheimniß göttlicher Offenbarung Gegenstand des Glaubens ist. Wollen und erkennen sind in Gott eins, aber die vom wollen ausgehende in der Schöpfung bethätigte Liebe setzt voraus, daß etwas in die Erkenntniß aufgenommen sei um Gegenstand der Liebe zu werden. In Gott entspricht das erkennen seines selbst das erzeugt werden des Sohnes als seines vollkommenen Ebenbildes, und die Liebe ist das gegenseitige verlangen: der heilige Geist ist die gegenseitige Liebe zwischen Vater und Sohn und geht deshalb von beiden aus.

Richard von St. Victor (starb 1172) erläuterte dasein und Wesen Gottes wie folgt: Alles Daseiende muß die Möglichkeit des seins irgend woher haben, diese Möglichkeit muß aus der Macht des seins herstammen. Wenn aber alles aus der Macht des seins herrührt, dann kann diese nur aus sich selbst alles sein und haben: sie ist alles Dasein, alle Macht und Weisheit. Die Macht des seins, das höchste Wesen kann nur ein Wesen sein, läßt aber die Möglichkeit mehrerer Personen zu. Gott ist allmächtig unerschaffen und immerwährend unvergänglich unveränderlich unendlich unermeßlich, das höchste Gut und allvollkommen, das höchste eine und einzig höchste, unbegreiflich einfach. Die Vollendung der göttlichen Liebe erfordert nicht nur einen Geliebten, sondern auch einen Mitgeliebten, also eine Dreiheit von Personen, ohne die sie in ihrer ganzen Fülle nicht bestehen kann. Das höchste und einfachste sein ist allen drei Personen gemeinschaftlich; bei allen ist das sein dasselbe, wie das Leben das erkennen und die Fähigkeit wie das vollbringen. Daß der ungezeugte Vater-Gott einen anderen gleichgestaltet und gleichwürdig wie er selbst haben will, heißt so viel als den Sohn zeugen; daß der gezeugte sowohl wie der unerzeugte einen Gleichgeliebten haben wollen, heißt so viel als den heiligen Geist hervorbringen; bei dem ersten ist es die Gemeinschaft der Ehre, bei letzterem die Gemeinschaft der Liebe.

Im Meister Eckard (Anfang des 14. Jahrh.) erreichte die christliche Gottesvorstellung ihren Gipfelpunkt; es floß alles darin zusammen. Nach ihm ist die göttliche Natur die Ruhe; alles erschaffene sucht Ruhe; in allen Gaben giebt Gott sich selbst und alles strebt danach Gott gleich zu werden. Gott ist es so sehr nöthig uns zu suchen, als ob alle seine Gottheit daran hinge; Gott mag unserer ebenso wenig entbehren, wie wir seiner. Sofern der Mensch sich selbst verleugnend durch Gott und mit Gott vereinigt wird, sofern ist er mehr Gott als Geschöpf. Wenn der Mensch seiner selbst ledig ist und nur in Gott allein lebt, so ist er wahrlich dasselbe von Gnaden, was Gott von Natur ist. Gott bekennt selbst daß kein Unterschied sei zwischen ihm und diesen Menschen. Gottes eigenes wirken ist gebären seines Sohnes, den er allezeit gebiert; er gebiert seinen Sohn in derselben Weise wie er ihn in Ewigkeit gebiert und nicht anders; er muß es thun es sei ihm nun lieb oder leid. Der Vater gebiert seinen Sohn ohne Unterlaß, er gebiert mich seinen Sohn, er gebiert mich sein Wesen und seine Natur. Gott und ich sind eines im erkennen; Gottes Wesen ist sein erkennen und Gottes erkennen macht daß ich ihn erkenne; darum ist sein erkennen mein erkennen.

Johann Tauler (starb 1361) lehrte: Gott als Gottheit gehört nicht zu weder Wille noch wissen oder offenbaren; aber Gott als Gott gehöret zu daß er sich selbst eröffne bekenne und liebe und sich selbst offenbare in sich selber und dies noch alles in Gott und noch alles als ein Wesen, aber nicht als ein wirken, weil es ohne äußeren Gegenstand in ihm selbst vorgeht. Das wahre Licht ist Gott, das falsche Licht ist Natur oder natürlich. Gott gehöret zu daß er weder dies noch das ist, ebenfalls daß er weder dies oder das will oder begehret oder suchet in einem vergotteten Menschen, sondern gut als gut und um nichts anderes als um gut; also ist es auch um das wahre Licht. Dagegen gehört der Natur zu, daß sie etwas ist dies oder das daß sie strebe liebe oder werthschätze, nicht um des guten willen, sondern um dies oder das. Das vollkommene Gut das man Gott nennt, kann nur erkannt werden vom wahren Lichte; darum muß es auch geliebt werden wo es erkannt wird oder erkannt ist.

§ 51. Diese verschiedenen Lehren beherrschten aber nur kleine Kreise; bei der großen Menge der Christen befand sich die **Gottesvorstellung in der Rückbildung.**

Jene Lehren der erleuchtetsten Männer ihrer Zeit erweisen die Schwierigkeit, den Inhalt der christlichen Gottesvorstellung zu erfassen und klar darzulegen, widerlegen auch am deutlichsten die vielfach herrschende Meinung, daß der Gottesglaube einfach und leicht faßlich sei.

Jene Lehren erregten Aufsehen durch das gegenseitige bestreiten; allein der Menge des Volkes waren sie unbegreiflich, lagen ihren auf das nächste gerichteten Bestrebungen zu fern um faßlich zu sein; im Christenthume vorhanden beherrschten sie nicht dasselbe. Der christliche Priesterverband war schon zu sehr beschäftigt mit der Ausbreitung seines Einflusses und der Verwaltung seiner großartigen Reichthümer, als daß er den hochfliegenden oder tiefdringenden Grübeleien Jener die verdiente Aufmerksamkeit schenken sollte. Nur von Zeit zu Zeit, durch das Aufsehen der Kämpfe oder daran betheiligte Kirchenfürsten angeregt, verboten die Päpste Lehrsätze einer oder anderen Art, um Streitigkeiten durch ihr Machtgebot ein Ende zu machen. Der Priesterverband hielt aber unwandelbar an der Vorstellung fest, daß Gott ein ewiges von der zeitlichen Welt, der Natur geschiedenes geistiges vollkommenes Wesen sei, eines in drei Personen; ohne auf weitergehende Erläuterungen sich einzulassen.

Das außerhalb stehende Volk folgte zum kleinsten Theile jenen voranschreitenden Lehrern, ein anderer Theil stand auf der Mittelstufe des Priesterverbandes, die große Mehrzahl hielt sich tief unter deren Gottesvorstellung. Vom Anfange des Christenthumes her hatte Jesus als Mensch gewordener Gott der Mehrzahl am nächsten gestanden, entfernter der aller menschlichen Beschränkung ermangelnde, aber in seinen Geschöpfen erfaßliche Gott-Vater, am fernsten der alles Menschen änlichen und faßlichen ermangelnde heilige Geist. Am nächsten lag der Menge die Verehrung der für den Glauben gestorbenen Heiligen, weil deren Gestalt und Handlungen dem menschlichen denken und fühlen so gemäß waren, daß man ihr Leben, selbst ihre Gebrechen und Mängel kannte. Die Stätte ihres wirkens konnte besucht werden, ihre Bildnisse geschaut, ihre Leichen Kleider Geräthe Gebeine konnten berührt werden, und doch standen sie wiederum durch ihren Lebenswandel, ihre Wunderthaten und ihre Selbstaufopferung im qualvollen Tode, dem Menschen fern genug, hoch genug über ihm um Gegenstand seiner Verehrung zu sein, als übermächtig und einflußreich gelten zu können. Das streben der Menschen nach Erkenntniß der Übermächte, welche seinen Lebenslauf beherrschen und der Wunsch auf selbige einzuwirken, fand bei den christlichen Völkern in der rückständigen Menge seine Befriedigung durch die Christus- und Heiligen-Verehrung.

Zu dieser gesellte sich im Laufe der Zeit die Verehrung der Mutter Jesu. In den ersten Jahrhunderten blieb sie außerhalb des Kreises der Verehrungwesen, um so mehr als damals selbst Jesus zurückstehen mußte: der Kirchenvater Origines (im dritten Jahrh.) sprach noch ganz entschieden aus, daß man nicht zu Jesus, sondern einzig zum Gott-Vater zu beten habe; ebenso ordnen die Kirchenväter

Justin und Irenäus den Gottessohn und den heiligen Geist dem Gott-Vater unter. Als im 4. Jahrh. die Dreieinigkeit zur vollsten Geltung gebracht worden war, erhob sich das Andenken an die Mutter Jesu zur Verehrung; als dann die Anbetung des Gott-Vaters durch die des gekreuzigten Gott-Sohnes zurückgedrängt ward, auch unter den verehrten Märtürern heilige Jungfrauen und Frauen sich befanden, lag es um so näher auch die Mutter Jesu zu einer Stellung zu erheben, welche ihr als Mutter eines Gottes neben ihrem Gott-Sohne gebürte. In den ersten Jahrhunderten während des Übergewichtes der Semiten im Christenthume wäre es schwerlich möglich gewesen, weil die ursemitische im Judenthume verbliebene Geringschätzung des Weibes übermächtig entgegengestanden hätte. Als aber die Griechen und Römer, späterhin auch die Teutonen das Übergewicht erlangt hatten, stand dieses Hinderniß nicht entgegen; denn die arische Gleichschätzung des Weibes hatte von jeher dazu geführt, in der Götterehe (§ 44) weibliche Verehrungwesen anzubeten, gleich den männlichen.

Die Anordnung, welche im Laufe der Zeit an den verschiedensten Orten ziemlich gleichmäßig sich gestaltete, war folgende:

Jesus, dem gekreuzigten Gottessohne ward die höchste Verehrung gewidmet;

Maria, der gesegneten und schmerzensreichen Mutter Gottes nächstdem;

Gott-Vater war weit zurück gedrängt, aber verehrt;

Gott-Heiligergeist stand am fernsten, fand nirgends besondere Verehrung.

In der Erhebung der Mutter Gottes zum Gegenstande der Verehrung vollzog sich einer der tieffstliegenden Grundzüge der Menschheit, nämlich die Vereinigung und gegenseitige Ergänzung beider Geschlechter zum vollen Menschen, aus welcher die Gleichschätzung des Weibes nothwendig folgert. Es war ein Schritt in der Richtung, welche das Weib aus der Unterordnung erlösen wird, zu der nur das hemmen seiner Fortbildung, nicht das Maß seiner Bildungfähigkeit die Veranlassung gab. Je mehr die Übermacht der Welt, das höchste Wesen, in dem Mensch gewordenen Gott-Sohne erkannt und angebetet wurde, desto stärker mußte auch die Vorstellung der Gottesmutter an Bedeutung zunehmen; ihre Erhebung zur Anbetung war eine folgerichtige That, Gestaltung eines höchst ehrenwerthen Gefühles, ein Sieg des in Griechen und Römern höher entwickelten Menschenthumes über die einseitigen beschränkten Ansichten des Semitenthumes, abstreifen der Geringschätzung, zu der die Frühreife und das Frühalter des Semitenweibes Veranlassung gab. Eine freundliche Gottesfamilie auf rein arischer Grundlage war hergestellt und abgeschlossen.

§ 52. Als die rückständigste Form, zu welcher die Rückbildung der Gottesvorstellung führte, ist die **Verehrung der Bilder und Reliquien** zu erkennen.

Es mußte dazu kommen, als durch die Grundneigung des Menschen zum Menschenänlichen die Menge der Gläubigen überwiegend dem Gottsohne, der Mutter Gottes und den Heiligen sich zuwandte; dagegen den unnahbaren, aller Menschenform ermangelnden Gott=Vater und noch mehr den ganz unfaßbaren Gott=Heiligengeist zurückstellte. Die Heiligen standen dem Menschen am nächsten unter den lebend gewesenen, denn ihre Lebensdauer reichte in manchen Fällen bis an die Gegenwart heran; vielleicht waren noch Nachkommen von ihnen lebend, in deren Namen ihr Gedächtniß ruhete. Diese Annäherung zwischen dem Gläubigen und seinen Verehrungwesen führte aber weiter in der zunehmenden Rückbildung; denn noch näher als die Verstorbenen waren ihre Bilder und Überreste, noch faßlicher als die im Gedächtnisse ruhenden Gestalten und Thatberichte. In den ersten Jahrhunderten wurden keine Bilder in den Kirchen geduldet: die Kirchenversammlung zu Illiberis (Elvira) verbot es „die Gegenstände der Verehrung und Anbetung an den Wänden abzumalen;" die Kirchenlehrer Eusebius und Chrüsostemus (um 390 n. Chr. G.) bezeichneten den Bildergebrauch als Götzendienst. Als die Christen in Ägüpten im vierten Jahrhundert begannen die Gebeine der Märtürer aus den Gräbern zu nehmen, um sie zu Gegenständen der Anbetung zu machen, drang der heilige Antonius ernstlich darauf sie in den Gräbern zu lassen. Die Rückbildung ließ sich aber nicht aufhalten: die tausenden, welche aus dem Heidenthume zum Christenthume übertraten, übersprangen damit nicht die weite Kluft, welche sie in ihrer menschlichen Fortbildung von den höheren Stufen trennte, sondern behielten als Theile ihres Wesens die Vorstellungen ihrer bisherigen Bildungstufe bei und suchten im Christenthume nach Anhalt für die gewohnten Vorstellungen und Verehrungweisen. Bei der afrikanischen Menschheit herrscht aber seit den ältesten Zeiten und auch jetzt noch bei Völkern auf der bezüglichen rückständigen Bildungstufe, die Neigung zur Verehrung der Gebeine ihrer Vorfahren, welche sie in Laden als Heiligthum aufbewahren und als Orakel befragen. Es lag darin die erste Stufe zu den Laden der Götterbilder bei den Ägüptern, so wie zu den Orakelladen der Semiten (Babeloner Israeliten u. a.) der Lade des Dio=Nüsos bei den Griechen, zuletzt im Christenthume zu den kunstreichen Reliquienkasten mit Gebeinen von Märtürern. Die heidnische Gewohnheit setzte sich fort an den Bildern und Überresten der ehemals Menschen gewesenen Märtürer; die Verehrung heftete sich örtlich an die vorhandenen Andenken, besonders an irgend=

wo befindliche Bilder Gräber und Überreste (Gebeine, Kleider oder sonstig berührtes) welche vorzüglichste Gegenstände der Verehrung wurden. Es war jetzt nicht mehr der erhöhete Gottessohn oder die gesegnete Mutter Gottes, welche er um Hülfe anflehete und die ihm halfen, sondern das stoffliche Crucifix half ihm, das besondere Muttergottesbild welches vor ihm stand, oder das gemalte Heiligenbild vor dem er kniete. Ebenso wurden Gebeine Kleider Fußspuren und berührte Gegenstände der Verehrungwesen der Anbetung ausgesetzt; sie verrichteten Wunder, verhängten Glück oder Unheil. Ihre Menge wuchs im Laufe der Zeit so sehr an, daß bald Köpfe oder Glieder bekannter Heiliger in überschüssiger Zahl vorhanden waren und die jetzt vielerorts vorhandenen Stücke von Jesu Kreuze nicht allein aus den verschiedensten gangbaren Holzarten bestehen, sondern auch wenn zusammen gesetzt ein Kreuz von mehr als 70 Fuß Höhe ergeben würden. Die christlichen (katholischen) Priester trifft der Vorwurf, daß sie durch ihre Schlaffheit diesen ursprünglich unchristlichen und unkatholischen Fetischdienst haben einreißen lassen zu solcher Geltung, daß er selbst ihnen als Bestandtheil des Glaubens gilt und offen gepflegt wird um des Geldes willen.

Auch im Christenthume war der rückständige Mensch in den Anforderungen an seine Verehrungwesen der selbe: er verlangte in Europa wie in Asien und Afrika, als Christ wie als Jude oder Muhammadaner Brama- oder Buddhagläubiger, daß sie seine Nothhelfer seien. Sie sollen Wunder verrichten zu seinem Vortheile, sollen ihm schaffen was er sonst nicht zu erreichen weiß, Reichthum Erfolg Glück Liebe Heilung u. s. w. Je nachdem sie seinem ermessen zufolge für ihn sorgten oder nicht, waren sie ihm werthvoll oder gleichgültig; er wählte oder verließ sie je nach dem Erfolge, betet und wallfahrtet auch demgemäß.

§ 53. Die im Christenthume herrschend gewordenen Vorstellungen erlitten eine tiefeingreifende Veränderung durch die Glaubensspaltung, welche Luther Zwingli Calvin Heinrich VIII. und Andere (1517 bis 1555) herbeiführten, wodurch eine **evangelische Gottesvorstellung** entstand.

Bei deren feststellen ward gestrebt alles abzusetzen was über den Inhalt der Bibel hinausging. Man fand sich aber gemüßigt, einen Theil der Folgerungen anzuerkennen, die erst lange nach der Apostelzeit aus dem Inhalte der Bibel gezogen und zur allgemeinen Geltung gelangt waren. Die Evangelischen gingen mit der Gottesvorstellung nur bis auf die, 381 nach Chr. G. beschlossene Form der Dreieinigkeit zurück, behielten dabei die römisch-katholische Fassung, daß nämlich

der heilige Geist vom Vater und Sohne ausgehe, schlossen aber die Mutter Jesu und sämmtliche Heilige nebst Bildern und Überresten aus von der Verehrung. Die Bibel alten und neuen Testaments ward alleinige Grundlage des neuen Glaubens; aber verleitet durch die Fehler der Bibelübersetzung, welche die verschiedenen Verehrungwesen der Israeliten dem Christengotte gleichstellten, machten sich die darin liegenden falschen Vorstellungen bei den Evangelischen ungebürlich geltend. Die im heißen Wüstengürtel entstandene schreckliche Seite der örtlichen Übermächte wurde in die gemäßigten Länder übertragen, haftete sich hier an die gütige Gottesvorstellung und verkehrte die naturwüchsige arische Strenge in finsteren Zorn und grimmiges Rachgefühl, hob das niederdrückende der Strafe und Verdammniß, der Erbsünde und Unmöglichkeit der Rechtfertigung durch Werke übermächtig hervor, knüpfte auch daran die Vorstellung vom weitreichenden Einflusse des Teufels.

Seitdem gingen im Christenthume zwei Reiche der Vorstellungen über Verehrungwesen neben einander:

das katholische (griechisch und römisch) dessen höhere Gewalten oder Übermächte in den dreieinigen Gott die Mutter Gottes und eine unbeschränkte Zahl von Heiligen zusammen gefaßt wurden;

das evangelische (lutherisch, reformirt, englisch u. a.) in welchem die höhere Gewalt ausschließlich in dem dreieinigen Gotte vorgestellt wird.

In jeder Abtheilung wurden von den Denkern höhere Vorstellungen entwickelt, die sich näherten aber zu keiner allgemeinen Geltung gelangen konnten, weil sie der faßlichen Gestalt ermangelten; um so unfaßlicher für die Menge, je weiter sie von der Menschenänlichkeit sich entfernten. Es wiederholte sich in den vorgeschrittenen aller Abtheilungen das sinnige Streben, welches auch die vorhin aufgeführten christlichen Männer früherer Jahrhunderte beseelt hatte, von dem selben geringen Erfolge begleitet. Unter den Katholiken waren es der Spanier Molinos zu Rom, Antoinette Bürignon in den Niederlanden, Frau von Güyon in Frankreich, Johann Scheffler in Deutschland, welche in dieser Richtung strebten. Letzterer (1624—1677) schrieb als Angelus Silesius einen cherubinischen Wandersmann, in welchem er sich ausspricht wie folgt:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein nun kann leben;
Werd ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.
Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir als ich von ihm empfangen.
Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,

Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.
Gott ist in mir das Feuer und ich in ihm der Schein;
Sind wir einander nicht ganz inniglich gemein?
Ich bin so reich als Gott, es kann kein Stäublein sein,
Das ich — Mensch glaube mir — mit ihm nicht hab' gemein.
Gott ist ein lauter nichts, ihn rührt kein nun noch hier;
Je mehr du nach ihm greifst je mehr entwird er dir.
Mensch wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.
Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.
Ich selbst bin Ewigkeit wenn ich die Zeit verlasse
Ich mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.
Der wahre Gottessohn ist Christus nur allein;
Doch muß ein jeder Mensch derselbe Christus sein.
Das Leiden Christi ist am Kreuz nicht gar vollbracht;
Er leidet heute noch bei Tag und auch bei Nacht.
Eröffne nur die Thür so kommt der heil'ge Geist,
Der Vater und der Sohn dreieinig eingereist."

Nicht minder tiefsinnig äußerten sich im evangelischen Reiche die christlichen Forscher dieser Richtung.

Frank (1500—1545) lehrte wie folgt: „Gott ist alles in allem und doch der Dinge keines, ein ewiges allwissendes Gut, aller Wesen Wesen, die Liebe Weisheit Güte selbst, ein Licht das in alle Dinge sich ergießt ohne in ihnen sich zu verlieren, das Himmel und Erde erfüllt ohne von ihnen umschlossen zu werden. Er ist eine allwirksame Kraft. Sintemal er alles ist, kann er keinen Namen haben, er der aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge Substanz und Leben, das Ding aller Dinge ist. Gott ist an sich ohne Person Glieder und Willen, etwas wird er erst in den Creaturen, erst im Menschen gewinnt er Willen und Erkenntniß. Daher kann man behaupten, daß niemand Gott erkenne denn Gott selbst, nämlich das göttliche Element in uns erkennt Gott. Alle Eigenschaften Leidenschaften Zufälle die man Gott andichtet, sind allein in uns und gar nicht in Gott, in den keine Beweglichkeit fallen mag. Gott ist dem Menschen so wie er ihn glaubt und denkt; an sich willenlos nimmt Gott in uns unseren Willen an. Der Zorn liegt nicht in ihm sondern in uns. Indem Gott aber die menschliche Natur annimmt wird er betrübt und unwillig über die Sünde und solche Klage ist in jedem Gottmenschen bis an sein Grab; das ist das Geheimniß des Leidens Christi. Wo Liebe zu Gott und Mißfallen über die Sünde herrscht, da ist gewiß Gott Mensch geworden. Uns beweglichen dünkt es Gott sei beweglich; darum redet die Schrift

so auf unser Herz sieht wie er in uns ist und dichtet ihm menschliche Eigenschaften an. Er scheint uns gnädig oder zornig nach den Empfindungen unserer Seele; er ist nie über uns entrüstet gewesen, der Zorn lag allein in uns selber und zwar so heftig daß uns niemand den selben ausreden konnte, daß Gott seinen Sohn schicken mußte damit wir wieder in ihm die Liebe sahen."

Jacob Böhme (1575—1624) schrieb: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit der ist befreiet von allem Streit. Die Gottheit gebieret sich selber von Ewigkeit und ist das erste in ihr immerhin auch das letzte und das letzte wieder das erste; im göttlichen Ungrunde ist eine ewige Ruhe ohne Anfang und Ende. Gott ist an sich der Wille des Ungrundes; er fasset sich aber in eine Lust zu seiner Selbstoffenbarung. Diese Lust ist des Vaters gefaßte Kraft, das heißt sein Sohn Herz und Sitz, der erste Anfang im Willen. Ferner aber spricht sich der Wille durch das fassen wiederum aus sich aus und dieses ausgehen vom Willen ist der Geist der Gottheit. Die vierte Wirkung in Gott ist die göttliche Beschaulichkeit oder Weisheit und sie ist die Offenbarung der heiligen Dreifaltigkeit in welcher sich das göttliche Herz oder Wesen offenbart. Alles was Gott in sich selber ist das ist auch die Creatur in ihrer Begierde; sie ist in ihm ein Gott-Engel und ein Gott-Mensch; Gott ist alles in allem und außer ihm ist nichts mehr."

In diesen hervorragenden Denkern gipfelte innerhalb des Christenthumes die Gottesvorstellung zu einer Höhe, auf der den Glaubensätzen ihr körperlicher menschenänlicher Gehalt fast ganz verloren ging und sie der Faßbarkeit der meisten Christen ganz entrückt wurden. Gott ward darin so innig mit dem sich fühlenden Menschen verwebt, daß fast jede Scheidung verschwand und der Gott-Sohn wie auch der Gott-Heiligergeist zu einer beständigen Wirkung der Gotteskraft in besonderen Richtungen gedeutet wurden. Die Dreieinigkeit verlor den geschiedenen Personeninhalt, enthielt nur noch dreierlei Bezeichnungen für die Willensäußerungen Gottes. Da diese aber nur auf Verschiedenheiten in der menschlichen Auffassung beruhen, lediglich Unterschiede sind die der Mensch zum eigenen Verständnisse macht: so erweist sich zur Genüge, daß jene Gottweisen (Theosophen) die Dreieinigkeit ihres persönlichen Inhaltes nahezu entkleideten, sie im wesentlichen auflösten, auch indem sie Gott mit dem Selbstgefühle des Menschen zusammen fallend erklärten, mehr oder weniger die Wesenheit Gottes aufhoben, den persönlichen Gott auflöseten in eigene Gefühle.

§ 54. In den Gestaltungen des Glaubens, welche das Christenthum in seiner Gesammtheit enthält, zeigt sich eine auffällige **klimatische Verschiedenheit der Gottesvorstellungen.**

Jesu Lehre ward durch Glaubensboten nach Kleinasien und Griechenland Ägüpten und Nord-Afrika Italien und Spanien getragen, um in diesen verschiedenen Uferländern des Mittelmeeres die waltenden Vorstellungen über die herrschenden Übermächte zu verdrängen. Da aber diese mehr oder weniger aus den örtlichen Verhältnissen erwachsen waren oder wenn hieher verpflanzt durch selbige getragen wurden: so konnte das verdrängen nicht vollständig gelingen. Um so weniger, als die zerstreueten Äußerungen Jesu in Bezug auf das höchste Wesen (§ 49) keine abgeschlossene übermächtige Vorstellung geschaffen hatte, vor der jede andere hätte weichen müssen; vielmehr so allgemein gehalten und geformt war, daß die verschiedensten ortsgiltigen Vorstellungen des Heidenthumes in die selbe hinüber genommen werden konnten. Weder im Mittelmeer-Becken, noch bei den Völkern nördlich der Alpen zu denen das Christenthum später vordrang, zeigte sich die christliche Gottes-Vorstellung stark genug zum verdrängen der einheimischen heidnischen; nicht einmal die einheimischen heidnischen Namen wurden beseitigt. Nirgends ward der Gottesname „EL" eingeführt den Jesus am Kreuze gebraucht hatte, sondern allenthalben blieben die vorchristlichen Namen herrschend. Indem aber die Neuchristen den griechischen Theos, den römischen Deus (Dio Dieu) den teutonischen Gott (God Gud) und den slavischen Bog (Boze) beibehielten, konnte es um so weniger ausbleiben, daß unvermerkt mit den Namen auch die bisher an denselben haftenden Vorstellungen in das Christenthum hinüber genommen wurden. Daraus erklärt sich die auffällige Verschiedenheit, welche in den Vorstellungen südlich und nördlich des europäischen Randes vom Mittelmeer-Becken herrschen; die Alpen sind nicht allein Wasserscheiden sondern auch Gottesgrenzen geworden. Die Christen im Mittelmeer-Becken zeigen diese Grundverschiedenheit nur wenig in den vorgeschrittenen, desto mehr aber in der Gesammtheit der Volksmengen; in diesen haben mehr oder weniger die Zustände sich erhalten welche das Christenthum beim eindringen vorfand. Im Mittelmeer-Becken herrschte damals eine bunte Manchfachheit von Verehrungwesen, groß und klein männlich und weiblich semitisch ägüptisch und arisch durch einander gemengt oder mit einander verbunden: der arische Himmelsherr stand an der Spitze, hatte aber an Geltung verloren seitdem und jemehr die von überwiegender Bildung getragenen südländischen Verehrungwesen sich eingedrängt hatten, den alten guten Himmelsvater gleich Schlingpflanzen üppig überwuchernd. Allerdings hatten die Fremdlinge hier wie in Griechenland sich unterordnen

müssen; allein sie hatten so sehr die nächsten Bezüge des Menschen zur übermächtigen Außenwelt sich angeeignet und dem höchsten war auch so manches herabwürdigende angedichtet, vom Zeus auf den Jupiter übertragen, daß er der Menge fern stand, verdeckt von der bunten Menge der näheren Verehrungwesen im Vordergrunde. Als nun beim bekehren zum Christenthume mit dem alten Namen auch die alten Vorstellungen hinüber genommen wurden, der Christengott an die Stelle des Jupiters trat, genügte dieses nicht dem Bewußtsein, es fehlten die übrigen Gestalten welche den Gläubigen näher gestanden hatten; der Christengott blieb im Hintergrunde wie Jupiter und den gewohnten Vordergrund füllte man aus durch die Anbetung Jesu der Heiligen und der Mutter Gottes. Dagegen war nördlich der Wasserscheide der arische Himmelsherr nicht von fremden Eindringlingen überwuchert worden; der Woden u. a. war übermächtiges lebenskräftiges Haupt geblieben, waltete großes und kleines, stand nicht in beschaulicher Zurückgezogenheit, war nicht durch angedichtete Ausschweifungen entwürdigt, sondern im regen sittlichen Verkehre mit den Menschen geblieben, erfüllte das Bewußtsein seiner Gläubigen mit der Vorstellung einer allgegenwärtigen Vorsehung. Diese Bedeutung wurde mit dem vorchristlichen Namen auf den Christengott übertragen und soweit die Vorstellung herrschte, nämlich bei den Teutonen in Deutschland und dem Norden Ost- und Nord-Frankreich England und Schottland blieb sie auch im Christenthume vorwaltend; sie kam nicht erst in der Reformation zur Herrschaft, sondern erfüllte vorher wie nachher den ganzen Stamm, ob er katholisch blieb oder evangelisch wurde. Der deutsche Katholik steht in dieser Beziehung dem deutschen Evangelischen weit näher als dem italienischen Katholiken, der nord- oder ostfranzösische Dieu sieht dem deutschen Gotte änlicher als dem südfranzösischen zum Mittelmeer-Becken gehörigen; im Süden, dem Thale des Rhone stehen die Heiligen im Vordergrunde, das Volk ist strenger Katholik, während jenseit der Wasserscheide der gute Gott (le bon Dieu) herrscht, der wie Henri IV. wünscht, daß jeder Franzose Sonntags sein Huhn im Topfe habe. Die Franzosen zum größten Theile jenseit der Wasserscheide des Mittelmeeres wohnend, sind von Italien aus niemals für gute Katholiken gehalten worden; sie hegten weder für den Papst noch für die Heiligen die gebührende Ehrfurcht und waren jederzeit große Spötter. Die Wasserscheide ist noch jetzt die Grenze zwischen dem warmen üppigen farbigen Mittelmeer-Becken und dem kühlen strengen und blässerem Mittel-Europa; wie ehemals zwischen den Heiden der bunten Mischlings-Götterwelt und den Heiden der strengen arischen Götterwelt, so jetzt zwischen dem Christengotte des Südens und dem des Nordens. Diesseits der Alpen konnte der katholische

Silesius mit den evangelischen Frank und Böhme in der höchsten Gestaltung der Gottesvorstellung nahezu übereinstimmen; es konnte aber auch die größere Strenge mit besonderer Vorliebe die altisraelitischen harten Vorstellungen sich aneignen, die selbst bei den katholischen Deutschen der Art waltet, daß der liebliche Madonnendienst nur wenig zu mildern vermag.

§ 55. In allen vorbenannten Fällen lassen sich die Formen ihrer großen Manchfachheit ohnerachtet zusammen fassen in die Bezeichnung von **Gottes-Vorstellungen;** neben denen in früheren wie in späteren Zeiten zahlreiche **Gottes-Begriffe** gebildet waren.

Jede der Vorstellungen schließt das mehr oder minder umfassende Bild eines Wesens ein, welches bestimmend auf die Geschicke der Menschen einwirkt, gestaltet nach den günstigen oder ungünstigen Vorgängen, die der gläubige Mensch erkennt in seinem engen oder weiten Lebenskreise. Er schuf sich örtlich einen Feuerherrn Wüstenherrn Meerbeherrscher Sonnenherrn oder Himmelsvater. Durch mengen der Völker und Vorstellungen entstand die umfassende Gestalt des Weltschöpfers und Erhalters, auch als Wesen, aber gelöst von jeder örtlichen Gestaltung. Es war mühsames fortbilden vom grimmigen rachsüchtigen Verderber, des Feuers der Wüste und des Sonnenbrandes bis zur erhabenen Vorstellung eines unsichtbaren Welt erfüllenden Wesens, ausgerüstet mit menschenänlichen zur größten Vollkommenheit gesteigerten Eigenschaften (Allgüte Allweisheit Allmacht u. a.) Dieser Gottesglauben, von Juden Christen und Muhammadanern gehegt, ist allenthalben darin übereinstimmend, daß das höchste Wesen persönlicher Art sei, ein von der erschaffenen Welt unterscheidbarer Schöpfer, welcher als Geist der Welt inne wohne, ebenso innig aber auch ebenso unabhängig wie die menschliche Seele dem stofflichen Leibe.

Die Gottes-Begriffe sind bei großer Mannigfaltigkeit des Ausdruckes darin gleich, daß sie fern bleiben von jedem Bilde jeder Geschlossenheit in persönliche oder menschenänliche Eigenschaften. Jeder von ihnen enthält das gleichartige der Vorgänge in einem Gesammtausdrucke, der als Begriff das gemeinschaftliche alles vorhandenen, die Grunderklärung zu allem bieten soll. Je nach den Bahnen, welche der Verstand der verschiedenen Denker einschlug, ward der Gesammtausdruck als Wortfassung des Begriffes eine verschiedene; der Grundzug blieb aber bei allen der selbe.

Die rückständigste Form der Gottesbegriffe, der erste Keim ließe sich vielleicht neben dem Keime der Gottesvorstellungen im Fetischdienste auffinden; wenn nicht der Ausdruck der uranfänglichen Vorstellungen jener Völker in kindlicher Art so überaus dunkel wäre, so sehr des klaren

Bewußtseins ermangelte, daß nicht zu unterscheiden ist ob sie die wirksame Uebermacht als eine dem Fetisch zukommende und innewohnende betrachten oder als eine äußere unabhängige durch ihn wirkende. In letzterem Verhältnisse läge eine der rückständigsten Stufen der Gottesvorstellungen, in ersterem die rückständigste Stufe der Gottesbegriffe. Das Innewohnen der Übermacht in dem Fetische ist Grundlage des Stein- und Bilderdienstes, des hegens von Formen denen Wunderkräfte innewohnen; es lag in den Feld- und Hausgötzen der Ägüpter Semiten Griechen und Römer, liegt auch in den wunderthätigen Bildern und Reliquien welche die Menge der Katholiken, den Satzungen ihrer Kirche zuwider, verehren; begründete die Verehrung des Waldbrandes des Wüstenwindes des Meeres der Sonne des Mondes des Wolkenhimmels, in sofern deren sichtbaren Gestalten wirksame Übermächte inne wohnen. Im weiteren Verlaufe erwuchs aus zusammen schmelzen aller Kräfte in allen Wesen und Vorgängen der alles umfassende Gottesbegriff. Die andere Bahn der Fortbildung, von der Vorstellung beherrscht daß von außen her eine unabhängige Übermacht durch den Fetisch wirke, konnte zum aufstellen von Steinen Altären oder Bildern führen, lediglich als Erinnerungzeichen dienend, als Anruforte, wie z. B. die von Abraham Isaak Jakob und Moses errichteten; ferner die persischen pelasgischen gälischen und deutschen heiligen Haine, wobei weder innewohnen noch beseelen der sichtbaren Gestalten durch die vorgestellten Übermächte gedacht wurde, sondern nur ihr wirken an diesem Orte oder durch die sichtbaren Gestaltungen. In der Verehrung des Himmelsraumes war der Übergang gegeben zum Glauben an den alles beherrschende Oberherrn aller wirksamen Übermächte; denn der Himmelsraum sandte das Feuer dem der Waldbrand entstammte, die Stürme welche den Wüstenherrn erregten, zum Himmel gehörten Sonne Mond und Sterne u. s. w. und seine Ausfüllung (sog. Äther) erstreckte sich durch alle Dinge, zeigte allenthalben die geheimen Spuren seines waltens. Damit war die Vorstellung geschaffen vom Schöpfer und Erhalter der Welt, von außen her diese bewegend.

Die Scheidung der Fortbildung auf diesen beiden Bahnen läßt sich nicht im einzelnen erweisen; denn bei den alten Völkern finden sich Andeutungen, daß die im äußeren gleich erscheinenden Vorstellungen gründlich verschieden waren, je nach der Auffassung der vorgeschrittenen (Priester) oder der rückständigen Menge des Volkes. Dieser Unterschied zeigt sich so tief einschneidend, daß fast allenthalben Priester und Volk nicht mit einander, sondern neben einander auf beiden Bahnen getrennt fortschritten. Es ist in den Kunden des ägüptischen Alterthumes deutlich nachweisbar, daß die Geheimlehren der Priester sehr verschieden waren vom Glauben des Volkes; bei den Griechen war der selbe Unterschied

schwächer ausgeprägt, weil die Priester nicht als geschlossener Verband fremder Menschenart einem Sklavenvolke gegenüber standen. Bei den Buddhisten der Gegenwart ist dagegen die Verschiedenheit so stark wie möglich; denn sie besitzen eine öffentliche Lehre welche die rückständigsten Formen der Gottesvorstellungen zuläßt, darüber eine geheime Lehre der Priester welche zu den äußersten Grenzen des Gottesbegriffes vorschreitet: die äußere oder öffentliche Lehre der Opfer Büßungen Wallfahrten Reliquien und Heiligen-Bilder Beichte Gelübde Stiftungen Gebete und Sporteln wird nützlich erachtet, um das Volk zu beherrschen und den Priestern den Lebensunterhalt zu verschaffen; wogegen die Geheimlehre aus dem 4. Jahrhundert vor Ch. G. nur für die eingeweiheten gilt; um so weniger geeignet zur Verbreitung, als das Volk im Besitze der Geheimlehre seinen ganzen Glauben und die davon sich mästenden Priester abschaffen müßte.

§ 56. Die **Entwickelung des Gottesbegriffes** erscheint am frühesten in Ägüpten; denn dorther holten die Hellenen ihre Kenntnisse (Priester-Geheimlehren), nach denen sie Gottesbegriffe lehrten.

Im Alterthume ward sie am deutlichsten ausgeprägt in der Buddhalehre: das höchste Wesen ist nichts anderes als das bewegende Prinzip, die verborgene Kraft vertheilt in alle Wesen, Gesammtheit ihrer Gesetze und Eigenschaften; das bewirkende des Weltalls, welches dem Menschen stets ein unauflösliches Räthsel gewesen ist, möge man es wegen der unendlichen Verschiedenheit der Verbindungen und Thätigkeiten als einfach oder vielfach thätig oder unthätig betrachten.

Bei den Griechen war es am frühesten

Püthagoras (6. Jahrh. vor Ch. G.), welcher in den Lehren seiner Schüler die Erklärung zurückgelassen hat, die Welt sei ein maßvoll regelrecht geordnetes Ganze, aus streitendem und entgegengesetztem bestehend, durch Einklang das vielgemischte zur Einheit und das zwieträchtige in Zusammenhang bringend. Diese alles bewegende Harmonie habe die vorhandene Welt aus den vorhandenen Stoffen geformt und sei zu denken als ein geordnetes Zahlenverhältniß, nicht allein vergleichbar dem Verhältnisse der Abstände der Töne in der musikalischen Octave, sondern auch in der Umdrehung der Weltkörper diese Töne hervor bringend, eine Sfärenmusik die wir nur deshalb nicht hören weil wir von Jugend auf daran gewöhnt seien. In den Maßverhältnissen durch Zahlen ausgedrückt lag nach püthagoräischer Ansicht die Weltordnung; die verschiedenen Verhältnisse und Besonderheiten in den einzelen Zahlen waren demgemäs nicht allein vergleichbar den verschiedenen Besonderheiten der Dinge, sondern sie waren deren Grund, die Ursache ihres Vorhandenseins; nicht allein jedes Ding werde durch

ein besonderes Zahlenverhältniß in seiner Eigenheit bedingt, sondern auch das Weltall durch einen geordneten Einklang von Zahlen.

Xenophanes (6. Jahrh. vor Ch. G.) dachte sich das All als Einheit, ohne jedoch zu erläutern ob ihm die Einheit eine stoffliche oder begriffliche sei. Er erklärte nur: das All ist eines und dieses eine ist Gott. Nur ein Gott ist da, den Sterblichen weder an Gestalt vergleichbar noch an Gedanken, ganz Auge ganz Verstand ganz Ohr; mühelos alles beherrschend durch sein denken, immer verharrend in dem selben Stande und sich immer bewegend, weder werdend noch vergehend, nicht menschenänlich wie die Menschen sich die Götter denken.

Parmenides (6. Jahrh. vor Ch. G.) lehrte: es gebe nur ein wirkliches sein, weder geworden noch vergänglich, ohne ein früheres oder späteres in zeitloser Gegenwart, unveränderlich und unbeweglich in sich ruhend, alles erfüllend, dieses sein gleich mit dem denken. Dagegen in Wirklichkeit gar nicht vorhanden jedes was wir auffassen als nichtsein, als werden entstehen oder vergehen Ab- oder Zunahme oder Trennung in Theile Farbenwechsel Ungleichheit Unvollkommenheit oder Beschränkung des seins. Alles dieses ist nicht da; die Welt erscheint uns nur so durch unsere irreführenden Sinne. Unsere Vernunft führe sicherer, indem sie sage daß alles was wir durch unsere Sinne auffassen Täuschung sei. Die Erscheinungen seien in Wirklichkeit nicht vorhanden; es gebe nur ein wahres sein einzig und allein vorhanden. Um jedoch die in der irrigen Meinung der Menschen vorhandene und schwer zu verdrängende Vorstellung einer manchfach vorhandenen Welt zu erklären, könne man sich denken sie sei der Gegensatz zweier Grundkräfte: einer zarten und feinen feurigen des Lichtes wider eine schwere dichte und kalte des Dunkels; erstere in Wirklichkeit da als vorhin beschriebenes sein, letztere in Wirklichkeit nicht vorhanden sondern nur gedacht. Wenn aber der Mensch einmal zur Verständlichung den Gegensatz annehme, so lasse sich die scheinbare Manchfachheit der Dinge denken als das Erzeugniß der verschiedenen Mischverhältnisse des lichten und dunklen, leichten und schweren, feinen und dichten; es bleibe aber alles gesagte nur Erklärung und Auslegung.

Anaxagoras (5. Jahrh. vor Ch. G.) lehrte wie folgt: Daß es ein entstehen und vergehen gebe nehmen die Hellenen mit Unrecht an; denn kein Ding entsteht oder vergeht, sondern wird aus vorhandenen Stoffen gemischt und wieder entmischt. Man würde richtiger das entstehen benennen als gemischtwerden und das vergehen als entmischtwerden. Ein entstehen aus nichtseiendem ist ebenso unmöglich wie ein vernichten des seienden; da das gesammte der Dinge immer sich gleich bleibt, weder Zunahme noch Abnahme erleide. Die vorgehenden Veränderungen seien die Wirkung eines verständigen nach Zwecken han-

delnden Daseins, welches obgleich Grund aller Bewegungen selbst unbewegt sei, völlig vom Stoffe gesondert, mit keinem Dinge gemischt für sich bestehend, frei waltend und allwirksam; dem die Eigenschaften zukommen der Einfachheit Reinheit und Feinheit des denkens und des bewußt zweckmäßigen thuns. Die Welt sei nicht geschaffen, sondern ewig gleich der ordnenden Macht, aber von ihr geschieden, die denkende Macht von außen her die Welt ordnend.

Empedokles (5. Jahrh. vor Ch. G.) erläuterte, daß ein werden als Übergang eines seienden in ein nichtsein oder des nichtseienden in das sein nicht angenommen werden dürfe, daß vielmehr alles werden nur eine Veränderung in der Zusammenfügung der vorhandenen Grundstoffe sei. Ein werden gebe es von keiner Sache auch kein vergehen, nur mischen und entmischen; die Menschen nennen nur das mischen ein werden. Die stetig vorgehenden Veränderungen seien Wirkung von Liebe und Streit: erstere durch anziehen die Mischung bewirkend, letztere durch abstoßen die Entmischung; so daß die zahllosen sichtbar vorgehenden Veränderungen aufzufassen seien als die fortwährenden Mischungen und Entmischungen, welche Liebe und Haß erzeugen im gegenseitigen durchkreuzen.

Demokrit (5. Jahrh. vor Ch. G.) bestritt ebenfalls ein werden aus nichts. Jedes werden sei nur verändertes zusammen setzen der vorhandenen unveränderlichen Grundstoffe, die durch anziehen vereint oder abstoßen getrennt würden. Die Änderungen seien nothwendige unaufhörliche Folge von Ursache und Wirkung, deren bestimmendes er als „Schicksal“ oder „Nothwendigkeit“ bezeichnete, welche absichtlos und zufällig wirke.

Euklid (5. Jahrh. vor Ch. G.) lehrte als Grundansicht, daß alle Vorgänge nur Änderungen der Stoffmischungen seien von einer Weltordnung geleitet, verband aber damit die vom Sokrates hervorgehobene Geltung des „guten“ als des würdigsten und höchsten Gegenstandes des wissens. Er lehrte, das alleinige wirkliche sein begreife in sich das „gute“ möge man dieses immerhin sein oder Vernunft oder Gott nennen. Wirkliches sein habe nur das gute oder die Allvernunft, rein ideal unkörperlich stets gleichbleibend ungetheilt und unbewegt; dagegen sei nicht vorhanden alles dem guten entgegenstehende sinnliche manchfache und veränderliche.

Plato (4. Jahrh. vor Ch. G.) hob hervor, daß alles sinnlich wahrnehmbare in beständiger Umwandlung befindlich nicht Gegenstand des wissens sein könne. Es müsse vielmehr zum wirklichen wissen außerhalb des sinnlich wahrnehmbaren etwas vorhanden sein welches Bestand habe; dieses sei aber nicht das „sein an sich“ sondern eine bestimmte Einheit, aus einer Vielheit von Einzelheiten bestehend, als

„Ding an sich" das wirkliche sein, das gemeinsame im einzelen, das eine in vielem, das gleiche im manchfachen. Die Ideen stünden im Verhältnisse zu einander, würden aber alle in der des „guten" zusammengefaßt oder von dieser überragt; jede Idee sei ein an und für sich seiendes einfaches vollkommenes unkörperliches und unräumliches Wesen, das im Wechsel der Erscheinungwelt unverändert sich immer gleich bleibe; die Idee sei das allein wirkliche, die Ideenwelt der Inbegriff alles vorhandenen, außer ihr in Wirklichkeit nichts vorhanden. Die Ideen seien die Musterbilder, von denen die sinnlich wahrnehmbaren Einzelbilder nur die Nachahmungen, ihre Abbilder Schatten immer werdend aber nie seiend. Die Ideenwelt sei ursprünglich neben dem Allstoffe dagewesen; es habe eines Mittelwesens bedurft um den Stoff zur Gestaltung zu bringen und den Idealen Einfluß zu eröffnen; dieses Mittelwesen sei die Weltseele welche die Welt bewege vereint halte und in Ordnung beherrsche.

Aristoteles (4. Jahrh. vor Ch. G.) stritt wider dieses dreifache; die Idee sei die den Einzeldingen anhaftende oder innewohnende Form, das vom Stoffe untrennbare Wesen derselben. Zum vereinigen der Idee oder Form und des Stoffes bedürfe es nicht der Anregung oder Vermittlung durch ein drittes, die Erklärung könne der Weltseele entbehren. Das Wesen oder die Form könne nur zur Erkenntniß des Menschen gelangen, dem Menschen faßbar werden, wenn sie sich im Einzelwesen verkörpere; die Form wie der Stoff habe kein entstehen oder vergehen, auch der Stoff sei ewig vorhanden; nur das in der Form zusammen gesetzte Einzelding entstehe und vergehe. Das verkörpern der Formen durch Einzelwesen setze aber eine vorherige Ursache voraus, ein zuerst bewegendes, ein Anstoß gebendes und dieses sei das göttliche Wesen (Theos) welches als Urkraft ewig unkörperlich unveränderlich leidenlos unbeweglich und einig sein müsse; das reine denken, ein ewiges und bestes Wesen, dessen Thätigkeit reine Selbstbeschauung und dessen Leben ununterbrochene Seligkeit.

Zeno (4. Jahrh. vor Ch. G.) und die ihm folgende Schule der Stoiker betrachtete die Welt als Grundstoff und Grundkraft, zwei untrennbare körperliche Prinzipien. Die Grundkraft gebe dem Stoffe Form und Leben und ward dieses weltbildende den Stoff gestaltende und beherrschende Prinzip Theos genannt, der als Weltseele zu denken sei und mit dem Stoffe als dessen Leib vereint, das Weltall als beseeltes und vernünftiges Wesen darstelle. Es könne nur körperliches wirklich vorhanden sein, die Grundkraft auch nur als Hauch Äther Wärme künstlerisches Feuer (Begeisterung) den Stoff gestaltend, aber auch als geistiges und moralisches Wesen, als Vernunft der Welt, weise heilig selig und vollkommen, Allvater Vorsehung menschen-

freundlich und wohlthätig, aber gerecht alles lenkend. Im Anfange sei der Theos alles gewesen, Urfeuer und Stoff; aus Nothwendigkeit und eigenem Willen habe er die Welt in sich gestaltet.

Plotin (3. Jahrh. nach Ch. G.) und die Schule der Neuplatoniker lehrten, es sei unmöglich das höchste mittelst der Sinne zu erfassen oder durch nachdenken zu begreifen; nur durch unmittelbares inneres schauen sei es möglich ihm zu nahen; durch schauen bei dem die Klarheit des Selbstbewußtseins wie auch Bestimmtheit des denkens verschwinde und die Seele unmittelbar mit dem göttlichen sich verbindend in das Ureins sich vertiefe. Dieses Ureins lasse sich nicht durch Benennungen oder Eigenschaften bezeichnen, sei das einfache All unbegreiflich und unbegrenzt; es könne nicht gesagt werden was es sei, sondern nur wie es zur sichtbaren Welt sich verhalte, als deren Ursache Kraft und Macht als das erste das eine das gute; denken lasse es sich nicht sondern nur schauen.

§ 57. Diese verschiedenen Grundansichten der griechischen Weltweisen bestanden neben einander; jede hatte ihre Anhänger, alle standen jedoch außerhalb des Volkslebens. Rom empfing mit der Bildung in anderen Zweigen auch die Weltweisheit von den vorgeschrittenen Griechen; unter den bedeutendsten Männern dieses Weltreiches befanden sich Anhänger der verschiedenen griechischen Denker. Auch in Rom blieb die Menge davon unberührt; den alten Göttern getreu, betrachtete sie wie die Menge der Hellenen alle Weltweisen mit Mißtrauen, als Gottesleugner Untergraber der Religion der Sitte und des States. Als im vierten Jahrhunderte das Christenthum zur Statsgewalt gelangte, wurden die heidnischen Lehrer verfolgt und unterdrückt; die Weisheit in Schriften niedergelegt flüchtete sich in das Christenthum und es geschah erst nach vielen Jahrhunderten die **Wiedererweckung des Gottesbegriffes im Christenthume.**

Die Schriften des Alterthumes lagen lange als unbekannte Schätze in Klöstern und Schriftsammlungen verborgen; jede Vorstellung über die Welt mußte entweder dem herrschenden Priesterglauben sich einfügen oder verborgen bleiben. Dagegen drängte sich neben der christlichen Gottes-Vorstellung auf Grund der biblischen Schriften die Vorstellung vom Teufel hervor, der als Theilnehmer an der Weltregierung das dem Menschen feindliche beherrsche. Die Vorstellung von dieser Übermacht wuchs allmälig zu solcher Bedeutung, daß im Bewußtseine der Gläubigen eine vollständige Welttheilung zwischen Gott und dem Teufel sich vollzog, von denen letzterer als Gott widerstrebend zur Bearbeitung einer vollständigen Teufelswissenschaft

(Dämonologie) Anlaß gab, die als Leitfaden bei der allenthalben einreißenden Hexenverfolgung diente. Bei den Israeliten war der Teufel erst in späteren Zeiten eingeführt worden, als man fühlen mogte daß auf den heiteren Adonai und den erhabenen Zebaoth nicht das grimmige boshafte übertragen werden könne, welches dem Feuerherrn und Wüstenherrn innegewohnt hatte. Der Teufel als Inbegriff des ausgeschiedenen bösen war aber ein untergeordneter Diener des höchsten geblieben, einer der zahlreichen dem höchsten dienenden Engel zum verrichten der bösen Arbeiten. Darüber weit hinausgehend, entwickelte sich im Christenthume die Vorstellung von den schädlichen Vorgängen der Welt, zum Bilde eines Wesens welches Gott nahezu gleichstehe; vorwaltend bei den teutonischen Völkern. Es läßt sich auch hierin der klimatische Unterschied erkennen: im Mittelmeer-Becken neben der bunten Menge von göttlichen und heiligen Personen, unter dem heiteren Himmel auf prangender Erde konnte der düstere Glaube an einen weltmächtigen Teufel nicht so zur Geltung gelangen, wie diesseit der Wasserscheide gen Norden, wo die strengere Natur der Lebensverhältnisse die Vorstellungen gebundener hielt, aber auch die dem Menschen hinderlichen Vorgänge in düsterem Maße fühlbar machte, so daß ihr Gesammtbild als mächtiges Reich des Teufels erscheinen konnte. Als im 16. Jahrhundert die Spaltung eintrat, blieb das Reich des Teufels unverändert; bei den Evangelischen wuchs sogar sein Ansehen derartig, daß besonders fromme düster blickende Männer seinem wirken weitaus das meiste des im Menschenleben geschehenden beimaßen, daß sie die Mehrzahl der Menschen dem überwiegenden Einflusse des Teufels zutheilten, aus dessen Krallen ihre Bemühungen sie erretten sollten.

Neben diesen im Volke und bei den Priestern sich entwickelnden Vorstellungen waren heimlich aus den zu Tage gebrachten Schriften der alten Griechen die Gottesbegriffe aufgelebt; deren Träger jedoch außerhalb der Menge des Volkes standen und die Feindschaft der verschiedenen Priester zu bestehen hatten. Freidenker schieden sich aus bei Christen und Juden, Katholiken und Evangelischen. Als bei zunehmender Bildung die höhere Erkenntniß über weitere Kreise sich ausbreitete, bildete sich die außerhalb der verschiedenen Glaubensbekenntnisse stehende Weltweisheit (Philosophie) zu einer Wissenschaft aus; wie im Alterthume mit Mißtrauen betrachtet und als Unglaube verfolgt, aber in Lehrern und Schülern fortlebend bis auf die Jetztzeit, zu immer reicherer und herrschenderer Gestaltung.

Cardanus (1501—1576) meistens zu Pavia lehrte: das eine und All ist das gute und vollendete, das alles in sich trägt, dem alles zustrebt, das ewige sein, in welchem allein ein werden der einzelen Dinge möglich ist, alleiniger Ausgang und Eingang des besonderen;

dieses eine ist Gott und seines Lebens fortwährende Entfaltung ist die Welt.

Telesius (1508—1588) in Padua und Neapel erklärte alles aus Einwirkungen, welche die beiden thätigen Prinzipien (Kräfte) der Wärme und Kälte auf den unbestimmten leidenden Stoff äußerten. Diese Kräfte erfaßten und durchdrängen den in allen Dingen gleichen Stoff in so verschiedenen Weisen, daß kein Theil bloßer Stoff oder bloße Kraft, sondern selbst im kleinsten Theile beides vorhanden sei. Der finstere träge Stoff könne weder gemehrt noch gemindert werden, Wärme und Kälte dehnen ihn aus oder ziehen ihn zusammen, ziehen in der mannigfaltigsten Weise den Stoff an und durchdringen ihn mit ihrem Wesen.

Giordano Bruno (1600 zu Rom verbrannt) lehrte: Gott ist das Urprincip, die Ursache aller Ursachen, Grund und Ziel alles strebens, das sein in allem dasein, die allgemeine Wesenheit und Grundlage, aller Wesen Quell, der innerste schöpferische Trieb aller Dinge, die im ganzen wie in jedem einzelen waltende Weltseele; der in allem gegenwärtige in allem wirkende Künstler. Dieses Urprinzip enthält zugleich allen Stoff in sich, ist alles was sein kann; das Weltall ist das werdende, das seiende, aber alles eines und unendlich; der Stoff oder Leib der Welt ist eines mit der Form oder Seele der Welt, ein ewiges unendliches und unermeßliches sein.

Vanini (1585—1619) in Toulouse verbrannt, erklärte: Das endliche ist nicht durch sich selbst, sondern hat Gott als ein unendliches ewiges sein zum Grunde. Wüßte ich was Gott wäre dann wäre ich Gott, denn niemand kennt Gott und weiß was er ist als Gott selbst; wir können aber sein Wesen aus seinen Werken erkennen; aus sich heraus hat er die Welt erschaffen, in ihrem eigenen Innern beherrscht er sie; er ist alles über allem in allem vor allem nach allem alles als er selbst; er kann nicht anderes thun als was er thut, denn er ist das höchste Gut und will darum das beste und dieses ist eins und kein anderes; er wirkt alles durch sein Wesen, dieses aber ist wissen und so wirkt er alles durch sein wissen: darum ist die Vorsehung die göttliche Kraft, welche sich selber stets gegenwärtig allen übrigen vorsteht; der Stoff ist gleich mit Gott, ist dasselbe; er kann weder gemehrt noch gemindert werden; er kann nicht ohne Form sein, aber seine Formen wechseln.

Campanella (1568—1639) in Italien und Frankreich lehrte: Gott ist das einfache einige und endliche; er ist alles nach dem sein das die Dinge von ihm haben; er allein ist unendlich, da ihm nichts mangelt; weil er alles ist erkennt er alles, ist also allwissend; er ist allselig allliebend und allgeliebt; alle Dinge sind nicht da blos durch

Macht und Wissen des seins, sondern auch durch die Liebe zu ihm, der liebende Sinn ringt göttlich zu werden, denn das wahre Leben ist Gott. Gott ist alles zumal in einem, aber ohne die dem einzelen anhängenden Unvollkommenheiten; alles wirkt aus Gott und in Gott; alles ist in ihm und er in allem; das erkennende ist er wie auch das erkannte, das liebende wie das geliebte.

Jansen (Jansenius, Stifter der katholischen Sekte der Jansenisten 1585—1638) sagt in seinen Schriften: Gott soll man sich nicht denken wie einen Körper oder unter irgend einem Bilde, selbst nicht unter dem des Lichtes; man soll ihn betrachten und lieben als die ewige Wahrheit, aus der alle Wahrheit und Weisheit quillt oder die Gerechtigkeit, nicht in wiefern sie die Eigenschaft eines Gemüthes ist, sondern wiefern sie als eine Idee, als eine höchste unverletzliche Regel ihm vorschwebt. Wer liebt die Gerechtigkeit liebt Gott selbst.

René des Cartes (Cartesius 1596—1650) in Holland und Schweden entwickelte aus seinem Ursatze: „Ich denke folglich bin ich" bezüglich der höchsten Macht, daß die Idee von Gott und göttlichem Wesen uns angeboren sei, wir sie nur von Gott selbst empfangen haben könnten; durch nachdenken ergebe sich daß Gott ewig allwissend allmächtig sei, die Quelle alles guten und wahrer Schöpfer aller Dinge, wahrhaft und Inbegriff alles vollkommenen.

Spinoza (1632—1677) in Holland lehrte: Unter Gott verstehe ich das völlig unbeschränkt seiende, die Substanz aus unendlich vielen Eigenschaften bestehend, von denen jede die ewige und grenzenlose Wesenheit bezeichnet. Gott schließt keinerlei Vereinigung in sich; alles dasein ist ewig und ruht in Gott, ohne ihn kann nichts dasein oder gedacht werden. Aus der unendlichen Natur Gottes folgt mit gleicher Nothwendigkeit unendlich vieles in unendlich vielen Arten. Gottes Allmacht war von Ewigkeit her gestaltend thätig und wird in derselben Vollkommenheit thätig bleiben; alle seine Eigenschaften sind ewig, sein dasein und seine Wesenheit sind eines und dasselbe. Gott offenbart sich vermittelst der Einzeldinge als unendliches denken und unbegrenzte Ausdehnung.

Die französischen Freidenker (1675—1770) prägten ihre Grundansichten am stärksten in der Lehre aus, daß das Weltall nur Stoff und Bewegung sei; letztere durch Anziehung oder Abstoßung Neigung oder Widerwillen der Einzelstoffe die zahllosen Gestaltungen hervor bringend. Dem Menschen seien zweierlei Bewegungen eigenthümlich: äußere durch die Sinne wahrnehmbare, innere unsichtbare des denkens und wollens; die der Mensch in Verkennung ihrer Zusammengehörigkeit scheide als zweierlei Wesen: Körper und Geist. In gleichem Irrthume scheide er die Welt in Natur und Gott. Diese Scheidungen seien ein=

gebildete, in Wirklichkeit nicht vorhanden. — Es war dieses die Ansicht eines Kreises von Freidenkern: Holbach Diderot Lagrange u. A. die zu einem Werke „System der Natur" sich vereinigten; ihre Vorweser hatten in Bayle (1647—1706) de la Mettrie (1709—1751) Helvetius (1715—1771) Bonnet (1720—1793).

Berkeley (1684—1753) in England lehrte: Gott ist der Geist welcher diejenigen Ideen in uns erzeugt, die nicht aus unserem Willen entstehen; von Gott können wir ebenso wenig eine Idee uns machen wie von Geistern überhaupt.

Wolff (1679—1754) in Halle sagte: Das zufällige und abhängige dasein der Welt und der Seelen hat seinen Ursprung von einem selbständigen Wesen, das den Grund seiner eigenen Wirklichkeit und der aller Dinge in sich enthält: also nothwendig da sein muß als ein anfang- und endloses Wesen, nicht zusammengesetzt sondern einfach, durch eigene Kraft bestehend, von allem unabhängig, von unendlichem Verstande und Allwissenheit; in Gottes Verstande liege die Möglichkeit, in seinem Willen die Wirklichkeit aller Dinge; seine Allweisheit lasse seine Absichten vollständig erreichen; er ist unabhängig von der Natur wie im Menschen die Seele vom Körper.

Kant (1724—1804) in Königsberg erklärte weiter zurückgehend: Gott ist unerkennbar und unerweisbar, wird aber vom sittlichen Bewußtseine als nothwendig daseiend erkannt, als das daseiende höchste ursprüngliche Gut, die mit dem Sittengesetze übereinstimmende Ursächlichkeit von allem, als Urheber der Natur. Die Idee des Menschen als vernünftigen Weltwesens oder die Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit betrachtet und zu einem persönlichen Ideale solcher Vollkommenheit erhoben, ist Christus der Sohn Gottes; daß Gott Mensch wurde heißt nichts anderes, als daß das gute Prinzip sich zur Menschheit herablasse um das böse im Menschen zu überwinden, das personifizirt als Fürst dieser Welt vorgestellt wird.

Bardili (1761—1808) in Deutschland gab die Erläuterung: Im Menschen gelangt das im Weltall waltende denken zum Selbstbewußtsein; die Welt wird unzertrennlich von etwas begleitet was nicht Welt ist, von Gott, der alles was er ist nur in und durch sich selbst ist und im Gewissen der Menschen sich offenbart. Vermessen würde es sein, wenn der Mensch sein Wesen ergründet zu haben vermeinte mit dem was er mir von sich in meinem denken offenbart.

Jacobi (1734—1819) in Deutschland lehrte: Gott lebt in uns und unser Leben ist verborgen in Gott: der Mensch findet Gott wie er sich selbst nur zugleich mit Gott finden kann; Gott ist das wahre gute und schöne als ein überschwengliches, in keiner Erscheinung darstellbares, durch die Vernunft nicht zu erfassen, sondern nur durch

eine kraft über alle menschliche Wissenschaft und Kunst erhaben und unmittelbar aus Gott stammend.

Fichte (1762—1814) in Deutschland lehrte: Gott ist die moralische Weltordnung; eines anderen Gottes bedürfen wir nicht, können auch keinen anderen begreifen. Es ist kein besonderes Wesen als Ursache anzunehmen. Gott ist nicht als sein aufzufassen, sondern als reines handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten; im Rechtthun wird das göttliche in uns wirklich und lebendig; im Pflichtgefühle kommt Gott zur Erkenntniß.

Schelling (1775—1842) in Deutschland betrachtete Gott als das, in der idealen Welt vornämlich in der Geschichte offenbar werdende Geheimniß des göttlichen Reiches; die ideale Welt faßt in sich die Wahrheit die Wissenschaft das Gute die Religion die Schönheit und die Kunst. Der erste Ursprung jeder höheren Erkenntniß ist nur aus dem Unterrichte höherer Natur begreiflich; aus der menschlichen Thätigkeit soll sich die Vollendung der Offenbarung Gottes, des göttlichen Reiches entwickeln; die Geschichte der Menschen ist die Geschichte dieser Offenbarung.

Hegel (1770—1831) in Deutschland lehrte: Gott der Weltgeist durchläuft im Zusammenhange der Völker und ihrer Schicksale die großen Stufen seiner Entwicklung und übt in der Weltgeschichte als dem Weltgerichte sein höchstes Recht aus. Die Weltgeschichte, der Entwicklungsgang im Bewußtseine der Freiheit ist das wirkliche werden des Allgeistes, die wahrhafte Gotteslehre; es geschieht nichts ohne Gott, das geschehende ist wesentlich Werk seiner selbst.

Feuerbach (geb. 1804) in Deutschland sagte: das Bewußtsein Gottes ist das Bewußtsein der Menschen, die Erkenntniß Gottes ist die Selbstkenntniß der Menschen. In Wahrheit hat der Mensch sein höchstes Wesen, seinen Gott in sich selbst, nicht als getrenntes sondern als sein eigenstes; in der Menschheit liegt sein höchstes Wesen.

Schopenhauer (1788—1860) in Deutschland faßte das Weltall als Willen und Vorstellung zusammen: das Ding an sich ist der Wille, dessen Bethätigung und Entwicklung die Welt; die Welt wie sie uns erscheint, ist Erzeugniß unserer Vorstellung, nicht das Ding an sich; letzteres würde ebenso vorhanden sein, wenn es keine Wesen gebe die eine Vorstellung sich machen könnten. Die Welt als Wille beruht auf sich selbst, als Vorstellung dagegen beruht sie auf dem Einzelwesen welches die Vorstellung in sich schafft.

Reiff (geb. 1810) in Deutschland lehrte: Gott ist die ruhige Einheit, die unveränderliche absolute Indifferenz von That und Sein; das von den Dingen wie von Menschen schlechthin unergriffene verborgene Wesen. Aus diesem Gott als seiner Voraussetzung setzt sich

der Mensch oder das Ich als ein von Gott verschiedenes selbständiges Wesen, das in Gott die Kraft seiner Freiheit hat. Gott entwickelt sich nicht, sondern Natur und Geschichte entwickeln sich in ihm. Gott ist selbst kein Ich keine Person, sondern der Mensch der freie Willensakt bringt ihn zur Offenbarung.

§. 58. Die angeführten Lehren der genannten Denker, bei aller Verschiedenheit im Ausdrucke in dem Hauptzuge gleich, lassen deutlich die große Kluft erkennen, welche die Gottesbegriffe von den früher erläuterten Gottesvorstellungen trennen. Dennoch haben beide **gemeinsamen Ursprung und Endverlauf.**

Jede der einzelen Gottesvorstellungen, vom Fetischdienste an bis zur Vorstellung des vollkommenen Schöpfers und Erhalters der Welt, enthält das geschlossene Bild eines in Eigenschaften und Thätigkeiten dem Menschen änlichen persönlichen Wesens. Jeder der Gottesbegriffe dagegen verneint mehr oder weniger alles persönliche, löst das Gott genannte in die Allgemeinheit oder das gemeinsame alles vorhandenen auf. Hie und da zeigen sich Annäherungen, selbst Verbindungen zwischen beiden sonst völlig geschiedenen Bahnen: einerseits von Seiten der Gottesvorstellungen, die im Ausdrucke ihrer Bekenner so weit sich auflösen und verschwimmen, daß sie fast aller Persönlichkeit entkleidet werden; andrerseits von Trägern und Verbreitern der Gottesbegriffe welche sich bemüheten, den gangbaren Gottesvorstellungen Anknüpfungspunkte zu bieten, um sie unvermerkt herüber zu lenken oder nachtheiligen Anstoß zu vermeiden. Diese beiderseitigen Ausnahmen sind jedoch von keinem bedeutenden Einfluße gewesen; denn die trennende Kluft läßt sich nicht überbrücken, jede der beiden Bahnen führt ihre Anhänger unverbunden und unversöhnlich neben einander weiter. Nach der Menge der Bekenner geurtheilt, sind bei den europäischen Völkern die Gottesvorstellungen weitaus überwiegend; die Gottesbegriffe sind auch jetzt, wie bei den alten Griechen und Römern, nur die Überzeugung einer Minderheit der vorgeschrittensten Denker, die auch an äußerem Einflusse bei weitem gegen die Mehrzahl zurückstehen. Zwischen beiden steht allerdings eine Menge Bekenner der gangbaren Gottesvorstellung, von denen es sehr zweifelhaft ist ob sie solche hegen, von denen sogar mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, daß sie in ihrem Inneren nur einem Gottesbegriffe Raum geben oder gar keinen von beiden glauben; aber es vortheilhaft erachten äußerlich die gangbare Gottesvorstellung zu bekennen, um entweder Verfolgungen zu vermeiden oder ihren gewohnten Pflichten als Priester oder Lehrer zu genügen, ihre Einnahmen zu erhalten und zu mehren. Am meisten dürften diese unter den auffällig frommen zu

suchen sein, da es einen Grundzug aller Überläufer bildet, ihre neue oder fremde Richtung zu übertreiben; einentheils weil ihnen das richtige Mas unbekannt ist, da ihr Glaube nicht aus ihnen selbst erwächst also der Lenkung und Begrenzung entbehrt, andrentheils weil sie jeden Rückfall und jeden Verdacht abwehren wollen, überhaupt auch gleich bleibt wie weit man die Heuchelei treibt sobald deren Gebiet betreten ist. Diese verrätherischen und heuchlerischen Anhänger der Gottesvorstellungen schreiten gewöhnlich dahin fort jeden Glauben in ihrem Inneren zu verwerfen, ihn als Kinderspiel und Gängelband des Volkes zu betrachten, für sich selbst aber dahin zu streben jede Aufopferung für den Glauben von sich fern zu halten, aber den größtmöglichen Vortheil zu ziehen.

Beide Bahnen sind in ihrem Verlaufe verschieden: die Gottesvorstellungen führten dazu, in den Gedanken der Menschen die Welt zu spalten in Gott und Natur, Schöpfer und geschaffenes, Herrscher und beherrschtes, Geist und Stoff; die Gottesbegriffe dagegen bedingten die Gesammtauffassung des Weltalls, die Vereinigung der unzähligen Einzelerscheinungen zum unermeßlichen All. Beiden Bahnen gemeinschaftlich ist das streben des Menschen nach Erkenntniß des übermächtigen, welches auf sein Dasein günstig oder ungünstig einwirkt. Wenn auch im Laufe der Zeit die reine Liebe zur Erkenntniß, die ächte Weltweisheit hinzu gekommen ist, um über den Bereich der besonderen Übermächte hinaus zu forschen, so liegt doch auch diesem der Wunsch zu Grunde, das Verhältniß des Menschen zur übrigen Welt zu erkunden, zu erforschen was günstig oder ungünstig auf ihn wirken könne, um dann seine Handlungen nach dieser Erkenntniß zu gestalten. Auf beiden Bahnen gelangte auch der Mensch dazu unermeßliches auffassen zu wollen, die Grenzenlosigkeit und Ewigkeit Gottes oder die Unermeßlichkeit des Alls; bethätigte also auf beiden Bahnen ein vergebliches streben, da seine Auffassung nur für das meßbare und begrenzte geeignet ist. Das Menschenwesen, begrenzt in Raum und Zeit vermag nur das in gleicher Weise begrenzte in sein Bewußtsein aufzunehmen, alles unermeßliche liegt jenseit seiner Fähigkeit; er mag es benennen Gott oder Weltall aber nicht erfassen. Wie in ihrer Quelle, dem menschlichen streben nach Erkenntniß, beide Bahnen zusammenlaufen, so auch in ihrem Endverlaufe, in der auf beiden zu gewinnenden Überzeugung,

> daß der ewige unbegrenzte vollkommene Gott wie das unermeßliche ewige Weltall in gleicher Weise unerfaßlich sind dem in Zeit und Raum begrenzten Menschen.

§ 59. Die verschiedenen **Bekenntnisse der Europäer** sind, wenngleich gespalten in christliche jüdische und muhammadanische, in ihrem Hauptzuge gleich, indem sie dem Reiche der Gottesvorstellungen angehören und unter den verschiedensten Namen (Theos Deus Gott Bog Adonai Allah u. a.) ein von der stofflichen endlichen Welt verschiedenes geistiges ewiges höchstes Wesen annehmen, welches die stoffliche Welt in der Zeit aus nichts erschaffen habe und dereinst wieder zerstören werde.

In weiterer Ausführung des persönlichen scheiden sich die Bekenntnisse in

das jüdische, welches den Adonai als ein untrennbares Wesen auffaßt in unmittelbarer Verbindung zum Menschen;

das christliche auffassend als:

griechisch-katholisches Bekenntniß, Gott in der Dreieinigkeit bestehend aus:

Gott-Vater, Weltenschöpfer und Lenker;
Gott-Sohn, Erlöser der Menschheit;
Gott-Heiligergeist, ausgehend vom Vater allein um den Priestern die wahre Erkenntniß zu verleihen;
ihr Verhältniß zu den Menschen durch die Seelen verstorbener Heiligen vermittelt.

römisch-katholisches Bekenntniß, Gott in der Dreieinigkeit bestehend aus:

Gott-Vater, Weltenschöpfer und Lenker;
Gott-Sohn, Erlöser der Menschheit;
Gott-Heiligergeist, ausgehend vom Vater und Sohne;
deren Verhältniß zu den Menschen vermittelt durch die Seelen der Mutter Jesu und der Heiligen;

evangelisches, in zahlreichen Abtheilungen, Gott in der Dreieinigkeit bestehend aus:

Gott-Vater, Weltenschöpfer und Lenker;
Gott-Sohn, Erlöser der Menschheit;
Gott-Heiligergeist, ausgehend vom Vater und Sohne;
deren Verhältniß zu den Menschen ein unmittelbares.

Das muhammadanische Glaubensbekenntniß umfaßt den Allah als ein untrennbares Wesen in unmittelbarer Verbindung zum Menschen.

Dieses sind die öffentlichen Bekenntnisse, denen die einzelen Bekenner mit mehr oder minderen Vorbehalten und Deutungen sich unterordnen. Zieht man dagegen die sichtbaren Handlungen in Betracht und deutet daraus die den einzelen beherrschenden Vorstellungen von Übermächten, so ergiebt sich folgende Eintheilung:

a) Zu unterst die große, durch fast alle Bekenntnisse gehende Grundschicht von Vorstellungen einer Verbindung übermächtiger Gewalten mit sichtbaren Gegenständen: Bildern Körperüberresten oder Kleidern ehemaliger ausgezeichneter Menschen, Amuletten oder geweiheten Gegenständen, Wahrzeichen oder Sachen die mit ausgezeichneten Menschen in Berührung kamen oder ausgezeichnetes enthalten (heilige Sprüche oder Zeichen) u. s. w. Vor diesen Nothhelfern, deren Inanspruchnahme verschiedentlich als Glaube oder Aberglaube gedeutet wird, tritt die in den Bekenntnissen ausgesprochene Gottesvorstellung jeder Art zurück, als die eines fernstehenden schwierig erreichbaren und im einzelen minder hülfreichen Wesens;

b) hierauf folgt die minder zahlreiche Schicht der vorwaltenden Gottesvorstellungen, mit Zufügung einer von Bildern und Überresten getrennten Heiligenverehrung bei griechischen und römischen Katholiken;

c) die kleinere Menge der Katholiken und Evangelischen, welche ihre Gottesvorstellung lediglich in der Dreieinigkeit ausprägen;

d) die noch geringere Zahl Derjenigen (Deisten), welche außerhalb der christlichen Bekenntnisse stehend oder als Juden und Muhammadaner die Vorstellung hegen des einigen Schöpfers und Erhalters der Welt, des ewigen geistigen Wesens; geschieden von der endlichen stofflichen Welt;

e) zu oberst die in geringster Zahl erkennbaren Anhänger des Gottesbegriffes, welche im Kreise der verschiedenen Bekenntnisse lebend die Welt als Ganzes auffassen, dessen dasein und wirken deuten als eine Fülle von Erscheinungen, als fortwährende und gesetzmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen; dem Menschen in Raumerfüllung und Bewegung erkennbar, deren verschiedenartige Eindrücke auf ihn er gewohnt sei als stofflich und geistig zu benennen.

Diese Abtheilungen oder Schichten sind nicht so scharf abzugrenzen wie die Bekenntnisse, weil die Anhänger jeder Schicht weder in gleichlautenden Worten ihre Gesammtüberzeugungen ausprägen, noch diese in ihren Handlungen so scharf hervortreten lassen, daß eine genaue Übereinstimmung gefolgert werden dürfte. Im allgemeinen mögte aber obige durch alle Bekenntnisse hindurchgehende Schichtensonderung zutreffen.

§ 60. Wie in allen übrigen Bezügen der Entwicklung der Menschheit, zeigt sich auch in dieser besonderen Richtung eine **ungleichmäßige Fortbildung der Gotteserkenntniß.**

In der Gegenwart wie in jeder früheren Zeit herrschten, unter den gleichzeitig lebenden Bewohnern der Erde, die verschiedensten Stufen des Glaubens an übermächtige Gewalten: beginnend von den rückständigen hilflosen Urbewohnern entlegener ungünstiger Gegenden, die noch keine andere Ehrfurcht kennen als vor den übermächtigen Thieren die das Leben bedrohen, erhebt sich die Erkenntniß durch den Fetischanbeter aller Erdtheile zum Heiligenanbeter, zum Verehrer des dreieinigen Gottes, zum Eingottgläubigen, zum Freidenker; in stufenweiser Folge vom fernsten rückständigen zum höchsten der Gegenwart. Wie die gleichzeitig lebende Menschheit die ganze Stufenfolge in sich enthält, so zeigt sich diese noch ausgeprägter in ihrer geschichtlichen Folge von Geschlechtern, welche in den verflossenen Jahrtausenden gelebt und geglaubt haben. Die überlieferten Kunden, so spärlich sie auch sind, lassen doch die ganze Stufenfolge vom rückständigsten zum vorgeschrittensten erkennen, zeigen das ungleichmäßige fortschreiten der gleichzeitig lebenden Völker wie der einzelen in jedem Volke. Ebenso sehen wir in der Gegenwart die einzelen eines jeden Volkes oder Glaubensbekenntnisses, jedes Ortes, selbst jeder Familie auf den verschiedensten Stufen des Glaubens ihre Vorstellungen hegend. Vielen millionen ist die Welt der Erscheinungen zu der sie in Beziehung stehen, nur walten ihrer Übermächte, so beschränkt, daß die örtlich oder beruflich nächstliegenden nützlichen oder schädlichen Gewalten ihre ganze Vorstellung auszufüllen vermögen und jeder zur Hand seiende Fetisch ihnen für alle Zwecke genügt. Andere millionen bekennen sich zu den Worten, welche die Vorstellungen eines welterfüllenden höchsten Wesens ausdrücken, engen aber die Vorstellung um sie fassen zu können in eine so unvollkommene Menschenform, daß sie den Worten des Bekenntnisses nicht entspricht, lediglich eine Wiederholung von Vorstellungen ist die vor Jahrtausenden bei anderen Völkern herrschten. Die weitaus geringste Menge ist erfüllt von dem streben, über die nächstliegenden Grenzen hinaus das Wesen zu erkennen, welches dem dasein der ganzen erkennbaren Welt zum Grunde liegt; sie kämpft mit dem Mangel des eigenen Wesens (§ 18) der den Menschen überhaupt verhindert das unmeßbare zu erfassen. Aber den meisten aller Menschen bleibt dieser Kampf mit dem Mangel des Menschenwesens fern; sie beschränken sich auf das nächstliegende faßliche und belegen es mit dem gangbaren ortsüblichen Namen des höchsten Wesens.

Die Erkenntniß der Übermächte, der höheren Gewalten seiner besonderen Außenwelt, ist eines der Ergebnisse der Anwendung seiner Sinne seines Gedächtnisses und seines Verstandes. Indem er sein beobachten und denken nach allen Seiten richtet, dabei sein eigenes

Wesen als Masstab anwendet (§ 7) wird er dazu geführt alle Wesen und Vorgänge in Übermächte und Untermächte zu theilen; eine Theilung die nur im denkenden Menschen vor sich geht, nicht in der Außenwelt, welche eine ununterbrochene Kette von Wesen und Vorgängen bildet, in welche der Mensch als eines ihrer Glieder eingefügt ist. Zur Vollziehung dieser Trennungen in seinen Gedanken bedient sich der Mensch nicht einer besonderen Fähigkeit oder gar eines besonderen Gehirntheiles, sondern es sind seine zu allen Zwecken der Erkenntniß verwendeten Fähigkeiten (Sinne Gedächtniß und Verstand) die er in gesonderten Richtungen anwendet: einerseits auf seine Diener andererseits auf seine Herren gerichtet. Auch das Thier kennt beide Seiten seiner Außenwelt: es weiß was es überwinden kann, seine Untermächte, auch was ihm überlegen ist, seine Übermächte. Der Mensch unterscheidet sich, in dieser wie in den übrigen Beziehungen dadurch, daß er von dem selben thierischen Standpunkte aus beginnend seine Erkenntniß höher entwickelte, seine Außenwelt immer mehr erweiterte, auch die außersinnliche Welt hinein zog und endlich Begriffe bildete, was das Thier nicht vermag.

§ 61. Betrachtet man die **Stufenfolge in der Entwicklungreihe,** so läßt sich erkennen als durchgehend in den unzählig abgestuften Gestaltungen

daß die Erkenntniß vom kleinsten Anfange bis zur höchsten Stufe der Jetztzeit darauf gerichtet war, die auf den Menschen wirkenden Übermächte zu erkennen, zuerst die ungünstigen bösen, späterhin die günstigen freundlichen; daß zuerst die nächsten in unmittelbarer Nähe befindlichen (Thiere Fetische u. s. w.) erkannt wurden, späterhin die fernerstehenden oder nur zeitweilig erscheinenden;

daß die Übermächte in nächster Umgebung, je nach den örtlichen Verhältnissen verschiedene Gestalten darboten (Waldbrand Wüste Sonnenbrand Meer u. a.) so daß verschiedenartige höhere Wesen demgemäs gestaltet wurden;

daß die Übermächte eng oder umfassend gestaltet wurden je nach der Art der Anlaß gebenden Wesen oder Vorgänge: der arische Himmelsherr erhaben und weitherrschend, dagegen der semitische Feuer- oder Wüstenherr (Moloch El) beschränkt und nur örtlich geltend;

daß die Übermächte sich fortbilden oder wechseln mußten, je nachdem der Mensch bei fortschreitender Erkenntniß lernte bisherige Übermächte zu überwinden, dagegen andere höhere Übermächte neu erkannte;

daß die Vorstellungen um so umfassender sich gestalteten, wenn das sie hegende Volk mit anderen Bildungvölkern in Berührung kam: z. B. unter den Semiten die wenig berührten Wüstenaraber bis zu Muhammads Zeiten in ihren ursprünglichen örtlichen Vorstellungen verharrten, welche die stammverwandten Israeliten schon 1000 Jahre früher abgelegt hatten und von den gleichfalls dazu gehörigen Babelonern noch früher verlassen worden waren;

daß seitdem die engen Vorstellungen sich erhoben hatten, aus dem Bereiche der örtlichen Bezüge (Wald Wüste Meer) sie auf der Bahn zum erforschen der Unermeßlichkeit sich befanden; daß jener Banden entledigt, ihrer unbeschränkten Ausdehnung nichts mehr entgegenstand als die Begrenztheit des auffassenden Menschenwesens;

daß am Himmelsherrn, in seiner arischen Gestaltung als Wolkenhimmel, wie noch mehr in seiner ägüptisch-semitischen Gestaltung als Sternenhimmel, die Vorstellungen zur Allgemeinheit sich erhoben, zur Erkenntniß des gesetzmäßigen weltbeherrschenden;

daß am Sonnenherrn, von seiner ursprünglichen Gestaltung als tödlicher Sonnenbrand, fortschreitend zum lebenspendenden Schöpfer und Erhalter, die Vorstellungen zur Milde sich erhoben, zur Erkenntniß des wohlthätigen reinen und gütigen der Weltordnung;

daß durch Vereinigung der verschiedenen höchsten Vorstellungen das Gesammtbild des weltbeherrschenden Schöpfers entstand, der weise gesetzmäßig und gütig alle Übermacht in sich vereint, unterscheidbar und unabhängig von der erschaffenen Welt;

daß bei der fortschreitenden Erkenntniß des gesetzmäßigen der Weltordnung, das gemeinsame aller Vorstellungen über die zahllosen Vorgänge vereint ward zum Gottesbegriffe, der die Welt in ihrer Fülle von verschiedenartigen Bewegungen zur Grundlage hat und nur in den Gedanken der Menschen von der Welt abgezogen ist.

Die Gottesvorstellungen in ihrer höchsten Entwicklung sind bis an die Grenze des Gottesbegriffes vorgeschritten, bis an den Punkt wo sie nur gemeinsam dem gemeinschaftlichen Ziele sich nähern können. Der nächste Schritt zur Fortbildung der Gottesvorstellungen bringt das Ineinanderfließen zu Wege. Es hält schon jetzt schwer die Grenzschranke zwischen beiden aufrecht zu erhalten, welche genau genommen nur noch in der veralteten Schöpfungsage der Bibel liegt, seitdem die Vorstellung vom ruhenden toden Stoffe der fortschreitenden Erkenntniß gewichen ist. Im übrigen ist noch eine gemeinsame Schwierigkeit vorhanden in der Einfügung des bösen, welche aber den Gottesvorstellungen nicht so leicht gelingen kann wie dem Gottesbegriffe; jedoch fortfällt im Augenblicke der Verschmelzung,

in welchem der Mensch erkennt das böse und gut nicht Eigenschaften der Welt sind, sondern Unterscheidungmerkmale seines denkens, Bezeichnungen der Eindrücke, welche die verschiedenen Vorgänge auf ihn machen.

Sobald die morsche Schranke fällt fließen die Gottesvorstellungen und Gottesbegriffe zusammen im streben nach

Erkenntniß des All, der einen und untrennbaren Welt.

Der Mensch und seine außersinnliche Welt.

§ 62. Die Sinne des Menschen, die in den Sinneswerkzeugen empfindenden Enden seines Nervenwesens vermögen die von außen her andringenden Eindrücke nur dann aufzufassen und zum Hirn oder dessen Rückenmarksverlängerung fortzupflanzen, wenn diese Eindrücke ein bestimmtes Mas der Ausdehnung Stärke und Dauer erreichen (§ 2). Alles was außerhalb dieser Masgrenzen liegt ist dem Menschen unerkennbar, macht keinen geschiedenen Eindruck auf seine Nerven, kann also auch nicht als solcher von seinem Hirn aufgefaßt und gestaltet werden. Dieses unerfaßte bildet den **Bereich der außersinnlichen Welt des Menschen** (§ 4) das Reich dessen, was über die Grenzen seiner Sinne hinaus liegt.

Im Laufe der letzten Jahrhunderte ist es den Forschern gelungen Geräthe zu schaffen, welche ehedem unsichtbare Gegenstände sichtbar machen, Schalleitungen welche die Hörbarkeit der Töne erweitern u. s. w.; auch haben künstliche Beleuchtungen und künstliche Nachahmungen die Grenzen der Sinnenwelt erweitert und hat man zahlreiche Gegenstände und Vorgänge erkannt, welche früher zum unbekannten außersinnlichen Reiche gehörten. Bei allem erweitern bleibt aber seine Sinnenwelt begrenzt und jenseit dieser Grenze verbleibt ein unabsehbares an Dingen, welche unsere Sinne zur Zeit nicht fassen; dessen Erforschung aber den Bildungtrieb des Menschen nicht rasten läßt, um so weniger als zahlreiche Vorgänge in seiner Sinnenwelt sich aufdrängen, deren Ursache oder Wirkung er nicht wahrnimmt, also seiner außersinnlichen Welt angehören müssen. Von der Beschaffenheit der Welt jenseit der Grenze unserer Sinne können wir nicht durch unmittelbares auffassen, sondern nur dadurch Vorstellungen erlangen, daß wir aus ihrer wirklichen oder vermeintlichen Verbindung mit sichtbaren Dingen auf ihre vermuthliche Beschaffenheit schließen. Indem wir aber innerhalb geschaffene Bilder in die außersinnliche Welt verlegen, bevölkern wir diese mit Erzeugnissen der Einbildung. Diesen

Mängeln ist der Mensch von jeher unterworfen gewesen und um so mehr so lange ihm die Werkzeuge fehlten, um das Reich seiner Sinne auszudehnen in Weite und Tiefe. Es hat aber der Trieb zum erforschen des zur Zeit außersinnlichen den Menschen von jeher geleitet; nur diesem haben wir den jetzigen Umfang unserer Sinnenwelt zu danken. Wir dürfen also getrost von der Gegenwart auf die fernste Vergangenheit zurückschließen, von der höchsten Entwicklung stufenweise hinab zu den ersten Äuß°rungen des Forschertriebes; denn die Gleichartigkeit der Fähigkeiten und Mängel aller Menschenwesen hält das Urtheil in engen Bahnen, die zu Ablenkungen wenige Gelegenheiten bieten.

Der ausgiebigste Sinn des Menschen ist sein Sehvermögen: es setzt ihn mit dem weitesten Bereiche der Welt in Verbindung, läßt ihn Lichteindrücke empfinden aus ungemessenen Entfernungen, bietet ihm die größte Manchfachheit und setzt ihn am meisten in den Stand, den Kampf um das Dasein zu bestehen; ist aber dabei mit zahlreichen Mängeln behaftet (§ 3). Geleitet durch seine Augen fühlt er sich sicher und froh; ihrer Leitung ermangelnd ist er ängstlich und niedergeschlagen. Im Dunkel der Nacht, noch mehr in der Tiefe der Erde überfällt ihn grauen, in Hölen und Gruben von Finsterniß umfangen fühlt er sich hilflos gegenüber unbekannten Gefahren jeder Art. Auf der rückständigsten Stufe mußte er erkennen, daß seine übermächtigsten Feinde, die großen Raubthiere, mit Nachtaugen ausgerüstet oder durch Schärfe des Geruches geleitet, vorzugsweise die Finsterniß benutzten um ihn zu überfallen und zu töden, daß also die Finsterniß einer seiner Feinde sei, wider den seine beste Waffe, das Sehvermögen wirkunglos bleibe. Licht und Finsterniß wurden zwei Gegensätze in seinem Leben: mit ersterem verband er alles freundliche erhebende, mit letzterem alles schreckliche niederdrückende. Diese Gegenüberstellung prägte der Mensch am stärksten aus in seinen Verehrungwesen, welche als Erfüllung seiner ganzen Außenwelt die Gegensätze des Lichtes und der Finsterniß in sich tragen mußten. Den freundlichen Wesen der lichten Höhe (Sonne Sternenhimmel Wolkenhimmel) und des Tages, setzte er die schrecklichen Wesen der Unterwelt, des finsteren Erdinnern, der Nacht gegenüber; alles was grauen erregte, ihn frösteln machte, theilte er der Dunkelheit der Nacht und der Unterwelt zu, dagegen alles erfreuende erwärmende dem Lichtreiche, dem Tage und der Oberwelt. Demgemäs vertheilte er jedes was im Äußeren der Erscheinung oder in seinen Wirkungen Änlichkeiten bot, dem einen oder anderen Reiche zu: roth gelb und weiß waren die Farben der Lichtwelt und Lichtwesen; grau und schwarz dagegen die der Unterwelt und Nachtwesen. Bei dem ältesten Bildungvolke, den Ägüptern, waren

roth oder gelb dem Tagosir heilig, schwarz dem Nachtosir und wurden die Opfer bei ihnen und den Semiten demgemäs gewählt: rothe Kühe rothe Wolle rothes Holz rothe und gelbe Blumen rothe Tempel rothe Altäre und Thürpfosten (Blutsprengungen) gehörten dem Tagosir, dagegen dem Nachtosir alles schwarze oder graue; jenem Tagesdienst und Tagesopfer, heiter üppig mit Lobgesängen feierlichem Tanze, Opfermahlzeiten und prunkenden Umzügen; dagegen dem Nachtosir nächtlicher Dienst nächtliche Opfer grausenhaft schwelgerisch mit wildem wüthen, rohem fressen, Ausschweifungen jeder Art und ungezügeltem umherstreifen. Opfer den Tagesmächten dargebracht wurden durch verbrennen oder verdunsten emporgetragen, dagegen den Mächten der Unterwelt geweiht durch lebendig begraben, hinab stürzen von Felsen in finstere Abgründe oder hinab springen in Klüfte Erdspalten u. s. w. Von allem dem finden sich Spuren in den ägüptischen Urkunden, wie in den israelitischen Vorschriften zum einrichten der Stiftshütte (2. Mose 25 bis 28) zum bereiten der Zauberasche und des Weihwassers (4. Mose 19), in den Opfern der Perser durch lebendig begraben, im Selbstopfer des römischen Ritters Curtius, der in den Abgrund sprang, in dem älteren Dionüsosdienste der Hellenen und unzähligen Einzelheiten der Verehrung-Einrichtungen bei den Bildungvölkern der alten Welt.

Der selbe Gegensatz prägt sich aus in den Vorstellungen der Menschen über das Leben nach dem Tode. Anfänglich flöste das gedenken des in die Erde versenkten gestorbenen nur grauen ein: sie waren in die finstere Grube, die Unterwelt geschafft worden, lebten in Nacht und grauen, schlummernd oder halbbewußt als Schatten. Man befürchtete von ihnen nur Nachtheile, wies ihnen finstere Hölen, öde Schluchten zu als Ein- und Ausgänge der Unterwelt, die unter der Erdoberfläche liege so nahe daß jedes Grab zu ihr gehöre. Als auf höherer Stufe die Vorstellung hinzu kam, daß das Leben nach dem Tode abgemessen werde nach dem irdischen, kam auch hierin die Gegenüberstellung von Finsterniß und Licht zur Anwendung: nur die Seelen der bösen oder verdienstlosen verblieben der finsteren Unterwelt, die verdienstvollen dagegen stiegen empor zum Lichte, wurden der Oberwelt zugetheilt: jenen ward grauen der öden Finsterniß, diesen die Wonne der prangenden Lichtwelt. Beide Gebiete wurden als der außersinnlichen Welt angehörig mit Gebilden der Einbildung belebt (sprachlosen Schatten und spielkämpfenden Helden, qualvoll verdammten und lobsingenden seligen, bekrallten Teufeln und beflügelten Engeln u. s. w.) nach solchen Eindrücken der Sinnenwelt zusammen gestellt, welche Anlichkeiten darboten mit den gemuthmaßten Zuständen jener außersinnlichen Welt.

Als die umherstreifenden Hirtenstämme den Ackerbau kennen lernten, verband sich eine neue Vorstellung mit der Unterwelt, in schönen Bildern ausgeprägt. Das in die Erde gelegte Satkorn war zur dunklen Unterwelt hinabgezogen und kehrte erst nach Monaten aus dem Reiche der finsteren Mächte empor zur Lichtwelt, als fruchtspendender Halm reichlich den Raub ersetzend, den die Unterwelt vollführt hatte; die Unterwelt war überwunden worden, denn die Beute (Ernte) überwog weitaus ihren Raub (die Aussat). Es erklären sich hieraus die lieblichen Sagen der Hellenen vom Raube der Proserpina; wie auch hieran die Sagen von siegreichen Fahrten zur Unterwelt sich anschließen, welche in verschiedenen Glaubensgestaltungen der Völker ihre Verehrungwesen oder Helden als Befreiungzüge vollbringen (Herakles Perseus Odin Jesus u. a.) zur Unterwelt hinab fahrend und als Sieger zurückkehrend zur Lichtwelt, dem Olümp, der Walhalla oder dem Himmel.

§ 63. Der Mensch fühlte sich unbehaglich unter den Einflüssen, die in keiner erkennbaren oder festzuhaltenden Gestalt erscheinen, deren Wesen er verspürte ohne sich schützen zu können gegen ihre nachtheiligen Einflüsse. Indem er diese mit änlichen Eindrücken verglich, die er von erkennbaren Wesen empfing, konnte er allerdings sich Bilder machen von den außersinnlichen Übermächten (§ 17), war aber damit nicht gesichert vor ihnen. Er mußte suchen, mit ihnen Verbindungen zu eröffnen, sich ihnen zu nähern um ihre Absichten zu erfahren, damit er ihnen zuvor kommen könne oder seine Wünsche ihnen mittheile, damit sie solche berücksichtigen oder ihnen nicht entgegen wirken. Wie er ihren Einfluß in seinem Gebiete verspürte, mußte er streben in ihr Gebiet Eingang zu gewinnen, um dort seinen Einfluß geltend zu machen. Dieses nahe liegende streben in die außersinnliche Welt vorzudringen, hat von jeher zu den sinnigsten und erhebensten, wie zu thörichten und abscheulichen Mitteln geführt, um über die Grenzen der jedesmaligen Sinnenwelt hinaus mit den dort gemuthmaßten Wesen der Einbildung zu verkehren, ihren Willen, ihre Absichten zu erforschen, ihre Befehle einzuholen, sie für sich zu gewinnen oder ihre verderblichen Einflüsse abzulenken.

Die nächstliegende, von selbst sich einstellende Verbindung war der **Traum.** Wir bemerken an Thieren daß sie träumen, durch Träume sich täuschen lassen; auch Kinder träumen frühzeitig und lebhaft, so daß mit Sicherheit geschlossen werden darf, daß die Menschen schon auf rückständigster Bildungstufe ihre Traumwelt ausgebildet haben, geschaffen nach den Gestaltungen ihrer jezeitigen Sinnenwelt, unter Anwendung ihrer Fähigkeiten so weit solche entwickelt waren.

Bekanntlich bieten Träume manches wunderbare: sie können so täuschend den Eindruck wirklicher Erlebnisse erregen, daß selbst nach dem erwachen es mehrfältiger Prüfung bedarf, um gewiß zu sein daß es nur ein Traum war; manche Gedankenverbindungen der Träume sind so kühn und zutreffend, daß sie als Vorausblick und Weissagungen erscheinen, wenn spätere Begebenheiten sie als zutreffend erweisen; vieles was dem Gedächtnisse ganz entschwunden zu sein schien, taucht im Traume lebhaft empor und setzt sich übermächtig fest, so daß es den Menschen begeisternd oder niederdrückend als Ahnung beherrscht. Namentlich aber führt der Traum dem Menschen Gestalten vor, deren Einzelheiten allerdings seiner Sinnenwelt entstammen, deren Zusammensetzung in dieser Art er aber niemals in der Sinnenwelt angetroffen hat und deshalb um so eher seiner außersinnlichen Welt zuschreibt. Daß es seine Einbildung sei, welche ihn in seinen Träumen leitet, läßt sich daraus schließen, daß Gestaltungen, die seiner Sinnenwelt entstammen aber nicht mehr in derselben vorhanden sind, wie z. B. verstorbene Bekannte (Geistererscheinungen) niemals oder höchst selten in der Gestalt erscheinen, welche sie haben müßten, wenn sie der Vorstellung gemäß sein sollten, die der Mensch von Seelen sich bildet; sie erscheinen nicht als getreues Abbild ihres Leibes, sondern bekleidet wie der Mensch lebend wandelte oder wie er als bekleidete Leiche im Sarge vom träumenden zuletzt gesehen oder gedacht ward. Da nun selbst der gläubigste nicht annehmen will, daß mit der Seele auch die Bekleidung unsterblich sei, so wird er schon einräumen müssen, daß die verstorbenen welche den träumenden erscheinen, nur auftauchende Bilder seines Gedächtnisses sind, welche in derjenigen Gestalt erscheinen, welche dem Gedächtnisse am stärksten sich eingeprägt hatte. Unzweifelhaft ist aber die Größe der Täuschung; der träumende denkt sich in nächster Verbindung mit den erschienenen Gestalten stehend, redet mit ihnen, hört ihre Stimme, fühlt ihren Händedruck, den Hauch ihrer Sprache, sieht sie kommen und gehen, verschwinden oder fortfliegen; er zweifelt um so weniger an ihrer Wirklichkeit, weil er im erwachen noch die Nachwirkung verspürt, im freudigen oder schaudernden erzittern, der selben Empfindung welche er während der Erscheinung hatte. Es darf deshalb auch nicht Wunder nehmen, wenn beim Menschen auf rückständiger Stufe die Traumeindrücke von dem gleichen oder sogar höherem Einflusse sind als die Eindrücke des wachenden Lebens; denn ihm fehlt der Zweifel der vorgeschrittenen Forschung und die Prüfung.

Das Vorhandensein dieser Gleich- oder Höherschätzung zeigt sich deutlich in den allenthalben herrschenden Traumdeutungen, denen die rückständigen Menschen volle Geltung beilegen; zeigt sich aber noch stärker in auffälligen Beispielen bei rückständigen Völkern, weil der

Vergleich mit unseren Gewohnheiten den Abstand leichter erkennen läßt. Manche Negervölker z. B. schließen ihr Traumleben so unmittelbar an das wachende, daß sie in den Erzählungen ihrer Erlebnisse nicht den mindesten Unterschied zwischen dem geträumten und dem wachend erlebten machen, daß nüchterne und wahrheitliebende Neger dem Europäer unglaubliche Geschichten erzählen, so daß dieser anfangs denkt sein schwarzer Freund sei plötzlich irrsinnig geworden oder ein unverschämter Lügner; bis er durch geduldiges forschen nach Zeit und Ort zu der Überzeugung gelangt, daß die wunderlichen Geschichten im Hirne des Negers entstanden durch unterschiedsloses vermischen des träumenden mit dem wachenden Leben. Diese Gleichstellung des Traumlebens mit dem wachenden tritt auch hervor in der biblischen Erzählung vom Traume Jakobs (1. Mose 28), den nicht allein Jakob sondern auch alle seine Nachkommen Jahrtausende lang dahin verstehen, daß er im Traume den wirklichen EL gesehen und gehört habe. Jakob ruft erwachend: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte und ich wußte es nicht;" er macht auch mit der Traumgestalt des EL einen Bund, nennt die Stätte beth-EL (Zelt, Stätte des EL) und weihet sie durch einen Opferstein, den seine Nachkommen Jahrhunderte hindurch heilig hielten. Diese Gleichstellung des Traumlebens mit dem wachenden zur Zeit Jakobs und seines späteren Geschichtschreibers, giebt die einfachste Erklärung zu den biblischen Erzählungen, in denen EL oder ELOHIM erscheint redet verordnet oder Bündnisse mit Menschen schließt: es waren die menschlichen Wünsche und Gelübde in Traumerscheinungen gestaltet, die den herrschenden Vorstellungen gemäß gleichgestellt oder noch höher gestellt wurden als die wachend empfangenen Eindrücke, so sehr daß es nicht nöthig erschien sie als Träume zu erzählen. Träume durchziehen die Sagen und Geschichten der Israeliten Ägüpter Griechen und Römer immer in der vollen Geltung des wirklichen: Träume waren es die Josef deutete (1. Mose 41); ein Traum war es der Samuel berief (1. Sam. 3); Saul klagt daß der Herr ihn nicht durch Träume berathe (1. Sam. 28. 6); Daniel deutet dem Könige zu Babel einen Traum (Dan. 2); Saulus Bekehrung (Apostelgesch. 9) wird auf einem Traume beruhen. Die gesammte Heiligengeschichte des Christenthumes ist erfüllt mit Traumerscheinungen: die gläubigen, denen Jesus und öfter noch die Mutter Maria oder besondere Heilige erschienen bethätigten ihre Überzeugung von der vollen Geltung der Mittheilungen zur Genüge dadurch, daß sie demgemäß Bethäuser Kirchen oder Klöster baueten, große Wallfahrten unternahmen oder ins Kloster gingen. Selbst die Einführung des durch die ganze katholische Christenheit gefeierten Fronleichnamfestes war Folge eines Traumes, in welchem eine Nonne Juliana zu

Lüttich 1246 den Mond mit einem Loche erblickte und dabei vernahm, daß dieses nur ausgefüllt werden könne durch ein hohes Fest, welches der Christenheit noch mangele und zwar zur Feier der Stoffumwandlung Christi (Transsubstantiation) welche im Abendmahle vorgehe; ein Fest, dessen Einführung sie im Bezirke von Lüttich durchsetzte, von wo es sich verbreitete über die ganze Christenheit. Diese Geltung der Träume geht auch durch die weite muhammadanische Welt: der Profet erscheint noch jetzt seinen gläubigen im Traume, erläutert ihnen dunkle Stellen des Koran oder löst Zweifel über stattgefundene Begebenheiten; kein Anhänger zweifelt im mindesten daran, daß die Fragen dadurch endgültig erledigt seien.

Träume waren aber Schöpfungen des unbewußten Willens, ließen sich nicht willkürlich hervorrufen, so oft dem Menschen daran gelegen war Kunde aus der außersinnlichen Welt zu empfangen; er rief die Seelen seiner Vorfahren oder seine Verehrungwesen ihm im Traume zu nahen, aber sie blieben aus. Er suchte deshalb nach Mitteln ihnen sich zu nähern wann er wolle, so daß er nicht darauf zu warten brauche ob sie zu ihm kämen, sondern er in den Stand gesetzt würde zu ihnen sich zu begeben, der Sinnenwelt sich zu entrücken. Zuerst mag der Zufall auf den Wüstenstreifereien zu der Entdeckung geführt haben, daß der Hunger und noch mehr der Durst die Nerven in solchem Grade errege, daß im Hirn des Menschen also in seiner Einbildung und vor seinen Blicken ungewöhnliche Bilder entstehen, die ihm Zustände und Umgebungen vorzaubern, entfernt änlich der schönsten Wirklichkeit, aber sehr flüchtig und nur in diesen Zuständen der Erregung sichtbar und vernehmlich. Europäische Forscher neuerer Zeit haben auf Wüstenreisen, wann der Durst sie peinigte, derartige Zustände durchlebt: sie waren dem Halbtraume verfallen, sahen noch die öde Wüste vor sich, aber fühlten sich dem Leibe entrückt in der Luft schweben; es schwirrte vor ihren Augen, sie glaubten spiegelnde Wasserflächen und üppige Palmenwälder zu erblicken, fühlten sich bei wachsender Erregung von flüchtigen Gestalten und verschwimmenden Bildern jeder Art umringt, bis am Rastorte zum Brunnen gelangt, mit den ersten Wasserzügen die fremde Welt entschwand. Da die alten Völker daran gewöhnt waren solche Erscheinungen als Wirklichkeit zu betrachten: so lag es nahe, wann sie der außersinnlichen Welt sich nähern wollten, durch hungern und dursten, also strenges Fasten in solche Zustände sich zu versetzen, um angeflehete Verehrungwesen zu schauen und Mittheilungen von ihnen zu empfangen. In heißen Ländern werden Durst und gespannte Erwartung diesen Zustand der Verzückung bald herbeigeführt haben. Da der Mensch sein ganzes sehnen auf ein bestimmtes Wesen oder klare Absichten gerichtet hatte, konnte es nicht fehlen, daß

gerade das Bild dieses Wesens in seinem Hirn und vor seinen Blicken zur Erscheinung kam. Wenn dann der Mensch Fragen stellte die längst in ihm bereit gelegen hatten, mußte er die Antworten empfangen, welche der gleichzeitigen Wirksamkeit seines Verstandes entstammten, ihm aber in solchen Augenblicken als höhere Eingebungen erschienen. Die Wirksamkeit des Verfahrens ward wesentlich gefördert in der Einsamkeit, wo die Sinne von allen übrigen Eindrücken abgezogen waren, also dem nach Eingebungen begierigen die Entzückung um so eher sich nahen konnte. Es wird erklärlich, weshalb die Gesichte und Erscheinungen höherer Art gewöhnlich aufgesucht wurden in der Einsamkeit, durch begeben in die Wüste, auf abgelegene Berge, zurückziehen in Hölen oder Klosterzellen.

Selbst diese Reizung des Nervenlebens durch fasten in der Einsamkeit war für dringende Nothfälle unzureichend, wenn deren beseitigen nicht die erforderliche Frist zuließ. Es kamen Verlegenheiten, denen rasch abgeholfen werden sollte; Träume ließen sich nicht hervorrufen, das fasten hätte mindestens einige Tage genommen (die Bibel redet sogar von vielen Tagen, was sie in morgenländischer Weise mit 40 Tagen ausdrückt) und wenn also nur wenige Stunden zur Verfügung standen, bedurfte es rascher wirkender Mittel, um durch aufregen der Nerven den Verkehr mit der außersinnlichen Welt zu eröffnen und den zur Hilfe aus der Verlegenheit augenblicks nöthigen Aufschluß zu erlangen. Auch hierin hatte die zufällige Erfahrung dem Menschen das erforderliche im G e n u s s e e r r e g e n d e r P f l a n z e n - s ä f t e geboten: er hatte beim Durchkosten aller Pflanzen etliche gefunden deren Genuß ihn aufregte, ihm angenehme Bilder vorführte, sein sehen und hören steigerte, ihn wachend in Träume versetzte, ihm also die vermeintliche außersinnliche Welt erschloß. Es giebt in Ägüpten noch jetzt dazu geeignete Strüchnosarten; durch ganz Nordafrika kennt man den Haschisch, aus Hanfsamen mit Honig bereitet getrunken, oder mit Taback gemischt geraucht; in Mittel-Afrika bereitet man ein Getränk Mbunda zu gleicher Wirkung; im ganzen Südasien benutzte man das Opium, wie in Nord-Asien den Absud vom Fliegenschwamm zum Zwecke der Verzückung. Auch benutzte man den Dunst besonderer Kräuter, die eingeschlürft wurden zur Verzückung. Es standen demnach schon im Alterthume rasch wirkende Mittel für Nothfälle zu Gebote und die Geschichte hat zahlreiche Andeutungen aufbewahrt, welche die Anwendung solcher Mittel erweisen.

§ 64. Beim vergleichen der Kunden aus dem Alterthume sowohl unter sich, wie mit den Gebräuchen bei rückständigen Völkern der Jetztzeit, ergiebt sich nicht allein, daß allgemein gestrebt ward in

die außersinnliche Welt einzudringen, um Kunde zu erlangen die im gewöhnlichen Leben unerreichbar schien, sondern auch, daß es selbst in den rückständigsten Formen keine Gaukelei gewesen sei, vielmehr ein aufrichtiges streben nach Erkenntniß, mit Opfern und Gefahren für denjenigen verbunden, der zum allgemeinen besten dieser Aufgabe sich widmete: es war ein **edles und ehrliches streben nach Begeisterung.**

Aus der ältesten Geschichte sind im ganzen wenige Kunden verblieben, obwohl die Anwendung solcher Mittel, den rückständigen Stufen angehörig, im Alterthume am öftersten stattgefunden haben wird. Von allen ist die Bibel, trotz ihrer Lückenhaftigkeit und augenscheinlicher Umarbeitung, die ausgiebigste und werthvollste Quelle. Von den rückständigen Völkern der Gegenwart ergeben sich um so mehr ausführliche Mittheilungen, je sorgfältiger die Reisenden sich bemühen über alle Sitten und Gebräuche Aufklärung zu erlangen, nicht länger das rückständige als unsinnig oder verächtlich unberücksichtigt lassen, sondern in allen Bezügen zu erforschen suchen. Auch aus der Mitte der jetztlebenden Bildungvölker geben die Berichte über Verzückungen Traumerscheinungen (Fieberwahn Delirien magnetisches Hellsehen Vorahnungen u. s. w.) günstige Gelegenheiten zum vergleichen, indem sie zeigen wie im gesunden oder kranken Zustande, beim schwinden des Bewußtseins, die Erscheinungen seiner Einbildung den Menschen beherrschen, ihn mit nie empfundenen Eindrücken erfüllen, ihn in eine fremde Welt der Wonne oder des Schreckens versetzen.

Die Verschiedenheit der Bildungstufen, auf denen jederzeit die Gesammtheit der lebenden sich befindet, erzeugte ein Übergewicht der jezeitig vorgeschrittenen, überlegen aus der Menge hervorragend; welche ihre höhere Begabung im täglichen Leben anerkannte und ihren Lebensäußerungen in gehobener Stimmung besonders Gewicht beilegte, sie fähiger erachtend mit der außersinnlichen Welt in Verbindung zu treten. Es entstand aus dieser Verschiedenheit schon auf sehr rückständiger Stufe die Klasse der Weissager oder Profeten, die im Alterthume bei den Ägüptern und Semiten herrschte, wie in der Gegenwart bei den rückständigen Bewohnern Afrikas aller Gegenden, auch bei den Nordasiaten (als Schamanen), bei den Urbewohnern Nord-Amerikas (als Medizinmänner) und selbst bei Grönländern und Lappen eine hervorragende Stellung einnimmt. Sie waren und sind allenthalben diejenigen, welche ungewöhnliches (Wunder) vollbringen, weissagen, Regen heran ziehen, Krankheiten und böse Geister vertreiben aus ganzen Stämmen wie einzelen Menschen, Träume empfangen und auslegen, die Verehrungwesen befragen, sei es durch Verzückungen oder Losungen vor ihrem Bilde, die durch fasten oder räuchern mit betäubenden

Kräutern oder trinken der Abkochungen solcher, in erregte Träume sich versetzen, deren Erscheinungen sie dem erstaunten harrenden Volke deuten.

Die Geschichte der Israeliten giebt vieles hieher gehörige; besonders aber die Traumerscheinung des jungen Schemuel (1. Sam. 3) und deren Verlauf. Es wird erzählt, daß das „Wort des JHOH" selten war, daß wenig Weissagung erfolgte; auch im ferneren Verlaufe, daß der Profet Eli alt sehr fett (also wenig geeignet zum Erregtsein) fast blind sei; und Samuel am würdigsten zum Nachfolger. Samuels Wunsch, vom Herrn berufen zu werden zum Profeten, fand in seinem Traume Ausdruck: er hörte die selten gewordene Stimme des Herrn, sein Unwille über das schamlose Betragen der Söhne Elis und des Vaters Nachsicht kamen hinzu; so bildete sich im Traume die Stimme des Herrn, welche seinen eigenen Gedanken Ausdruck verlieh. Er wie Eli und seine Zeitgenossen waren fest überzeugt von der Wirklichkeit der Worte des Herrn; denn träumen und wachen war für sie alle nicht allein von gleichem Werthe, sondern der Traum stand höher, weil er mit der außersinnlichen Welt in Verbindung setzte. Späterhin wird erzählt, wie Saul bei der Annäherung des Filisterheeres verzagte (1. Sam. 28) und den Herrn fragte, der ihm aber nicht antwortete, weder durch Träume, noch durch das Licht (Losewerfen) noch durch Profeten; wie er darauf zu einem weissagenden Weibe nach Endor ging, wo er nach 24stündigem fasten den Geist Samuels erblickte und mit ihm redete. Schon zu Samuels Zeiten waren Profeten über das ganze Land verbreitet; auch Saul (1. Sam. 10. 10) als er unter sie gerieth, weissagete gleich ihnen, wie auch (1. Sam. 19. 20) berichtet wird über dreimalige Aussendung von Boten des Königs an die Profeten, welche unter Samuels Leitung im Lande umher zogen, und wie diese Boten ebenfalls zum Weissagen angeregt wurden. Der Profet Elias (1. Kön. 18) tritt als Regenmacher auf; sein Schüler Elisa verrichtet Wunder und Weissagungen, wie auch spätere Profeten ganze Bücher mit Weissagungen erfülleten. Im neuen Testamente setzen sich Erzählungen der selben Art fort, sowohl in dem 40tägigen Fasten in der Wüste, welches (Matth. 4. 2) von Jesu berichtet wird, wie in den Wundern Weissagungen und Gesichten, die ihm und seinen Jüngern oder Freunden zugeschrieben werden. Zwei Erzählungen bringen unmittelbar fasten mit der Verzückung in Verbindung:

Apostelg. 10. 10: „Und als er (Petrus) hungrig ward wollte er essen; da sie ihm aber zubereiteten ward er entzückt und sah den Himmel aufgethan und hernieder fahren zu ihm ein Gefäß u. s. w.

Und es geschah eine Stimme zu ihm: Stehe auf Petrus, schlachte und iß.

Apostelg. 10. 30: „Cornelius sprach: Ich habe vier Tage gefastet bis an diese Stunde und um die neunte Stunde betete ich in meinem Hause. Und siehe da trat ein Mann vor mich in einem hellen Kleide und sprach: Cornelius! dein Gebet ist erhört und deiner Almosen ist gedacht worden vor Gott.“

Auch in der Geschichte des Christenthumes, den Lebensbeschreibungen der meisten Heiligen, finden sich viele Erzählungen von Entzückungen Gesichten und Weissagungen, welche nach anhaltendem fasten eintraten und von den betreffenden wie von ihren Zeitgenossen als außerordentliche Einwirkungen der außersinnlichen Welt gedeutet wurden.

Derartiges aufregen des Nervenlebens in eingreifendster Verbindung mit dem gewöhnlichen Leben, findet sich am frühesten bei den Anwohnern des Wüstengürtels, den Ägüptern und Semiten; gegenwärtig bei den Bewohnern Nubiens und Mittel-Afrikas, so weit man sie kennt. Der Ursprung wird zunächst in den Zuständen der Wüste zu suchen sein, wo auch noch jetzt der vorsichtigste nicht gesichert ist gegen Trugbilder und Erscheinungen, die seine vom dürsten erregten Nerven ihm vorspiegeln; wo der wandernde Semite noch jetzt von Wüstengeistern guter wie böser Art, Engeln und Teufeln umschwebt wird, von deren Begleitung ihn nur der nächste Brunnen oder der Tod befreit. Solchem freiwillig sich auszusetzen war der gewöhnliche rückständige Mensch nicht geneigt, dem die Verzückungen keinen Ersatz boten für die Qualen; er sehnte sich nicht nach wiederholen des gezwungen erlebten, sondern überließ es gern den vorgeschrittenen, die durch Wissensdrang und edlen Ehrgeiz sich gedrungen fühlten, freiwillig den Nervenaufregungen sich auszusetzen, um in die außersinnliche Welt einzudringen. Fasten in mäßiger Anwendung erleichtert bekanntlich das nachdenken, macht das Hirn frei und leicht beweglich. Darüber hinaus fortgesetzt geht die Erleichterung über in wilde Aufregung, in der die Muskeln erschlaffen aber das Gehirn fiebert, so daß der lechzende weder Erquickung findet im schlafen, noch Ruhe im wachen. In wirrer Flucht stürmen Erscheinungen auf ihn ein und vorüber, Töne und Stimmen umringen ihn, er fühlt sich in ganz fremder Umgebung; Gedanken und Bilder der fernsten Erinnerung tauchen empor, fließen zusammen mit nie zuvor gekannten Wesen; leichte und kühne Gedankenverbindungen und Schlüsse vollziehen sich, weit hinein in die Zukunft; er fühlt sich in einer lichtvollen Welt, die er eilends durchzieht, schwebt von der lichten Höhe hinab zur dunkelsten Tiefe, erblickt Wesen der feinsten wie der gröbsten Art, die seine Einbildung flüchtig aus bekannten Bildern zusammen setzt; ihm erscheinen Engel Teufel Dä-

monen Jblis Dschinnen und derartig schwebende Gestalten; er sieht die Herrlichkeit der Himmel, ihren thronenden Herrn umgeben von unzähligen Engelsscharen, oder die Hölle mit ihren Teufeln und Martern; er erblickt seine Gesichte mit offenen Augen in einem Zustande, der den beiwohnenden nicht als schlafen, sondern als erhöhetes wachen erscheint. Die durch fasten verzückten mußten ihren Zeitgenossen als besonders bevorzugte erscheinen, denn im Anfange der vorbereitenden Fasten konnte ihre mäßig erleichterte und gesteigerte Gehirnthätigkeit klarer denken und ungewöhnliche Folgerungen bereiten, über manches zweifelhafte zu festen Überzeugungen gelangen; die in der nachherigen Verzückung ihren Ausdruck fanden und nicht allein dem Zuhörer, sondern auch dem nach aufhören der Verzückung herabgestimmten Profeten als ungewöhnliches erscheinen konnten, als höhere Eingebung. Nicht allein andere, sondern er selbst gelangte zu der Vorstellung, daß jene Gedanken und Folgerungen der außersinnlichen Welt entstammeten.

Solchen Erregungen verdankten die Semiten viele ihrer Schriften. Es ward bei ihnen gebräuchlich alle profetischen Überlieferungen höheren Eingebungen, den Offenbarungen ihrer außersinnlichen Welt zuzuschreiben; denselben eine Glaubwürdigkeit beizumessen, die sie niemals als Menschenwerk gefunden hätten. So findet sich auch bei den Arabern berichtet, wie der fallsüchtige Muhammad die einzelen Suren seines Korans verfaßte nach höheren Eingebungen, die er während seiner Krankheitanfälle empfing und deren außersinnliche (göttliche) Offenbarung er ebenso wenig wie seine Anhänger jemals bezweifelte. Diese Neigung zu Verzückungen scheint überhaupt am stärksten im Wesen der Semiten zu liegen, denn nicht allein im Alterthume, sondern auch durch alle Zeiten bis zur Gegenwart findet sie sich allgemein unter ihnen, sowohl in Westasien wie durch ganz Nord-Afrika, wo sie ihre Ursprünglichkeit bewahrte. Die von der Verzückung wie der Fallsucht betroffenen, deren Zustände manche Änlichkeiten bieten, wurden dort zu allen Zeiten als bevorzugte angesehen; selbst die Wahnsinnigen rechnet man dazu, so lange nicht gefährliche Raserei die Einsperrung nöthig macht. Es findet sich in der Lebensbeschreibung Davids (1. Sam. 21) daß er vor Saul zum Könige von Gath fliehend, dort verspottet und für sein Leben besorgt, sich toll stellte, um in der verstellten Besessenheit Schutz zu finden, so daß er weiter ziehen durfte. Gleiche Schonung fanden die Profeten welche im Lande umher zogen, durch ungeregelte Ernährung und häufiges Fasten erregt, von höheren Eingebungen getrieben erschienen, allenthalben Zutritt erlangten, vor den Königen wie am Tempel ihre Weissagungen Drohungen und Flüche verkündeten, selbst im widerlichsten gebaren Schutz

fanden (Hesekiel 3. 1; 4. 12; 5. 1 u. a.) Ihre Entsagungen Entbehrungen und Mühen waren unbedingt hochachtungwerth, da sie selbigen nicht zum eigenen Nutzen sich unterzogen; vielmehr lediglich zum allgemeinen Besten mit der außersinnlichen Welt Verbindung eröffneten, um Offenbarungen zu empfangen, die sie den Königen Priestern und dem Volke mittheilen wollten. Ihre Furchtlosigkeit verdient nicht mindere Hochachtung, denn sie traten nicht allein den mächtigen Hohenpriestern Unheil verkündend entgegen (1. Sam. 2. 27) sondern auch den Königen (1. Kön. 21. 21); sie stellten sich vor den Tempel (Jer. 7 u. 19) um wider den Tempel und die Priester zu eifern; ebenso dem wilden Volke furchtlos predigend und weissagend, aufregend und verfluchend in das Gewissen redend, ohne weitere Berechtigung als ihre Uneigennützigkeit und Aufopferung. Priester und Volk scheueten sich vor ihnen, denn sie galten als geheiligt; die Könige verschmäheten es nicht, von diesen drohenden fluchend Unheil verkündenden Profeten Rath und Hilfe zu erflehen (Jer. 37. 3). Späterhin hausten solche Menschen in den zahlreichen Grabhöhlen bei Jerusalem, wo sie durch Einsamkeit und fasten vorbereitet, mit den an jenen Gräbern sich aufhaltenden Seelen der Verstorbenen verkehrten und Offenbarungen empfingen, die sie alsdann schreiend die Straßen der Stadt durcheilend dem Volke verkündeten. Die von Jesus geheilten besessenen gehörten meistens dieser Art an; einzele werden ausdrücklich als Bewohner der Grabhöhlen bezeichnet (Matth. 8. 28; Luc. 8. 27). Bis auf die Gegenwart hat das Profetenwesen sich im Morgenlande erhalten; denn auch als Muhammadaner haben die Semiten diesen Glauben bewahrt. Jeder Fakir Derwisch oder umher ziehender zerlumpter halb wahnsinniger Weissager und Prediger, wie sie häufig auch die Basars schreiend durchlaufen, wird mit Schonung und achtungvoller Scheu behandelt, die bei der Menge des Volkes sich steigert zur Verehrung, küssen des Mantels, der Hände und selbst der Fußstapfen. Durch fasten und umherstreifen oder Opiumgenuß erregt, gelten sie dem Volke als geheiligte, welche Allah sich erwählt habe um sein Gesetz auszulegen und die Zukunft zu enthüllen. Da dasselbe bei den übrigen Völkern Asiens, namentlich den hellen, weit seltener erscheint und nur als zugetragen, so mögte in diesem Offenbarungsglauben nicht allein ein Grundzug der Semiten zu erkennen sein, sondern und ein neues Verbindungglied zwischen ihnen und den Bewohnern Ost-Afrikas, denen der selbe Glaube in rückständigeren Formen noch jetzt innewohnt. Von den Ägüptern ward auch als Christen das Einsiedler- und Fastenleben zur Blüte gebracht, eine Klasse von Menschen erschaffen, die der Aufgabe sich widmeten in der Wüste Einblick zu gewinnen in die außersinnliche Welt; gleich Johannis,

der von Heuschrecken und wildem Honig lebte, dem Volke zu predigen: eine Lebensweise die auch in das Christenthum hinüber genommen ward und zum Klosterleben führte. Das einfache Einsiedlerleben gelangte nach Süd-Europa, wo es sich lange erhielt; nach Norden konnte es aber nicht sich ausbreiten, weil die Witterung-Verhältnisse das Leben in der Wildniß zu sehr erschwerten, auch die kühlere, zum erregen minder geeignete Art der Europäer entgegen stand. So weit es Einsiedler gab, dürftig genährt und gekleidet, wurden sie von allen Seiten aufgesucht und befragt, als Menschen höherer Art anerkannt erlangten sie weitverbreiteten Ruf und starken Einfluß. Ein großer Theil der christlichen Heiligen war dieser Art und wenn auch die Sage die meisten der berichteten Wunder erschaffen haben wird, so läßt sich doch nicht verkennen, daß ihre Verzückungen wahrhaft gewesen sind. Andere zogen barfuß im rauhen Gewande umher, durch fasten und Entziehung des Schlafes abgehärmt und überreizt, als heilige unantastbare höher begabte Menschen angesehen, die mit der außersinnlichen Welt in Verbindung stehend, deren Offenbarungen in ihren Aussprüchen verkündeten; sehr oft ihre Reden, in voller eigener Überzeugung wie von den Zuhörern als unzweifelhaft hingenommen, mit den Worten schlossen: „So will es Gott!" Der Anstifter der Kreuzzüge im 11. Jahrh., welche Europa sechs millionen Menschen kosteten, der Peter von Amiens war ein Mann dieser Art; vom fasten abgehärmt zog er in den Ländern reitend umher; dabei so geschwächt daß er sich nicht aufrecht erhalten konnte, derartig erregt daß seine Reden als unmittelbare Eingebungen erschienen, durch welche auch diejenigen Zuhörer hingerissen wurden welche seine Sprache nicht verstanden. Seine Selbstaufopferung in Büßungen und Gebeten, sein ungewöhnliches Ansehen, das emporflammen der höchsten Erregung aus anscheinender tödlicher Schwäche, galten als sicherstes Merkmal daß er mit der außersinnlichen Welt in Verbindung stehe; wie er selbst glaubte das Werkzeug höherer Macht, göttlicher Eingebungen zu sein, so nahmen auch seine Zuhörer die begeisterten Reden hin als übermenschliche göttliche Offenbarungen.

§ 65. In änlicher Art wie fasten wirkt die **geschlechtliche Enthaltsamkeit;** denn sie erregt das Nervenleben des Menschen, sowohl in ihrer strengen Durchführung wie in ihren Verirrungen, unter Umständen in solchem Grade, daß Wahnsinn und jammervoller Tod die Folgen davon sind.

Eine große Zahl der Insassen aller Irrenhäuser, namentlich der weiblichen Seite, ist durch geschlechtliche Enthaltsamkeit dahin gelangt. Im heißen Erdgürtel, wo Zügellosigkeiten in naturgemäßer wie in

naturwidriger Gestalt am stärksten im Schwange sind, mußte nicht allein die Enthaltsamkeit als etwas höheres reineres erscheinen, sondern auch die daraus folgende Reizung des Nervensystemes um so stärker sich geltend machen. Diejenigen welche sich enthielten, der Keuschheit widmeten, fanden sich höher gestimmt, erregter und fähiger mit der außersinnlichen Welt in Verkehr zu treten. Anfänglich mag das Gelübde der Keuschheit ein stellvertretendes Opfer gewesen sein, eine Abschwächung des älteren Entmannungopfers; so namentlich im jüdischen Nasiräerthume (4. Mose 6) dem zeitweiligen Enthaltsamkeitgelübde, welches lediglich als Opfer geltend gemacht wird, neben welchem aber das ältere Ganzopfer fortbestanden haben muß, da Jesus desselben als noch bestehend erwähnen konnte (Matth. 19. 12). Die ursprüngliche Absicht ein Opfer zu vollbringen, war späterhin mit der Vorstellung verbunden, daß die Enthaltsamkeit zur höheren Begabung diene; denn sie ward bei verschiedenen Völkern als Gebot für diejenigen eingeführt, welche einem höher stehenden Leben sich widmen wollten. Schon die Bramapriester im 7. Jahrh. vor Ch. G. betrachteten das enthaltsame Leben als einen höheren Grad des Priesterthumes, besonders geeignet zum erforschen der Weltgeheimnisse. Die Buddhapriester, 400 Jahre später folgten derselben Ansicht; auch im Judenthume findet sich die Lehre in der Sekte der Essäer ausgebildet, der Johannis der Täufer wie auch Jesus angehört zu haben scheinen. Sie ward von Jesus geübt, wie vom mächtigsten Verbreiter des neuen Glaubens dem eifrigen gelehrten Paulus, der sie als eine höhere Stufe des Lebens besonders empfahl (1. Kor. 7). Auf Grund dessen kam die Enthaltsamkeit allmälig bei den zum Christenthume bekehrten Völkern zur Geltung; sie ward den Priestern geboten und auferlegt, wie auch den Mönchen und Nonnen, welche in Klöstern einem höheren Leben sich weihen wollten; bei denen am öftersten die Folgen der Enthaltsamkeit, durch aufregen der Nerven zu Verzückungen Gesichten und Offenbarungen sich kundgaben, von wichtigem Einflusse auf glauben und leben der Völker. Diese Wirkungen waren überwiegend beim weiblichen Geschlechte, in welchem nicht allein das Geschlechtsleben einen größeren Theil des Gesammtlebens ausmacht, sondern auch die Nerven erregbarer sind, also leichter überreizt werden können. Bekanntlich sind aber Überreizungen weit gewöhnlicher bei Jungfrauen als Frauen: es wählen die Magnetiseure vorzugsweise enthaltsame Jungfrauen zu ihren Versuchen, selbst Tischrück- und Klopfgeister werden von ihnen am stärksten angezogen; auch die Hellseherinnen, welche von Zeit zu Zeit an den verschiedensten Orten auftauchen, sind gewöhnlich Jungfrauen, junge Mädchen mit reizbaren Nerven, welche im Halbtraume Offenbarungen erhalten, und (wenn nicht Betrug im Spiele) in Selbst-

täuschung befangen, die Äußerungen ihres erregten Nervenlebens als Einblicke in die außersinnliche Welt verkünden.

§ 66. Die schnellste und sicherste Art der Erregung, zum Zwecke des Verkehres mit der außersinnlichen Welt, war von Alters her der **Genuß erregender und betäubender Pflanzensäfte.** Es giebt eine große Zahl von Pflanzen, deren Saft in fester oder flüssiger Gestalt genossen oder im Rauche eingesogen, den genießenden erregt und betäubt, aber bei stärkerem Genusse ihn wahnsinnig machen oder plötzlich töden kann. In mäsiger Anwendung versetzen sie in einen nahezu bewußtlosen erregten Zustand, erwecken im Hirn Bilder und Erscheinungen, Traumgestalten die der Mensch mit geöffneten Augen außer sich zu erblicken meint, sie als wirklich daseiend und redend auffaßt, auch sowohl selbst daran glaubt wie auch bei seinen Zeitgenossen diesen Glauben findet. Es finden sich in Afrika Asien und Amerika Pflanzen solcher Art in dieser Anwendung, und selbst der Tabaksrauch, in Menge eingesogen, kann änliche Zufälle erregen. Die Anwendung von Strüchnosarten zur Erlangung von Offenbarungen findet sich am frühesten bei ostafrikanischen Völkern, wo sie auch jetzt noch im Gebrauche ist. Die alten Ägüpter hatten verschiedene Orakel, bei denen die Aufregung als ursprünglichstes Mittel diente; die Priester von Meroe (Nubien) einwandernd stifteten von diesem Stammorakel aus, ein zweites in Theben und von beiden aus ein drittes in der Oase des AMN, welches den Morgenländern Hellenen und Römern das bekannteste war. Die einfachste und rückständigste Art der Orakel findet sich noch gegenwärtig bei den Völkern am oberen Nil in der muthmaslichen Urheimat der Ägüpter und Semiten: Orakel die dem oberflächlichen Betrachter als Gaukelei erscheinen, aber als ernstlich beabsichtigte und vom Volke aufgefaßte Begeisterung anerkannt werden müssen. Der Priester als Profet und Regenbeschwörer jener Völkerschaften gibt sich mit redlichem Willen dazu her, durch giftige Pflanzen seine Nerven zu erregen, um Einblick in seine außersinnliche Welt zu erlangen; er unterzieht sich den Krämpfen und der nachfolgenden tödlichen Ermattung, um für seine Stammesgenossen höhere Eingebungen zu empfangen, handelt also, möge sein Irrthum auch noch so groß sein, als redlicher dem Gemeinbesten sich widmender Mann. So oft es der Offenbarungen bedarf, errichtet der Stamm außerhalb des Lagers ein dichtes Zelt; der Profet begiebt sich hinein, zündet betäubende Kräuter an, schließt das Zelt und setzt sich entkleidet den Dämpfen aus. Der hervorquellende Rauch ist dem harrenden Volke ein Zeichen, daß die Verbindung mit der außersinnlichen Welt eröffnet sei,

daß das herbeigerufene Verehrungwesen im Zelte sich aufhalte; das erfolgende toben und irrereden des betäubten Profeten gilt als stattfindende Unterredung. Endlich springt aus dem dichten Rauche und begleitet von der hervorquellenden Wolke, der wahnsinnig erregte Profet hervor mit blutig geröthetem aufgedunsenem Gesichte und schrecklich anzusehen, stößt dann mit schäumendem Munde, in abgebrochenen Sätzen die erlangte höhere Kunde hervor, bis er in Krämpfen und erschöpft ohnmächtig niedersinkt. Beim nachherigen erwachen entsinnt er sich selbst nicht mehr des gesprochenen; mitgetheilt erscheint es ihm als ein fremdartiges, wodurch er um so fester überzeugt wird, daß es nicht seine eigenen Einfälle waren sondern höhere Eingebungen. Er fühlt sich als ausgezeichnetes Wesen und das Volk folgt derselbeu Überzeugung blindlings, meistens mit Glück, da die feste Überzeugung vom gelingen den unternehmenden Muth und Zuversicht einflößen, welche das gelingen fördern. Der Erfolg bestärkt den Glauben, und auch mißlingen erschüttert ihn nicht; denn der sinnende Priester, geleitet von der Überzeugung daß der höhere Wille nicht irren könne, wird leicht eines oder das andere entdecken, in welchem die Menschen es versehen haben müssen.

Auffällige Anklänge an diese ostafrikanischen Orakel finden sich in der mosaischen Geschichte. Es heißt von dem Orakelzelte der Israeliten;

2. Mose 33. 7: „Moscheh aber nahm das Zelt und schlug es auf außen ferne vor dem Lager und hieß es das Zelt der Auskunft. Und wer JHOH fragen wollte, mußte hinausgehen zum Zelte der Auskunft vor das Lager. Und wenn Moses ausging zum Zelte, so stand alles Volk auf und trat ein jeglicher vor sein Zelt und sahen ihm nach bis er in das Zelt der Auskunft gelangte. Und wenn Moses in das Zelt trat, so kam die Wolkensäule hernieder und stand im Zelteingange und redete mit Mose. JHOH redete mit Moscheh von Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.“

2. Mose 34. 28: „Und Moscheh war allda bei JHOH vierzig Tage und vierzig Nächte, aß kein Brod und trank kein Wasser. Und er schrieb auf die Tafeln als Bündniß die zehn Worte. Da nun Moscheh vom Berge Sinai ging wußte er nicht daß die Haut seines Angesichtes glänzte, davon daß Er mit ihm geredet hatte. Und da Aron und alle Kinder Israels sahen, daß die Haut seines Angesichtes glänzte, fürchteten sie sich ihm zu nahen. Da rief ihnen Moscheh und sie wandten sich zu ihm, Aharon wie auch alle Obersten der Gemeinde und er redete mit ihnen. Danach naheten alle Kinder Israel ihm und er gebot ihnen alles was der Herr mit ihm geredet

hatte auf dem Berge Sinai. Und wenn er solches mit ihnen redete legte er eine Decke auf sein Angesicht. Wenn er aber hinein ging vor dem Herrn mit ihm zu reden that er die Decke ab bis er wieder heraus ging. Und wenn er heraus kam und redete mit den Kindern Israel was ihm geboten war, sahen die Kinder Israel sein Angesicht, wie die Haut seines Angesichtes glänzte; dann that er die Decke wieder auf sein Angesicht bis er wiederum hinein ging mit ihm zu reden."

Die Änlichkeiten sind auffällig: das Zelt wird ausdrücklich als Orakelort bezeichnet, welches Moscheh außerhalb des Lagers errichtete; seine Anwesenheit war Veranlassung des Rauches, in welchem ihm die Offenbarungen (die Worte des JHOH) zuflossen; der Rauch stand in des Zeltes Eingang, d. h. man konnte durch die Öffnung den Rauch sehen, der das Zelt erfüllte und hervorquoll; Moscheh fastete sehr strenge und wenn er heraustrat war sein Aussehen so schrecklich, daß er eine Decke überhängte, weil das Volk sich fürchtete vor seinem aufgedunsenen (glänzenden) dunkel gerötheten Angesichte.

Änliches fand sich auch bei griechischen Orakeln d. h. nicht dem alt-pelasgischen, sondern den von Ägüpten her eingeführten. Die weissagende Priesterin (Püthia) ward auf einem Dreifuße sitzend betäubenden Dämpfen ausgesetzt, bis sie furchtbar erregt mit verzerrtem Angesichte und wirren Blicken, abgebrochene Sätze hervorstieß, deren Inhalt von den horchenden Priestern gedeutet und mitgetheilt ward. Das älteste Orakel zu Dodona war arisch, denn die Zeichendeuter (Sellen Hellen) erkundeten den Willen des Zeus aus dem rauschen der heiligen Eichen; späterhin ward hier ein Orakel nach ägüptisch-semitischer Weise mit Betäubung angelegt. Ein zweites gab es in Böotien; das dritte angesehenste war zu Delfi, dem Apollon heilig, mit dem Bundesheiligthume aller Hellenen verbunden. Letzteres verfiel im Laufe der Zeit zu einem Werkzeuge der Priesterschaft, war bestechlich und gab zumeist doppelsinnige Aussprüche. — Die Italier hatten in den ältesten Zeiten ihre Orakel der cumanischen Sübille des Faunus und der Fortuna zu Präneste; die aber nach der Gründung Roms verschollen und ersetzt wurden durch aufgeschriebene Orakelsprüche, die sogen. sübellinischen Bücher und Zeichendeutungen. In Ägüpten haben die Orakel am längsten bestanden, arteten aber im Laufe der Zeit zu Gaukeleien aus: die Priester hatten den Glauben daran verloren als ihre fortschreitende Erkenntniß sie zu höheren Vorstellungen führte; mußten aber die Orakel fortführen weil das rückständige Volk noch daran glaubte und es verlangte. Dadurch fielen die Orakel Leuten in die Hände, welche in der leichtesten Weise Geld zu verdienen suchten, dem noch jetzt in vielen Zweigen herr-

schenden Grundsatze huldigten: die Welt will betrogen sein, folglich betrügen wir.

§ 67. In den Vorstellungen über den Verkehr begeisterter Menschen mit der außersinnlichen Welt zeigen sich **zwei Arten der Verbindung**

entweder wird der begeisterte in die außersinnliche Welt entrückt

oder Wesen der außersinnlichen Welt werden herbeigezogen, veranlaßt dem begeisterten sich zu nahen und mit ihm zu reden.

Erstere Art tritt vorwaltend in den Gesichten der Profeten des alten Testamentes zu Tage: sie schauen die Herrlichkeit des Herrn, werden im Fluge nach anderen Orten entrückt, erblicken das künftige Jerusalem in seiner Größe und Herrlichkeit, schauen im voraus die Niederlage der Feinde u. s. w. Sie zeigt sich auch in den Gesichten und Weissagungen, welche die Evangelisten Jesus beilegen, in Stephanus Verzückung (Apostelg. 7. 55), vor allem aber in der Offenbarung Johannis, in welcher der verzückte Himmel Erde und Unterwelt durchschaut, wo Engelscharen und Ungeheuer, Gestalten der Höhe wie der Tiefe an seinen Blicken vorübergehen, Gegenwart und Zukunft in einander fließen, eine Folge von Erscheinungen und Vorgängen sich entrollt, wie sie in der Welt nicht möglich ist, in der aber doch alle Einzelheiten vorhanden sind, aus denen der verzückte seine außersinnliche Welt zusammensetzte. Die selbe Verbindungart ist in Muhammads Himmelsreise ausgeprägt: der häufig von Krämpfen heimgesuchte Profet fühlte sich in einem Anfalle der Betäubung oder Verzückung der Erde entrückt, durch alle sieben Himmel geführt, wo die weisen Männer der Vorzeit mit ihm redeten, die Engel ihn Ehrfurcht voll zum Throne Allahs geleiteten u. s. w., alles Gesichte, die sehr wohl sein Hirn durchzogen haben können; da er wie alle Semiten an die thatsächliche Geltung solcher Erscheinungen glaubte und seine Beschreibung der gesehenen Himmel aus damals gangbaren Bildern zusammengesetzt war.

Die andere Art, herab kommen der Wesen der außersinnlichen Welt zum begeisterten, findet sich beschrieben in den Geschichten der ältesten Zeit. Höhere Wesen (ELOHIM) besuchten die Menschen (1. Mose 18) aßen Kalbsbraten und Fladen mit ihnen und verkündeten die Zukunft: ein Verkehr, der nach dem Traume Jacobs beurtheilt, lediglich als Traumerscheinung aufzufassen ist, die der gangbaren Annahme nach gleichbedeutend war mit faßlicher Wirklichkeit. Zur mosaischen Zeit läßt sich JHOH auf den Berg Sinai nieder,

erscheint im feurigen Busch, redet im Rauche des Orakelzeltes mit Moscheh wie ein Freund mit dem anderen, erscheint späterhin auf dem Orakelstule (2. Mose 25. 22). In den nachfolgenden Zeiten erscheint der Orakelspender selten, obgleich Zelt Lade und Gnadenstul erhalten blieben; dagegen erscheinen wiederholt Engel mit Mittheilungen aus der außersinnlichen Welt. Dem Richter Gideon (Richter 6. 21) erscheint ein Engel um sein Opfer anzuzünden; dem Weibe Manoahs (Richter 13. 3) um die Geburt Schimschons zu verkünden; dem Dawid (2. Sam. 24. 16) um die Pest über Israel zu verhängen; dem Josef (Matth. 1. 20) um ihn zur Haltung seines Ehegelöbnisses anzuhalten; ferner (Matth. 2. 13) um den Josef zur rettenden Flucht nach Ägüpten zu bewegen; dem Zacharias (Luc. 1. 11) um ihm die Geburt des Johannis vorauszusagen; der Maria (Luc. 1. 26) um die künftige Geburt Jesu zu verkünden; den Hirten (Luc. 2. 9) um ihnen die geschehene Geburt Jesu mitzutheilen; am Ölberge (Luc. 22. 43) um Jesus zu stärken; an Jesu Grabe (Matth. 28. 2) wälzte ein Engel den Stein fort und verkündete den Weibern die Auferstehung; bei der Himmelfahrt Jesu (Apostg. 1. 10) erschienen zwei Engel, den Jüngern die baldige Wiederkunft Jesu verkündend; dem Cornelius (Apostg. 10. 3) ein Engel im Gesichte offenbarlich und redend; dem Petrus als Befreier aus dem Gefängnisse (Apostg. 12. 7) u. m.

§ 68. Die verschiedenartigen Verbindungen des Menschen mit seiner außersinnlichen Welt unterschieden sich auch in Bezug auf die **Willkürlichkeit der Erscheinungen.**

Träume und Engelerscheinungen waren unwillkürliche, kamen meistens unerwartet aus Gründen die erst aus dem Inhalte der Mittheilungen sich ergaben. Dagegen waren Verzückungen willkürlich, welche durch anhaltendes fasten oder durch den Genuß geeigneter Fruchtsäfte herbeigeführt wurden: der verzückte ward je nach seinen Absichten, entweder in die außersinnliche Welt entrückt oder es näherten sich ihm die Gestalten derselben. Die Willkürlichkeit im hervor rufen erstreckte sich aber nicht über den weitren Verlauf der Verzückung, welche im Zustande des schlummernden oder willenlosen Bewußtseins vor sich ging; in welchem deshalb, im willkürlichen wie im unwillkürlichen Schlummer, alle Mängel des Menschenwesens wirken konnten. Zumeist der allgemeine Mangel (§ 6), daß wir Menschen nicht die Gegenstände zu erfassen vermögen wie sie sind, sondern nur die Vorstellung, aus den verschiedenen empfundenen Bildern geschaffen und außer uns versetzt an ihre gemuthmaßte Stelle. Auf diesem Wege herrscht die Gefahr, daß wir die Vorstellungen unseres Hirnes,

unfreiwillig aufgetaucht und aus Erinnerung zusammengesetzt, in gleicher Art empfinden und außer uns versetzen wie die Vorstellungen aus Bildern, welche wir durch die Sinne empfingen. Diese Verwechslung geschieht in Träumen und Verzückungen, wie bei jeder Art des schlummernden Bewußtseines, um so eher, als mit dem Bewußtseine auch der Trieb und die Fähigkeit mangelt uns durch willkürliches fortbewegen betasten riechen vergleichen zu überzeugen vom wirklichen vorhandensein: es schlummert der Zweifel, der Vater der Wahrheit. Es wäre deshalb unrichtiges und dabei liebloses beurtheilen, wenn man die Männer aller Zeiten und Völker, welche strebten auf den verschiedenen Wegen Einsicht in die außersinnliche Welt zu erlangen, als Gaukler Betrüger oder sinnlose Schwärmer bezeichnen wollte. Sie sind vielmehr zu betrachten als hervorragende Männer ihrer Zeit und Umgebung, welche getrieben von edler Wißbegierde oder dem Wunsche ihren Genossen heilsame Aufschlüsse höherer Art zu verschaffen, ihr Nervenleben unter Gefahr der Zerrüttung vorübergehend dahin steigerten, daß ungewöhnliche Erscheinungen und Gedankenvorgänge erregt wurden, welche sie wie auch ihre Zeitgenossen nicht auffaßten als Gebilde des eigenen Gehirnes, sondern als äußere Vergänge, als Offenbarungen der außersinnlichen Welt, deren der auserwählte gewürdigt worden sei. Diese Vorstellungen hatten allerdings, wie alle anderen ihre Zeit der Fortbildung und Rückbildung. Erst wenn letztere irgendwo eintrat, arteten sie aus in Gaukeleien, blieben nur noch Mittel zur Täuschung und Ausbeutung der Menge. Ihre Entstehung und Fortbildung war und ist noch jetzt (bei rückständigen Völkern) eine ernst gemeinte und betriebene Sache, nach deren Ausfall über das Leben einzeler wie ganzer Stämme entschieden wird; ohne daß die auserwählten und ihre Genossen dabei einem anderen Antriebe folgen, als den Willen der vermeintlichen außersinnlichen Welt zu erkunden und den Eingebungen derselben unbedingt und rücksichtlos zu folgen.

§ 69. Alle vorangeführten Wege zum Verkehre mit der außersinnlichen Welt waren beschränkt in ihrer Anwendbarkeit; sie bedurften der Ergänzung durch ein jederzeit verfügbares und anwendbares Mittel, wie es im **Lose werfen vor dem Anbetungwesen** gefunden ward.

Träume und Engelserscheinungen ließen sich nicht willkürlich herbeiführen; Verzückungen durch anhaltendes fasten mogten für den wißbegierigen Forscher genügen, nicht aber für die Fragen des täglichen Lebens der einzelen, deren Beantwortung keine mehrtägige Frist gestattet. Erregungen durch Kräutersäfte entsprachen den An=

forderungen besser, konnten willkürlich hervorgerufen werden und wirkten in kurzer Zeit; waren aber nicht geeignet, um unausgesetzt angewendet zu werden, weil der erregte jedesmal längerer Zeit bedurfte zur Erholung aus der Ermattung, weil sonst Zerrüttung und Wahnsinn den auserwählten ereilt hätten. Anwenden der Verzückung ward deshalb beschränkt auf die seltener vorkommenden Verlegenheiten und Erfordernisse der Gesammtheit; dagegen ward zum beantworten der Fragen einzeler Genossen, die bei den unzähligen Verlegenheiten des täglichen Lebens höhere Aufschlüsse verlangten, das Losewerfen angewendet. Die auserwählten (Priester Profeten) besaßen heilige Lose, je nach der Art des Volkes verschieden, welche an den Orten wo das Verehrungwesen naheseiend gedacht wurde, unter anrufen seiner Entscheidung geworfen wurden; Vorsicht halber zu wiederholten malen und nach der Mehrzahl des Ausfalles die Entscheidung gedeutet. Bei den hellen Völkern finden sich Andeutungen, daß eine Handvoll buchener Stäbe mit eingeschnittenen Zeichen (Runen) in den heiligen Hainen fortgeworfen wurden, um sie in ihrer zufällig entstandenen Reihenfolge aufzulesen und aus der Runenfolge das entscheidende Wort oder den antwortenden Satz zusammenzustellen. Unsere Wörter „Buchstab" und „lesen" stammen aus jenem Alterthume.

Bei den Semiten war es gebräuchlich die Lose im Allerheiligsten zu werfen, wo das Verehrungwesen im Bilde gegenwärtig war oder seine Erscheinungstätte hatte. Zum erkennen der israelitischen Einrichtungen dienen folgende Stellen:

2. Mose 25. 21: (JHOH befielt Moses) „Du sollst den Deckel (Gnadenstuhl) auf die Bundeslade thun und in die Lade das Gesetz legen das ich dir geben werde. Von dem Orte will ich dir antworten, auch dir sagen alles was ich dir gebieten will an die Kinder Israels."

2. Mose 33. 7: „Und wer JHOH fragen wollte, mußte hinausgehen zum Zelte vor das Lager."

2. Mose 28. 30: „Und sollst in das Amtsschild thun Licht und Recht, daß sie auf dem Herzen Aharon seien, wenn er eingeht vor JHOH und trage stets das Gericht der Kinder Israel auf seinem Herzen vor JHOH.

4. Mose 9. 8: Verunreinigte Menschen fragen Moscheh, ob sie nicht auch Päsach (Osterfest) feiern dürften. Moscheh antwortet: „Harret, ich will hören, was euch JHOH gebeut. Und JHOH redete mit Moscheh und sprach" u. s. w. Es ergiebt sich also, daß der Deckel auf der Orakellade der Ort war, von woher JHOH's Entscheidungen kamen; daß der Priester (Moscheh oder Aharon) so oft jemand Fragen stellte zur sofortigen Entscheidung, hinein gingen in

das allerheiligste vor JHOH, um seine Antwort herbeizuführen; daß ferner Aharon zwei Zeichen (urim und thumim) in seinem Brustschilde hatte, die er als Rechtforscher der Kinder Israel beständig tragen sollte, die er mit hinein nehmen mußte, wenn er für einzele die sofortige Entscheidung zu fragen hatte, was nur im allerheiligsten geschehen durfte. Die Namen der Lose „Licht“ und „Recht“ stimmen auffällig zu den beiden Gestaltungen des ägüptischen Sonnenherrn Osir dessen Namen auch das Loblied Moses (5. Mose 32. 4) enthält, indem es in der Urschrift heißt: „die Werke des Tsur sind vollkommen“, welches unsere Bibelübersetzung sehr ungenügend wiedergiebt in den Worten: „Seine Werke sind unsträflich.“ Diesem Tsur ZUR ASUR oder Osir sind die Lose gemäß: als Tag=Osir, leuchtende Sonne der Oberwelt oder „Licht“; als Nacht=Osir, untergegangene Sonne das „Recht“ als Herrscher der Unterwelt (RA=ament). Es läßt sich schließen, die beiden Lose seien einfache Zeichen (Steinchen) gewesen, in den allgemein angewendeten Tag= und Nachtfarben roth und schwarz; dieselben welche noch jetzt bei den einfachsten Entscheidungen gebräuchlich sind, das Kartenspiel scheiden wie die Spieltische. Diese Befragungweise haftete aber an der Orakellade, war also an deren Aufenthalt gebunden, also nicht anwendbar wenn irgend wo entfernt davon eine rasche Entscheidung nöthig ward. So lange der Wanderzug des ganzen Volkes dauerte, war die Lade in der Nähe des Lagers und so oft der Zug ruhete, konnten die Fragen vorgelegt und entschieden werden. Als jedoch späterhin Land zum ansiedeln erobert worden war, das Volk sich ausbreitete und ansässig machte, Kriegszüge unternahm entfernt von der Lade, war man genöthigt, andere Arten der Befragung anzuwenden. Der Richter Gideon (Richter 6. 36) legte ein Schaffell auf die Tenne und bat ELOHIM, durch bethauen die Frage mit Ja oder Nein zu beantworten; machte auch nach empfangener Entscheidung die Gegenprobe, um sicher zu sein daß zwischen ELOHIM und ihm kein Mißverständniß sich einschleiche. Wollte aber das ganze Volk fragen und war Zeit verfügbar, dann schickte man nach dem Aufenthaltsorte der Lade oder ließ sie von den Priestern heran bringen, um an der Stelle der Verlegenheit die Entscheidung herbeizuführen. So fragten die Israeliten (Richter 1) den JHOH, wer wider die Kananiter streiten solle; JHOH antwortet: „Juda“. Da sprach Juda zu seinem Bruder Simeon (d. h. der Stamm zum anderen): „Zeuch mit mir hinauf in meinem Lose und laß uns gemeinschaftlich wider die Kananiter streiten, so will ich wieder mit dir ziehen in deinem Lose. Also zog Simeon mit ihm.“ Man hatte also gefragt durch losen. Späterhin (Richter 20. 18) wiederholt sich dieses: der Kriegszug von ganz Israel, mit Ausnahme des

zur Ausrottung bestimmten Stammes Benjamin, machte sich auf, begab sich zur Orakelstätte der Lade und fragte: „Wer soll vor uns hinauf ziehen, den Streit anzufangen mit den Kindern Benjamin? JHOH antwortete: Juda soll anfangen.“ Sie wurden aber zweimal durch das befragen irre gefürt und geschlagen; erst zum dritten male siegten sie und rotteten den Bruderstamm aus bis auf wenige. Umherziehen und versetzen der Orakellade muß späterhin gebräuchlicher geworden sein; denn sie findet sich zu Silo (1. Sam. 1. 3), zu Kiriath Jearim (7. 2), zu Mizpa (7. 6), zu Ramath (7. 17); auch holte das Volk sie in dringender Noth aus Silo in das Kriegslager um wider die Filister zu helfen. Die Schlacht ging aber verloren (1. Sam. 4) und ihre Orakellade ward Beute der Feinde. Es ist bei jenem umherziehen ein Unterschied zu machen zwischen den festen Opferstätten, den Gebetorten an verschiedenen Stellen des Landes, und der Weissagung an der tragbaren Orakellade haftend, die zur Zeit nur an einer Stelle befindlich sein konnte. Geopfert ward zu Bethel (der ältesten Stätte aus Jakobs Zeiten), zu Gilgal und zu Mizpa, heilige Orte der Anrufung ohne Weissagung, wenn nicht vorübergehend die Bundeslade dort aufgestellt ward. Zu beth=EL ward geopfert (1. Sam. 10. 3), zu Gilgal (11. 15), ward Schaul „vor JHOH“ zum Könige gemacht; aber seine Wahl „durch Losung vor JHOH“ geschah zu Mizpa (1. Sam. 10. 17) welches eine Opferstätte war und zur Zeit auch Aufenthalt der Orakellade. Die Losung, welche Schemuel vornahm, traf zuerst aus den 12 Stämmen den des Benjamin; die zweite, aus den Geschlechtern dieses Stammes das des Matri; die dritte Losung traf aus dem Geschlechte Matri den Schaul, der also von JHOH selbst zum König erwählt war, als ächter König von Gottes Gnaden. In späterer Zeit (1. Sam. 14, 41) ließ Schaul notgedrungen in Schemuels Abwesenheit Lose werfen vor den Herrn, den er auffordert „schaffe Recht“; als das verderbliche Los seinen eigenen Sohn Jonathan traf, wollte er ihn sofort töden um den erzürnten JHOH zu versöhnen. Es ergiebt sich daraus, wie gebräuchlich das Lose werfen vor dem JHOH war und wie ernst das befragen genommen ward; selbst das Leben des Thronfolgers ward vom eigenen Vater bedroht wenn das Los danach ausfiel. Es ist hiebei weiter kein Gewicht darauf zu legen, daß der Name JHOH bei der Orakellade wie an den meisten anderen Stellen als eingeschobener erscheint, da das Zelt (nach Amos 5. 26) dem MLK (Moloch) gehörte.

Die Geschichte späterer Zeit erwähnt nicht weiter der Losung; sie scheint nur mit dem Zeltdienste in Verbindung gestanden zu sein, nicht mit dem Balsdienste zur Zeit Dawids; denn diesem kamen die Weisungen seines Herrn zu durch Profeten (Nathan u. a.). Zur Zeit

des Schlomoh (1. Kön. 8. 6) fand die alte Orakellade allerdings noch ihren Platz im Sonnentempel, auch die Rauchwolke erschien noch dort, aber das Orakel schwieg und der Losung wird nicht wieder erwähnt. Träume und Profeten blieben die einzigen Verbindungen mit der außersinnlichen Welt.

Die rückständig verbliebenen Semiten Arabiens behielten dagegen das althergebrachte losen bis zur Zeit Muhammads, im 7. Jahrh. nach Ch. G. Sie hatten in ihrem Stammheiligthume zu Mekka, dessen Siftung sie dem Abram, Stammvater des Ismael und Isaaks zuschrieben, das Bild des Abram aufgestellt mit sieben Pfeilen in der Hand; von denen der fragende je nach der Art der Angelegenheit, zwei oder drei dafür bestimmte herabnahm, vor Abrams Angesicht hinwarf und daraus die Antwort mit Ja oder Nein entnahm oder Aufschub empfing. Muhammad zerstörte das Bild und die Losung, als er (629 nach Ch. G.) die Kaba einnahm und dem einigen Allah weihete.

Unter den Christen hat das losen vor dem Herrn noch im 18. Jahrh. bei den Herrnhutern sich erhalten, welche durch das Los die Entscheidung darüber nachsuchten, ob jungen Paaren die Heirat gestattet werden solle oder nicht.

Gegenwärtig findet sich diese Art der Ermittelung des höheren Willens noch bei den Bewohnern der Südbezirke in Sina: in den Bethäusern steht ein Becher mit Stäben, jeder mit einem Sinnspruche beschrieben; der fragende neigt den Becher bis einer der Stäbe herausfällt, dessen Spruch als Antwort gedeutet wird; auch finden sich Scheiben (roth und schwarz?) die der fragende hinter sich wirft und aus deren Oberseite die Entscheidung deutet.

§. 70. Außer den vorbenannten Verbindungen mit der außersinnlichen Welt, benutzt um den höheren Willen zu erforschen, erscheint noch eine nicht dazu nutzbare, im **besessen sein durch Geister.**

Als die Vorstellung entstanden war, daß im sterben des Menschen ein flüchtiges Wesen (Seele) sich trenne vom Leibe, nahm man zuerst an daß sie in nächster Umgebung verbleibe, entweder im Grabe mit dem Leibe oder frei umher schwebend, auch daß sie sich verbergen oder herankommen könne nach belieben. Dem rückständigen war alles geisterhaft was er nicht zu erklären wußte: jedes Geräusch dessen Entstehung er nicht kannte, jeder flüchtige Schatten oder Lichtschein rührte von Geistern her. Da dieses umgeben sein von Geistern unheimlich und grausig war, übertrug er seine Eindrücke demgemäß auf jene Wesen seiner außersinnlichen Welt, gestaltete die Geister als unheimliche Gespenster, die der Regel nach von bösen Absichten geleitet dem Menschen schädlich seien. Demgemäs schrieb er jedes Unheil den

Geistern zu, sobald er keinen sichtbaren Ursprung entdecken konnte, dachte sich auch jede Störung des menschlichen Bewußtseines (Fallsucht sinnlose Erregung Wahnsinn) als einwirken eines fremden böses Geistes. Unter den Indianern Amerikas schweben die Geister der verstorbenen so nahe umher, daß sie sich fürchten mit einem Schlucke Wasser einen Geist einzuschlürfen, der alsdann in ihnen redet, vielleicht als den Geist eines verstorbenen Bekannten sich zu erkennen giebt, sie zum Unglücke leitet und nur durch die stärksten Beschwörungen und Opfer sich austreiben läßt. Bei den Negervölkern Afrikas werden von Zeit zu Zeit die flüchtigen Seelen aus den Dörfern vertrieben, sobald unerklärte schädliche Vorgänge ihr dasein verrathen, d. h. so gedeutet werden in Ermanglung sichtbarer Ursachen. Bei den Semiten so lange sie Wüstenbewohner waren in und neben der Wüste, war diese der Aufenthalt der Geister, welche den verschmachtenden durch Trugbilder irre führten; bei den Arabern verblieb diese Vorstellung bis jetzt, wogegen sie frühzeitig bei den Israeliten schwand, als sie in Palästina sich angesiedelt hatten. Nach ihrer Vorstellung ruheten die Seelen mit dem Leibe im Grabe, im Scheol, unter der Erdoberfläche oder in Hölen, jedenfalls nahebei und zugänglich. Wenn der Mensch von ungewöhnlichen Zuständen heimgesucht ward, war es ein böser Geist der ihn beseelte. So heißt es vom Schaul (1. Sam. 16. 23): „Wenn der Hauch ELOHIM über Schaul kam, so nahm David die Harfe und spielte mit seiner Hand; so erquickte sich Schaul und ward besser mit ihm und der böse Geist wich von ihm." Der Trübsinn des Königs ward also aufgefaßt als besessen sein durch einen bösen Geist, den ELOHIM gesendet habe. Diese Vorstellung erweiterte sich späterhin unter chaldäischen Einflüssen zur Annahme ganzer Heere von Geistern, in zweien Abtheilungen; denn es heißt (2. Chron. 18. 18): „Er (der Profet Micha) aber sprach: Darum höret JHOH's Wort. Ich sah JHOH sitzen auf einem Stule und das Himmelsheer stand zu seiner rechten und zur linken." Späterhin erweiterte sich die Vorstellung dahin, daß die bösen Geister (zur linken) einem Obersten, dem Beelzebub untergeordnet wurden, so daß auch bei den Israeliten die Scheidung der Weltordnung in zweien Gewalten sich vollzog; stärker als vordem im Glauben an den Satan, aber minder entschieden als bei den Persern. Ob die Wandlungen des israelitischen Glaubens aus der Gefangenschaft stammten oder im Verkehre zugebracht wurden und ob das ganze Volk Theil daran nahm, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war die Vorstellung vom besessen sein zu Jesu Zeiten herrschend; denn unter den Wundern welche die Evangelisten von ihm erzählen, ist austreiben böser Geister aus besessenen am zahlreichsten. Es gab damals im ganzen Lande zerstreut die althergebrachten

Weissager, Männer welche dem Verkehre mit den Geistern sich widmeten, änlich den jetzigen Fakiren des Morgenlandes, in Aufregung sich versetzten um Offenbarungen zu erlangen. Deren Zustände wurden dem besessensein von bösen Geistern zugeschrieben, nicht dem erfülltsein mit dem heiligen Geiste wie zu Moses Zeiten, sondern dem innewohnen der Seelen Verstorbener. Diese Weissager hausten zahlreich in den Grabhölen, um mit den dort sich aufhaltenden Seelen in Verkehr zu treten, rannten alsdann begeistert in Dörfern und Städten umher, schreiend und weissagend bis ihr an Tollheit grenzender Zustand in Erschöpfung endete. Die beständige Aufregung des Volkes durch diese Menschen war eine Hauptveranlassung der Empörungen wider die Fremdherrschaft, welche toll entstanden und ebenso verlaufend den Untergang des Reiches der Israeliten herbeiführten. Die Beruhigung oder Aufrichtung der besessenen war Aufgabe der Wanderärzte, welche lehrend und heilend das Land durchzogen. Es finden sich folgende bezügliche Stellen:

Matth. 8. 16: „Am Abende aber brachten sie viele besessene zu ihm und er trieb die Geister aus mit Worten und machte allerlei Kranke gesund."

8. 28: „Da baten ihn die Teufel (zweier besessenen) und sprachen: Willst du uns austreiben, so erlaube uns in die Herde Säue zu fahren. Und er sprach: Fahret hin! da fuhren sie aus in die Säuherde."

9. 33: „Und als der Teufel war ausgetrieben, redete der Stumme."

10. 8 sendet Jesus seine Jünger aus mit dem Befehle: „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Toden auf, treibet die Teufel aus."

Matth. 10. 28: „So ich aber den Teufel durch den Geist Gottes austreibe, so ist je das Reich Gottes zu euch gekommen."

17. 18: „Und Jesus bedrohete ihn und der Teufel fuhr aus von ihm und der Knabe ward gesund zu der selbigen Stunde."

Mark. 3. 11: „Und wenn ihn (Jesus) die unsauberen Geister sahen, fielen sie vor ihm nieder, schrien und sprachen: Du bist Gottes Sohn! Und er bedrohete sie hart, daß sie ihn nicht offenbar machten."

7. 29: „Und Jesus sprach zu ihr: Um des Wortes willen, gehe hin, der Teufel ist von deiner Tochter ausgefahren."

9. 25: „Da nun Jesus sah, daß das Volk zulief, bedrohete er den unsauberen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest und fahrest hinfort nicht in ihm."

9. 29: „Und Jesus sprach: Diese Art kann mit nichten ausfahren, denn durch beten und fasten."

16. 9: „Maria Magdalena, von welcher er (Jesus) sieben Teufel ausgetrieben hatte."

16. 17: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben."

Luc. 10. 17: Die siebenzig (ausgesandten) aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: „Herr es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er sprach aber zu ihnen: Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz."

Auch die Apostel wirkten in dieser Richtung und trieben böse Geister aus:

Apost. 16. 18: „Paulus aber that das wehe und wandte sich um und sprach zu dem Geist: Ich gebiete dir im Namen Jesu Christi, daß Du von ihr ausfahrest. Und er fuhr aus zu der selben Stunde."

19. 11: „Und Gott wirkte nicht geringe Thaten durch die Hände Paulus, also daß sie auch von seiner Haut die Schweißtüchlein und Koller über die Kranken hielten und die Seuchen von ihnen wichen und die bösen Geister von ihnen ausfuhren."

Die Vorstellung vom besessensein hat sich im Morgenlande erhalten; nur werden Fallsucht, Krämpfe und Wahnsinn nicht Geistern zugeschrieben welche ausgetrieben werden können, sondern der muhammadanischen Grundvorstellung gemäs mit allem übrigen auf Allah zurückgeführt. Man betrachtet solche kranke als Menschen auf denen Allahs Hand ruhe, betrachtet sie mit Scheu, behandelt sie mit Schonung und überläßt es Allah ob und wann er seine lastende Hand abziehen wolle.

§. 71. Im christlichen Europa fand jene semitische Vorstellung vom besessen sein mit bösen Geistern allseitige Anerkennung, da die Evangelien unzweideutig sie stützten; es entstand daraus die Vorstellung von **Teufelsbündnissen und Zaubereien.**

Alle krampfhaften und tollen Lebensäußerungen, mit Bewußtlosigkeit verbunden, schrieb man bösen Geistern (Teufeln) zu, die in dem Unglücklichen ihr Wesen trieben. Die Priester bemüheten sich, selbige durch Beschwörungen auszutreiben, vornämlich nach Anleitung des Evangeliums (Luc. 10. 17) in Jesu Namen, späterhin im Namen der Dreieinigkeit. Im mittleren und nördlichen Europa nahm dieselbe Vorstellung eine besondere Gestalt an, als zum verdrängen des heidnischen Glaubens die christlichen Priester alle ehemaligen Verehrungwesen in das Reich der bösen Geister verwiesen, zu Teufeln umwandelten. Jeder der dem alten Glauben anhing ward nunmehr als ein vom Teufel besessener betrachtet, und wenn er der christlichen Lehre beharrlich sich verschloß, als ein verstockter Anhänger des Teufels behandelt,

der wenn es ihm wohl erging ohne Christ zu sein mit dem Teufel im Bunde stehe, welcher ihm die irdischen Vortheile gewähre, gegen Preisgebung der Seligkeit die das Christenthum ihm biete. Es konnte nicht fehlen, daß die christlichen Priester welche jeden Täufling beschenkten, den meisten Zulauf von armen Leuten erhielten, welche häufig wiederkehrten um gegen das Geschenk eines Hemdes die christliche Taufe sich gefallen zu lassen; daß dagegen Wohlhabende sich fern hielten vom neuen Glauben, wie sie zu allen Zeiten und allerorts Neuerungen abgeneigt sind, wenn nicht augenscheinlich ein naheliegender Vortheil darin liegt. Es wird lange Zeit arme Christen neben wohlhabenden Heiden gegeben haben: erstere in Armuth verbleibend obgleich sie den wahren Glauben hegten (getauft waren); letztere wohlhabend und angesehen im falschen Glauben. Nach Ansicht der Priester ließ sich dieses nur durch den Teufel erklären; denn der Wohlstand vom Teufel herrührend könne nur den Heiden zufließen, nicht den Christen die dem Teufel entsagt hatten in der Taufe. Früherhin hatte man die besessenen wegen der Unfreiwilligkeit ihrer Verbindung mit bösen Geistern, als unglückliche betrachtet; jetzt aber galten die mit dem Teufel verbündeten Heiden als boshafte willentlich verstockte Menschen; denn sie konnten dem Teufel sich entziehen durch die Taufe und wollten nicht. Außerdem gab es viele unter den getauften, welche heimlich dem alten Glauben huldigten ohne zu verderben, vielmehr wohl und glücklich lebten. Alte Weiber verrichteten nach wie vor Heilungen unter Anwendung heidnischer Gebräuche, in Fällen wo die christlichen Priester vergeblich ihre Beschwörungen und das Weihwasser angewendet hatten: das konnte nur dem Teufel zugeschrieben werden, welcher den Männern Gottes (den Priestern) entgegen arbeitete.

Da stellte sich frühzeitig bei den christlichen Völkern die Vorstellung ein, daß alles was nicht christlich sei im ganzen und einzelen dem Reiche des Teufels angehöre. Bis zum vierten Jahrhunderte hatten die Priester die Kindertaufe abgelehnt, welche von Alters her bei morgenländischen und teutonischen Völkern gebräuchlich gewesen war. Als sie dennoch in das Christenthum verpflanzt ward um den neugeborenen ehemöglichst dem Reiche Jesu einzuverleiben, zeigte es sich erforderlich den Teufel, welcher jedem Nichtchristen also auch dem Säuglinge innewohne, zu vertreiben; was bei der Taufe mit den Worten geschah: „Ich beschwöre dich du unreiner Geist, daß du ausfahrest von diesem Knechte Christi, im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes!" Diese Teufelsaustreibung als Theil der Taufhandlung blieb in der Christenheit herrschend bis in das 16. Jahrh., als bei der stattfindenden Spaltung die Reformirten und Anglikaner sie gäuzlich abschafften, die Lutheraner dagegen sie in die Form einer

Lossagung vom Teufel kleideten; bis auch sie im 18. Jahrh. begannen, mit Abschaffung des Glaubens an den Teufel, jene Lossagung durch Umdeutung und veränderte Wortfassung zu beseitigen.

Beschwören des Teufels und austreiben in der Taufhandlung waren an sich unschädlich, konnten geschehen wie die Taufe selbst ohne dem betroffenen Menschen zu schaden. Dagegen entwickelte sich die andere Seite der Vorstellung zum gräßlichen Hexenglauben, der lange Jahrhunderte hindurch das christliche Europa mit Gräueln erfüllte; ferner zur Glaubensverfolgung, welche alle diejenigen traf, welche entweder nicht zum Christenthume gehörten (Juden und Muhammadaner) oder davon abwichen (Arianer Pelagianer Waldenser Hussiten u. a.). Bei Beurtheilung der Hexen wie der Ungläubigen trat nämlich, in den Vorstellungen der Gläubigen als entscheidendes Merkmal hervor, daß jene absichtlich den wahren Glauben abwiesen, also freiwillig im Reiche des Teufels beharreten oder demselben sich zuwandten; demnach nicht unglückliche bemitleidenswerthe seien, sondern verstockte Verbrecher, die man als solche behandeln dürfe und müsse, damit sie nicht anderen gefährlich würden.

Im Hexenglauben kam eine Vorstellung zur grausenhaft üppigen Blüte, deren Ursprung bis zu den weit rückständigen Stufen der menschlichen Bildung zurück verfolgt werden kann, auch in vielfachen Gestalten durch alle Wandlungen des Glaubens sich erhalten hat: die Vorstellung von geheimen schädlichen Einflüssen des einen Menschen auf den anderen: der Glaube an Zauberei. In seiner rückständigsten Form hängt er mit dem Fetischglauben zusammen: der Fetisch als Träger geheimer Kräfte setzt seinen Inhaber in den Stand, anderen zu schaden; jedes Unglück welches einen gläubigen trifft, zumal Krankheit oder Tod, gilt als Wirkung eines übermächtigen Fetisch, einer Zauberei dessen Urheber erforscht wird, um als Verbrecher bestraft zu werden. Jeder Priester oder Profet in den Fetischländern besitzt die Gabe, den Besitzer eines übermächtigen Unheil stiftenden Fetisch zu ermitteln; jedes ungewöhnliche betragen, jede ausgesprochene oder nur gemurmelte Verwünschung, geäußerter Neid, ja jeder unfreundliche (böse) Blick gilt als Erweis des vollzogenen Zaubers, dessen Folgen klar vorliegen wenn den betroffenen ein Unglück zustößt. Stirbt bei Völkern Westafrikas der Häuptling, so wird darin Zauberei seiner Verwandten erkannt; die schuldigen werden erforscht und verfallen der Volksrache. Wüthen Seuchen, dann entgeht der Besitzer des übermächtigen Fetisch nicht dem Kennerblicke des Priesters; er verfällt der Strafe, die ein so großes Verbrechen verdient. Bei jenen Völkern hat der Fetischglaube schon seit vielen Jahrtausenden geherrscht, auch der damit verbundene Glaube an Zauberei; bei den vorgeschrittenen Ägüptern erhielt er sich mit vielem anderen durch alle Jahrhunderte

hoher Fortbildung in der rückständigen Grundschicht des Volkes und hat von dort nach Westasien, sowie nach Europa sich verbreitet. Aus dem Lande aller dunklen Künste und alles Priesterwesens stammen die Vorstellungen von Zauberei bösem Blicke Beschwörungen und Verwünschungen schützenden wie verderblichen Fetischen Amuletten u. d.; drangen auch nach mehreren Seiten zu andren Völkern ohne von dem jezeitig herrschenden Glauben berührt zu werden. Sie gewannen Boden in jeder Art des Heidenthumes, auch im Judenthume, bei Christen und Muhammadanern; in allen Ländern rund um das Mittelmeer breiteten sie sich in Folge der leichten und zahlreichen Verbindungen am weitesten aus, erhielten sich durch alle Jahrhunderte; nicht allein unberührt von den Umwandlungen des Bekenntnißglaubens der Völker, sondern zwangen jeden Glauben seine Bekenntnißzeichen hergeben, um jenen Grundvorstellungen zeitgemäse Formen zu verleihen. Im Morgenlande dienen dem Muhammadaner Streifen mit Koransprüchen als Schutz gegen Zauberei, auch der Name Allah gesprochen oder geschrieben; der Grieche und Römer als Heide stellte seine Haus- und Feldgötter auf als Fetische, Christ geworden stellte er ein Heiligenbild oder das Kreuz dorthin; der Jude hat geschriebene Gesetzstellen und Sprüche die ihn und sein Haus schützen, wie den Christen die Anrufung Gottes, vor der alle bösen Geister weichen. Den bösen Blick kennen und fürchten alle Mütter im Bereiche des Mittelmeeres, der europäischen wie der afrikanischen und der asiatischen Seite; alle fürchten daß ein Blick sie oder ihre Kinder treffe und krank mache. Wehe dem der im Verdachte des bösen Blickes steht; denn die christliche Römerin der Jetztzeit vergißt ebenso wenig wie ihre heidnische Vorfahrin, mittelst Biegung der Finger Hörnchen zu machen zum Schutz wider den bösen Blick. Sie macht dieses alte Zeichen des Osir, weil es mit der ebenso altägyptischen Vorstellung des bösen Blickes zusammenhängt; sie macht das Zeichen selbst dann, wenn sie knieend den Segen des vorüberfahrenden Papstes Pius 9. empfängt, der bei den Römerinnen im Verdachte des bösen Blickes steht; ein Ruf, den seine Milde und Freundlichkeit am wenigsten verdient und doch nicht von ihm abzuwenden vermag.

Ganz Europa ward mehr und mehr in den Kreis des Glaubens an Fetische und Zauberei gezogen, leidet auch noch jetzt darunter weit mehr als man gewöhnlich denkt. Je weiter ehemals das Christenthum vordrang desto stärker ward jener Glaube: wie in Afrika sah man allenthalben Zaubereien und Hexen, wider die man sich zu schützen suchte durch christliche Bilder, geweihete Sachen und Teufelaustreibungen. Ein König von Frankreich, Louis 11 (1423—1483) hatte den Rand seiner Mütze mit kleinen Heiligenbildern besetzt zu denen er abwechselnd betete, die er je nach dem Erfolge zu Lieblingen erhob oder scheltend

zurücksetzte; pflegte also den reinen Fetischglauben, zu dem das Christenthum seine Heiligen hergeben mußte. Der Glaube an Zauberei vereinigte sich in Mittel-Europa am stärksten mit der anderweitig erlangten Vorstellung, daß alle Nichtchristen dem Teufel angehörten, daß sie wenn es ihnen augenscheinlich wohl erging oder ein besonderer Glücksfall sie traf mit dem Teufel im Bunde stünden. Man erwartete aber auch, daß wenn sie die Macht des Teufels zu ihrer Verfügung hätten, sie sich dessen nicht allein bedienen würden zum eigenen Vortheile, sondern auch um andern zu schaden: sie galten also in doppelter Beziehung als gemeinschädlich. Als das Heidenthum allmälig verschwand und dieses Kennzeicheu fehlte, richtete man den Blick auf sonstige ungewöhnliche Merkmale: wer von der Menge des gewöhnlichen sich unterschied ward verdächtig. Es zeigte sich auch darin eine neue Änlichkeit mit den rückständigen Stufen menschlicher Bildung, daß nicht allein aus dem gewöhnlichen Volke diejenigen in den Verdacht geriethen, welche sich durch Besonderheiten unterschieden, scheues Wesen, rothe Augen, unverständliches Reden u. d. sondern auch die vorgeschrittensten ihrer Zeit, namentlich solche welche Sternforschung und andere Zweige der Naturkunde betrieben. In änlicher Weise betrachten die Negervölker Afrikas und die Indianer Amerikas ihre Priester und Weissager gleichzeitig als Zauberer, die dem Menschen dienen aber auch empfindlich schaden können und deshalb neben hoher Achtung nicht minder Furcht und Haß verdienen. Wie bei den rückständigen Völkern der Gegenwart war bei den Völkern Europa's im Mittelalter niemand gesichert gegen die Anschuldigung der Zauberei: die größten Denker, erleuchtetsten Männer, selbst Fürsten der Kirche wurden davon betroffen; wer geheime Forschungen betrieb, etwas möglich machte was andere nicht zu leisten wußten, Kräuter sammelte zu Heiltränken, gerieth in Verdacht und Untersuchung; der jedes gewünschte Ergebniß gesichert werden konnte durch angewendete Marter, fortgesetzt und gesteigert bis man die verlangte Antwort empfing. Die Hexenverfolgungen haben in Europa länger als 700 Jahre gewüthet und hundert tausende getödet; lediglich in der Absicht, die verderblichen Verbindungen mit der vermeintlichen außersinnlichen Welt (dem Teufel) zu vernichten.

Das besessen sein von bösen Geistern, aus dem Judenthume in das Christenthum übergegangen, fand auf Grund der Evangelien allenthalben Glauben, ward zu einem unbestreitbaren Glaubenssatze. Mehrere der hervorragenden Kirchenväter wie Justinus, Clemens von Alexandrien Tertullian, Lactantius u. a. waren eifrige Anhänger dieser Vorstellung. Sie behielt alle Jahrhunderte hindurch unter den Christen volle und gefährliche Geltung, ward 1484 vom Papste Innocenz 8. zum Glaubens-

satz der Kirche erhoben; wobei er die Gerichte forderte diejenigen zu ermitteln und zu bestrafen, welche vom Teufel besessen sich verleiten ließen Zauberei zu treiben oder vom wahren Glauben abzuweichen. Es hatten aber schon lange vordem die derselben Quelle entsprossenen Verfolgungen Andersgläubiger gewüthet: jedes Unglück (Pest Hungersnoth u. a.), welches die Rechtgläubigen betraf, hatte zu Untersuchungen geführt darüber, wer den Zauber geübt habe. Gewöhnlich wurden die Juden, deren Rache man verdient hatte, als verstockte ungläubige also dem Teufel verfallene Verbrecher ergriffen und beschuldigt, durch Zauberei vergiften der Brunnen u. a. das Verderben angerichtet zu haben. Man ermordete sie zu tausenden, sperrte sie zu hunderten in ihre Tempel und Häuser zum verbrennen, glaubte sogar sehr gnädig mit christlicher Milde gegen sie zu verfahren wenn man sie unter Zurücklassung ihrer Habe vertrieb. Nicht minder scharf wurde gegen die Christen verfaren, welche vom rechten d. h. herrschenden Glauben abwichen: sie wurden als Teufelskinder verfolgt und ausgerottet so weit es zu ermöglichen war. Die Waldenser in den Hochalpen hatten Jahrhunderte lang diese Verfolgungen auszuhalten; nur die Flucht in schwer zugängliche Einöden konnte oftmals kleine Haufen dem allgemeinen Gemetzel entziehen und den Stamm erhalten. Ebenso hatten die Hussiten im 15. Jahrh. blutige Kriege zu führen, um die Verfolgungen abzuwehren welche sie als andersgläubige trafen, namentlich die Einfälle in ihr Land, angestiftet um ihre Bekehrung oder Ausrottung zu ermöglichen. Sie waren als Abtrünnige, also dem Teufel verfallene vom Papste verflucht und in den Bann gethan; die Überfälle der dadurch ermächtigten rechtgläubigen Deutschen verwüsteten und entvölkerten das Land.

Die Verfolgung der Zauberer und Hexen hat ihren Umzug fast durch ganz Europa gehalten; allenthalben ward gesucht den Teufelssamen, das zwischen Waizen gesäete Unkraut, zu vertilgen. Sie war schon frühzeitig auf Grund der biblischen Lehren zu einer Wissenschaft ausgebildet worden, welche mit Eifer gepflegt ward, zur Ehre Gottes und des wahren Glaubens. Im 13. Jahrh. hatte Cäsarius von Heisterbach bereits 12 Bücher über Zauber- und Hexengeschichten geschrieben. Als 1484 die päpstliche Feststellung erfolgt war, erschien eine Flut von gelehrten Schriften, welche auf Grund biblischer Aussprüche alten und neuen Testaments, nicht allein erwiesen, daß Zauberei und Hexerei weitreichend walteten, sondern auch daß alle dem Teufel anhängenden getödet werden dürften und sollten. Namentlich beriefen sie sich darauf, daß Gott dem Mose befohlen habe:

2. Mose 22. 18: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen."

4. Mose 15. 29: „Und es soll ein Gesetz sein, daß ihr für die

Unwissenheit thun sollt, sowohl den einheimischen unter den Kindern Israels wie dem Fremdling, der unter euch wohnet. Wenn aber eine Seele aus Frevel etwas thut, es sei ein einheimischer oder ein Fremdling, der hat den Herrn geschmäht; solche Seele soll ausgerottet werden aus ihrem Volke, denn sie hat des Herrn Wort verachtet und sein Gebot lassen fahren; sie soll schlechthin ausgerottet werden, die Schuld sei ihr."

5. Mose 13. 6: „Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn oder dein Sohn oder deine Tochter oder das Weib in deinen Armen oder dein Freund, der dir ist wie dein Herz überreden würde heimlich und sagen: Laß uns gehen und andern Göttern dienen, die du nicht kennst noch deine Väter, die unter den Völkern um euch her sind, sie seien dir nahe oder fern, von einem Ende der Erde bis an das andere: so bewillige nicht und gehorche ihm nicht. Auch soll dein Auge seiner nicht schonen und soll dich seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen, sondern sollst ihn erwürgen."

5. Mose 13. 15: „Du sollst die Bürger der Stadt (welche sich haben verleiten lassen zum Abfalle) schlagen mit des Schwertes Schärfe und sie verbannen (vertilgen) mit allem was darinnen ist und ihr Vieh mit der Schärfe des Schwertes."

Es war nach den Erläuterungen vieler Schriften der ausgesprochene Wille Gottes, daß Zauberei und Abfall vom herrschenden Glauben mit dem Tode bestraft werden sollten. Sie lehrten ferner wie zu verfahren sei um Zauberer Hexen und ungläubige zu erkennen und (durch Marter) zum Geständnisse zu bringen; sie brachten die ganze Verfolgung in eine Lehre von scharfsinnigen Kennzeichen, Eintheilungen und Beschreibungen, gaben ihr nach allen Seiten eine wissenschaftliche Gestaltung. Gelehrte fromme und wohlmeinende Männer widmeten ihr Leben im angestrengten Fleiße dieser Aufgabe, deren strenge Lösung unzweifelhaft Gottes Wille sei. Wenn auch hie und da Habgier und Rachsucht Einfluß gewannen, so muß doch als herrschender Beweggrund das fromme Pflichtgefühl anerkannt werden, welches die Gräuel veranlaßte und leitete. Als zur Zeit der Kirchenspaltung im 16. Jahrh. die europäischen Völker den gegenseitigen Glaubenskampf begannen und der in jedem Land unterschiedlich herrschende Glaube auch im Inneren die Verfolgung wider Andersgläubige erzeugte, erwies sich die Stärke und Allgemeinheit der frommen Verfolgungssucht: es verschwand hierin der sonst merkbare Unterschied zwischen Süd und Nord, auch der Unterschied zwischen Katholiken und Evangelischen. Romanen Teutonen und Slaven, so weit sie davon berührt wurden wütheten mit gleichem Eifer wider die Andersgläubigen. In Italien Spanien Frankreich England Schweiz Deutschland Niederlanden und

dem Norden, Ungarn und Polen gab es Gräuel der Verfolgung, weder Alter noch Geschlecht verschonend; denn es war Gottes Befehl alle auszurotten ohne Ausnahmen zu gestatten. Luther billigte die grausame Verfolgung aller Andersgläubigen, auch Melanchthon hieß alle Gewaltmaßregeln gut gegen die Wiedertäufer und Gegner der Dreieinigkeit: Zwingli ließ 1526 die Wiedertaufe bei Strafe der Ertränkung verbieten und diese Strafe an Felix Manz vollziehen. In Basel ward 1530 Conradin Gassen enthauptet wegen mangelnder Rechtgläubigheit; Calvin setzte 1553 in Genf durch daß Servet öffentlich verbrannt ward. König Philipp 2. von Spanien verfolgte die Evangelischen der Niederlande so hart, daß während seiner Regierung dort nahezu 100,000 getödet wurden, in Ausführung seines Wunsches lieber herrschen zu wollen über eine Wüste als über Ketzer. Er gab 1520 bis 1550 eine Reihe Gesetze, daß wer der Ketzerei überfürt würde, solle wenn er sich bekehre nur enthauptet werden, wenn er aber beharre lebendig verbrannt oder begraben werden. Sein Feldherr Alba rühmte sich, er habe 18,000 Ketzer hinrichten lassen während der sechs Jahre seiner Herrschaft in den Niederlanden. In England war Heinrich 8. Stifter der englisch-evangelischen Kirche ein harter Verfolger, ließ Katholiken mit Evangelischen anderer Bekenntnisse zugleich verbrennen; 1570 ward der Übertritt zum katholischen Glauben mit Todesstrafe belegt. Dabei waren Nasen- und Ohrenabschneiden, scheußliches Gefängniß und Marter die gebräuchlichen Mittel zur Bekehrung der Presbüterianer, welche zu ihrem Theile nicht minder wütheten wo sie herrschten; denn Knox bewies aus dem alten Testamente, daß man solche Götzendiener wie es die Katholiken seien ohne Gnade hinrichten müsse. Noch 1648 setzten die Presbüterianer einen Parlamentsbeschluß durch, welcher alle zur Hinrichtung bestimmte, welche einer Anzahl christlicher Religions-Geheimnisse den Glauben versagten. In Holland ward der ehrwürdige und verdienstvolle Statsmann Oldenbarneveld 1619 hingerichtet, auch viele verbannt, weil sie nicht glaubten daß Gott von Anfang her einen Theil der Menschen zur Sünde und der ewigen Verdammniß vorausbestimmt habe. Im 17. Jahrhunderte wüthete in Spanien die Verfolgung der Mauren und aller im Glauben verdächtigen: der Erzbischof von Valencia reichte 1602 beim Könige Philipp 3. eine Denkschrift ein, um es als nothwendig zu erweisen, daß alle Mauren auch die getauften ausgerottet würden, ebenso wie Dawid wider die Filister und Schaul wider die Amalekiter verfaren sei; sie müßten alle vertilgt werden bis auf wenige, die der König auf die Galeeren oder in die amerikanischen Bergwerke senden möge. Die gesammte Priesterschaft unterstützte sein begehren und der berühmte Bleda beantragte, man solle allen Mauren getauften wie ungetauften

den Hals durchhauen, damit das spanische Volk nicht verführt werde; man könne bei keinem Mauren sicher sein, verdächtig der Ketzerei seien sie alle. Die Folge war daß alle Mauren ausgetrieben wurden, tausende dabei ihr Leben verloren und volkreiche blühende Bezirke Spaniens zur Wüste wurden. Man rechnet, daß im Bereiche des Christenthums während der Jahrhunderte seines Bestehens, mehr als sieben millionen Menschen zum Opfer gefallen seien, der Vorstellung von freiwilligen gemeinschädlichen Verbindungen mit der außersinnlichen Welt.

§. 72. In ansprechenderer Weise erscheint die versuchte Verbindung mit der außersinnlichen Welt mittelst **Opfer Lobgesänge und Gebete.**

Von den Opfern kommen hier nur die Huldigungopfer in Betracht, da die Versöhnungopfer, zur Vorstellung von der Sünde gehörig, an anderer Stelle erläutert werden. Mit den Huldigungopfern, Wesen der außersinnlichen Welt dargebracht, finden sich allenthalben Gesänge und Tänze oder Gebete vereint; von der gemeinschaftlichen Vorstellung ausgehend, daß diese Wesen, wenn auch unsichtbar in unmittelbarer Nähe gegenwärtig seien. Sobald ein Stamm die Überzeugung gewann, daß die nutzbaren Pflanzen und Thiere Gaben außersinnlicher Wesen seien, lag die Schlußfolgerung nahe, daß diesen ein Theil derselben gebüre; ihrer höherstehenden und feineren Beschaffenheit angemessen das beste von allem, der fehlerfreie Theil des Ganzen. Je nach der Art der empfangenen Gaben war das Opfer beschaffen: Hirtenvölker brachten ihre Thiere Rinder Schafe Schweine Pferde Kamele Wolle Milch u. d.; Landbauer brachten Getraide Blumen, Getränke aus Milch Honig Palmsaft Rebensaft oder Getraide u. d. Je nach der vorgestellten Beschaffenheit des Wesens wählte man die Zeit und die Art des Opfers, der Anrufung und Spendung: der Unterwelt durch lebendig begraben von Menschen und Thieren, durch ausgießen des Blutes oder der Getränke auf die einsaugende Erde; der Oberwelt ward gespendet durch verbrennen der Opfer zum süßen Geruche der in der Luft schwebenden Wesen, durch sprengen und verdunsten der Getränke in Schalen hingestellt, damit die luftigen Wesen (im verdunsten) sie einschlürften. Dabei ward ihre freundliche Annahme dieses Opfers, im raschen aufsteigen des Opferrauches oder schnellem verdunsten (beides Zeichen starken Luftdruckes) besonders günstig gedeutet, weil ihnen gewöhnlich vortheilhafte Witterung folgte, von der gedeihen des ganzen Stammes abhing. Zur Oberwelt mußten die Opfer emporsteigen, zur Unterwelt hinab gebracht werden. Die Ägüpter haben in den ältesten Zeiten dem Sonnenherrn Menschenopfer gebracht, wie vorhandene Wandgemälde in den Königsgräbern zu Theben es bezeugen; in On

wurden zur Hirtenzeit täglich 3 Menschen geopfert; späterhin brachten sie nur Rinder und andere Thiere zum Opfer, nebst Milch Wein Öl Getreide Früchten und Blumen. Die Semiten in Arabien Palästina und im Eufratthale brachten, so lange sie Hirtenvölker blieben, nicht allein das beste ihres Viehes, sondern auch ihre erstgeborenen Söhne zum Dank und Huldigungopfer; durch Feuer den überirdischen Verehrungwesen „zum süßen Geruche“ (1. M. 8. 21. 3 M. 1. 9 u. a.) im aufsteigenden Dufte zugeführt. Späterhin als Landbauer opferten die Israeliten (3. Mose 2) Kuchen verschiedener Art mit Öl Weirauch Salz, außerdem Wein (4. Mose 15. 7) als Trankopfer „dem Herrn zum süßen Geruch.“ Bei den Persern geschah lebendig begraben von Menschen und Vieh als Huldigungopfer für die Wesen der Unterwelt; sie brachten als Reitervölker vorzugsweise Pferde zum Opfer. Bei den Indern wurden (und werden noch jetzt bei den Hindu) Menschenopfer dem Siwa gebracht; außerdem schon den ältesten Himmelsherrn Indra jeder Art Pflanzen- und Getränkopfer, darunter das Göttergetränk Soma. Der Göttertrank wurde aus Pflanzensaft durch Gährung bereitet in offenen Schalen hingestellt, unter anflehen der Verehrungwesen dieses Opfer aufzunehmen und dagegen befruchtenden Regen zu spenden. Das rasche verdunsten (bei trockener Luft) bedeutete günstige Aufnahme und der baldige Regen ward als Rückkehr der Opferspende gedeutet; aus welchem Kreislaufe die Vorstellung von einem höheren Wesen Soma sich bildete, welches als Mittler in dem Gewächse und dessem Safte sein Fleisch und Blut darbiete, im Regen die Sühnung vollziehe mit der zürnenden den Regen vorenthaltenden Übermacht. Man führte heilige Male ein um unter Lobgesängen Somas Fleisch und Blut darzubringen und die Sühnung zu erwirken; deutete also ein Verhältniß zur außersinnlichen Welt auffällig änlich der katholischen und lutherschen Deutung des Abendmahles, welches dem Soma jedenfalls viel näher steht als dem jüdischen Mahle welches Jesus mit seinen Jüngern feierte. Bei den Hellenen und Römern waren blutige Opfer gebräuchlich: so lange sie Hirten waren blieb Vieh die Hauptopfergabe, welche dargeboten werden konnte; späterhin gelangten die Gaben des Pflanzenreiches zu größerer Bedeutung, auch die Opferthiere wurden mit Blumen geschmückt zum Schlachtaltare geführt; Trankspenden wurden ausgeschüttet den Mächten der Unterwelt. Bei den Teutonen wurden Menschen- und Thieropfer dargebracht, vor allen Pferde deren Schädel den heiligen Hain zierten. Aus Sagen örtlichen Gebräuchen und den Eddaliedern ergiebt sich, daß sie auch Meth (Honigwein) und Früchte darbrachten.

Bei den verschiedenen Völkern findet sich die Opferspendung verbunden mit Aufzügen Lobgesängen Spielen Tanz und Schmäusen, bei

denen die Fleischtheile der Opfer verzehrt wurden; das Fest also (wie noch jetzt in Süd-Afrika) einer zahlreichen Menge zu gute kam, wenn die Opferspende der Könige u. a. eine reichliche war. Man pries die Güte des Verehrungwesens und flehete um ferneren Segen, machte also das Opfer geltend in Bezug auf Vergangenheit und Zukunft. Die Bibel enthält mehrere Lobgesänge dieser Art, den Lobgesang Moscheh (2. Mose 15) und den seiner Schwester Mirjam, so wie einen anderen vorzüglich schönen des Moscheh (5. Mose 32) auch die 150 Psalmen sind der Mehrzahl nach Lobgesänge. Bei der Einweihung des Sonnen-Tempels (1. Kön. 8) gab Salomon ein Opfer von 22000 Ochsen und 120000 Schafen nebst einem schönen Lobgesange. Nach der Rückkehr des Volkes aus der Gefangenschaft und geschehenem Aufbaue der Stadt, läßt Nechemjah den Lobgesang der Juden an geweiheter Stätte ertönen (Nehem. 9).

Die erhaltenen Denkmäler des alten Ägüptens zeigen in vielfachen Darstellungen darbringen von Opfern; die den Gräbern entnommenen Papirusrollen enthalten in großer Manchfachheit Lobgesänge und Gebete den verschiedenen Verehrungwesen dargebracht.

Auf den Wandbildern aus den Trümmern von Ninive zeigen sich Spenden von Frucht- und Getränkopfern, durch lebensgroß dargestellte Priester, welche ihren Verehrungwesen gemäs bekleidet sind, durchfurcht von Keilinschriften, welche die Lobgesänge enthalten werden.

Von den Hellenen sind Lobgesänge in großer Zahl erhalten, die zu den erhabensten und schönsten Dichtungen der Menschheit gehören, an Einfachheit den altindischen Lobgesängen der Arier ähnlich, aber an Fülle und Reichthum sie weit übertreffend. Von den Persern sind Lobgesänge erhalten, ausgezeichnet durch Höhe der Vorstellungen, ringen nach Reinheit des Wesens. Die Römer, deren arische Kühle und Härte weniger von südlicher Glut durchwärmt und erweicht ward, strebten den Hellenen nach ohne sie zu erreichen; opferten pflichtgemäß, ließen sich aber viel weniger zur Steigerung der Gefühle hinreißen.

Tanzen bei feierlichen Gelegenheiten erscheint auf den rückständigen Stufen als eine unwillkürlich gesteigerte Körperbewegung, ebenso wie singen gesteigertes sprechen ist, um das ungewöhnliche erhabenere der Gefühle auszudrücken, die den Menschen erregen im verehren höherer Wesen. Singen und tanzen finden sich allenthalben mit den Opfern verbunden als naturgemäse Bethätigungen des gesteigerten Willens. Bei fortschreitender Bildung traten Unterschiede hervor, je nach der Stimmung, welche durch den Gedanken an das bezügliche Verehrungwesen wach gerufen wurden: den Kriegsherren ertönten ernste und rauhe wilde Gesänge, verbunden mit feierlichem Rundgange, schlagen der Schilder und Schwerter; dem Ernteherrn dagegen ward

jubelndes Lob, bei springendem lustigem tanzen und jauchzen. Als der König David (2. Sam. 6) beim einholen der Bundeslade vor derselben tanzte und sang, zum Ärger und Spott seines altgläubigen Weibes, erfüllte er einen Gebrauch des Balsdienstes, den er auf seinen Räuberfahrten schätzen gelernt haben mogte und in seinem Reiche herrschend machte, ohne die übrigen Verehrungwesen auszurotten; der JHOHdienst überwies das tanzen den Weibern (2. Mose 15. 20).

Die Lobgesänge als eine der außersinnlichen Welt dargebrachte Gabe haben sich bei allen europäischen Völkern, mit Ausnahme der Türken, erhalten: sie bilden vorgelesen und gesungen einen wesentlichen Theil des Kirchendienstes der Christen und Juden. Im Christenthume hat die Dichtung der Chorgesänge und ihrer Singweisen in den letzten 500 Jahren bedeutsam sich entwickelt; die vielseitige Entfaltung der Tonkunst der Gegenwart ist in ihren höheren Gestaltungen aus dem Kirchengesange entstanden. Aus den feierlichen schmuckvollen Aufzügen Wechselreden Gesängen und begleitenden Gebräuchen des Kirchendienstes haben überhaupt unsere Schauspiele mit Musik und Tanz, auch die Konzerte sich entwickelt; von denen der Kirchendienst wiederum Rückgaben entlehnt.

§. 73. Weitaus erhabener als vorbenannte Ausdruckweise ist das Gebet, das inbrünstige versenken in die außersinnliche Welt; der gegenüber der Mensch seinen Vorstellungen Hoffnungen und Befürchtungen Ausdruck verleiht, mit dem Wunsche die Vorgänge zu seinen Gunsten zu lenken. Aber auf den weiter rückständigen Stufen der Erkenntniß fühlt der Mensch die ihn umgebenden Ubermächte noch so sehr sich änlich und nahestehend, daß er glaubt einen Vertrag einen **Bund mit seinem Verehrungwesen** schließen zu können, in welchem beide gegenseitig Leistungen übernehmen.

Der Gebete bedurfte es noch nicht, denn der Mensch verlangte nichts geschenkt sondern bot Ersatz; wenn er seine Verpflichtungen erfüllte brauchte er nicht zu bitten, sondern fühlte sich berechtigt zu fordern. In diesem Sinne ist das Verhältniß der Kinder Israels zu ihren Verehrungwesen ältester Zeit aufzufassen: es ist ein Bund, den EL (Elohim) mit Abraham schloß (1. Mose 15. 18) demnächst (1. Mose 17) wiederholt mit der Zusage daß Abrahams Nachkommen zahlreich werden und das ganze Land besitzen sollen, von den Wassern Ägüptens bis an den Eufrat, wogegen Abraham sich verpflichtete das jeder männliche Nachkomme beschnitten werden solle. Dieser Bund ward dem Isaak als Verheißung erneuert (1. Mose 26. 24) und späterhin (1. Mose 28) in Jakobs Traume noch erweitert, indem der

auf der Spitze der Himmelsleiter stehende EL ihm verhieß, daß seine Nachkommen zahlreich werden sollten wie der Staub auf Erden, daß sie sich ausbreiten sollten nach allen Richtungen und allen Geschlechtern auf Erden zum Segen gereichen. Der erwachende Jakob bittet nicht den EL um gelingen der vorhabenden Reise, sondern bietet ihm einen Vertrag an: „So ELOHIM wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise und Brod zu essen geben und Kleider anzuziehen und mich in Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, so soll JHOH (EL) mein Verehrungwesen sein und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Male, soll eine Opferstätte werden und von allem was du mir giebst will ich dir den Zehnten bringen." Er steht also seinem Herrn als Verbündeter gegenüber, wie ein Mann dem anderen; jeder muß seine Verpflichtung erfüllen und der vorsichtige Mensch verlangt daß der Gott vorangehe. Nachdem die Reise gelungen und Jakob mit Weibern und Kindern nebst reichen Herden in die Heimat zurückgekehrt ist, also erst nach 14 Jahren, schreitet Jakob dazu seine Verpflichtungen dem EL zu erfüllen (1. Mose 35) nimmt seinen angehörigen ihre Fetische ab, läßt sie sich reinigen und ihre Kleider ändern, um dann zu beth-EL die Opferstätte einzurichten, worauf EL die dem Abraham gegebene Verheißung mit schöneren Worten wiederholt. Diese Vorstellung eines Bundes bildet auch späterhin die Grundlage des Verhältnisses der Kinder Israels zu JHOH, der sich verpflichtete (2. Mose 23) ihnen bei der vorhabenden Eroberung Palästinas zu helfen, indem er seinen Schrecken und Hornisse vor ihnen hersenden und alle Feinde verzagt machen wolle; wogegen jene sich verpflichten mußten alle Einwohner zu vertreiben, mit deren Göttern keinen Bund zu machen und JHOH zum höchsten ihrer Verehrungwesen zu erheben, seine Gebote zu erfüllen und ihm die gebührenden Opfer zu bringen. Auf Grund dieses Verhältnisses betrachtet das Volk bei eintretenden Unfällen den JHOH als bundbrüchig und sucht die gewünschte Hilfe bei anderen. Es bittet nicht denn es hat ein Recht zum fordern; will oder kann JHOH seinen Theil nicht leisten, dann bietet man den Bund einem anderen an, der aber ebenso seine Verpflichtung im voraus erfüllen soll. Selbst Aharon folgt dieser Grundvorstellung, indem er (2. Mose 32) dem Volke das Apisbild errichtete, als JHOH keine Hilfe sandte; sogar Moscheh beugte sich derselben, um (4. Mose 21) das Schlangenbild des Wüstenherrn zu errichten und dem Herrn Nissi (2. Mose 17) einen Altar zu bauen. JHOH dagegen beschuldigt das Volk des Bundesbruches, weil sie saumselig sind in der Eroberung Palästinas, mit dessen Bewohnern sich vertragen und vermischen statt sie auszurotten oder zu vertreiben; er läßt sie im Stiche und will sie wiederholt in seinem Grimme ver-

tilgen. Das Volk steht nicht zum JHOH wie ein flehendes Kind vor dem Vater, sondern wie der Knecht zum Herrn im Vertrag; beide pochen auf Erfüllung des Vertrages. Findet JHOH daß die Kinder Israel ihre Verpflichtung nicht erfüllen, dann giebt er sie in die Hände ihrer Feinde, sendet Pest und Hungersnot, Wassermangel und giftige Schlangen, verzehrendes Grundfeuer und verschlingende Erdspalten; findet andrerseits das Volk, daß JHOH ihnen nicht Sieg und Gedeihen sende, dann verläßt es ihn wie ein unzufriedener Knecht und sucht sich einen anderen Herrn. Der vermittelnde Moscheh versuchte es beiden Theilen recht zu machen: das Volk suchte er zu demüthigen und dem JHOH getreu zu erhalten; diesen dagegen bemühete er sich zu beschwichtigen, zu überreden (2. Mose 32. 12) und that im Nothfalle ein übriges zur Leistung der Opfer, indem er als Opfergabe 3000 des eigenen Volkes blindlings niedermetzeln ließ. Damit war aber der Zorn desselben noch nicht befriedigt, indem JHOH vielmehr sich vorbehielt gelegentlich das Volk noch schärfer zu bestrafen.

So lange ein Volk sein Verehrungwesen sichtbar gestaltet sich nahe weiß, dasselbe so sehr als seines gleichen betrachtet daß es einen Bund mit ihm schließt, kann zu Zeiten große Furcht entstehen und grimmer Haß, aber keine Verehrung durch kindliches Gebet; statt des Gefühles der freudigen und vertrauensvollen Unterordnung, hegt der Mensch Mißtrauen; wie bei allen Bündnissen überwachen sich gegenseitig die beiden Parteien, in der Befürchtung der andere werde die Vortheile des Vertrages zum vollen entgegen nehmen, aber seine Gegenleistungen thunlichst zu schmälern suchen: jeder Bundesgenosse ist besorgt, daß er für den gemeinschaftlichen Zweck zu viel leisten solle. Unter solchen Umständen konnte kein anschmiegen und unterordnen des Menschen stattfinden; denn der Erfolg entschied darüber ob das Volk sein Verehrungwesen achten oder verachten solle. Es hatte nicht das Gefühl unverdiente Wohlthaten zu empfangen, wie es zum anregen eines Gebetes erforderlich ist und deshalb betete das Volk auch nicht; nur der geängstigte Moscheh, den als Mittelsperson der Kummer von beiden Seiten traf, konnte zu Zeiten im Gefühle der Unterordnung zum Gebete sich niederbeugen. Das Gebet ist die Frucht einer höheren Stufe der Fortbildung als die Kinder Israels vor der Königszeit einnahmen und bevor sie beten lernten, mußten ihre Vorstellungen von den Wesen der außersinnlichen Welt sich erheben von der Stufe des Gleichgestelltseins zur Erkenntniß der gänzlichen Unterordnung, zur Vorstellung daß das jeweilige Verehrungwesen so hoch über ihnen stehe, daß nicht daran zu denken sei, einen Vertrag oder Bund zu schließen. Sie blieben sehr lange weit entfernt davon einzusehen, daß sie die Wohlthaten des Lebens und Gedeihens als einseitiges Geschenk empfingen, wie ein

Kind von seinem Vater und so lange kannten sie auch nicht die Unterordnung deren es zum Gebete bedarf.

§. 74. Sehr früh hat das **Gebet im arischen Stamme** sich entwickelt. Der indische Zweig, welcher von Norden her in Vorder-Indien eindrang und hinab wanderte, hatte frühzeitig, wie die erhaltenen Gebete und Gesänge zeigen, zur Vorstellung sich erhoben, daß der Mensch dem Himmelsherrn Indra gegenüber die Wohlthaten nur erbitten dürfe, daß das kindliche Gebet die würdigste Weise sei um in unmittelbaren Verkehr mit der außersinnlichen Welt zu treten. Die Unnahbarkeit des Himmels hatte sie gegen die niedere semitische Vorstellung geschützt, welche daraus entstand daß die Übermächte der Semiten (Waldbrand und Wüstensturm) auf Erden walteten, in fühlbarer Gestalt zeitweilig heran kamen, die Menschen umfingen unmittelbar berührten, auch auf Erden wandelnd sichtbar dahin eilten. Der erhabene Himmel dagegen blieb selbst auf den höchsten von den Ariern überstiegenen Gebirgspässen, in unnahbarer Höhe und unerschütterlicher Ruhe über den Häuptern der Menschen gewölbt; die Vorstellung einer Gegenüberstellung zum Abschlusse eines Vertrages konnte nicht entstehen, sondern der Mensch blickte empor und betete um gütige Geschenke, hatte nichts zu fordern sondern flehete kindlich; der Himmel war nicht sein mißtrauischer grimmiger Bundesgenosse, sondern ein gütiger Vater zu dem er mit Vertrauen sich erhob. So geringfügig es auch erscheinen mag, so kennzeichnet sich doch der Unterschied beider Richtungen schon in den ursprünglichen Gebetstellungen: die Wüstenvölker warfen sich nieder vor ihren Verehrungwesen, knieten und beugten das Haupt zur Erde; die Arier erhoben stehend die Arme zum Himmel und richteten den Blick hinauf; jene verbargen das Angesicht und ließen ihren Herrn über sich dahin fahren; diese erhoben sich so hoch sie konnten, und richteten den vollen Blick zum Himmelsherrn empor. Bei den Indern steigerte sich die Geltung des Gebetes so sehr, daß es als Brama zu einem eigenen Verehrungwesen erhoben ward, welches den Indra in sich schloß. Den dunklen Siwa-Opfern gegenüber ward das Gebet der Arier ein höheres Wesen, in welches man betend sich versenkte; auf den älteren Himmelsherrn übertragen, ward Brama die höchste Person der indischen Dreieinigkeit. In späteren Zeiten steigerte sich sogar das beten unter den Buddhagläubigen zu einem wortlosen ruhigen versenken. In der Brama-Richtung, gesteigert zum Bewußtsein eines unendlichen Abstandes, findet sich die Vorstellung bei den stammverwandten Persern; von diesen oder gemeinschaftlich mit ihnen vom Assurvolke scheint die reinere und erhabenere Gestalt des Gebetes zu den stark gemischten Israeliten gelangt zu sein.

Die große Mehrzahl der Psalmen, darunter die erhabensten stammen aus so später Zeit, daß die weiter vorgeschrittenen Vorstellungen des Ostens darauf wirken konnten und augenscheinlich darauf gewirkt haben; wie sie überhaupt an der völligen Umwandlung des denkens und glaubens der Israeliten den größten Antheil gehabt haben. Es bleibt allerdings fraglich, ob diese höheren Einflüsse überwiegend persisch oder chaldäisch waren, auch wie weit das Persische ursprünglich oder durch Chaldäisches gestaltet worden sei. Wahrscheinlich ist der Glaube der Israeliten von mehreren Seiten theils umgewandelt, theils gespalten und bereichert worden, wobei er seine schönen Gebete erlangte. Darin blieb aber noch immer die enge Vorstellung daß die angefleheten Wesen in menschenänlicher Weise nur dann den Menschen verstehen wenn er deutlich zu ihnen rede und nur dann ihn berücksichtigen wenn er sich dehmüthige, auch gern hören wenn er ihnen schmeichle, ihre Macht und Weisheit hervor hebe: alles wie hohen Herren der Erde gegenüber gebräuchlich; denen überdies Geschenke gebracht werden mußten, wie den Göttern die Opfer, wenn der flehende etwas erlangen wollte. Der Beter dachte seinen Gott menschlich, suchte ihn auf oder rief ihn herbei, räucherte und opferte um ihm Genuß zu bieten, lobsang und schmeichelte, flehete dehmüthig und versprach Geschenke; er suchte sanfter zu erlangen was er früher als verbündeter trotzig gefordert hatte auf Grund des Vertrages. Zur Vorstellung der Allgegenwart Allwissenheit Allweisheit Allgüte war er noch nicht gelangt; deshalb wallfahrtete und betete er.

§. 75. Im Laufe der Zeit entwickelten sich **Fortbildung und Rückbildung des Gebetes.**

Je mehr nämlich dem Menschen bei fortschreitender Erkenntniß deutlich ward, daß die günstigen wie die ungünstigen Vorgänge nicht Ausflüsse seien eines menschenänlichen launenhaften Willens übermächtiger Gewalten, sondern die Wirkungen unwandelbarer Ursachverhältnisse, begann der Zweifel an die Wirksamkeit des Gebetes. Erhabene Wesen gesetzmäßig waltend, ließen sich nicht durch Gebete der Menschen veranlassen, ihre feststehenden oder beabsichtigten Entschlüsse zu ändern, nach Liebe oder Haß weitgreifende Maßregeln abzumessen. Das gesetzmäsige und unwandelbare ward zumeist durch die fortschreitende Sternkunde erkannt; welcher Wissenschaft die Israeliten wenig zugethan waren, da nur berichtet wird daß sie die Sterne angebetet, nicht aber daß sie den Lauf erforscht hätten. Bei den höher gebildeten Ägüptern und Chaldäern zog der regelrecht wandelnde Sternenhimmel den Sinn der Forscher ab von dem regellosen irdischen Gewühle, dessen Gewirre jeder Rückführung auf feste Gesetze unfähig

erschien. Von den ermattenden Mühen des Tages, den Störungen des treibens der Menschen zog der höhergebildete sich zurück zur erhabenen Sternforschung; die kühlende Bläue und glänzende Pracht bei nächtlicher Stille erquickte den Schauer, zog sein sinnen empor, erfüllte ihn mit feierlicher Ruhe und führte ihn zur Erforschung der Gesetze welche das kreisende Heer wie die einzelen Wandelsterne lenkten. Außer denen welche am Himmel hin und her laufen, erblickte der Forscher tausende von Sternen in unverrückbarer Stellung zu einander, den eigentlichen höheren Sternenhimmel bildend, der seine Gesammtdrehung allnächtlich wiederholt. Er erschien ihm als ein ewig unveränderliches Gewölbe, unter welchem die wenigen Wandelsterne sich bewegten, doch so daß auch in ihrem Laufe Gesetze zu erkennen waren, indem ihre Stellungen in Zeitabständen wiederkehrten. Es mußte die Vorstellung entstehen eines höchsten durch unwandelbare Gesetze bestimmten Willens, dessen Äußerungen durch keine Gebete der Menschen beeinflußt werden könnten.

Diese höheren Vorstellungen finden sich schon in den Schriften des Jesaias und anderer Profeten; auch der griechische Weltweise Sokrates im 4. Jahrh. vor Ch. G. flehete zu den Göttern nur um das gute, überließ ihnen aber das gute zu wählen. Ein anderer Weiser betete sogar: „Ihr Götter schenkt mir das gute auch wenn ich es nicht erbitte, wehret ab das Übel auch wenn ich darum flehete.“ In änlicher Weise erklärte Jesus seinen Jüngern (Matth. 6. 8): „Euer Vater weiß was ihr bedürfet ehe denn ihr ihn bittet.“ Es liegt in diesen Aussprüchen schon die höhere Vorstellung, daß der Mensch in einer weisen und gütigen, aber unwandelbaren und allwissenden Weltordnung sich befinde, auf die er nicht durch seine Gebete einwirken könne wie auf die Entschlüsse eines wankelmüthigen Menschen; daß es also auch der mündlichen Darlegung seiner Wünsche und Klagen nicht bedürfe. Diese Vorstellung bedingt jedoch eine hohe umfassende Entwicklung der menschlichen Erkenntniß, wie sie zu allen Zeiten nur von einer geringen Zahl erreicht ward; für alle übrigen war die Vorstellung von der Wirksamkeit des Gebetes eine festbleibende; sie näherten sich ihrer außersinnlichen Welt im Gebete an ihr Verehrungwesen, statteten ihren Dank ab für empfangene Wohlthaten, baten um fernere und sprachen ihre Wünsche aus um Befreiung und Abwendung von Übeln. Ein schönes Gebet ist noch vom Muhammad aufbewahrt, der alt und schwach geworden auf der Höhe Arafat knieend, ausrief: „O Allah! Du hörest meine Worte und siehest meine Lage, kennest mein äußeres und inneres, nichts von meinem ganzen Wesen ist Dir verborgen. Ich der schüchterne flehende Schutz suchende Gnade bedürftige und schwache Mensch bekenne hier meine Sünde vor Dir

und flehe Dich an wie der Arme den Reichen, zittre vor Dir wie ein Verbrecher vor seinem Richter, bete zu Dir mit gebeugtem Nacken und thränenvollen Augen. O Allah! laß mein Gebet nicht unerhört, sei gnädig und barmherzig gegen mich, Du bester von allen die um etwas gebeten werden, Du bester Geber. Zu Dir nehme ich meine Zuflucht vor der Pein des Grabes, vor der Unruhe des Gemüthes, vor der Zerrüttung meiner Verhältnisse und vor der Bosheit aller boshaften.“ Die Vorstellung von der Wirksamkeit des Gebetes ist eng verbunden mit der andern von der Persönlichkeit und Menschenänlichkeit des Verehrungwesens, auf dessen Entschlüsse einzuwirken der Mensch um so eher sich fähig erachtete, je stärker im Laufe der Zeit die gütigen Eigenschaften desselben, die günstigen Vorgänge der Welt von ihm erkannt wurden; von einem gütigen Wesen durfte man um so eher erwarten, daß es durch bitten sich bewegen lasse. Die Menschenänlichkeit ward aber bei den meisten Völkern allen Verehrungwesen beigelegt, selbst denen die niemals in sichtbaren Gestalten erschienen. Von selbst gegeben war sie in jeder Vorstellung von den zu Heiligen erhöheten verstorbenen Menschen, denen man nicht allein Menschenart und menschliche Nachgiebigkeit beimas, sondern auch die dem Menschenwesen nicht zukommende Allgegenwart. Man zog die höchsten Wesen zur Menschenart herab und erhöhete die Menschenseelen zur Göttlichkeit. Der arabische Seefahrer ruft allenthalben auf dem Meere seinen Scheich Ismael an, wie der christliche Seefahrer des Mittelmeeres seine Madonna; der selbe Schutzheilige wird von gläubigen Katholiken in Portugal wie in Ostindien, in Mexiko wie in Ostafrika angefleht; jeder Beter zweifelt nicht daran, daß sein Gebet vom Heiligen erhört werde, auch wenn er wüßte daß an hundert entfernten Orten gleichzeitig zu demselben Heiligen gebetet würde.

Die Bittgebete der Menschen waren bedingt durch das Mas der Bedürfnisse, deren Befriedigung sie nothwendig erachteten zu ihrem Wohlergehen, mußten also an Zahl und Inhalt so verschieden sein, wie die Menschen selbst: der genügsame betete wenig um weniges, der unzufriedene oft und unersättlich. Die Dankgebete dagegen mußten sich durchgängig mehren in dem Grade, wie der Mensch seine Überzeugung erweiterte von der Güte seines Verehrungwesens und der Unzähligkeit der Wohlthaten, welche er empfing. Auf der rückständigen Stufe hatte er Leben Gesundheit Unterhalt, Schutz u. s. w. als selbstverständlich hingenommen, wogegen er sie bei zunehmender Fortbildung als Geschenke des höchsten erkannte; in demselben Maße wie seine Vorstellungen von der Zahl und Bedeutung der Wohlthaten sich steigerten, hielt er sich auch verpflichtet seine Dankgebete zu mehren, derartig daß er zu der Überzeugung gelangte, sein ganzes Leben müßte ein unab-

lässiges Gebet sein wenn er für alle Wohlthaten genügend danken wollte.

Auf dieser Grundlage trat die Rückbildung der Vorstellungen vom Gebete ein: das Gebet ward eine Pflichtleistung. Da die meisten Menschen nicht im Stande sind ihren höheren Gefühlen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, so lehrten ihnen die vorgeschrittenen einzelne Gebete, die in allgemeiner Fassung die gangbaren Wünsche und Dankbezeugungen aller enthielten. Dieser Art sind die vorgeschriebenen Ge- Gebete fast aller Glaubensgenossenschaften: die Papirusrollen der Ägüpter wie die Wedas der Arier, das Zend-Avesta der Perser, das alte und neue Testament der Juden und Christen, die Dichtungen der Griechen und Römer wie der Koran Muhammads enthalten gemeingiltige für jedermann anwendbare Gebete; noch mehr die zahlreichen Gebetbücher an denen jede Genossenschaft reich ist. Wie aber jede Bewegung der Welt, dem Uranstoße folgend, über den Gleichgewichtspunkt hinauseilt, um erst nach langen Schwingungen denselben zu finden oder durch eine andere Bewegung aufgenommen zu werden; wie ebenfalls jeder Fortbildung eine Rückbildung zur Seite geht: so eilte auch die Vorstellung von der Gebetleistung über das Ziel hinaus. Das Gebet hörte auf der Ausdruck des eigenen Gefühles zu sein und ward zu einer Leistung des Sprachvermögens, welche nach der Dauer der Anstrengung, der Zahl der Gebete abgemessen ward. Auch diese Rückbildung scheint am frühesten bei den Ägüptern eingetreten zu sein, denn es fanden sich in den Gräbern die Kugelschnüre (Rosenkränze), welche vor 4000 Jahren in Ägüpten, später in Indien und noch jetzt im Morgenlande wie in Europa zum zählen der Gebete im Gebrauche sind. Der Gebrauch der Gebetleistung findet sich gegenwärtig bei den Brama- und Buddhagläubigen, bei Juden Christen und Muhammadanern in allen Erdtheilen. Es ist bei denselben Pflicht, nicht allein bei besonderen Gelegenheiten sondern auch an jedem Tage bestimmte vorgeschriebene Gebete herzusagen, häufig auch als besondere Danksagung oder gar vom Priester auferlegte Strafleistung, das selbe Gebet in so oftmaliger Wiederholung, daß der Beter einer Kugelschnur zum zählen sich bedienen muß. Die Rückbildung ist am weitesten vorgeschritten bei den Buddhagläubigen (Lamafolgern) in Ländern Ostasiens, welche die Betanstrengung des Sprachvermögens in eine Anstrengung der Armkraft umgewandelt haben, indem sie die vorgeschriebenen Gebete auf eine Trommel schreiben oder auf Streifen in eine Trommel legen, die durch eine Wickelschnur in rasches umdrehen versetzt wird, also da jede Umdrehung einer Gebetleistung entspricht, in kurzer Zeit eine ungewöhnliche Zahl leistet; an anderen Stellen ist auch die Armkraft erspart, indem kleine Gebirgsbäche die Gebettrommel im beständigen

umdrehen erhalten, mittelst welcher die Priester eine unbegrenzte Zahl von Gebeten im voraus leisten, aus der sie dem gläubigen gegen Gebüren jede gewünschte Menge ablassen. Zur Gebetleistung giebt es in Japan auf den Friedhöfen Säulen mit Gebeträdern in einem Schlitze drehbar; jede Umdrehung wird dem gläubigen als ein Gebet für die Ruhe der verstorbenen angerechnet. Dagegen findet sich bei den Sinesen die Gebetleistung in der Art, daß die Gebete auf Papier gedruckt in den Gebethäusern an bereit stehenden Räucherkerzen entzündet werden, so daß ihr Inhalt im Rauche nach oben gelangt; ebenso wirksam erachtet als ob sie gesprochen nach oben gesandt worden wären. Wie andre Beter annehmen daß ihre Götter die Gebete hören, so nehmen diese an daß sie die Gebete riechen können.

Die Vorstellung vom Gebet, als eines der Mittel zur Verbindung mit der außersinnlichen Welt, hat sich demnach in der Fortbildung zur Überzeugung von der Wirkunglosigkeit des Gebetes gesteigert; dagegen in ihrer Rückbildung zu der Ansicht geführt, daß das Gebet eine Kraftleistung sei die dem Menschen als Pflicht obliege, häufig sogar als Buße auferlegt werden dürfe. Für die übrigen Menschen ist das Gebet eine der Äußerungen des strebens nach Verbindung mit ihrer außersinnlichen Welt geblieben und wirkt in ihnen erhebend oder beruhigend bei freudigen oder traurigen Veranlassungen.

§. 76. Aus derselben Grundvorstellung erwuchs auch der **Eidschwur.**

In zahllosen Fällen des menschlichen Lebens erscheint es unmöglich, von zwei entgegengesetzten Behauptungen die richtige zu erkennen oder es fehlt denen welche die Wahrheit ermitteln sollen, an der Weisheit Salomons und Daniels, um auf Umwegen die wahre Überzeugung zu erkunden. Die Ausrede der Abläugnung ist aber auf allen Stufen der Bildung das gebräuchliche Hilfsmittel der Schwachen, in so allgemeiner Anwendung, daß es frühzeitig als nothwendig erkannt werden mußte, Proben zu ersinnen welche die Mängel der menschlichen Erkenntniß ergänzten. Auf den rückständigsten Stufen werden Streitfragen ausgekämpft: die widersprechenden erhitzen sich, gerathen in Kampf und die Niederlage beweist dem Schwächeren, daß es rathsam sei den Widerspruch aufzugeben, oder sein Tod beseitigt den Widerspruch für immer. Als jedoch die Menschen die Vorstellung von Übermächten erlangt hatten, von Gestalten oder Fetischen welche das verborgene außersinnliche kennen, lag es nahe in zweifelhaften Fällen diese zu bitten die Wahrheit zu bezeugen: der leugnende oder jeder der widerstreitenden mußte im Angesichte seines Fetisch seine Aussage betheuern; oder wenn der Stamm ein gemeinschaftliches Verehrungwesen

besaß, ward die Streitfrage vor dasselbe gebracht mit der Aufforderung den schuldigen zu bestrafen. In der einfachsten Form findet sich diese Entscheidungart bei den Negern Westafrikas, deren Stammfetisch verborgen im Busche wohnt, wo der schwörende nach dem Genusse eines Zaubertrankes, ihm vorgestellt wird auf heiligem Boden; häufig des Meineides verdächtige sofort dem Tode verfallen, also sterben vor dem Fetisch zur Warnung der übrigen. Bei allen Völkern, deren Verehrungwesen besondere Anrufungsorte hatten, wo ihr Bild stand oder wo sie den Menschen im Traume oder der Verzückung erschienen waren, führte man die schwörenden an solche Orte, um sicher zu sein, daß das in der Nähe sich aufhaltende anzurufende Wesen den Eid vernehme. Bei den Kindern Israels fand sich vorgeschrieben (2. Mose 22. 11): „so soll man es unter ihnen auf einen Eid vor JHOH kommen lassen" also an der Stiftshütte wo JHOH auf dem Gnadenstule der Orakellade erschien. Desgleichen betet Salomo (1. Kön. 8. 31) bei der Einweihung seines Tempels zum Sonnenherrn: „Wenn jemand wider seinen Nächsten sündigt und nimmt deß einen Eid auf sich, damit er sich verpflichtet und der Eid kommt vor Deinen Opfertisch in diesem Hause; so wollest Du hören im Himmel und Recht schaffen Deinen Knechten, den gottlosen zu verdammen und sein verfahren auf seinen Kopf bringen und dem gerechten Recht zu sprechen und ihm zu geben nach seiner Gerechtigkeit". Noch jetzt wird von vielen unter den Juden, einem Eide im Tempel geleistet angesichts der Gesetzrollen und an den Adonai gerichtet, eine ungewöhnliche Geltung beigelegt. Auf derselben Grundvorstellung beruhend, wird zur eindringlicheren Geltung des Eides, dieser bei den Katholiken auf das Crucifix geleistet, wogegen die Evangelischen dazu der Bibel sich bedienen und die Muhammadaner des Korans. In allen Fällen bekennt der schwörende, daß er in einer besonderen Aussage nach bestem wissen die Wahrheit geredet habe oder eine zu übernehmende Verpflichtung nach besten Kräften erfüllen wolle; widrigenfalls die Rache des Verehrungwesens auf sich beschwöre, die sowohl in fühlbaren Übeln wie in der Entziehung nothwendiger Hilfen sich bethätigen möge.

Man mußte aber bald erkennen wie unzuverlässig diese Entscheidungsweise sei; denn in den meisten Fällen ist jeder der beiden so fest in seiner Betheurung und bereit zum Eidschwure, daß kein Unterschied entdeckt werden kann zum lösen der Schuldfrage. Es konnte Verstockung sein, aber auch Sinnestäuschung Gedächtnißschwäche oder ein anderer Mangel des Menschenwesens, welcher jedem der widerstreitenden die Zuversicht gab; jedenfalls waren schon damals in den meisten Fällen beide Parteien bereit, durch einen Eidschwur die Entscheidung nach ihrer Seite zu lenken. Das ungenügende des Verfahrens

lag darin, daß das angerufene Verehrungwesen nicht auf der Stelle seine Entscheidung traf und dagegen die wenigsten Menschen so viele Kenntnisse besitzen, um spätere Nachtheile als Folge des Meineides zu erkennen, oder Gefahren welche nicht nahe bevor stehen, im voraus auf sich wirken zu lassen. Man griff nothgedrungen zu weitergehenden Hilfen, zu Zaubermitteln, angewendet im Angesichte des Verehrungwesens oder unter Anrufung desselben, um demselben Gelegenheit zu bieten oder es zu zwingen durch den Ausgang die Streitfrage sofort zu entscheiden. Für schwierige Fälle findet sich eine derartige Vorschrift Moses (4. Mose 5. 17) in Anwendung auf die des Ehebruches beschuldigten Weiber: die Frau ward zum Orakel=Zelte geführt und mußte nach geschehener Beschwörung durch den Priester einen Zaubertrank genießen, der bereitet war aus dem Aufgusse von der Asche einer verbrannten rothen Kuh, gemischt mit dem Staube vom Fußboden, über einen Beschwörungzettel gegossen; im Falle ihrer Schuld sollte der Zaubertrank anschwellen des Leibes und schwinden der Hüften zur Folge haben, eine starke Störung der Fruchtbarkeit. Da änliches in viel umfassenderer Anwendung bei den gegenwärtigen Völkern Ost-Afrikas sich vorfindet, deren Priester einen Zaubertrank (Mbunda) bereiten, dessen Genuß in zweifelhaften Fällen zur Ermittlung der Wahrheit oder sofortige Bestrafung des schuldigen verwendet wird: so liegt die Schlußfolgerung nahe, daß auch Moscheh ein altafrikanisches (ägüptisches) Mitel anwendete, wobei der Priester Richter und zugleich Hinrichter ward, wenn er die Überzeugung gewann daß die angeklagte schuldig sei. Die Feststellung der Thatsache ist erfahrungmäßig niemals schwieriger als beim Ehebruche; das Bekenntniß der Schuld ist vom Weibe fast niemals zu erlangen, denn die Zunge, so lose wenn es sich handelt um die Keuschheitsünden anderer Weiber, bleibt erstarrt wenn sie die eigenen Sünden bekennen soll; auf einen Meineid würde es in diesem Falle fast jede Evastochter ankommen lassen. Das einzige war der Zaubertrank, dessen Anblick das erregte und furchtsame Weib so tief ergreifen konnte, daß der Priester die Überzeugung der Schuld oder Unschuld gewann, und je nachdem, durch abstufen des Zaubertrankes sein Urtheil in Vollzug setzen konnte. Es läßt sich einwenden, daß die Vorschriften Moscheh keine giftigen Stoffe vorschreiben, also auch nicht anzunehmen sei, daß der Priester den Zaubertrank krankmachend bereitet habe; die Erklärung viel einfacher darin gefunden werden könne, daß das Schuldbewußtsein, die Furcht vor Krankheit Schande und Verstoßung den an sich ungefährlichen Trank zu einem krankmachenden steigere; wie bekanntlich der furchtsame von Krankheiten, deren Erscheinungformen er kenne, weit leichter betroffen werde als der furchtlose, und erfahrungmäßig bei heftig erregter Furcht vor

einer besonderen Krankheit (Fieber Cholera u. a.) dieselbe Krankheit als Folge der Einbildung eintreten könne. Die Erklärung ist allerdings anwendbar und findet noch Unterstützung in dem, von den Zauberern in Ostindien angewendeten Verfahren zum entdecken von Hausdiebstählen: sie lassen jeden der im Kreise aufgestellten Dienerschaft einige Finger voll Reis zerkäuen, untersuchen denselben der Reihe nach und bezeichnen sofort den schuldigen wenn er sich im Kreise befindet, indem seine Furcht den Speichelfluß hemmte, so daß der Reis unzerkäut blieb. Der mosaische Zaubertrank war aber nicht so unschuldiger Art, daß man mit der einfacheren Erklärung sich begnügen dürfte; seine weitläufige Bereitung ist ausführlich genug vorgeschrieben, um zu erkennen wie er war. Die röthliche Kuh ward mit Cedernholz Ysop und rosinrother Wolle verbrannt, ein Brandopfer dem Orakelspender dargebracht. Dazu ward die Asche vom Boden des Orakelzeltes gethan, dessen inneres tödliche Einrichtungen besaß (3. Mose 10); denn Aharons Söhne, welche trunkener Weise unrichtiges Räucherwerk angezündet hatten, fielen tod nieder, hatten also wahrscheinlich die giftigen Kräuter genommen, durch deren verbrennen in abgemessener Menge Moscheh seine Verzückungen erregte, um im Rauche mit dem Orakelspender zu reden. Man wird sich nicht wundern dürfen, wenn in einem kleinen Zelte wo zu Zeiten giftige Kräuter verbrannt werden, der Staub des Bodens giftig sei, daß auch der Priester indem er die Asche aufnimmt dessen Menge ihm nicht vorgeschrieben war, die Entscheidung in der Hand hatte, die angeklagte je nachdem sie unschuldig oder schuldig schien freizulassen oder zu bestrafen; indem er eben so wie ein Geschwornengericht nach bester Überzeugung zu einem Entscheide gelangte. Bei jeder der beiden Erklärungen erscheint das Verfahren nach der Auffassung der Jetztzeit als Zauberei; es würde unrichtig sein, diese Auffassung in die damalige Zeit zurück zu tragen, denn der israelitische Priester wie sein verordnender Profet Moses handelten jedenfalls im guten Glauben. Das Verfahren steht in Bezug auf Zweckmäßigkeit keineswegs zurück gegen die vielerwärts angewendete Rechtfindung der Jetztzeit; welche den Richter zwingt den augenscheinlich unschuldigen leiden zu lassen, sobald der augenscheinlich schuldige den Meineid leistet, ohne daran verhindert oder dessen überführt werden zu können; jener Zaubertrank in seiner Hand würde der Gerechtigkeit wesentlich Vorschub leisten können. Auch wenn man den Priesterrichter als einfachste Gestaltung des Geschwornengerichtes betrachtet, drängt sich die Überzeugung auf daß die Einrichtung zweckmäßig war; denn er stand im Vergleiche zu seinen Zeitgenossen auf weit höherer Stufe der Bildung als unsere Rechtsgelehrten und Geschworenen. In Vergleich zu ersteren hatte er überdies den Vorzug, daß

er die Parteien selbst verhörte und ins Auge faßte, nicht so gewissenlos war sie durch untergeordnete Personen verhören zu lassen und nach deren Auffassung sein Urtheil zu fällen; er konnte in Wahrheit nach eigener bester Überzeugung entscheiden. Im Vergleiche zu den Geschworenen hatte er den Vorzug der Übung und des höheren Ansehens, des tieferen Scharfblickes und des größeren Einflusses auf das Gewissen. Wenn also der Priester-Richter zu der Überzeugung gelangte, daß die vorgeführte schuldig sei und er sich verpflichtet fühlte sie zu verurtheilen, war die Gerechtigkeit ebenso wohl gesichert wie bei unseren Gerichten; die Vollstreckung durch den Richter war auch zweckmäßiger als unser rohes henken oder köpfen.

Der Eid vor dem Verehrungwesen war nicht allein frühzeitig das gebräuchliche Mittel zum erforschen der Wahrheit, sondern blieb es auch bis in die Gegenwart, ohne Unterschied des Glaubens der Europäer; nur eine kleine Zahl von Christen weigert den Eid. Auch war das walten des Eidschwures eine der dringendsten Forderungen, welche die Menschen an ihre höchsten Verehrungwesen stellten. Sie findet sich bei den Völkern afrikanischen Ursprungs (Negern Ägüptern Semiten u. a.) wie bei den Asiern (Ariern Indern Persern Griechen Römern Teutonen und Slaven) in den ältesten wie in den neuesten Zeiten: EL MLK JHOH wie ADONAI, Zeus wie Jupiter, Ziu wie Woden wurden als Walter des Eidschwures, Rächer des Meineides angerufen und erkannt. Wie Schlomoh (Salomo) bei der Einweihung des Tempels seinen höchsten anflehete so thaten es auch die arischen Völker, von der Vorstellung geleitet, daß dem Verehrungwesen die Einsicht in das verborgene dunkele außersinnliche innewohne; mit einem Unterschiede allerdings, der die Verschiedenheit des Ursprunges der Verehrungwesen kennzeichnet. Die semitischen (Feuer und Wüstensturm) sind örtlich, erscheinen in sichtbaren Gestalten nur an besonderen Orten, die geheiligt sind und nur an diesen Orten kann der Eid geleistet werden. Der arische Himmelsherr dagegen war allenthalben und jederzeit sichtbar, allsehend und allgegenwärtig, bei Tag und Nacht die Heimat wie jedes durchwanderte Land überspannend. Allenthalben steht der Mensch vor seinem Angesichte, allerorts kann er beten und schwören, wie auch kein Ort ihn gegen den rächenden Blitzstrahl zu sichern vermag. Zu den alt-afrikanischen mußte der Mensch sich hinbegeben, sonst hörten und sahen sie nicht; der asische war allenthalben allwissend die ganze Erde überschauend.

Die Wirksamkeit des Eides zum erforschen der Wahrheit ist ersichtlich davon abhängig, ob der schwörende in der vorliegenden Frage die Wahrheit kennen könne, und ob er durch seine Vorstellungen von der außersinnlichen Welt sich zwingen lasse die Wahrheit zu sagen

wider seinen eigenen Vortheil. Der Eid wird seinen Zweck verfehlen, wenn der schwörende, unbewußt durch Mängel der Sinne des Gedächtnisses oder Verstandes verleitet, etwas beschwört was in Wirklichkeit unrichtig ist; er ist wahrhaft aber irrend. Ebenso wenn der schwörende keine Vorstellung von höheren Gaben oder Gestalten der außersinnlichen Welt hegt oder wenn er den besonderen Verehrungwesen zu denen er schwört, die Einsicht und Fähigkeit zur Bestrafung nicht beimißt, also im Gefühle der Sicherheit sich nicht abhalten läßt wissentlich falsch zu schwören. Der falsche Eid aus Irrthum kommt sehr oft vor bei Zeugenaussagen, indem die widersprechendsten Aussagen beschworen werden, ohne daß Grund vorläge den guten Glauben zu bezweifeln. Der Meineid aus mangelnder Furcht vor höheren allwissenden Gewalten bekundet sich fast bei allen Völkern, kein Glaubensbekenntniß zeigt sich stark genug, um den Meineid zu verhüten. Es ist allgemeine Erfahrung in den englischen Colonien, daß bei der Mehrzahl der Sinesen Maleien Inder u. a. der Eid ganz wirkunglos sei: sie beschwören vor Gericht alles verlangte und bezeugen für Geld was sie nur sollen. Im ganzen Morgenlande finden sich Menschen jeder Art in großer Zahl, offen das Geschäft betreibend, vor Gericht jede ihnen eingeprägte Aussage zu machen und zu beeidigen. Es hilft nicht dem unschuldigen auf das Recht seiner Sache sich zu verlassen, er muß suchen mehr Zeugen zu miethen und zu stellen als sein Gegner. In Europa entdeckt man von Zeit zu Zeit in den verschiedensten Ländern und Städten ganze Banden von Falschschwörern, die nicht allein bereit sind jedem mit ihren Meineiden gegen Bezahlung zu dienen, sondern auch in Gemeinschaft Streitfragen wider andere anregen und durch falsche Eide zu einem einträglichen Ergebnisse bringen. Bei der leichtsinnigen Weise, in welcher fast allenthalben bei der geringsten Veranlassung der Eidschwur gefordert wird, bei der unwürdigen Abstattungweise und den zahllosen Meineiden, welche nicht allein unbestraft bleiben sondern zu Reichthum Macht und Ansehen führen, ist die Bedeutung seit Jahrhunderten in der Rückbildung, augenscheinlich zunehmend abwärts führend zu den rückständigsten Stufen. Vor allem hat die Anwendung des Eides zum bekräftigen eines Versprechens zur Rückbildung geführt; denn der Mensch welcher sein Verehrungwesen aufforderte darüber zu wachen daß er sein Versprechen halte, richtete seinen Schwur auf eine Zukunft von unbeschränkter Dauer und unbekanntem Inhalte; wogegen der Zeugeneid nur auf eine bestimmte Begebenheit von beschränkter Dauer sich bezieht, welche durch unmittelbares auffassen zu einer Vorstellung von annähernder Richtigkeit werden konnte. Allerdings können beim Zeugeneide die Mängel des Menschenwesens irreleiten, aber nur für diese Beschränkung; beim Ver-

sprechungeide dagegen erstreckt sich der Einfluß jener Mängel nicht allein auf den Augenblick der Zusage, sondern auch über die nachfolgende Zeit der Erfüllung; es liegt also um so mehr die Gefahr vor daß der Eid nicht gehalten werde. Der versprechende kann eine Leistung übernommen haben deren erfüllen er unrichtig abschätzte, an sich unmöglich war oder seine Fähigkeiten überstieg; er kann zum Eide gezwungen worden sein (Fahneneid u. a.) oder es können ihm verschiedene, sich widersprechende Eide auferlegt worden sein (Statseid und Kircheneid der Priester), so daß er in besonderen Fällen den einen nicht erfüllen kann ohne den anderen zu brechen; oder auch der schwörende kann so ungläubig sein, daß er sich nicht gebunden betrachtet und dabei so mächtig, daß die Verletzung des Eides ihm nicht zum Nachtheile sondern zum Vortheile gereicht. Die Versprechungeide sind also ihrer Beschaffenheit nach viel unzuverlässiger als die Zeugeneide und haben am meisten dazu beitragen können, dem Eide im allgemeinen die Geltung zu schmälern, seine Rückbildung immer mehr der untersten Stufe zu nähern.

Die Überzeugung von der Wirkunglosigkeit des Eides bei denen, welche den Meineid nicht fürchten und von der Entbehrlichkeit bei solchen, die ohnedies der Wahrheit und Pflichttreue anhängen, hat schon vor 2000 Jahren die vorgeschrittenen ihrer Zeit zu der Lehre geführt, daß der Eid überflüssig und schädlich sei. Am deutlichsten spricht sich Jesus aus wider den Eidschwur (Matth. 5. 34 u. 37): „Ich aber sage euch, daß ihr niemals schwören sollt. Eure Rede sei ja ja, nein nein; was darüber ist, das ist vom Übel.“ Der Apostel wiederholt das Verbot (Jac. 5. 12): „Vor allen Dingen aber meine Brüder schwöret nicht, weder bei dem Himmel noch bei der Erde, noch mit einem andern Eide; es sei aber euer Wort Ja das ja ist und Nein das nein ist, auf daß ihr nicht unwahr redet.“ Diese Verwerfung des Eides gehörte zu den Lehren der Essäer, der jüdischen Sekte mit welcher Jesus die meisten seiner eigenthümlichen Lehren gemeinschaftlich hatte; wie namentlich die der Gütergemeinschaft und Verachtung des Reichthumes, der Ehelosigkeit bei Geringschätzung der Ehe; wie er auch gleich ihnen der Heilung der Menschen sich widmete, sowohl in Bezug auf Gesundheit des Leibes, wie auch auf Lenkung der Vorstellungen und Handlungen. Seiner Vorschrift bezüglich des Eides folgen bekanntlich nur einige und dabei wenig zahlreiche Abtheilungen der Christen; die anderen haben den heidnischen Eid beibehalten.

§. 77. Die Erkenntniß der Mängel des Eidschwures ist so alt wie der Eid selbst; zur Ergänzung wurden frühzeitig die **Gottesurtheile** angewendet.

Die Wirkung des Eidschwures ward am sichtbarsten dadurch geschwächt, daß nicht erkannt werden konnte ob ausbleiben einer sichtbaren Strafe als Beweis der Unschuld gelten dürfe; denn man bemerkte in den meisten Fällen daß weder den Schwurleister noch den anderen ein besonderes Unglück traf, welches augenscheinlich die Strafe sein müsse. Den Verehrungwesen konnte man es nicht zur Last legen, denn sie waren in der Meinung der gläubigen übermächtig genug um das ganze Volk zu strafen; es konnte nur also daran liegen, daß ihnen keine Gelegenheit geboten sei, auf der Stelle durch ihre tiefere Einsicht die Frage sichtbar zu entscheiden. In der afrikanischen Menschheit nahm man den Zaubertrank zur Hülfe, dessen man auch jetzt noch dort sich bedient; in der asischen dagegen frühzeitig die feierlichen Zweikämpfe zur Entscheidung, entweder durch die streitenden oder deren Stellvertreter ausgefochten. Die Kämpfe haben sich lange in dieser Geltung erhalten, waren bei den Bildungvölkern des Mittelalters in häufiger Anwendung und haben noch ihre letzten Spuren in den Zweikämpfen (Duellen) der Gegenwart, den knabenhaften Herausforderungen zu einer Balgerei mit tödlichen Waffen. Für die Nichtkämpfer kamen andere Arten der Gottesurtheile zur Anwendung, die mit änlichen Hilfen der afrikanischen Menschheit auf gleicher Stufe und Grundlage stehen, wahrscheinlich auch dorther stammen: nämlich Gefaren für das Leben oder die Gesundheit, denen der zu prüfende sich aussetzen mußte und als unschuldig erkannt ward wenn er sie ohne Nachtheil bestand; also seinetwegen ein Wunder geschah welches nur vom Verehrungwesen stammen konnte, dessen Entscheidung angerufen worden war. In allen Fällen ward vorher das höchste Wesen angerufen, in der vorliegenden Streitfrage durch die Entscheidung des Kampfes oder den Ausfall der Prüfungen das Urtheil zu fällen. Als Prüfungen dienten eintauchen des Armes in kochendes Wasser siedendes Öl oder geschmolzenes Blei, berühren glühenden Eisens, eintauchen in tiefes Gewässer u. s. w., so daß durch sichtbare Zeichen das Verehrungwesen eingreifen konnte. Im Christenthume kam zu diesen heidnischen Weisen noch die Anwendung des Abendmahles, welches der schwörende nehmen mußte während Gott angefleht ward im Falle des Meineides ihm diesen Genuß des Gottesleibes nicht zum Segen sondern zum Fluche gereichen zu lassen. Die christlichen Sagen erzählen mehrere Fälle in denen das Abendmahl sichtbarlich die Wahrheit oder das Verbrechen an den Tag gebracht habe. Es läßt sich nicht verkennen, daß jene verschiedenen Hilfsmittel dazu dienen konnten die Unzuverlässigkeit des Eidschwures zu mindern, indem sie durch Vorstellungen wirkten, welche starken Einfluß auf den gläubigen Menschen äußerten, geeignet vom wissentlichen Meineide abzuschrecken. Sie sind jedoch seit Jahrhunderten

abgeschafft, aber die Eidschwüre beibehalten worden, um geringfügiger Veranlassungen willen gefordert geleistet und — gebrochen.

§. 78. Von allen Äußerungen des strebens nach Verbindung mit der außersinnlichen Welt waren von jeher am eindringlichsten die **Beschwörungen.**

Der Mensch wollte nicht den Zögerungen, Gefahren und Zweideutigkeiten ausgesetzt sein, welche im mittelbaren Verkehre durch Gebete Opfer und Verzückungen lagen, sondern die Sicherheit erlangen daß das beschworene Wesen sichtbar oder hörbar erscheine und deutlich sich vernehmen lasse. Als rückständigste Form erscheint in West-Afrika das beschwören des Stammfetisch, welcher dem Hohenpriester im Busche erscheint; höher schon steht zur Zeit des Moscheh das erscheinen des JHOH auf dem Deckel der Orakellade. Bei den Ägüptern, in Palästina Kleinasien und Griechenland, selbst bei den Teutonen finden sich die Spuren des beschwörens, des herbeirufens der Wesen der außersinnlichen Welt. Bei allen war es darauf gerichtet auch ohne Zwischenträgerei der Priester die Verbindung zu eröffnen; aus der älteren Zeit stammend als jeder Hausvater der Priester seiner Sippe war, also selbständig mit der außersinnlichen Welt verkehren durfte. So beschwört Odüsseus die Seelen der Unterwelt zu sich empor, wie der Sohn des Nordens in den Eddaliedern welcher die Seele seiner Mutter an den Rand des Grabes empor ruft; der König Saul (1. Sam. 28) ruft mit Hilfe der Zauberin die Seele Schemuels in die Oberwelt. So setzen sich die Geisterbeschwörungen durch alle Jahrhunderte fort bis auf die Jetztzeit; wo die Seelen aufs neue heraufbeschworen werden um sich vernehmen zu lassen. Bei den Israeliten waren alle Arten Beschwörungen neben einander im Gebrauche. Das arme geängstigte Volk, aus üppigem Reichthume in bittere Armuth gestürzt, erkannte nicht die Ursache seiner Leiden in der ungünstigen Lage des Landes als Völkerbrücke, sondern suchte sie in seinen Verhältnissen zur außersinnlichen Welt; nirgends fand es Hilfe, jede Weise der Befragung und Beschwörung ward versucht, aber keine derselben leistete Gewähr für alle Fälle. Schon frühe redet Schaul den Geist Schemuels an (1. Sam. 28): „Ich bin sehr geängstet, die Filister streiten wider mich, ELOHIM ist von mir gewichen und antwortet mir nicht, weder durch Profeten noch durch Träume. Darum habe ich dich lassen rufen, daß du mir weisest was ich thun soll.“ Neben den früheren Befragungen durch Profeten, Träume und Losung (das Licht) hatte sich die ägüptische Weise der Verbindung durch Weissagerinnen erhalten; welche Schaul früherhin auf Geheiß des Schemuel ausgerottet hatte, aber jetzt in höchster Noth selbst in Anspruch nahm.

Diese Verbindungart mit der übersinnlichen Welt, obgleich im Gesetze strenge verboten (5. Mose 18) gelangte späterhin zu solcher Geltung, daß der fromme König Josijah (2. Kön. 22) den rechtgläubigen Hohenpriester Hilkijah zu einer Beschwörerin Hulda sendet, um für den König und sein Volk „JHOH zu fragen“ und diese antwortet dem Hohenpriester und seinen Begleitern: „So spricht JHOH als Verehrungwesen Israels u. s. w.“ Es hatte also die Verbindung mittelst begeisterter Weiber das früher übliche befragen durch den Hohenpriester verdrängt, so sehr daß selbst der altgläubige Hilkijah darin das richtige Mittel erkannte; derselbe Hohepriester welcher durch auffinden des verborgen gewesenen Gesetzes (wahrscheinlich des 5. Buches Moses) den König bewog, den ältesten Dienst wieder einzuführen; wie man ihn weder gekannt noch beobachtet hatte seit der Richter Zeiten, also weder unter David und Schlomoh noch unter den nachfolgenden Königen (2. Kön. 23. 22).

Beschwören wurde angewendet nicht allein um den rufenden Kunde und Hilfe aus der übersinnlichen Welt zu schaffen, sondern auch um Beistand zum beschädigen anderer. In solchen Fällen wendete sich der Mensch an Wesen, denen er die Kraft und den Willen zutrauete böses zu thun. So lange beide Seiten der Weltvorgänge in einem Wesen vereint gedacht wurden, wie z. B. im israelitischen Orakelherrn, beschwor der Mensch dieses Wesen um seinen Feinden Schaden zufügen zu lassen; denn als Bundesgenossen hatten sie gemeinschaftliche Feinde und indem die Kinder Israels unter seiner Leitung fochten verlangten sie mit Recht, daß er einseitig wie sie alles betrachte und behandele. Nachdem aber späterhin der Mensch dazu gelangte, die Weltvorgänge nach beiden Seiten zu sondern, je nachdem sie ihm günstig oder ungünstig waren zweien Reichen mit besonderen Beherrschern zu überweisen, richtete er auch demgemäß seine Beschwörungen ein: zu bewußten Bosheiten rief er die dunkle bedrohliche Seite der außersinnlichen Welt an, den Satan Teufel Samiel Lucifer Belzebub oder sonstig genannten Beherrscher derselben. Es findet sich von den kleinsten Anfängen der Verehrung her ein Dienst des bösen, der dunklen Weltseite ausgebildet, in welchem ohne Zweifel der Beginn jeder Verbindung mit der außersinnlichen Welt zu suchen ist. Denn die nachtheiligen und bedrohlichen Vorgänge machten früher und stärkeren Eindruck auf den rückständigen Menschen als die günstige und freundliche Seite der Welt; es mußte also der Dienst im anrufen des bösen Walters am frühesten sich bilden. Diesen Vorgang erweisen auch die Erfahrungen der Glaubensboten bei rückständigen Völkern; welche christliche wie muhammadanische Missionäre in ihrer Weise treffend dahin bezeichnen. „Sie dienen und beschwören den Teufel und haben keinen Begriff von Gott und Gottes

Werken." Die Erkenntniß der schädlichen Weltseite ist in der Menschheit die ursprünglichste gewesen, liegt tief begründet in der stufenweisen Entwicklung des Menschenwesens, in den Mängeln seiner Fähigkeiten und in seiner ursprünglichen Hilflosigkeit. Wenn auch nicht jedes Volk seine ursprünglichen Verbindungen mit der außersinnlichen Welt sich erhalten hat, vielmehr Verpflanzungen und Durchkreuzungen das ursprüngliche vielfach verdeckt und geändert haben, so dürften doch die in den Kunden älterer Zeit so wie bei den rückständigen Völkern der Gegenwart erhaltenen Spuren anzusehen sein als Überbleibsel der ursprünglichen menschlichen Vorstellungen, als Trümmer und Denkmäler der ältesten Glaubenszustände. Diese Grundschicht geht durch alle Zeiten und Völker, so daß der Unterschied zwischen den einzelen Völkern nur in der Verschiedenheit der Jahrhunderte liegt, in denen sie oder ihre Vorfahren auf dieser Stufe sich befanden: die rückständigsten Völker der Gegenwart (Buschmänner Australier) stehen mit ihren Vorstellungen noch nicht einmal so hoch, um die dunkle Weltseite zu verehren und zu beschwören; minder rückständige (in Süd-Afrika Amerika und Nord-Asien) haben sich so weit erhoben den bösen zu beschwören. Darüber erheben sich dann stufenweise als Schichten alle Vorstellungen in denen allmälig die dunkle Seite verliert und die lichte Seite gewinnt. Die Schichtenfolge liegt, wenn auch minder offen, in den Bildungvölkern der Gegenwart; denn nicht allein daß ihre Vorfahren zu entlegenen Zeiten auf jener untersten Stufe standen und erst im Laufe der Jahrtausende zu höheren Stufen sich fortbildeten, sondern ihre gegenwärtigen Mitglieder gehören noch den verschiedenen Schichtungen an; darunter sind solche noch zahlreich genug, welche vorkommenden Falles tief nach unten greifen wenn sie Hilfe von der außersinnlichen Welt verlangen. Vom walten des Aberglaubens, der Zaubereien im Kreise der Bildungvölker, giebt es zahlreiche Belege: der gläubige Schweizerbauer dessen Hausgiebel das Gebet zum Feuerheiligen trug

Ich bitte dich heiliger Florian!
Verschone mein Haus, zünd' andere an!

gehört nicht allein dazu, sondern auch der glatte Spiritualist Englands und Nord-Amerikas, welcher nicht zu Gott betet, sondern die Geister beschwört, mit denen der Zwischenträger (das Medium) in der Dunkelheit in Verbindung tritt.

§. 79. Die Vorstellungen von der Verbindung mit der ungünstigen Seite der außersinnlichen Welt, der **Beschwörung des bösen,** zeigen sich am ausgeprägtesten entwickelt bei den Völkern des afrikanischen Stammes; auch so weit ihr Einfluß reichte bei den Mischvölkern und Mischgläubigen.

Bei den Altpersern ist der Fürst des bösen, der Ariman oder Agraumanja, „Lügner von Anfang, Herr der Finsterniß, Schlange Mörder (Ursprung des Todes) Verführer der Menschen, Peiniger der Guten“ u. s. w.; ihm untersteht ein Heer von bösen Geistern, alles böse dem Menschen schädliche und bedrohliche gehört seinem Reiche an. Diese Vorstellungen und Bilder waren südlichen Ursprunges, wahrscheinlich von den Chaldäern herrührend, haben auch ihre Spuren in der israelitischen Paradiessage, in der Schlange welche Eva verführte und noch weiter zurück im ägüptischen Tiube (dem Verderber) dessen Bild die Schlange und dessen Erscheinungform die verderbende wirbelnde Sandwolke der Wüste, diese finstere mörderische verleitliche Peinigerin, ohne irgend welchen sichtbaren Nutzen daseiend, also schädlich und böse von Grund aus.

Nachdem die Welt in ein Reich des guten und ein Reich des bösen getheilt war, konnte der Mensch wissen wohin er sich zu wenden habe mit seinen Beschwörungen und wo er williges Gehör finden werde wenn er richtig verfahre. Wollte er seinem Hasse oder Neide zum Schaden anderer Menschen Befriedigung verschaffen, wollte er seine Habgier befriedigen oder Handlungen verbergen, durch welche er andere benachtheiligte, so wandte er sich dem Reiche des bösen zu, den dunklen Mächten die er beschwor und denen er angemessenes opferte: dunkelfarbiges in Höhlen oder Schluchten während der Nacht. Auch an Kreuzwegen die den Wanderer irre führen war der böse zu treffen, der Verführer der Menschen; der Schornstein aus dem das fressende Feuer entweicht, ward seine Ein- und Ausfahrt; dem kundigen erschien er auch in einsamer Zelle um Mitternacht, häßlich feurig und stinkend. Ebenso wie der Mensch gewohnt war, sein Verhältniß zu den Fetischen und Übermächten als einen Bund zu gestalten mit gegenseitigen Verpflichtungen, die aber der mißtrauische Mensch einseitig und vorsichtig stellte, indem er seine Bedingungen machte und versprach erst nach deren Erfüllung seine Leistungen zu liefern, so hielt er es auch mit dem bösen, stellte seine Bedingungen die sofort aber während der ganzen Lebensdauer von den bösen Wesen der außersinnlichen Welt erfüllt werden sollten und versprach ihnen nur für solchen Fall eine zukünftige Gegenleistung durch begehen besonderer Bosheiten oder Verzichtleistung auf die Seligkeit. Beschwören des bösen, der dunklen schädlichen Übermächte zum Schaden anderer, bestand bei allen Völkern; zuerst als alleinige Verehrung, späterhin neben dem Dienste der günstigen Übermächte, der freundlichen Seite der Weltvorgänge. Jener war der ältere orthodoxe Glaube und haftete daran alles ehrwürdige feierliche und ergreifende, welches allezeit der Mensch dem alten und hergebrachten beimißt, auch in seinem Gottesdienst auszudrücken sucht im Dunkel der

Kirchen, spärlicher Kerzenbeleuchtung bei dämmernden Tagesscheine, langsamer ernster Musik, feierlichem Gesange und finsteren Predigten. Das alte dunkle stand am nächsten allen rückständigen des Volkes, allen in der Rückbildung befindlichen alten und schwachen Menschen, hatte also weit mehr und weit zähere Vertreter als der Dienst des Lichtes, der nur allmälig im Kreise der vorgeschrittenen erwachsen konnte und auch nur in dem Maße sich fortbildete, wie mit dem Wohlstand die Kenntniß und Zahl der höhergebildeten zunahm. Während die höhergebildeten der Israeliten zur Zeit Salomo's zum heiteren Adonaidienste vorgeschritten waren, hielt das rückständige Volk noch an dem alten Molochdienste fest; auch die altgläubige Priesterschaft strebte bald nachher den orthodoxen Dienst zur neuen Geltung zu bringen. Während der schöne Dienst innerhalb Jerusalems im prachtvollen Tempel gefeiert ward, geschahen in den Thälern außerhalb der Stadt die althergebrachten Gräuel des Kinderverbrennens und Menschenschlachtens; während dort Harfenspiel und Psalmen den Menschen und seine Würde erhöheten, wurden hier die Opfergräuel durch wüthen und schreien der Menge übertönt. So gab es auch bei den Hellenen und Römern einen Dienst der dunklen bösen Mächte neben dem der lichten guten Wesen. Selbst in der Gegenwart sehen wir im Christenthume, in der Verehrung des allgütigen auch den Grundzug des ältesten dunklen Wesens der außersinnlichen Welt, in den Anrufungen des strengen zornigen rächenden Gottes, in den Vorstellungen der altgläubigen vom bösen Gotte vor dem die rückständigsten unter den Evangelischen schreiend und weinend niederstürzen (Methodisten u. a.), den evangelische wie katholische Prediger vielerorts beschwören als Rächer und Bestrafer dessen was ihnen nicht gefällt, dessen Strafen sie drohend im voraus verkünden, auch in allen Vorgängen erblicken (Brand Überschwemmungen Seuchen u. d.), welche eine Bevölkerung auffällig benachtheiligen. Ebenso lagen diese Vorstellungen in den Selbstgeißelungen, die im Mittelalter gebräuchlich wurden und tausende verleiteten zum herdenweisen durchziehen der Länder unter Gebeten und Selbstpeinigungen; liegen auch noch jetzt im schweigen der Trappisten Europas, selbst peinigen der Inder und der Derwische des Morgenlandes.

Allerdings werden in allen Ausrufungen und Gebeten die Namen des guten Verehrungwesens genannt; aber die Handlungen stammen noch her aus dem älteren Dienste der bösen Wesen und haben auch nur darin ihre Begründung. Beschwören der bösen Wesen liegt auch in den zahlreichen Zaubereien Besprechungen u. s. w. welche noch jetzt bei den rückständigen in allen Völkern gangbar sind. Man bezeichnet sie allenthalben als Aberglauben und deutet sie als Abweichungen und Verirrungen vom wahren Glauben; was sie aber nicht sind, da sie

nicht seitwärts sondern unter dem Gottesglauben liegen, als Urformen des Glaubens an die außersinnliche Welt und deren Gestalten. Während die vorschreitenden zu höheren Stufen der Erkenntniß gelangten, für sich einen freundlicheren Glauben schufen, verblieben die rückständigen auf niedrigeren Stufen oder drangen nur ganz langsam vorwärts. Wir nennen nur die zurückgebliebenen Spuren des älteren Glaubens jetzt Aberglauben, weil sie im Vergleiche zu unserer Bildung rückständig sind. Der selben Bezeichnung verfallen aber viele jetzt noch in den höher gebildeten herrschende Vorstellungen, sobald auch sie bei fortschreitender Erkenntniß rückständig werden und dann nur noch im Bewußtsein der rückständigen des Volkes fortleben.

Die Spuren der Verbindungen mit der dunklen Seite der außersinnlichen Welt mögten bei den Altägüptern zu suchen sein, deren Priesterschaften man im Alterthum alle dunklen Künste zuschrieb. Dort erreichte die schneller gereifte afrikanische Menschheit am frühesten die höchste Stufe der Bildung; hatte aber wie alle Völker vorher und nachher den allgemeinen menschlichen Bildungsgang durchleben müssen. Auch bei ihnen war, in der einfachsten Weise gesagt, zuerst der Teufel Gott gewesen, d. h. sie hatten auf den rückständigen Stufen der Erkenntniß nur die ungünstigen Weltvorgänge als Übermächte erkannt und verehrt oder beschworen. Die Spuren davon lagen nicht allein im beibehaltenen Thierdienste sondern auch in den ältesten Verehrungweisen ihrer Übermächte und in der Geschichtschreibung des Volkes; welche damit beginnt zu berichten, daß der Feuerherr (p-TAH) der erste Beherrscher gewesen sei, welcher von der Schöpfung bis zur Zeit der großen Flut (Sündflut) 2424 Jahre hindurch regiert habe. Ihre älteste Zeitrechnung war von der Schöpfung der Welt.

2424 Jahre Herrschaft des Feuerherrn,
Allgemeine Flut. Hor der Schiffer (=Noah Sisuthro Deukalion),
665 Jahre Götterherrschaft (Osir u. a.),
Mena erster menschlicher König,
700 Jahre nachfolgende Könige,
Einfall der Hirtenkönige,
215 Jahre Herrschaft derselben,
Auszug der Hirten.

Indem sie die guten Wesen der außersinnlichen Welt zur Herrschaft gelangen ließen, konnten sie aber nicht beschwören der bösen abschaffen; denn auf waldlosen Flächen blieb auch die böse Übermacht im Gedächtnisse der rückständigen; das fruchtbare obere Nilthal durchzieht nur als schmaler Streifen den breiten Wüstengürtel und hat zu beiden Seiten Flächen, die dem Wüstenherrn (dem Verderber) unter-

lagen, der seinen Gluthauch auch in die üppigen Nilmarschen hinabsandte, also verderbliche Lebenszeichen von sich gab. Wenn auch im Laufe der Zeit es gelang, im Tieflande (der Marsch) durch Wasserbauten das Oberwasser zurück zu halten und dem ausdörren entgegen zu wirken, so war damit doch nur ein Theil des Gebietes dem Verderber entzogen, im Hochlande verblieb er die höchste Übermacht. Ebenso war der Sonnenherr in der Marsch segenspendend und gleichzeitig im Oberlande sengend und tödend; dort der freundlich-prangende Osir, hier der grimme SET oder BAL. Auch der prangende Adonai, als er dem Bal folgte bei den Juden, war nicht mächtig genug ihn zu verdrängen; da er sowohl im rückständigen Volke fortlebte, als auch örtlich auf dem dürren Lande der mächtigere war. Wie bei den Ägüptern so auch bei den Chaldäern und anderen Semiten; den Indern und Persern blieb beschwören der schädlichen bösen Mächte der außersinnlichen Welt neben verehren der guten; hauptsächlich gestützt und getragen durch die rückständigen, welche allezeit am alten Glauben haften weil er den Vorstellungen ihrer Bildungstufe entspricht, außerdem gemäßer ist den örtlichen Lebensbedingungen ihres Aufenthaltortes, die den rückständigen nicht so günstig sind wie den vorgeschrittenen. Während der reiche den Osir (Adonai) pries der seinen Tisch mit Speisen in Fülle bedeckte, konnte der rückständige gezwungen sein den SET (Bal) wahnsinnig heulend zu umspringen, der ihn und seine Familie dem Hungertode preisgab. Während der vorgeschrittene Perser den Gott des Lichtes jubelnd verehrte, wird der rückständige den Herrn der Finsterniß, des Elendes beschworen haben; wie noch der Inder der Gegenwart sich eben so wohl um den verderbenden Siwa bemüht wie um den segnenden Brama. Der Teufel der Europäer ist nicht minder wichtiges böses Wesen der außersinnlichen Welt: er vereinigt in sich Finsterniß Feuer Gluthitze und Verführung, entsprechend der Auffassung der rückständigen des Volkes und der Priester; die altgläubigen der Jetztzeit bemühen sich sehr um die Wiederauflebung des Teufelsglaubens, in der richtigen Erkenntniß daß es dessen als Ergänzung der Gottesvorstellung bedürfe, um die günstigen und ungünstigen Weltvorgänge in altpersischer Weise faßlich erklären zu können, ohne genöthigt zu sein Gott als zornig und rachsüchtig, als böses Wesen darzustellen.

§. 80. Bevor der Mensch seine Welt der Vorstellungen spaltete hatte er zuerst die örtlichen Übermächte in geschiedenen bösen Wesen verehrt oder beschworen; späterhin hatte er ihnen auch einzele gute Eigenschaften verliehen, sobald er zur Erkenntniß günstiger Vorgänge fortschritt; endlich hatte er ein Wesen an die Spitze gestellt und die anderen ihm untergeordnet, um sie als Vermittler zwischen dem höch-

sten Wesen und den Menschen gelten zu lassen. Es entstand die **Vorstellung von Dämonen.**

Als solche dürften die in der altjüdischen Geschichte benannten Elohim anzusehen sein, Diener des EL um den Menschen die Entschlüsse zu verkünden (1. Mose 18 u. 19) oder im Auftrage des EL auf Erden nachzusehen ob die zu ihm gedrungenen Gerüchte wahr seien (1. Mose 18. 20). Dieses Verhältniß blieb bei anderen Semiten fortbestehen bis zum 7. Jahrhundert nach Ch. G. als noch die Mekkaner neben dem höchsten auch seine Gefährten verehrten durch Opfer und Beschwörungen; eine Dienerschaft von der Muhammad den Allah befreite, jedoch einen derselben (Gabriel) beibehielt um ihm selbst Allahs Befehle zu überbringen und besonders den Inhalt des Korans einzugeben. Ursprünglich waren die altsemitischen Begleiter und Diener des EL beiden Arten der Weltvorgänge dienstbar, weil diese beide in ihrem Herrn vereinigt waren: die Elohim verhießen dem Menschen Segen oder Fluch, brachten ihm Wohlthaten oder Verderben (2. Sam. 24. 16). Späterhin trennten sich die Vorstellungen, wenn auch nicht im Herrn so doch in seinen Dienern: es erscheint ein böser Dämon, der den Hiob plagen und verleiten will (Hiob 2. 1), ein anderer, aus dem Haufen der bösen (2. Chron. 18) um die Profeten zu verwirren, so wie das Haupt der bösen Diener (Satan) um Jesus zu verführen (Matth. 4). Neben diesen verblieben als gute Dämonen die Erzengel Gabriel Rafael und Michael, um die Geburt ausgezeichneter Männer zu verkünden, hervorragenden Personen höhere Erkenntniß oder freudige Kunden mitzutheilen und das böse zu bekämpfen (Offenb. Joh. 12. 7; 20. 1 u. a.). Nach chaldäischem Vorbilde hatten sich bei den Israeliten wie bei den Persern Vorstellungen gebildet von ganzen Scharen guter und böser Engel, deren Heeren theils einheimische Geister vorstanden und einheimische Wesen eingefügt waren, theils fremde mit den Scharen eingeführte. Die Dienerscharen ohne genannte Anführer erscheinen Hiob 2 und 2. Chron. 18; als hervorragende gute kommen vor die Erzengel Rafael (Tob. 5. 18), Gabriel (Luc. 1. 19) und Michael (Offenb. 12. 7); als hervorragende böse der Erzteufel Asmodi (Tob. 3. 8) der im Ehebette schadet, Belzebub (Matth. 12. 27) als Haupt der besessenden Geister, Satan (Matth. 4; Ephes. 6. 12) als Verführer der Menschen, Herr der Erdenwelt. Es stammen aus jenen Dienerschaften auch die Namen Ariel Uriel Samiel Mefistofel u. a. die ihren semitischen Ursprung in der Endsilbe EL zeigen. Belzebub wäre vielleicht der vordem verehrte Belzebaoth (Herr der Gestirne) den die Priester der nachfolgenden oder in anderer Sekte herrschenden Glaubens zum Herrscher der bösen Geister verkehrten; in änlicher Weise wie die Christenpriester (9. Jahrh. nach

Ch. G.) den ehrwürdigen guten Wodan der Teutonen zu einem Teufel, wilden Jäger u. d. verkehrten und die liebliche Hulda in eine Frau Venus welche die Gläubigen vorführe.

Zur Vorstellung von Dämonen (Zwischenwesen) scheint zweierlei Anlaß gegeben zu haben: die Sterndeutung und der Unsterblichkeitglaube, beide sehr alte Beziehungen der außersinnlichen Welt zum Menschenleben. Die Sternkunde in ihren einfachsten Anfängen ergab einen Herrn der Sternenwelt, den Sonnenherrn (Osir der Ägüpter, Bel der Chaldäer) das Sternenheer, die himmlischen Heerscharen, aus denen einzele (Sternschnuppen Meteore) zur Erde herabfuhren als Dämonen gute oder böse Engel. Dieses herabkommen wird mehrfach berichtet. Der Stern welcher (Matth. 2) die Weisen des Morgenlandes gleich einem Engel leitet fiel herab und diese Stelle ist noch an der heiligen Stätte in Bethlehem bezeichnet durch einen Stein. Der Evangelist (Luc. 10. 18) läßt Jesus sagen: „Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz;" ebenso findet sich (Offenb. 12. 9) das herabstürzen des vom Erzengel Michael und seinen Dienern, überwundenen Satanas und seiner Diener vom Himmel auf die Erde. Bei den Arabern zu Muhammads Zeiten herrschte die Vorstellung, daß die Sternschnuppen böse Dämonen (Engel Iblis) seien, welche am Himmel lauschten um die Gespräche der himmlischen zu behorchen, aber dabei ertappt herabgestürzt würden auf die Erde. Die scheinbaren Sternfälle führten unmittelbar zu diesen Annahmen, um so mehr als die Morgenländer alle Sterne als belebte Wesen ansahen, Engel guter und böser Art; eine Vorstellung die auch so stark bei den Hellenen herrschte daß man dem weisen Anaxagoras als eine seiner größten Ketzereien zur Last legte, er lehre die Sterne seien keine belebte Wesen sondern erleuchtete Steinmassen wie unsere Erde. Auf einem anderen wahrscheinlich noch älterem Wege entstand die Engellehre (Dämonologie) aus dem Glauben an unsterbliche Seelen (Geister gestorbener Menschen). Die rückständigen Gläubigen dachten sich die Seelen in Vogelgestalten zwischen Himmel und Erde schwebend; da sie aber keine Vorstellungen von der Entfernung der Sterne besaßen, so stand ihnen kein Hinderniß entgegen die umherfliegenden Seelen mit den Sternen ebenso wie mit den lebenden Menschen in Verbindung zu setzen. Die höherstehenden dachten sich die Seelen unsichtbar umherfliegend in demselben Raume zwischen den Sternen und der Erde: bei den Indern wurden sie durch den Todenrichter Jama, je nach den Ergebnissen ihres Erdenlebens auf die Sterne versetzt zum seligen Leben oder auf die Erde zurückgesandt um hier in einer Wanderung durch verschiedene Gestalten sich zu läutern und zu erheben, der Seligkeit würdig zu machen oder zum tiefsten rettunglos hinab zu sinken.

So trat auch auf diesem Wege die Unterscheidung hervor zwischen guten Dämonen (leuchtenden Sternen) und bösen herabgestürzten Geistern (Sternschnuppen) beide Wege in der Engellehre zusammenlaufend.

Die Vorstellung von Mittelwesen stufte sich mehr und mehr ab: es entstand eine lange gegliederte Stufenfolge guter Wesen, die aus der unmittelbaren glanzvollen Nähe des Herrschers der Sternenheere und des Lichtes beginnend, durch seine vertraueten Boten in abnehmender Güte und Feinheit herabreichten zum besten Menschen, dann durch die Menschheit in abnehmender Güte zu den schlechtesten, welche anknüpfen an die finstere Stufenfolge aus bösen Dämonen, in stufenweiser Folge und zunehmender Schlechtigkeit hinabreichend zu den Erzteufeln und derem Oberhaupte, dem Herrn der Finsterniß, der tiefsten Unterwelt, der Hölle. Diese Gliederung, wie die Zweitheilung der Welt, scheint am stärksten bei den Persern ausgeprägt gewesen zu sein, dann bei der durch anhaltende Kriege vorgehenden Mengung der Völker Westasiens das Übergewicht erlangt zu haben; wozu ihre gediegene Einfachheit und Entschiedenheit sie besonders befähigte. Sie konnte jede andere Vorstellung, jedes örtliche Verehrungwesen in sich aufnehmen, indem sie solche dem Reiche des guten oder dem des bösen zutheilte; umgekehrt konnte auch die Zweitheilung in jeden anderen Glauben aufgenommen werden, weil sie das ganze Gebiet der Vorstellungen vom erhabensten bis zum niedrigsten und tiefsten bevölkerte mit einer unbegrenzten Menge von Geistern; deren abgestufte Verschiedenheit Dämonen jeder Art zur Verfügung stellte, um jeden einzelen der zahllosen Weltvorgänge daraus erklären und einer Stufenreihe einfügen zu können. Zur vollen Höhe des persischen Gedankens konnten aber die Semiten sich nicht erheben: sie gelangten zum Herrn der Sternenwelt (ZEBAOTH), kannten auch die himmlischen Heerscharen, die rechts und links von ihm stehenden Engelscharen; allein die Spuren verwischten sich bald wieder, denn die Makkabäer brachten wenn auch nur vorübergehend den JHOH (JAH) aufs Neue zur Herrschaft wie die Priesternamen beweisen; Jesus bekannte sich zum altsemitischen EL seiner galiläischen Heimat. Auch den Hellenen wollte es als Volk nicht gelingen die von den verschiedensten Seiten eingeführten und unter wie neben einander stehenden Wesen völlig zu einer Stufenfolge zu ordnen: ihr Zeus als Haupt hatte zwölf untergebene; darauf folgte aber eine gemischte Menge von Dämonen und Heldenseelen jeder Art, ohne eine Kette zu bilden vom höchsten zum tiefsten, noch weniger aber die Menschheit derselben als Mittelglied eingefügt. Die griechische Gestaltenwelt war bunter plastischer und weit mehr künstlerisch zu verwerthen, die persische dagegen einfacher, ausgeprägter stoffloser und erhabener; jene sank bei steigendem Wohlstande des Volkes

zur heißen Sinneslust herab, diese verfeinerte sich zur Spitze kalter Betrachtungen oder ungezügelter Einbildungen und Verzückungen. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt die Engellehre als Glaube an gute und böse Dämonen die damalige gebildete Welt erfüllte: es sind Spuren indischer chaldäischer und persischer Form verblieben. In den Vorstellungen der vorgeschrittenen bildete sie einen wesentlichen Theil des Glaubensgebietes, denn jedem einzelen Bereiche der Vorgänge konnte ein Dämon vorgesetzt werden. So gab es Dämonen der Luft, des Wassers wie des Feuers, der Oberwelt (des Himmels) wie der Erde und der Unterwelt (der Hölle); man verspürte gütige wie neckische und boshafte. Da überdies das Gebiet des außersinnlichen ein unbegrenztes ist, verglichen mit dem auf allen Seiten beschränkten Gebiete des sinnlich wahrnehmbaren, so konnte die Zersplitterung ohne Ende fortgesetzt werden; bis die Inder einstweilen Halt machten bei 33 Millionen, wogegen die Weisen der Hellenen sich dazu erhoben, jedem Menschen seinen Dämonen (guten oder bösen Engel) zuzutheilen, der mit ihm erschaffen ihn auf Erden begleite und lenke, auch mit seiner Seele die Erde verlasse; so daß jedes Menschenleben dem Reiche des guten oder bösen zwei neue Wesen zuführe.

Bei den sinnigen Hellenen findet eine Gestaltung der übersinnlichen Welt sich erwähnt im Hesiod wie folgt:

„Drei Müriaden*) ja sind der Unsterblichen rings um den Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt ringsum durchwandelnd das Erdreich.“

Er sagt ferner von den gestorbenen des goldenen Alters:

„Werden sie fromme Dämonen der oberen Erde benennet,
Gute des Weh's Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt ringsum durchwandelnd das Erdreich.
Geber des Wohls: Dies war ihr königlich glänzendes Ehramt.“

Die entwickeltste Form unter den Hellenen findet sich beim dichterischen Weltweisen Platon (4. Jahrh. vor Chr. G.) welcher die Engelwelt als eine besondere Gestaltung folgendermaßen beschreibt:

„Alles dämonische ist zwischen dem göttlichen und den sterblichen, seine Verrichtung ist zu verdollmetschen und zu überbringen den Göttern was von den Menschen, den Menschen was von den Göttern kömmt; der einen Gebete und Opfer und der anderen Befehle. In der Mitte zwischen Theos und Mensch sind die Dämonen als Ergänzung, damit das ganze in sich verbunden sei. Durch dieses dämonische geht auch

*) Müriade bezeichnet 10000.

alle Weissagung und die Kunst der Priester in Bezug auf Opfer Weihungen Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauberung. Denn Theos verkehrt nicht mit Menschen, sondern aller Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen im wachen wie im schlafen. Solcher Dämonen oder Geister giebt es viele und vielerlei."

Hierin hatte die persische Grundvorstellung schon ihre Allverwendbarkeit erwiesen; denn es fanden darin Raum die Götter Dämonen und Menschen, Priesterlehre und Weissagungen Träume Offenbarungen Beschwörungen Opfer Weihungen und jede andere Art der Verbindung mit der außersinnlichen Welt. Die große Kluft zwischen den himmlischen und den Menschen ward im ganzen wie in jedem einzelen ausgefüllt mit Dämonen; deren Stufenfolge aber bei Platon die Fortführung fehlte, welche unterhalb der Menschheit bis zu den finsteren Tiefen des bösen hinableitete. Diesen Dämonen des Platon ist nur dem Namen nach der Dämon verwandt, von dem Sokrates sich geleitet oder vielmehr nur verhindert glaubte in Zweifelfällen, die ihm oder anderen verderblich geworden wären, wenn er seinem Dämon nicht hätte folgen wollen. Um das walten dieses Dämon zu verstehen, muß berücksichtigt werden daß Sokrates ein Denker war, ein sehr überlegsamer Mann; also zu einer Menschenart gehörte, die jedem Bedenken Raum giebt, schwer zum Entschlusse gelangt und auch wenn der Entschluß gefaßt ist, von der Ausführung zurücktritt sobald noch ein Bedenken (innere Stimme) erwacht, welches abrathet. Ferner kommt in Betracht, daß Sokrates einen Hängebauch hatte, also körperlich zu den ruhigen Männern gehörte, die den starken Schwankungen (Leidenschaften) abgeneigt sind, deren es bedarf um feste Entschlüsse zu fassen und unbekümmert auszuführen. Er hatte in dieser Richtung eine Hamlet-Natur, überlegsam alle Seiten und alle Rücksichten des Rechtes und der Billigkeit abwägend, frei von blindmachendem Hasse wahnsinnig erregender Neigung oder Lust zur Aufregung; ohne Habsucht Ruhmsucht Eitelkeit Rachsucht und sonstige Triebfedern, die den Menschen befangen genug machen, um jede Rücksicht bei Seite zu setzen, welche den Entschluß und dessen Ausführung widerrathen können, die auch zugleich den Willen und die Kräfte so sehr anspannen, daß der Erfolg um so sicherer erzielt wird. Daß der Dämon ihn niemals antrieb etwas zu thun, sondern nur warnend und zurückhaltend sich vernehmen ließ, stützt noch mehr die Erklärung, daß es lediglich seine schwere Natur war, seine Bedenklichkeit, die ungewöhnlich gesteigerte Scheu vor dem unrechtthun, welche ihn bewog lieber einen gefaßten Entschluß oder eine gehegte Ansicht unausgeführt oder unbefolgt zu lassen, als sich der Gefahr auszusetzen unrecht oder unweise zu handeln.

Bei starkem Hirn und schwerem Leibe fehlte ihm die Einseitigkeit, der Thatendurst und die Beweglichkeit, welche starke Leidenschaften zu festen Entschlüssen und rücksichtslos durchgeführten Thaten führen.

Bei den Griechen in Ägüpten (Alexandrien) zur Zeit Christi bildete sich die Engellehre nach persischer Weise viel gestaltiger aus: die Dämonen waren gute (Agathodämonen) oder böse (Kakodämonen); sie waren überirdisch (Luftwesen Bewohner der Sternenwelt) oder irdisch (Beherrscher der Elemente der Erdstoffe) oder unterirdisch (der Unterwelt Höllengeister Teufel) je nachdem abgestuft und benannt; Wesen hoher Reinheit und Güte bis zu denen der tiefsten Bosheit und Verworfenheit. Jene Vorstellung der Vermittlung zwischen dem himmlischen und den Menschen, wie Plato sie lehrte, ist von besonderem Einflusse auf das Christenthum geworden; welches sie in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt aufnahm und der Heiligenverehrung zum Grunde legte; die demnach entstand aus dem Heldendienste der alten Völker und der platonischen Engellehre; zweien nicht-israelitischen Grundlagen; wohl zu unterscheiden vom Reliquiendienste, dessen ägüptisch-semitischer also afrikanischer Ursprung unverkennbar nachgewiesen werden kann.

§. 81. Auch während der Ausbildung der Engellehre blieb das bestreben der Menschen darauf gerichtet die verschiedenen, wahrnehmbaren Vorgänge zu seinem Vortheile zu lenken, dadurch daß er die Dämonen lockend oder vertreibend zu beherrschen suchte. Die Bibel erzählt z. B. wie Tobias (Tob. 6. 20) von seinem Schutzengel Azaria lernt, durch den Gestank einer verbrennenden Fischleber den bösen Dämon Asmodi aus dem Schlafgemache zu vertreiben. Derartige Räucherungen waren aber nicht allein in älteren Zeiten gebräuchlich, sondern sind es auch geblieben durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart; sie haben sogar ihre wissenschaftliche Begründung gefunden in der Heilkunde, seitdem man weiß wie Räucherungen gegen Ansteckungstoffe (Miasmen) dienen; wobei es augenscheinlich von keinem sachlichen Belange ist, ob man das verderbliche als Ansteckungstoffe oder böse Dämonen betrachtet, denen man durch Räucherungen wehrt. Das bemühen der Menschen die bösen Dämonen zu verscheuchen oder anzulocken, je nachdem man von ihnen verschont bleiben oder ihrer sich bedienen wolle, führte auch **zu Beschwörungen** im **Christenthume.**

Sie mußten geheime Künste verbleiben, denn die Beschwörung böser Dämonen um anderen Menschen zu schaden, ward als gemeinschädlich eifrigst verfolgt; auch die Amulette waren den Priestern der verschiedenen Glaubensgenossenschaften ein Gräuel, wenn sie nicht von ihnen erkauft oder durch sie geweiht worden waren. Die Geschichte

der Beschwörungen und Amulette ist deshalb minder bekannt, als diejenige anderer Vorstellungen welche ungescheut zu Tage kommen durften. Im Alterthume standen die Priester Ägüptens und des Eufratthales (Chaldäer oder Magier) in dem Rufe, die Beschwörung böser Geister am stärksten ausgebildet zu haben; von letzteren stammt das Wort Magie als Bezeichnung aller Künste dieser Art. Späterhin traten Araber und Juden damit hervor; es wurden die Grundlagen der Sternkunde Scheidekunst und Heilkunde in diesem Kreise gehegt, welchem wie bei den Priestern der ältesten Zeiten alles wissen angehörte; so daß man jeden der mit Naturforschung sich befaßte und seine Kenntnisse wenn auch zum Wohle der Menschheit anzuwenden suchte, als Magier, Verbündeten böser Geister betrachtete. In Europa war forschen nach verborgenen Dingen und darunter auch nach Verbindungen mit der außersinnlichen Welt vom 13. bis zum 18. Jahrhunderte herrschend und treten aus der Menge und dem Halbdunkel der Sagen vor allen anderen hervor die Namen Nostradamus Albertus Magnus und Faust, nebenher Baco der dem Kreise nahe stand. Bei vielen Forschungen handelte es sich darum, die Wege zu erkunden auf welchen man besondere Dämonen heran ziehe und beherrsche, denen diejenigen Stoffe unterthan seien aus deren Verbindung man ein gewünschtes Ergebniß (das Goldmachen den Stein der Weisen den Lebenstrank) zusammen zu setzen hoffte. Bei den höherstehenden war es Wissensdrang und Aufopferung für das Wohl der Menschheit, welches sie antrieb auf Kosten ihrer Gesundheit und ihres Wohlstandes Forschungen sich zu widmen, deren Anstrengungen und Gefahren sie oft genug erlagen; bei den rückständigen wurden es Gaukeleien zum selbst täuschen, noch öfters anderer. Die meisten Beschwörungen bestanden im murmeln unbekannter Wörter wie: Abrakadabra Schabiri Kandi Mulium Bukim Abraxas u. a. so wie in Räucherungen, kochen besonderer Mischungen und Getränke u. s. w. wodurch verborgene Schätze entdeckt, Krankheiten vertrieben, Liebe erweckt oder die Zukunft enthüllt werden sollte. Nach alten Vorbildern finden sich z. B. im Faust von Goethe die Beschwörungen welche den Mefistofel zwingen, den Herrn alles Ungeziefers, also einen der Erzteufel.

Die durch Beschwörung herbei gerufenen bösen Geister wurden sehr häufig in Anspruch genommen um Zaubertränke anzufertigen, in denen eines der gefährlichsten und begehrtesten Mittel lag, um anderen zu schaden. Sie wurden häufig aus Stoffen zusammengesetzt, deren Wirkung zum gewünschten Zwecke außer Zweifel steht; denn es waren bekannte Gifte oder Reizmittel, welche je nach ihrer Bereitung entweder langsames schleichendes Siechthum Wahnsinn oder raschen Tod erregten, oder unbändige Parungluft, vorübergehenden Rausch, Ver=

zückung und Krämpfe. Andere Mittel wurden bereitet aus Stoffen, von denen man annahm daß sie den Dämonen deren Hilfe man bedurfte besonders angenehm seien, also sie anlockten, andere dagegen ihnen zuwider seien also sie abwehren könnten. Es war entweder stinkendes unreifes widerliches verfaultes gährendes mißrathenes ungewöhnlich gestaltetes oder nur erreichbar durch Verbrechen, unnatürliche Handlungen, auf verborgenen Wegen unter großen Gefahren; auch vermeintlich Giftiges Ungeziefer Unfruchtbares, überhaupt alles von dem der Mensch annahm daß es dem Menschen schädlich sei, also dem Reiche des bösen angehörend. Man schloß, wie jede aus guten Stoffen bereitete Arzenei den bösen Dämonen entgegen wirke, so müsse jedes aus bösen Stoffen bereitete lockend und angenehm für sie sein. Eine Beschreibung von derartigem Hexengebräu gibt Shakespeare's Macbeth (4. 3):

„Um den Kessel schlingt den Reih'n!
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte du, die Nacht und Tag,
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein!
Schlangen die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt an unserm Herd!
Froschzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar Hundeszahn
Otterzungen Stacheligel
Eidechspfoten Eulenflügel
Zaubershalber werth der Müh'
Sied' und koch' wie Höllenbrüh'!
Thut auch Drachenschuppen dran,
Hexenmumien Wolfeszahn
Des gefräß'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finstern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber Ziegengall'
Eibenzweige abgerissen
Bei des Mondes Finsternissen,
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben!
Mischt und rührt es, daß der Brei
Tüchtig dick und schleimig sei.

Werft auch, dann wird's fertig sein,
Ein Gekrös vom Tiger drein!
Kühlt's mit eines Säuglings Blut,
Dann ist der Zauber fest und gut!"

Die Unterscheidung ward jedoch nicht scharf durchgeführt, sondern fast bis zur Unkenntlichkeit verwickelt in ihrer Anwendung, als der Glaube an das Besessensein, welches zur Zeit Jesu nur den krampfhaften und irreredenden Kranken beigemessen worden war, im Mittelalter auf alle Krankheiten ausgedehnt wurde; so daß man jede unterscheidbare Krankheit einem besonderen Dämon zuschrieb, dessen Vertreibung den befallenen heilen sollte. An den Äußerungen der Krankheit (Hitze oder Frost örtliche Schmerzen Fieberbilder Geschwulst u. s. w.) suchte man die Art des Dämonen zu erkennen und richtete demgemäs, unter gleichzeitiger Anwendung der Sterndeutung (§. 40) das Heilmittel ein; abgemessen um diesen besonderen Dämon in die Flucht zu treiben. Es konnte nicht fehlen daß manche dieser Heilmittel wohlthätig wirkten, sei es schweißtreibend abführend beruhigend oder einschläfernd; wie sie damals wie jetzt gangbar waren und in ihrer Heilwirkung nützten, ganz unabhängig von den Erklärungen die im Hirn der Ärzte ihr Wesen trieben. Es entstanden aber auch die Hexen-Gebräue, von denen noch ein kleiner Theil zu den Apothekerschätzen der Gegenwart gehört, Mischungen die einen Teufel durch den anderen vertreiben sollten. Möge es uns, den Kindern des 19. Jahrhunderts, auch noch so unsinnig erscheinen was unsere Vorfaren in ihren Vorstellungen und Handlungen äußerten, so müssen wir doch ehrend anerkennen, daß die gelehrtesten und aufopferungsfähigsten Männer ihrer Zeit die regsten Forscher waren im Reiche der verborgenen Kräfte, in ihrer außersinnlichen Welt; daß auch der Wissenschaft aus dem Wuste zahlloser unglücklicher Versuche manche schätzbare Entdeckung erwuchs, daß es auch meistens uneigennütziger Wissensdrang war der sie verleitete Gesundheit und Wohlstand dem Schmelztigel zu opfern. Ihnen wurden die Qualen und Verlüste, uns die Früchte zu theil; sie forschten auf Unkosten ihres Lebens nach Geheimmitteln, untergruben ihre Gesundheit und Lebenslust durch nächtliches forschen und arbeiten im bereiten von Mischungen, deren giftige Wirkung oder Ausdünstung ihnen unbekannt war. Sie wurden aufgerieben in dem endlosen Wechsel aufregender Hoffnung und niederschlagender Enttäuschung; denn sie tappten blindlings auf einem weiten dunklen Gebiete umher, von ihren Zeitgenossen angestaunt und gepriesen oder gehaßt und verfolgt, je nachdem die rückständigen der mitlebenden solche Thätigkeit auffassen mogten.

Schwand auch im Laufe der Zeit die Vorstellung daß jede Krank-

heit einem besonderen Dämon zuzuschreiben sei, so blieben doch manche der widerlichen Mittel, welche die zu Krankheitsstoffen herabgesetzten Dämonen nach wie vor austreiben sollten. Es blieben z. B. als Heilmittel bis in das 18. Jahrhundert hinein die balsamirten oder gepökelten Leichname der alten Ägüpter, die Mumien welche der Grabesruhe von Jahrtausenden entrissen wurden, in den Apotheken zerrieben um den Kranken eingegeben zu werden. Die alten Grabstätten wurden durch unzählige Kamelladungen entvölkert, um die Sklaven der Pharaonen durch den Magen der Europäer den Kreislauf des Lebens fortsetzen zu lassen. Auf der Höhe der Fortbildung dieser Vorstellung konnte der Begehr nach Mumien nicht länger durch den Handel befriedigt werden und die Apotheker sahen sich genöthigt einheimisches Thierfleisch zu Mumien umzuwandeln; wobei ihnen als Kennern einleuchten mußte, daß es gleich sei von welchem Säugethiere das Fleisch benommen werde. Vom Gipfel herab ging die Vorstellung in Rückbildung über bis sie schwand.

Der Mensch fühlte sich aber nicht allein in Krankheiten, sondern auch in vielen anderen Lebensbezügen unter dem Einflusse böser Geister: alles was ihn als Unglück traf ohne daß er eine sichtbare Ursache erkennen konnte, hatte nach seiner Erklärung den Grund in der außersinnlichen Welt, kam her von bösen Wesen. Zu dem was ihn befiel fügte er noch alles was er befürchtete, was er für möglich hielt; wie der Fetischanbeter allenthalben feindliche Fetische befürchtet so schwebte der Geistergläubige in steter Furcht vor bösen Dämonen. Er strebte und forschte nach Schutz gegen die ihn umringenden schädlichen Einflüsse und konnte diese Hilfe am ehesten erwarten von übermächtigen guten Dämonen, bekannten guten Geistern Engeln oder Seelen ausgezeichneter Menschen (Heiligen). Vor allem war es aber das höchste Verehrungwesen, dessen Allmacht den ausreichendsten Schutz bieten konnte, selbst gegen den mächtigsten der bösen Geister. Von dieser Voraussetzung geleitet wurden Gebete Demüthigungen Fasten Selbstpeinigungen als die geeigneten Mittel erkannt um seine Hilfe zu erlangen, seines Schutzes gegen die Anfechtungen böser Geister sich zu versichern; auch die Verrichtung guter Werke und vor allem die Anrufung seines Namens zu Zeiten der Gefahr, waren Mittel die bösen Geister abzuhalten oder zu verscheuchen. Diese Vorstellung war nach wie vor Jesu Zeit bei allen Bildungvölkern herrschend; das besondere Glaubensbekenntniß des Volkes machte keinen weiteren Unterschied, als in der Namensbezeichnung des anzurufenden Wesens; der Muhammadaner erwartet den gleichen Schutz von Allah wie der Jude vom Adonai und der Christ von der Dreieinigkeit; jeder ruft zu seinem höchsten Verehrungwesen und nimmt an der Ruf werde alle bösen Geister mit

Schrecken erfüllen und verscheuchen. Diese Vorstellung erstreckte der Mensch auch über die Zwischenwesen, mit denen er den großen Abstand vom höchsten bis zum Menschen auszufüllen suchte und ebenso wie die aus Ägüpten gewanderten Israeliten ihre Bilder hatten (vergoldete oder versilberte Thiergestalten) mit denen sie lieber verkehrten als mit dem fernen grimmigen EL, so hatten Hellenen und Römer ihre Hausbilder, ihre Herdbeschützer welche gegen böse Geister Schutz verliehen. Die Christen wandten sich um Schutz zunächst an Jesus, dessen Kreuz sie als Abwehr wider böse Geister gebrauchten; nächstdem riefen sie die Heiligen an, aus deren Zahl man gewöhnlich einen besonderen Beschützer sich wählte oder denjenigen anrief dessen Obhut die auf den einzelen Fall bezüglichen Vorgänge unterstellt waren. Selbst die Muhammadaner, deren Allah als das allein gültige Anrufungwesen als Inbegriff aller Übermacht eingeprägt ward, unterlassen es nicht an den Gräbern ihrer zahlreichen Heiligen um Schutz wider die bösen Geister zu flehen; die arabischen Seefahrer beschwören ihren Scheich Ismael wenn auf dem Meere die Geister der Luft und der Tiefe sie mit Unheil bedrohen.

Eine weitere Erstreckung derselben Vorstellung lag in der Beschützung durch Amulette und Zeichen geheiligter Art, welche der schutzbegierige an sich trug, auch noch jetzt allenthalben in Anwendung. Theils sind sie reine Fetische, Gegenstände besonderer oder ungewöhnlicher Art denen man ungewöhnliche Kräfte zuschreibt oder es sind mit Zeichen und Schriften versehene Sachen statt mündlicher Anrufungen. In änlicher Weise wie die beständig gedreheten Gebeträder als fortwährendes beten gelten, sollten die Amulette ein beständiges anrufen des übermächtigen Wesens ersetzen, dessen Zeichen oder Namen dasselbe trug. Da man annehmen durfte die bösen Geister würden ebenso wol fliehen, wenn sie den Namen des übermächtigen sehen als wenn sie ihn ausrufen hören: so erlangte man noch den Vortheil durch fortwährendes tragen einen ununterbrochenen Schutz zu genießen; wogegen beim anrufen der Schutz erst beim ertönen des Namens eintrat, man also vom bösen Geiste beschlichen und erwürgt werden konnte, bevor man Zeit hatte den schützenden Ruf ertönen zu lassen. Die Amulette sind sehr alten Ursprungs und erscheinen als unmittelbare Fortsetzung der Fetische, nur mit dem Unterschiede daß es nicht unbekannte Wesen oder Kräfte sind, wie der Fetischneger sie in seinem eigenthümlichen Fetisch vermuthet, sondern bestimmte in den Vorstellungen lebende Wesen der außersinnlichen Welt, deren Schutz im Amulette ruht. Von den alten Ägüptern und Chaldäern sind viele geschnittene Steine vorhanden in Fingerringe gefaßt, Zeichen oder Worte enthaltend, welche man als Bildzeichen von Verehrungwesen deutet oder als „heiliges Wort“

„heiligen Namen“, bei dessen Anblick alle bösen Geister fliehen sollten. Auf dem Steine ist häufig eingeschnitten ein menschlicher Rumpf mit Hahnenkopf, menschlichen Armen und schlangenförmigen Beinen; wahrscheinlich das Bild des Fürsten der Engel, vor dem die untergebenen sich zurückziehen wie die räuberischen Beduinen, wenn man ihnen den von ihrem Häuptlinge erkauften Schutzbrief zeigt. Derartige Ringe, von denen man sicher weiß daß sie als Schutz gegen böse Geister getragen wurden, waren auch im Christenthume viele Jahrhunderte hindurch gebräuchlich; ihr heidnischer Ursprung stand nicht entgegen, denn nach christlicher Anschauung waren der Teufel und alle bösen Engel heidnisch und so konnte der Schutzbrief des Belzebub auf dem Ringe der geeignete sein wider die heidnischen bösen Geister. Die christlichen Priester eiferten stark dagegen, nicht etwa weil sie die Amulette als Aberglauben betrachteten, sondern weil es heidnische waren; sie wollten nicht daß Christen sich unter den Schutz heidnischer böser Wesen stelleten, sondern der christlichen guten Wesen sich bedieneten. In Folge dessen trat allmälig die Wandlung ein, daß christliche Zeichen als Amulette verwendet wurden, vor allem das Kreuz, dann kleine Heiligenbilder, geweihete Perlenschnüre und derartige Schmucksachen, die entweder mit wunderthätigen Reliquien oder Heiligenbildern in Berührung gebracht oder bei feierlichen Gelegenheiten mit geweihetem Wasser besprengt worden waren. Als die wirksamsten wurden erkannt Überbleibsel von Glaubenshelden oder Gegenständen, die mit ihnen in Berührung gewesen waren, vor allem solchen die von Jesus herrührten: Splitter oder Nägel von seinem Kreuze, Theile seiner Bekleidung, von seinem Blute oder Schweiße berührte Tücher u. s. w. Außerdem trug man Münzen mit dem Bildnisse der Mutter Maria gegen Kriegswunden oder geschriebene Gebete gegen Verletzungen durch Feuer oder Waffen u. s. w. Wie noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Papst dem österreichischen Feldmarschall Daun einen geweiheten Hut und Degen sandte, um ihn wider Kriegsgefahren zu schützen, so senden noch jetzt die Päpste geweihete Schutzmittel als Geschenke an hochstehende. Auch wird bei den Katholiken die Eröffnung einer Eisenbahn durch weihen der Schienen und Wagen begonnen, deren besprengen mit gesegnetem Wasser gegen Unheil schützen soll: in welchen allgemeinen Begriff die früheren Vorstellungen von bösen Geistern übergegangen sind. Die Juden betrachten meist die an ihre Thürpfosten befestigten Gesetzstellen mit dem Namen des EL-schaddai als Schutzmittel; die Muhammadaner tragen zu gleichem Zwecke Zettel bei sich, mit Koranstellen beschrieben in denen der Name Allah möglichst oft enthalten ist. Im ganzen Morgenlande trägt Jedermann, Christ Jude und Muhammadaner Amulette vieler Art und Gestalt. Ein deutscher Forscher erkannte solch Amulett am

Halse eines Beduinen, welcher hoch und theuer schwur daß es ihn oft wunderbar beschützt habe, als Deckel einer hölzernen Schnupftabacksdose mit der deutschen Inschrift: „wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht". Das Amulett hatte geholfen; mehr verlangte der gläubige nicht.

§. 82. Die vielgestaltigen Vorstellungen, welche der Mensch in seine außersinnliche Welt verlegte, müßten weit ausführlicher als hier geschehen erläutert werden, wenn der Zweck wäre alles dazu gehörige einigermaßen erschöpfend zusammenzustellen. Das gegebene soll aber ausgesprochenermaßen nur andeuten die **Entstehung der Vorstellungen über die außersinnliche Welt** und die Einwirkung der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens bei der Erschaffung derselben.

Es war die Begrenztheit seiner Sinne (§. 4), welche seiner Erkenntniß Schranken setzte, für ihn die Welt eintheilte in eine Sinnenwelt und eine außersinnliche; es war sein Forschertrieb, der ihn veranlaßte seine Fähigkeit des Verstandes anzuwenden um sich Vorstellungen zu bilden von den Ursachverhältnissen, bei denen er entweder die Ursache oder die Wirkung nicht im Bereiche seiner Sinnenwelt auffinden konnte und deshalb in der außersinnlichen Welt aufsuchen wollte. Seinen Verstand benutzte er als Einbildung, um Gestalten der außersinnlichen Welt aus Bestandtheilen der Sinnenwelt zusammenzusetzen, um unsichtbare Vorgänge sich faßlich vorzustellen; er benutzte die Thätigkeit seiner Einbildung bei schlummerndem Bewußtseine, sei es in Träumen Verzückungen oder Betäubungen, um die außersinnliche Welt in Offenbarungen auf sich wirken zu lassen; wobei er die Bilder und Gedanken seines Gehirnes außer sich versetzte, wie er es gewohnt ist mit allen sinnlich erkannten Vorstellungen aus denen er seine Außenwelt (Sinnenwelt) bildet (§. 6). Er suchte auch wachend auf die außersinnliche Welt einzuwirken durch Opfer und Gebete, die Verbindung mit ihr sich zu erhalten durch Eide Beschwörungen Fetische Amulette u. dergl.

Betreffs der übermächtigen Verehrungwesen ist ein wesentlicher Unterschied zu machen zwischen denen, welche als wirkliche Gestalten scheinbar lebend menschenänlich und jedenfalls sichtbar als Ursache wirkten, wie Waldbrand Wüstensturm Meer Sonne Wolkenhimmel und Sternenhimmel, und solchen deren Gestalten nur in der Einbildung zusammengesetzt wurden aus Formen, entnommen der Sinnenwelt nach änlichen Wirkungen. Jene sichtbar erscheinenden Übermächte gehörten der außersinnlichen Welt nur an zu Zeiten ihrer Nichtsichtbarkeit, wogegen letztere ganz und gar jenseit der Schranke, im außersinnlichen der Einbildung gedacht wurden. Für die zeitweilig sichtbaren Verehrungwesen bedurfte es nur der Aufsuchung änlicher Erscheinungformen

der Sinnenwelt, um ihrer Gestalten jederzeit sich zu erinnern: das Opferfeuer versinnlichte den flammenden in Rauch gehüllten Feuerherrn; die gewundene Schlange oder das Widderhorn den wirbelnden Wüstenherrn, bäumende Rosse oder Delfine den geräuschvoll einherrollenden Meeresherrscher; alles einfache und anschauliche Gestalten. Dagegen boten die stetig unsichtbaren Wesen der Einbildung keine Gestaltungen zum vergleichen; der Mensch mußte aus den sichtbaren Wirkungen, die ihm als Beweise ihres Daseins galten, die Gestalten schaffen, reine Wesen seiner Einbildung, die erst dann durch seiner Hände Werk, als Standbild oder Gemälde anschaulich gemacht werden konnten. Die Geister der Oberwelt als Luftwesen mußten Flügel haben gleich den Vögeln um frei umher schweben zu können: der Mensch formte seine freundlichen Engel in lieblicher Gestalt aus feinsten Stoffen und geflügelt. Die Dämonen der Erde aus gröberen Stoffen wässeriger oder erdiger Art, je nachdem sie aus Quellen oder Hölen ihr neckisches oder hämisches Spiel trieben; die Wassergeister lieblich geformt aber kühl, die Hölengeister klein und zwerghaft, wie es die kleinen Eingänge und engen Spalten zu fordern schienen; die Geister der Unterwelt (Erinnüen Harpüen Teufel u. a.) aus feurigen oder feuerfesten Stoffen, um im Grunde der Feuerberge leben zu können; dabei beflügelt zum bewegen durch die Luft, aber nicht gleich den freundlichen Tagesvögeln sondern wie grausige Nachtthiere (Fledermäuse) auch schrecklich gestaltet und bekrallt. Die umherschwebenden Seelen der verstorbenen versetzte der Mensch anfänglich in schnell sich bewegende Thiere wie Vögel und Fische; späterhin schuf er ihnen geleitet von seinen Träumen eine Menschengestalt in der Art, wie sie seinem Gedächtnisse am stärksten sich eingeprägt hatte; sei es in der Lieblichkeit der Blütenzeit des Körpers oder in das Leichentuch gehüllt, wie der träumende ihn zuletzt gesehen hatte.

Wir sehen wie die außersinnliche Welt, von den Schranken der Sinnenwelt des Menschen aus nach allen Seiten unendlich sich erstreckt, von der lichtesten Höhe des menschlichen Gedankens bis zu den dunkelsten Tiefen, bevölkert von den zahllosen Gestalten seiner Einbildung. Mitten darinnen steht der winzige Mensch mit seinen Fähigkeiten und Mängeln, umgeben von seiner Sinnenwelt die er erforscht, in welche aber von allen Seiten die außersinnliche Welt hineinragt; beide eines seiend in der Wirklichkeit, aber in seiner Erkenntniß geschieden durch eine bewegliche Schranke je nachdem zur Zeit die Begrenztheit seiner Sinne sie setzt. Er ruhet nicht im streben nach Erkenntniß, sendet seine Einbildung hinaus in das weite dunkle Gebiet und bevölkert es mit seinem Wesen; forscht auch gleichzeitig nach Mitteln der Erkenntniß, indem er die Grenzen seiner Sinne erweitert und die vordem unsicht-

baren Vorgänge in solche Bewegungen umsetzt, die in seiner Sinnenwelt erscheinend meßbar wurden. Er erweiterte die Grenzen seiner Sinnenwelt, drängte also die außersinnliche zurück, löste die Gestalten seiner Einbildung auf in wahrnehmbare Vorgänge, entfernte aus seinem Hirn die lieblichen wie die schreckhaften Bilder, in welche sein Verstand solche Vorgänge der außersinnlichen Welt gekleidet hatte, welche ihm als Ursache oder Wirkung wahrnehmbarer Vorgänge erschienen waren.

§. 83. Die **außersinnliche Welt der Europäer** trägt die Merkmale zweierlei Ursprunges.

Wie in den meisten anderen Zweigen der Entwicklung, haben wir Europäer auch in dieser eine Anzahl von Vorstellungen aus der Urheimat empfangen, von unseren Vorfahren auf der Wanderung aus Mittelasien hieher mitgeführt und bereichert. Dazu ist größtentheils nach geschehener Ansiedlung eine Reihe anderer Vorstellungen aus Südosten gekommen, die den dunklen Völkern der heißen Länder und Wüsten entstammend, als fremdartiges den Bildern des gemäßigten Erdgürtels sich eingefügt und untergeordnet haben. Die in Europa eingeführten Vorstellungen der Ägüpter Semiten Inder und Perser waren nur zum Theile ursprünglich dunkle, andrentheils gemischt aus dunklen und hellen. Die Ägüpter gestalteten ihre außersinnliche Welt aus den Vorgängen der von ihnen bewohnten heißen Länder; die Semiten thaten ursprünglich dasselbe, spalteten sich jedoch in der Fortbildung. Die Araber hielten die rückständigen Stufen sehr lange und ziemlich unvermischt fest; die Chaldäer entwickelten sich während dem auf Grund ihrer Urvorstellungen, konnten aber späterhin die Einflüsse der Perser bei den gegenseitigen Mischungen nicht abwehren. Die Israeliten, deren Bildungsgang für uns der einflußreichste geworden ist, waren noch mehr den Mischungen ausgesetzt; so daß alles was ihre Schriften uns zugetragen haben zum Theile altsemitisch anderentheils ägüptisch späterhin neu-semitisch (chaldäisch) und im jüngsten Theile stark persisch gemischt ist. Das persische war aber auch nicht mehr rein arisch, sondern ebenso wie das indische vermischt mit den örtlich berechtigten Vorstellungen, besonders aber durch chaldäische Einwirkungen umgebildet; so daß schon das zu uns aus dem Judenthume gebrachte ein buntes Gemenge war aus ursprünglichem und fremdem, selbst das ursprüngliche theils nur örtlich geltend theils auch auf längst verlassene Zustände und Länder begründet, also in ihrer Mitte bereits veraltet.

Das Gewirre von Vorstellungen der dunklen Menschenhälfte und der hellen ward viele Jahrhunderte hindurch in Westasien durch einander geschlungen, bevor es auf die Vorfahren der Europäer einwirken konnte. Die ältesten Spuren hier leiten zu den Einflüssen, denen die

ersten Bewohner Griechenlands, die Pelasger als Stammväter der Hellenen (1200 bis 800 vor Chr. G.) ausgesetzt waren, theils von Libien und Ägüpten also Nord-Afrika her, theils von Sürien und Kleinasien; wobei sie aus Süden die afrikanischen Vorstellungen in ihrer Ursprünglichkeit empfangen konnten, aus Osten dagegen schon eine Mischung dunkler und heller Vorstellungen, je nach der Zeit und dem Zuführungsorte verschieden zusammen gesetzt. Die Mischungen gingen vor sich bei den Hellenen von 800 bis 500 vor Chr. G., das Volk ward stark ionisch (dunkel) geartet, ebenso seine Vorstellungen; es kamen demnächst persische hinzu, während der arische Trieb der vorgeschrittenen furchtlos sich erhob zu den höheren Gedanken (Begriffen) in welche ihre Weltweisen die außersinnliche Welt zusammenfaßten. Später als zu den Hellenen, gelangten die dunklen Vorstellungen zu den Römern (700 vor Chr. G.), welche gleich jenen ihre Grundvorstellungen aus der arischen Urheimat mitgebracht hatten. Die Zufuhren kamen aber auch hier nicht gleichzeitig, sondern unregelmäßig in zufälligen Zeitabständen, sowohl ägüptische und semitische wie vornämlich hellenische, weiterhin auch persische und endlich ägüptisch-hellenische, wie sie entwickelt wurden von den Hellenen an der Hochschule zu Alexandrien; alles zugeführt in den verschiedensten Ur- und Mischgestalten.

Als das Christenthum in Europa Griechenland und Italien zuerst eingeführt ward, brachte die Bibel als Grundlage des neuen Glaubens eine Fülle von ursemitischen altägüptischen und westasiatischen Vorstellungen zu den bereits starkgemischten arischen Völkern jener Länder. Hier wesentlich verändert drang das Gemisch weiter vor nach Norden und Westen, zu den minder gemischten Ariern (Gälen Kelten Teutonen und Slaven) bei denen die Glaubensverbreiter sich bemüheten, den arischen (hellen) Völkern die fremden Vorstellungen der Afrikaner und Westasiaten einzuflößen, der Bewohner öder Wüsten brennender Hochebenen und üppig heißer Flußthäler, vermischt mit der hochausgebildeten Stufenfolge in welcher die Perser ihre außersinnliche Welt bevölkert hatten. Zu dieser überwältigenden Fülle brachten später die Araber noch eine neue, wenn auch verwandte Reihe von Vorstellungen, als sie durch Nord-Afrika vordringend in Spanien ein hochgebildetes maurisches Reich stifteten. Andere Vorstellungen Westasiens brachten die Kreuzfahrer im 11. Jahrh. mit und dazu spannen die stetig zunehmenden Handelsverbindungen neue Fäden, an denen fremde Vorstellungen zu den Europäern geleitet wurden. Seitdem gar durch zahlreiche Übersetzungen die Bibel jedem zugänglich ward und die Priester in den verschiedenen Völkern die semitischen u. a. Vorstellungen der Bibel als göttliche Eingebungen geltend machten, auch die Verehrungwesen der Israeliten als das höchste Wesen der Europäer bezeichneten, erlangten

die fremdartigen Gestalten der israelitischen außersinnlichen Welt übermächtigen Einfluß, so daß die außersinnlichen Gestalten des früheren Glaubens nur noch als Spukgestalten fortbestanden.

Dennoch zeigt die zunehmende Beobachtung der Volksgebräuche, daß bei den Europäern die unterste Grundlage unverändert die der eigenen Urheimat geblieben ist, daß sie, so weit sie nicht in der Ost-West-Wanderung den gewohnten Erdgürtel verließen, ihre Urvorstellungen beibehielten, auch aus den hinzukommenden Vorstellungen vorzugsweise den stammverwandten persischen und indischen Aufnahme gewährten, dagegen die ursemitischen und altägüptischen ihrer fremdartigen Grundlage halber nur als aufgedrungene und von den Priestern durch Gewalt und Überredung gehaltene Fessel tragen, die jeden Augenblick gelöst und abgeworfen werden könne. Das afrikanisch-semitische zeigt sich nur als eine farbige Decke, welche allerdings den herrschenden arischen Vorstellungen ein semitisches Ansehen giebt, aber gelüftet die alten ursprünglichen Gestaltungen der Arier offenbart im vollen Leben blühend und herrschend.

Es haben z. B. bei den kühleren Europäern die der Wüste entstammenden Engelerscheinungen keinen Eingang finden können, weil die Luftspiegelungen und Täuschungen der Wüste nicht vorhanden sind; es liegt hier kein Bedürfniß vor dortige Vorgänge zu verkörpern, welche dagegen noch jetzt den Araber wie vor Jahrtausenden veranlassen seine Wüstenheimat mit bösen Geistern (Iblis) zu bevölkern. Die Vorstellung von Erdgeistern Zwergen Kobolden u. a. hatten die Europäer dagegen aus der Urheimat mitgebracht, ist also naturwüchsig und lebt fort im Christenthume obgleich die semitische Bibel sie nicht kennt, vielmehr der ältere Theil die Seelen der verstorbenen im Grabe ruhen läßt. Der Glaube an den heiligen Geist hat in Europa nirgends zur Verehrung desselben geführt; nur Gott-Vater hatte in den arischen Vorstellungen seine Begründung und behielt aus der Heidenzeit seinen Namen wie sein mildes gerechtes Wesen, ohne Rachsucht Opfergier und die heftigen Leidenschaften der Semiten, welche die Bibel den Judengöttern beilegt. Der europäische Himmelsherr (Deus Gott Bog) ist so verschieden geblieben vom semitischen Wüsten- und Feuerherrn wie vor 3000 Jahren; sie stehen im Vergleiche zu einander wie Tag und Nacht. Die Europäer haben über die außersinnliche Welt unzählige fremde Vorstellungen empfangen, sind aber in ihrer Grundlage Arier geblieben, Gewächse des gemäßigten Erdgürtels, dem gemäs sie im wesentlichen ihre außersinnliche Welt gestalteten. Weit entfernt von den fremdartigen biblischen Vorstellungen haben sie durch alle Zeiten bis auf die Gegenwart denselben Herrn verehrt, den würdigen strengen und dabei milden Allvater der gemäßigten Länder. Seine

Grundzüge liegen so tief im Wesen der Europäer, daß die Priester trotz tausendjähriger Empfehlungen und Drohungen nicht im Stande gewesen sind, den der Wüste gemäs finsteren wankelmüthigen rachsüchtigen und opfergierigen JHOH an seine Stelle zu setzen: die Europäer sind in ihrer Grundlage Heiden geblieben, nur der Himmelsherr beherrscht ihre außersinnliche Welt. Das abstreifen des darüber gebreiteten semitischen geht allmälig weiter, von den semitisch geschulten Priestern als das „umsichgreifen des Unglaubens" bezeichnet beklagt und verdammt.

§. 84. Das allgemein menschliche in der Verschiedenheit der Bildungstufen der gleichzeitig lebenden zeigt sich auch in der Abstufung der Vorstellungen, in der **Schichtenfolge der außersinnlichen Welt.**

Zu unterst zeigen sich die rückständigsten Formen im Glauben an Zaubereien Beschwörungen Fetische Amulette u. a.; ebenso haben Träume Teufelserscheinungen, selbst Hexenverfolgungen noch ihre Geltung, Tischrücken und Geisterklopfen haben tausende von Anhängern, Wahrsager an allen Orten, Fetische in jeder Gestalt; denn das in der Menschheit rückständige steht dem rückständigen Menschen am nächsten. Auf dieser breiten und dichten Schicht erheben sich stufenweise die Schichtenfolgen der vorschreitenden bis zu der am wenigsten ausgebreiteten obersten Schicht derer, welche die Gestaltungen der außersinnlichen Welt auffassen als erkennbare Bewegungen, die der Mensch im rastlosen streben nach Erkenntniß unter faßbaren Formen sich vorstellte, um sie seinem Wissen und Glauben einfügen zu können, die er auch je nach den Grenzen seiner Erkenntniß beschränkt oder erweitert. Die vorschreitenden streifen die rückständigen Gestalten allmälig ab und bezeichnen das fortleben derselben als Aberglauben; wogegen die Anhänger des rückständigen jene vorschreitenden als ungläubige bezeichnen, in sofern ganz treffend von ihrem Standpunkte aus, als die vorschreitenden zum Glauben wie zum Aberglauben der rückständigen ungläubig sich verhalten.

Auch die beiden Seiten der menschlichen Entwicklung, die aufsteigende und die absteigende, Fortbildung und Rückbildung neben einander lassen sich erkennen. Die Fortbildung wirkte rastlos nach Erkenntniß der außersinnlichen Welt, im ehrlichen bemühen vielfach irrend; strebend die darin gedachten Wesen heran zu ziehen um Offenbarungen zu empfangen; strebend sie durch Opfer Gebete Selbstpeinigungen zum besten der Menschen zu lenken. Sie hat die Menschheit stufenweise durch unzählige Irrungen zur höheren Erkenntniß geleitet, ihre außersinnliche Welt schrittweise mit lichteren und umfassenderen Vorstellungen

erfüllt. Die Rückbildung unablässig zur Seite hat im herabziehen der Vorstellungen sich geäußert, hat zu Gaukeleien und Täuschungen geführt, aber in sofern fortbildend gewirkt, als sie den Untergang der rückständigen Vorstellungen beschleunigte. Einseitig hemmend wirkt sie fortwährend, indem sie in der Pflege der rückständigen Vorstellungen durch Kräfte (Priester Lehrer) die den vorgeschrittenen angehören, die Heuchelei fördert und der Fortbildung den gebürenden Bereich schmälert.

Die Erscheinungen der Fortbildung und Rückbildung gegen einander abgewogen, stellen als Ergebniß heraus

daß die Fortbildung überwiege, streben der Menschen nach Erkenntniß der außersinnlichen Welt stetig zunehme an Stärke wie an Erfolg, wenngleich verzögert durch die engen Grenzen der Sinne und zersplittert nach den örtlichen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse;

daß gegenwärtig wie zu allen Zeiten die verschiedenen Stufen der Fortbildung wie der Rückbildung in den gleichzeitig lebenden neben einander erkennbar seien, daß sie in ihrer förderlichen wie hemmenden Wirkung eine schwankende aber unaufhaltsame Mehrung des Bildungschatzes der Menschheit ergeben;

daß in allen Gestaltungen des strebens das Menschenwesen mit seinen Fähigkeiten und Mängeln als die Grundlage zu erkennen sei, auf welcher die Vorstellungen von der außersinnlichen Welt, von den kleinsten Anfängen bis zu den höchsten Gestaltungen der Gegenwart sich fortgebildet haben.

Geist und Unsterblichkeit.

§. 85. Unter den **Mängeln des Menschenwesens** wurde (§. 6) auch derjenige erkannt, daß wir die Gegenstände und Vorgänge außer uns nicht erfassen können, sondern lediglich die Eindrücke welche sie auf uns machen und daß wir in jedem Falle genöthigt sind, aus den einzelen zu einander gehörigen Eindrücken ein Bild zusammen zu setzen und dieses in unserem Gedächtnisse den bereits vorhandenen Vorstellungen einzureihen, indem wir durch vergleichen mit anderen Gegenständen oder Vorgängen die Anknüpfungpunkte schaffen. Es steht uns kein anderer Weg zur Erkenntniß offen, wir können ihn trotz der augenscheinlichen Unsicherheit nicht vermeiden und haben deshalb unser bemühen darauf zu richten, die Gefahren unserer Erkenntniß zu erforschen, ihren Einfluß auf die ererbten und selbst geschaffenen Vorstellungen zu ermitteln und ihrem ferneren einwirken thunlichst vorzubeugen oder auszuweichen. Die größte Einbuße erleiden wir allerdings, indem uns alle Eindrücke entgehen, welche außerhalb der Grenzen unserer Sinne liegen, sei es daß uns der Sinn zur Erfassung etwa gänzlich mangele oder daß die Eindrücke zu klein zu schwach zu beweglich seien um einzeln erfaßt werden zu können. Die größten Gefahren erwachsen uns aber nur bei letzteren, denn die erstgenannten sind ganz wirkungslos, können also nicht irreleiten; nur diejenigen Eindrücke welche an den Grenzen unserer Sinnenwelt vor sich gehen, bieten die größten Gefahren und wenn wir auch vermögen sie zum Theile zu ahnen oder zu erkennen, so stehen doch noch immer zahlreiche Wege des Irrthumes offen. Es bleibt uns nur übrig, bestehende Irrthümer abzustreifen und dem forschenden die gefahrvollen Bahnen als solche zu bezeichnen, die ihn irreleiten wenn er nicht ausreichende Vorsicht anwendet.

Bei fortschreitender Bildung ist es dem Menschen möglich geworden, durch Hilfmittel den Bereich seiner Sinne zu erweitern. Namentlich hat unser wichtigster Sinn des sehens hierin gewonnen und dadurch nicht allein den Bereich des menschlichen Beobachtens

erweitert, sondern auch im Bereiche manche und zwar einflußreiche Vorstellungen und Begriffe umgestaltet. Das Fernrohr hat es ermöglicht unser Gesichtsfeld millionenfach erweiternd in die Welt der Größen vorzudringen, nicht allein auf Erden sondern auch weit hinaus in der unermeßlichen Welt Gegenstände und Vorgänge zu entdecken deren Eindrücke auf unseren Sehnerv wir ohnedies nicht würden auffassen können. In der anderen Richtung auf das kleinste in unserer Nähe, hat das Vergrößerungglas es ermöglicht, unser Gesichtsfeld zu vertiefen, in die Welt des kleinen vorzudringen und Eindrücke von nahen Gegenständen zu empfangen, die vordem ihrer Feinheit halber unserer Auffassung verborgen blieben. In beiden Fällen fehlte es vordem nicht an Eindrücken, sie waren aber zu klein zu schwach und deshalb unmerklich; erst durch Zusammenstellung geeignet geschliffener Gläser ward das Bild der fernen wie der nahen Gegenstände, ihr Sehwinkel, so weit vergrößert, daß es dem Sehnerven möglich ward den Eindruck gesondert zu empfinden und zum Hirn fortzupflanzen. Das bloße Auge erblickt die aus unzähligen Sternen bestehende Milchstraße nur als Nebelstreifen, aus gleicher Ursache das mit unzähligen Thieren angefüllte Grabenwasser als getrübt; weil das Bild vom einzelen Stern oder einzelen Thierleib im Auge zu klein ist um erfaßt werden zu können, so zu sagen zwischen den Nervenenden im Auge hindurchfällt oder sie nur theilweise trifft; wodurch aus den vielen unerfaßten Einzeleindrücken ein trübes oder schwaches Gesammtbild entsteht. Erst die Vergrößerung durch geschliffene Gläser breitet das Bild des einzelen Sternes oder des einzelen Thierchens so weit aus über die Enden der Sehnerven, mit denen das Innere des Auges wie gepflastert erscheint, daß es möglich wird das Bild als ein gesondertes aufzufassen. Indem der Mensch solchergestalt sein Sehfeld in den Richtungen auf das große wie das kleine erweiterte, hat er seine Vorstellungen gemehrt und berichtigt, aber auch die frühere unwandelbare Zuversicht, das zweifellose vertrauen auf sein Sehvermögen verloren; denn während er in das Reich des vorhin unsichtbaren vordrang, mußte er erkennen, nicht allein wie wenig ihm bisher sein Auge offenbart hatte, sondern auch mit wie vielen Mängeln und Täuschungen es behaftet sei und wie vielfältig es ihn verleitet hatte.

Nicht minder irreleitend wirkt der andere Mangel unserer Sehfähigkeit, daß nur die Vorgänge aufgefaßt werden, deren Eindrücke eine angemessene Zeit hindurch auf unseren Sehnerv wirkten um dadurch als gesonderte empfunden zu werden. Denn um einen Eindruck für sich aufzufassen, muß der Sehnerv nicht allein in Bewegung gesetzt sondern auch eine genügende Zeit darin erhalten werden, gefolgt von einer Zwischenzeit der Ruhe, sonst fließen die einzelen Eindrücke in

einander und hinterlassen nur ein Gesammtbild: wie z. B. der Blitzfunken als Blitzstral. Auch diesen Mangel hat der Mensch erkannt, seitdem er lernte die Geschwindigkeit des Lichtes zu messen und die daraus notwendig hervorgehenden Täuschungen folgern konnte, um sie sowohl bei seinen Beobachtungen in Anrechnung zu bringen, als auch Vorbeugungmittel wider die Täuschung zu ersinnen.

Dagegen hat es nicht im gleichen Maße gelingen wollen, einen anderen Mangel der Sehfähigkeit auszugleichen, der uns verhindert Eindrücke von Gegenständen zu empfangen, denen ein gewisses Maß der Dichtigkeit fehlt. Ist der Gegenstand weniger dicht, dann sehen wir ihn nicht, oder wenn er seine Dichtigkeit die uns in den Stand setzte ihn zu sehen, zu einer späteren Zeit unter jenes Maß verändert, dann macht er keinen Eindruck mehr auf unseren Sehnerv und wird unsichtbar. So sehen wir die Gase nur dann wenn sie mit anderen Körpern verbunden sind oder in sehr dicker Schicht oder stark verdichtet oder mit anderen sich verbindend als Licht. Leuchtgas ausströmend ist unsichtbar obgleich schwarze Kole darin enthalten ist; wird dagegen der Gasstrom entzündet, dann mehrt sich die Dichtigkeit im verbinden mit Sauerstoff der umgebenden Luft so sehr, daß sie leuchtend sichtbar wird. Die Lufthülle unserer Erde, das Gasmeer auf dessen Grunde wir Menschen leben und wirken sehen wir nicht; diesen fühlbaren und wägbaren Körper von dem wir uns nären, dessen Bewegung wir empfinden, den wir hin und her peitschen können wie Wasser, der sich zusammenpressen und ausdehnen läßt nach belieben, sehen wir nicht oder genauer gesagt, nur wenige wissen daß sie ihn sehen. Blicken wir um uns nach nahen Gegenständen, so fällt es selten ein daß ein dritter Körper dazwischen sich befinde, der Form und Farbe äußere; die meisten denken nicht daran, daß die blaue Farbe des hohen Himmels über ihnen nur die Luft sei, welche die Erde umhüllend bis in ihr Auge reicht und von der Sonne erleuchtet, in unserem Auge den Eindruck erregt den wir als blau bezeichnen. Wir können die Dicke und Dichtigkeit messen in welcher unsere Lufthülle als Bläue sichtbar wird, indem wir an fernen Gebirgen erkennen daß sie uns nicht in den Farben ihrer Felsen und Wälder sondern blau erscheinen; was nur der zwischenbefindlichen Luft zugeschrieben werden darf deren Erleuchtung wir darin erblicken. Diese Färbung muß allerdings vorzugsweise dem in der Luft vorhandenen Wasserdunste zugeschrieben werden; denn je geringer irgendwo der Wassergehalt der Luft ist desto mehr nähert sich die Farbe dem schwarzen, der Farblosigkeit.

Dieser Mangel äußert sich um so öfter, als wir wissen daß alle bekannten Stoffe die Gasform annehmen können sobald sie die dazu erforderliche Wärme mitgetheilt erhalten; daß wir also bei jedem vor-

handenen Körper mehr oder minder der Gefahr ausgesetzt sind, ihn verschwinden zu sehen, sobald sein Körperzustand in den gasigen sich umgestaltet. Wir sehen z. B. die Verbindung von unsichtbarem Sauerstoffe und ebenso unsichtbarem Wasserstoffe gestaltet als starres Eis oder tropfbares Wasser; durch Wärmeentziehung geeignet angewendet ist die Verbindung beider unsichtbaren Gase als Wassertropfen sichtbar geworden, dann durch fortgesetzte Wärmeentziehung zum festen Körper erstarrt, aus dem man Häuser und Brücken erbauen könnte. Anwenden der Wärme bringt die umgekehrte Umwandlung hervor: das Eis thaut auf zu Wasser, das Wasser löst sich auf in unsichtbaren Dampf, der Dampf kann wieder in die beiden unsichtbaren Gase geschieden werden. So können in jedem Augenblicke Körper unsichtbar werden ohne ihr dasein zu verlieren, oder aus dem unsichtbaren in den sichtbaren Zustand zurückgefürt werden ohne neu zu entstehen. So lange dem Menschen diese Kenntniß fehlt, steht er den vorgehenden Umwandlungen gegenüber wie einer Welt der unerklärlichen Wunder, läßt sich je weniger seine Erkenntniß vom Verständnisse geleitet wird desto mehr von seiner Einbildung verleiten. In gleicher Weise verhält es sich mit dem menschlichen Hauche: die ausgeathmete Luft besteht aus einem Gemenge verschiedener Gase und Wasserdunst, der sofort in kleinen Tropfen sichtbar wird wenn wir einen kalten Gegenstand anhauchen. In warmer Luft sehen wir den Hauch nicht, weil ihm die erforderliche Dichtigkeit fehlt; in kalter Luft dagegen erblicken wir ihn als Dunstwolke dahinfliegend, weil er vor dem Munde abkühlend sich verdichtet und dadurch sichtbar wird. Wer in heißen Ländern geboren und lebend niemals Gelegenheit hatte, den menschlichen Hauch verdichtet zu sehen, wird denselben zu den unsichtbaren Körpern zählen, also andere Vorstellungen damit verbinden als der Bewohner kalter Gegenden. Aber auch dem Blicke des letzteren ist die Sichtbarkeit des Hauches nur von kurzer Dauer; denn er verflüchtigt sich rasch, die Dunstbläschen entfernen sich von einander und die Dichtigkeit der Wolke mindert sich so sehr daß dem Sehnerv der Eindruck nicht länger faßbar wird: der Hauch entschwindet ungesehen.

§. 86. Die Menschen haben Jahrtausende hindurch nicht geahnt, ahnen meistens auch jetzt noch nicht die Gefahren mit denen durch Mängel der Sinne das unablässige streben nach Erkenntniß beeinflußt wird. Sie haben ohne Mißtrauen die Eindrücke aufgenommen wie sie in den Bereich ihrer Sinne fielen, haben daraus und demgemäs ihre Vorstellungen und Begriffe gebildet, durch vergleichen vereinigt, dem Gedächtnisse eingeprägt und den nachkommenden Geschlechtern vererbt. In den auf einander folgenden Geschlechtern, welche sie

ohne Mißtrauen empfingen und vererbten, lebten sie fort längst nachdem dem Gedächtnisse entschwunden war wie diese Vorstellungen in der Urzeit entstanden seien. So lange die Nachkommen von den selben Fähigkeiten geleitet und den selben Mängeln verleitet blieben wurden die Vorstellungen auf Treu und Glauben ererbt und vererbt. Die Väter und Kinder beobachteten mit gleichen Sinnen, betrachteten namentlich den Sinn des sehens als einen so sicheren und zuverlässigen Führer, daß kein Zweifel gehegt ward am wirklichen vorhanden sein dessen was man mit eigenen Augen gesehen hatte oder zuverlässige Leute als solches mittheilten.

Unter den zahlreichen in der Urzeit entstandenen, ragt hervor die **Vorstellung vom Lebenswesen des Menschen und dessen Gestaltung,** als eine der weitest verbreiteten und eingreifendsten. Wenn auch in vielen Abstufungen, wie die ungleiche Fortbildung der einzelen Völker und der einzelen Menschen in jedem Volke es bedingt, findet sich doch diese Vorstellung mit geringen Ausnahmen bei allen Völkern, sobald sie einige Stufen über die Thierheit sich erhoben. Die weitest rückständigen Völker der Gegenwart besitzen sie noch nicht weil sie auf zu tiefen Stufen stehen; jedes andere Volk sobald es das Glück hatte den genügenden Grad höherer Fortbildung zu erreichen, entfaltete die ersten Ansätze zu dieser Vorstellung und zunehmend bei fortschreitender Bildung in einer Stufenfolge, die durch verschiedene Zeiten und Völker zu den höchsten Gestaltungen der Jetztzeit fürte. Die Allgemeinheit der Vorstellung ist ein Beweis ihres Ursprunges aus dem allenthalben und jederzeit gleichartig wirkenden Menschenwesen; sie muß wie alle anderen aus den Eindrücken gebildet worden sein die der Mensch durch seine Sinne empfängt, ist also auch durch die Mängel dieser Sinne beeinflußt worden, zu denen dann noch die Mängel des Gedächtnisses und des Verstandes hinzu kamen.

Die Gleichartigkeit der Vorstellungen bei zahlreichen Völkern des Alterthumes wie der Gegenwart zeigt sich zunächst darin, daß sie glauben im lebenden Menschen wirke ein unsichtbares flüchtiges Wesen, welches im ableben entfliehend den toden Leib zurücklasse. Es müssen also allenthalben und gleichmäßig Vorgänge statthaben, deren Eindrücke in jener Vorstellung ihre Gestaltung erhalten konnten: leben und ableben des Menschen müssen Erscheinungen bieten, aus denen schon auf jenen rückständigen Stufen der Bildung solche Vorstellung entstehen konnte. Dieses offenbart sich noch nicht auf den tiefsten Stufen; denn dort ist dem Menschen wie dem Thiere das leben und sterben etwas gegebenes, welches hingenommen wird ohne zu weitergehenden Vorstellungen zu führen. Erst bei fortschreitender Bildung gelangt der Mensch dazu sich mehr zu sichern, lernt Gefahren kennen

und meiden, kämpft um sein dasein, statt auf steter Flucht umher irrend der Gefahr willenlos sich zu unterwerfen. Als er immer weiter erforschte was ihn bedrohete, mußte er auf höheren Stufen seine Aufmerksamkeit auch dem Vorgange widmen der seinem ganzen dasein ein Ende machte. Hatte er bereits gelernt, zahlreiche Vorgänge zu erkennen welche sein dasein bedroheten, so mußte er sich um so mehr gedrungen fühlen den Vorgang des Todes zu erforschen, um auch dieser größten Gefahr entgehen zu können. Er sah wie das Kind seine Menschenform im heranwachsen ausdehnte, ohne daß ein anderer dabei behilflich sei; erkannte es vom Säuglingszustande bis zum Erwachsenen als ein in den Hauptzügen sich gleichbleibendes Wesen, welches fortwährend sein Leben in gleichartigen Bewegungen und freiwilligen Äußerungen bethätigte, bis der Tod schroff alles abschnitt. Verglich er den gestorbenen mit dem vorhin lebenden, so fand er sich einem Räthsel gegenüber: es war die Menschenform mit allen Gliedern verblieben und doch war das dasein der Leiche so sehr verschieden von dem vorhin lebenden, daß die Frage nahe lag was dem bekannten Genossen nunmehr fehlen möge. Wären der Leiche die Beine abgefallen, so hätte man sich leicht erklären können warum sie nicht gehe; wären ihre Zunge ihre Augen geschwunden, so hätte man sofort eingesehen warum sie nicht rede oder um sich schaue. Aber man erblickte den Menschen vollständig, die selben Glieder die selben Sinne; noch starrte das geöffnete Auge hinaus und dennoch fehlten Bewegung Sprache Empfindung. Es lag nahe zu denken, daß vordem etwas dagewesen sein müsse was jetzt fehle; da man aber an allen sichtbaren Theilen keinen Mangel entdecken konnte, so war nur zu folgern daß jenes ein flüchtiges sein müsse, weil es entweichen konnte ohne auffällig zu fehlen. Es war damit keineswegs angenommen daß dieses flüchtige körperlos sei, vielmehr zeigt sich in den rückständigsten Formen die Annahme eines änlich gestalteten kleineren Wesens, welches in dem lebenden seinen Aufenthalt habe, ihn bewege und lenke, aber im Tode ihn verlasse, irgend wohin entweiche. Bei einigen Negervölkern welche keine breite Kluft zwischen den Menschen und Thieren anerkennen, findet sich jene Vorstellung ausgedehnt über alle Wesen: nach ihrem Glauben entweiche aus jeder getödeten Schlange eine ganz kleine Schlange gefährlichster Art, suche sich einen neuen Schlangenleib und nehme tödliche Rache am Mörder. Bei anderen höher entwickelten Völkern ist es gebräuchlich dem sterbenden alle Körperöffnungen zu verschließen, um das verborgene Lebenswesen am entweichen zu verhindern. Diese Vorstellung ist stark genug sich zu erhalten, obgleich die Vorkehrung den entgegengesetzten Erfolg hat, nämlich das absterben beschleunigt. In Sina findet sich der Gebrauch, zum ster=

benden einen Seelenfänger zu rufen, der damit beginnt durch bitten und beschwören das Lebenswesen zurück zu halten, es in rührender Weise erinnert an den Kummer den es durch seine Flucht erzeugen werde, an die Dankbarkeit auf welche es beim verbleiben rechnen dürfe. Gleichzeitig läßt er Thüren und Fenster möglichst dicht verschließen, damit die Seele nicht entschlüpfen könne. Sobald aber der letzte Athemzug erfolgte, hascht er im Krankenzimmer umher wie ein Schmetterlingsfänger, entdeckt aber zuletzt daß die Seele durch einen Spalt oder ein Loch entwichen sei. Derartige Vorstellungen erscheinen uns roh und lächerlich, bilden aber dennoch Glieder derselben Kette mit unseren vorgeschrittenen Vorstellungen, verhalten sich zu den unsrigen wie der Kinderglaube zur Erkenntniß des Mannes; sie sind die einzelen Fußspuren des Entwicklungganges, aus denen wir die Richtung der durchlaufenen Bahn ermitteln sollen.

Höher entwickelt findet sich die Vorstellung bei den Israeliten, denn nach ihrer Ansicht (3. Mose 17. 14) lag „des Leibes leben im Blute". Es mögte hierin der Anhalt liegen zum bilden der Vorstellung eines hauchartigen Wesens, als welches in der Schöpfungssage (1. Mose 2. 7) die Seele beschrieben wird. Dem denkenden Menschen bot sich nämlich ein naheliegender Vergleich dar zwischen denen die an schweren Wunden verbluteten und solchen die am Siechthume starben: bei ersteren fließt das rauchende Blut aus und mit demselben sinkt das Leben dahin; bei letzteren behält der Leichnam das Blut, aber es raucht nicht mehr wenn man es ausfließen läßt; des Leibes leben war also im Blutdunste zu suchen, der vom verblutenden sichtbar entwich, vom siechen aber unsichtbar entwichen sein mußte, weil er auch diesem fehlte im Tode. Der Vorgang des sterbens schien damit eine einfache zufriedenstellende Erklärung empfangen zu haben, passend zu den erkennbaren Veränderungen im Tode, auch ohne Anstoß zu den weitergehenden bekannten Vorstellungen leitend. Wenn nämlich gedacht ward daß im Blutdunste das leben liege, im sterben als hauchartiges Wesen entfliehend, so folgerte daß dieses kein kleines geformtes Wesen sein könne, welches im Leibe an einem besonderen Orte sich aufhalte und im Tode entschlüpfe, sondern als flüchtiges Wesen den ganzen Leib erfüllen müsse, weil an jeder Stelle wo der Mensch verletzt ward, dunstendes Blut hervorströmte. Das Lebenswesen erfüllte den ganzen Leib, mußte also ein vollständiges Abbild der Menschenform sein, alle Theile belebend aber aus einem viel feineren, hauchartigen Stoffe gestaltet. Ein Naturforscher der Jetztzeit würde allerdings durch auffangen und abkühlen des flüchtigen Lebenswesens erweisen können daß es lediglich Wasserdunst sei. Es läßt sich aber begreifen, wie in Ermanglung dieser Vorkenntnisse, die Deutung des Dunstes als Lebenswesen entstehen konnte.

Sichtbares entweichen und verflüchtigen des Dunstes führte zu der weitergehenden Deutung, daß das Lebenswesen in den weiten über uns befindlichen Luftraum sich erhebe, dessen unsichtbare leichte und flüchtige Art dem hauchartigen Lebenswesen so änlich war. Unter allen Bewegungen die der Mensch beobachtet, mußte ihm von jeher die des erhebens in die Luft die staunenswertheste sein; denn laufen und schwimmen anderer Wesen erregte nicht vergebens seinen Wetteifer, er vereinte in sich beide Fähigkeiten. Aber emporfliegen, durchkreuzen der Luft versucht er vergebens; mit Sehnsucht und Neid sieht er den Adler schweben, die muntere Schwalbe ihre Kreise ziehen, nicht einmal befähigt dem flatternden Schmetterlinge es gleich zu thun; seine Sohle haftet an der Erde und vergeblich wünscht er sich Flügel um den freien Luftraum zu durcheilen. In dieser erkannten Unmöglichkeit, verband er mit dem fliegen die Vorstellung des erhabenen; sobald er beobachtete daß das entfliehende Lebenswesen nicht einmal der Kraftanstrengung des Flügelschlages bedurfte um sich leicht zu erheben und unsichtbar zu verflüchtigen, mußte seine Vorstellung vom Wesen der Seele um so höher sich steigern. Aus den einzelen Vorstellungen entstand das Gesammtbild eines flüchtigen erhabenen Wesens, welches aus kaum sichtbaren Stoffen in der Gestalt des ganzen Menschen beim Tode entweiche und in den freien Luftraum sich erhebe. Verglich der Mensch mit diesem erhabenen Wesen den zurückgelassenen Leichnam, so ward ihm noch mehr die höhere Art der Seele klar: der Leib verweste in so widerlicher und lästiger Weise daß er Abscheu erregte, mußte als unerträglich ehemöglichst entfernt werden oder der lebende seiner Nähe entfliehen; die Seele dagegen schwand als ein höheres und reineres Wesen flüchtig empor, die rohe und widerliche Hülle zurücklassend.

In dieser Weise bildete sich folgende Reihe von Vorstellungen, die bei den Bildungvölkern des Alterthums herrschte und noch jetzt dem Glauben der Europäer zum Grunde liegt:

der Mensch bestehe aus zweien Wesen gleicher Gestalt: einem faßbaren groben Leibe mit Gliedern und Sinnen, und einem flüchtigen feinen Lebenswesen;

das flüchtige feine Wesen, die Seele, belebe den an sich bewegunglosen Leib, lenke ihn und bediene sich seiner, um mit der Außenwelt in Verbindung zu wirken;

das beleben sei nur zeitweilig, der Leib entstehe wachse und wirke nur während die Seele mit ihm vereint sei, höre aber auf zu leben sobald im sterben die flüchtige Seele entfliehe;

der Leib sei ein irdisches Wesen welches sich in Staub auflöse; die Seele ein überirdisches Wesen welches erlöst aus dem zeitweiligen

gebundensein an den Leib, von der groben Erde in den leichten freien Luftraum sich erhebe.

§. 87. Je mehr diese Vorstellungen sich fortbildeten, desto weiter ward die Kluft gedacht zwischen Leib und Seele, desto mehr wuchs die **Geringschätzung des Leibes**. Der Leib ward betrachtet als eine hemmende Last, ein Gefängniß der Seele, welches sie verhindere sich zu erheben; er ward verachtet vernachlässigt gepeinigt und zu vergessen gesucht, um desto mehr die Seele zu erleichtern, sie zu befähigen um so ungehemmter das ihr innewohnende höhere zu entfalten, unbelästigt von dem rohen irdischen Leibe sich zu fühlen. Der Mensch mußte in dieser Richtung allerorts zu änlichen Schlüssen geführt werden, auf Grund der Gleichartigkeit der Sinne, der Entwicklung des Gedächtnisses und Verstandes. Auch die in anderen Vorstellungen wirksame Verschiedenheit der örtlichen Lebensverhältnisse konnte in diesem Falle keine Verschiedenheit in den Gestaltungen der Vorstellungen herbeiführen; denn das sterben der Menschen geschieht allenthalben in gleicher Weise unbeeinflußt durch örtliche Lebensverhältnisse.

Die Geschichte lehrt in den mehr oder minder deutlichen Kunden, wie bei verschiedenen Völkern die selben Vorstellungen herrschten und zu den gleichen Schlußfolgerungen führten; ferner wie sie weit hinaus durch Zeiten und Völker sich ausbreiten konnten, gestützt auf überall gleichmäßig vorkommende Beobachtungen. Die schroffe Gegenüberstellung der Seele zum Leibe findet sich (verbunden mit älteren Opfervorstellungen) ausgesprochen bei den

Israeliten in den gebräuchlichen Fasten und Entbehrungen mancherlei Art, um den rohen irdischen Leib zu bändigen, seine Hemmung des höheren geistigen zu unterdrücken;

Brama-Indern in den Priester- und Klostergelübden, den vorgeschriebenen Gebeten Fasten Entbehrungen Selbstgeißelungen und Qualen zum niederhalten des sinnlichen Leibes und dadurch erleichtertes erheben der Seele;

Buddha-Indern und Tibetanern in den Priester- und Klostergelübden, wie auch im ruhen erstrebtes vergessen alles irdischen, versenken der Seele in das erhabenste (die Nirwana) zur gänzlichen Befreiung von leiblichen Empfindungen und Leidenschaften;

Muhammadanern in den Fasten und Enthaltungen aller zu bestimmten Zeiten, in den Selbstpeinigungen der Derwische, zum Zwecke der Bändigung des Leibes um der Reinheit der Seele;

Christen im fasten und entsagen, den Priester- und Klostergelübden, Selbstgeißelungen Wallfahrten und Gebeten aller Zeiten und Bekenntnisse.

So fern und sonst verschieden von einander diese Völker und Glaubensbekenntnisse auch sind, läßt sich doch deutlich erkennen, daß bei ihnen allen die vier Grundvorstellungen herrschend sind, welche vorhin im gegenüber stellen des Leibes und der Seele erläutert wurden. Herabwürdigen des Leibes um die Seele zu erheben, findet sich sehr scharf ausgeprägt in dem Ausspruche Jesu (Matth. 5. 29): „Ärgert dich dein rechtes Auge so reiß es aus und wirf es von dir; ärgert dich deine rechte Hand so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser daß eines deiner Glieder verderbe, als daß du in die Hölle geworfen werdest.“ Die Herabwürdigung ist aber von einzelen weiter geführt worden bis zu gefährlichen Selbstverstümmlungen, zum Selbstmorde und zum Morde der eigenen Kinder; damit ihre Seelen um so eher und in voller Reinheit von der hemmenden unreinen Last des Leibes befreiet werden. Steigerungen sind aber natürliche Fortbildungen der Vorstellungen; daß sie glücklicher Weise spärliche Ausnahmen geblieben sind, hat die derbe Lebenslust verhütet welche die Menge der Menschen erfüllt. Nur in einzelen haben sie zur Verneinung des Lebens sich steigern können. Desto mehr haben sie die Zwecke und den Genuß des Lebens geschmälert und das Leben von millionen frommer Menschen umgewandelt zu einem öden freudeleeren Dasein voll mattherziger Entsagung.

Bei der vorwaltenden Geringschätzung des Leibes sollte man erwarten, daß der von der Seele zurückgelassenen groben und widerlichen Hülle eine demgemäße geringschätzige Behandlung zu Theil geworden wäre. Es scheint jedoch nirgends die Vorstellung so weit sich gesteigert zu haben. Auf der untersten Stufe stehende rückständige Völker lassen, gleich den Thieren, die Leiber zum verwesen oder den Raubthieren auf der Stelle des sterbens. Bei steigernder Fortbildung benutzen sie solche als Speise, wie es in älteren Zeiten bei den meisten Völkern gebräuchlich war; auch Hellenen und Semiten, wie sprachliche Ausdrücke und Sagen andeuten. Gegenwärtig noch bei den Fans und Pongwa Krumann u. a. in West-Afrika, mehreren Völkern in den oberen Nilländern, Sunda-Insulanern, den Fidschi-Insulanern und anderen Australiern; von denen erstere dorfschaftweise ihre Leichen austauschen, letztere dagegen oftmals die Leichen der im Kampf gefallenen zum gemeinschaftlichen Friedensmahle verwenden. Auf der höheren Stufe legt man sie ohne Geringschätzung den Thieren des Landes hin, den Krokodilen oder Kazenthieren zur Speise, legt sie wie die Indianer Nord-Amerikas und die Parsen in Ostindien auf hohen Gerüsten den Vögeln zur Speise oder vergräbt sie semitisch in die Erde zum Futter für die Maden. Anderorts verschließt man sie in ihre Wohnhütte oder in vorhandene Höhlen, wie es vielfach bei den Israeliten gebräuchlich

war; bei den Ägüptern wurden sie sogar balsamirt oder mindestens gepökelt; bei den Indern wendet man noch jetzt wenn die Umstände es gestatten die Kosten des verbrennens daran, wie die Sinesen oftmals die Ersparnisse vieler Jahre dazu bestimmen, bei Lebzeiten einen ausgezeichnet schönen Sarg sich machen zu lassen, den sie einstweilen als Kleiderschrank benutzen. Alle Verfahrungweisen stehen in geringer Abhängigkeit von den Vorstellungen über die entflohene Seele, zeigen weder Achtung noch Verachtung des Leibes: die gebildeten Parsen wollen ebensowenig einen Abscheu zu erkennen geben, wenn sie die Leichen den Vögeln zur Speise hinlegen, wie die Europäer wenn sie solche den Maden überliefern. Der Altägüpter scheint mehr von Gesundheitrücksichten und von der Vorstellung einer Seelenwanderung geleitet worden zu sein als von Hochschätzung des Leibes. Der Hindu prägt seinen Beweggrund zum verbrennen in den dabei ausgerufenen Worten aus: Somit übergeben wir der Luft was ihr gebürt, dem Wasser was ihm entstammt und der Erde was irdisch ist.

§. 88. Der Tod war in den Vorstellungen der Völker der Abschluß des sichtbaren Lebens; denn es endete augenscheinlich, sobald das hauchartige Lebenswesen entfloh. Damit war aber noch nicht die Vorstellung vom **Fortleben der Seele** gegeben, sondern diese scheint erst viel später entstanden zu sein.

Die Beobachtung am ausströmenden Blute hatte gezeigt, daß die Seele zerfließe; man sah sie entweichen sich erheben aber sofort zerrinnen unsichtbar in der Luft verschwinden; der Hauch den der Schöpfer eingeblasen hatte zerrann und das Lebenswesen war dahin. Daß die Seele fortlebe nach dem Tode scheint nicht gefolgert zu sein aus dem beobachteten entfliehen des Lebens, sondern aus äußeren Begebenheiten, durch welche die hinterbliebenen mit den verstorbenen in Verbindung gesetzt wurden und das fortleben folgerten. Die weitest zurückliegenden Vorstellungen deuten auf Traumerscheinungen, welche den lebenden die Gestalt der verstorbenen vorführten in solcher Deutlichkeit, daß es nahe lag sie als vollgültige Beweise des fortlebens der Seele anzusehen. Der träumende redete mit ihnen im Schlafe wie im wachen, vernahm ihre Wünsche und Rathschläge; sie standen sichtbar vor ihm, er berürte sie und doch waren sie verschwunden sobald er aufwachte; wozu sie augenfällig befähigt schienen durch die bekannte Flüchtigkeit und Dünne ihres Wesens. In anderen Fällen war jemand gestorben, vor dessen Rache ein lebender sich gefürchtet hatte und fühlte sich befreiet durch den Tod seines Feindes. Bald darauf aber widerfuhr ihm ein Unglück, ihn traf eine versteckte Bosheit die er dem verstorbenen im leben ohne weiteres zugetraut hätte. Wenn er nun wie es

oft der Fall sein mogte keine sichtbare Ursache entdecken konnte, lag es nahe an die Seele des verstorbenen zu denken, welche auch nach dem Tode ihre Tücke nicht unterlassen wollte. Daher ist bei allen rückständigen Menschen, in wilden Völkern wie im Kreise der Europäer, die Furcht der vorherrschende Grundzug ihres Verhältnisses zu den Seelen der gestorbenen; man mißt ihnen vorzugsweise alles nachtheilige und boshafte zu, was die nachlebenden aus unbekannten Gründen trifft: die Gespensterfurcht der Europäer steht darin auf gleicher Stufe mit dem Geisterglauben der rückständigen Völker. Bei den Urvölkern Amerikas findet sich vielerwärts die Vorstellung, daß die Seelen dunkle Wälder öde Berge oder Schluchten bewohnen, woher sie Schnee und Hagel Stürme und Regen zum verderben der Menschen senden. In änlicher Weise läßt der europäische Gespensterglaube sie umher irren, Menschen erschrecken und Unheil verüben; Südsee-Insulaner denken sie in Fischen und Seethieren die Insel umschwimmend; andere Völker ältere wie lebende ließen sie in Vogelgestalten umher irren, die durch ihr Geschrei die hinterbliebenen riefen, ihren Tod verkündeten; oder hegten die Vorstellung die Seelen flatterten in der Nähe umher, verließen nicht ihre Heimat sondern kehrten zu ihren Grabstellen zurück, so daß es nöthig sei Speise und Trank auf die frischen Gräber zu stellen, um ihre Anhänglichkeit zu sichern, ihnen Qualen zu ersparen. Die leibliche Fürsorge beschränkte sich bei den Persern auf drei Tage, innerhalb derer nach ihrer Meinung die Seele in den Leib zurückkehren und der verstorbene lebend auferstehen könne. Bei den Asante in West-Afrika herrscht die Vorstellung, die Seelen flögen in Vogelgestalt umher und schrieen wenn der Hunger sie plage; man schlachtet von Zeit zu Zeit eine Anzahl Sklaven, um mit derem Fleische und Blute die Seelen (Vögel) zu speisen. Noch jetzt geht bei den Juden in Habesch der Rabbi dem Begräbnißzuge voran und bittet die umherflatternde Seele zurück zu kehren. Die zarteste Vorstellung unter allen findet sich bei den Negern St. Domingos, welche sich vorstellen die Seelen umflatterten in Schmetterlingsgestalt die schlafenden hinterbliebenen, küßten die Lippen derer von denen die Trennung ihnen schmerzvoll gewesen sei.

Daß in der Luft Seelen schweben ist im Glauben mancher Völker Amerikas so stark, daß sie nur unter besonderen Vorkehrungen aus einem Flusse trinken; aus Furcht mit der handvoll Wasser einen Geist einzuschlürfen, der nur durch starke Beschwörungen eines Profeten aus dem besessenen zu vertreiben sei. An änliche umher irrende Geisterscharen glauben auch Völker Mittel-Afrikas, die von Zeit zu Zeit unter Leitung ihrer Profeten Treibjagden veranstalten, wenn wiederholte Unglücksfälle, deren Ursache man nicht sichtbar erkennen konnte, die

Überzeugung gewähren daß Geisterscharen im Dorfe ihr Wesen treiben. Man beginnt von einem Ende des Dorfes mit großem lärmen und vielem fechten in der Luft die Geister vorwärts zu treiben, durchstöbert dabei alle Hütten, damit sie sich nirgends verkriechen, verfolgt sie dann am entgegen gesetzten Ende noch so weit über das Dorf hinaus, bis der Profet erklärt er sehe sie dem Walde zueilen. Noch vor einigen Jahren erbaten sich die Sinesen in San Francisco die Erlaubniß ihren Stadttheil durch lärmen befreien zu dürfen von den Geistern.

Allmälig und sehr spät erhoben sich die Vorstellungen zu zarten Bildern. Langsam und dürftig waren die Fortschritte zum deuten der Seelen der verstorbenen als gute freundliche Wesen; wie sich zur Genüge erweist bei den alten Bildungvölkern, welche über die düsteren Bilder der Vorzeit nicht hinaus gelangen konnten, auch als sie im übrigen schon eine hohe Stufe erreicht hatten. Bei den Ägüptern ist schon im 15. Jahrh. vor Ch. G. die Unsterblichkeit der Seelen gelehrt worden und findet sich in der Vorstellung daß sie in die Unterwelt geführt würden, wo der Werth ihres Lebens abgewogen ward und sie je nachdem zu den glücklichen Inseln im Westen gelangten, wo sie ihr Erdenleben fortsetzten oder zu einer 3000 jährigen Wanderung durch Thierleiber auf die Oberfläche zurückkehren mußten, endlich gar zur Hölle voll von Scheusalen und Qualen. Diese Vorstellung war aber schon zu umfassend um als die ursprüngliche gelten zu können; es müssen rückständigere vorhergegangen sein, die zu jener Zeit bereits durch Rückbildung verschwunden waren. Von den Indern weiß man, daß sie ebenfalls die Vorstellung einer düsteren Unterwelt besaßen und an die Seelenwanderung glaubten; allein auch ihre uns aufbewahrten Vorstellungen waren fortgeschrittene, denen rückständigere vorhergegangen sein müssen. Die Hellenen scheinen die Grundlage ihrer Vorstellungen von umher flatternden Seelen aus der Urheimat mitgebracht zu haben; späterhin weiter ausgeführt und verschönert durch die Vorstellungen der Ägüpter und Semiten, von Einwanderern zugeführt. In ihrer Unterwelt schwebten die Seelen schattenartig umher, ein ödes trauriges Leben führend. Späterhin brachte die höhere Vorstellung der Rechtfertigung nach dem Tode, auch ihnen das Gericht der Todenwelt, den Richter Rhadamanthus (den ägüptischen RA-ament = Herrn der Unterwelt) nach dessen Entscheidung die Seelen zum Elüsium geführt oder zur Wanderung durch Thierleiber verurtheilt wurden. Das Wort Elüsium erweist daß sie die Vorstellung durch die Föniker empfingen; da die Wurzel im semitischen Worte „aliz“ liegt, welches bedeutet „fröhlich sein“. Die Föniker werden sie aber von den Ägüptern empfangen haben; denn die Vorstellung kann ursprünglich nicht semitisch gewesen sein, weil die rückständigen Juden sie nicht hatten und

auch die Araber sie erst durch Muhammad aus der Fremde empfingen. Eigenthümlich erscheint bei den Ägüptern und in Folge dessen auch bei den Hellenen, daß sie nicht zum aufschweben der Seelen in den Luftraum sich erhoben, sondern annahmen sie gingen mit dem Leibe unter die Erde. Da aber diese Unterwelt, wie Erdhöhlen genugsam bewiesen, grauenhaft dunkel war: so mußte sich allerdings die Vorstellung bilden, daß die Seelen dort ein trauriges Dasein führen, lautlos und schattenartig in einer Nebelwelt umherirreten sprachlos und träumend bis sie durch Opfer zum erwachen und reden gebracht würden. Da ferner diese Dunkelheit unmittelbar unter der Erdoberfläche beginnt, schon in dem Grabe das die Leiche aufnimmt: so dachte man die Unterwelt erstrecke sich bis an die Oberfläche, beginne unter unseren Fußsohlen und stehe mittelst der Höhlen mit der Oberwelt in Verbindung. Als rückständigste unter allen diesen erscheint die israelitische, wahrscheinlich die Urvorstellung aller Semiten und der Ägüpter, daß nämlich die Seele mit der Leiche im Grabe verweile, dort ein Traumleben führe und zum Verkehre mit Menschen geneigt sei. Diese ursprüngliche Vorstellung erhielt sich so fest unter ihnen, daß noch zur Zeit Jesu die Offenbarung=begierigen in die Grabhöhlen sich verfügten, um dort mit den Seelen der verstorbenen zu verkehren und demnächst als besessene umherzustreifen. Höher steht schon die ältere hellenische, auch bei den Nordländern wiederkehrende Vorstellung vom Aufenthalte der Seelen in einer gemeinschaftlichen öden Unterwelt. Demnächst folgt die ägüptische, welche die Seelen nur zeitweilig in der Unterwelt birgt, dann aber als gute zu den Inseln der Seligen sendet, oder als böse zur Seelenwanderung auf die Oberwelt zurück. Am höchsten stand die persische an die indische lehnende Vorstellung, daß die Seelen nach einem dreitägigen verweilen im Grabe zum Himmel sich erheben, um dort dem Todenrichter gegenüber gestellt zu werden. Diese Vorstellung gelangte mit anderen erhabenen, zu den Israeliten ohne gemeingültig zu werden; spiegelt sich aber in der Evangelien=Erzählung von Jesu Auferstehung nach dreien Tagen und seiner darauf folgenden Himmelfahrt. In allen diesen Vorstellungen, selbst bei den Nordländern, deutet sich ägüptisches als Grundlage, indem der Eingang in die Unterwelt (Hel) wie auch der Eingang zum Wohnorte der Seligen (Himmel) im Westen liegen sollte: der ägüptische Herr der Unterwelt, der Sonnenherr RA ging nach vollbrachtem Tageslaufe abends im Westen zur Unterwelt ein, wo also das Thor war; im Westen sah man ebenfalls, bei untergehender Sonne, die farbig erleuchteten Wolken schweben, deren Gestalten sehr leicht zur Vorstellung schöner lichter Inseln führen konnten; eine Deutung die zu allen Zeiten nahe liegt, wenn man jene Wolken mit Landschaften Gehölzen Teichen Wiesen=

gründen und Dörfern vergleicht. Man konnte also auch damals sehr leicht zu der Vorstellung gelangen, daß die prachtvollen Wolkengestalten am Abendhimmel vorübergehend einen Einblick in die Welt der Seligen gewährten.

Die ältere hellenische Auffassung ist sehr deutlich gegeben in Homers Odüssee (11. Gesang). Nachdem beschrieben wie der Held Odüsseus im fernen Nebellande den Eingang zur Unterwelt gesucht und durch Opferung schwarzer Schafe die Seelen der abgeschiedenen beschworen hatte, heißt es wie folgt:

34. „Als ich mit Fleh'n und Gelübden beschworen die Scharen der Toden,
Nahm ich die Schafe, die zwei und entkehlte sie über die Grube.
Dunkel entströmte das Blut und Eurebos Gründen entstiegen
Kamen die Seelen herbei der geschiedenen Toden.
Jünglinge Bräute, zugleich auch leidenerfahrene Greise,
Mägdlein jugendlich zart schon früh versunken in Trauer.
Zahlreich kamen einher, durchstochen von ehernen Lanzen,
Aresgetödete Männer in Rüstungen, triefend im Blute,
Und es umkreiste die Schar von allen Seiten die Grube
Unter gewaltigem Schrei'n; da faßte mich bleiches Entsetzen.
Und die Gefährten nun trieb und befeuer't ich, daß sie die Schafe
Die da lagen am Boden erwürgt mit dem grausigen Erze,
Mögten enthäuten verbrennen und laut anflehen die Götter,
Hades, den starken und sie die schreckliche Persefoneia.
Und ich riß mir sogleich von der Hüfte das schneidende Schlachtschwert
Setzte mich nieder und ließ nicht eher die nichtigen Toden
Nahen dem Blut, bis von mir Teiresias Seele befragt war.
Und es nahte zuerst die Seele des Freundes Elpenor u. s. w.
56. Und zu reden begann ich und sprach die geflügelten Worte:
O Elpenor! wie kamst du hinab in das finstere Dunkel?
Schneller ja kamst du zu Fuß als ich im schwärzlichen Schiffe u. s. w.
84. Jetzt kam ferner die Seele der todesverblichenen Mutter,
Antikleia, des Helden Autolykos Tochter, ich ließ sie
Lebend zurück, da ich zog nach Ilios heiliger Veste.
Als ich sie schauete da weint ich, mich jammerte ihrer im Herzen,
Dennoch ließ ich sie nicht dem Blute sich nähern, bevor ich
Hatte den Seher befragt, so tief ich im Herzen betrübt war.
Auch des thebischen Greises Teiresias Seele sie kam jetzt,
Haltend den goldenen Stab, es erkannte mich dieser und sagte:

Göttlicher Laertiad, erfindungsreicher Odüsseus,
Warum hast du, du Armer, das Licht doch verlassen der Sonne?
Und kommst her um die Toden zu schauen und die Städte des Abscheus?
Weich von der Grube zurück, entferne das schneidende Schlachtschwert
Daß ich trinke vom Blut und offen dir lege die Wahrheit.
Sprach's, da wich ich und stieß das silbergebukelte Schlachtschwert
Schnell in die Scheide; nachdem er getrunken vom schwärzlichen Blute
Nahm er das Wort und begann der ausgezeichnete Seher u. s. w.
152. Ich harrt aber daselbst noch aus bis endlich die Mutter
Kam und vom schwärzlichen Blute genoß: sie erkannte mich gleich
Und erhob ein Gejammer und sprach die geflügelten Worte:
Kind wie kamst du doch nur herab in das finstere Dunkel
Als noch lebender? Schwer ist's lebenden dieses zu schauen u. s. w.
204. Also sprach sie und ich bewegt im innersten Herzen
Wollt umfassen die Seele der todesverblichenen Mutter,
Dreimal schlüpfte sie mir wie ein Schatten, ein luftiges Traumbild
Aus den Armen; da ward ich noch tiefer durchdrungen von Wehmuth
Und zu reden begann ich und sprach die geflügelten Worte:
Warum bleibst du mir nicht, da ich gern dich, o Mutter umfinge
Daß wir im Aïdes auch mit den Armen einander umschlängen
Und uns sättigen könnten an schauererregenden Klagen?
Hat mir ein Schattenbild die erhabene Persefoneia
Hergesendet, damit ich noch heftiger klage und seufze?
Also sprach ich und gleich versetzte die würdige Mutter:
Ach mein theures Kind, du leidsalreichster der Männer,
Nein Persefone täuscht dich nicht, die Tochter Kronions;
Das ist nur das Gesetz der Sterblichen wenn sie verblichen.
Nicht ist Fleisch und Gebein durch Sehnen noch ferner verbunden,
Sondern das alles vertilgt die Gewalt des lodernden Feuers,
Wenn einmal das Leben getrennt von den weißen Gebeinen.
Und es entflattert alsdann, dem Traumbild ähnlich die Seele."

Es liegen hierin mehrere Grundvorstellungen klar beschrieben:

die Seele ist gestaltet nach Traumbildern, denn der Seher Teiresias erscheint mit seinem goldenen Stabe, andere in ihren Rüstungen bluttriefend u. s. w.;

die Seelen sind gestaltet aus so leichtem Stoffe daß man sie nicht umfangen kann, aber doch wiederum so stofflich daß sie vor dem schneidenden Schwerte sich fürchten;

die Seelen lechzen nach Blut, aus der ältesten Vorstellung herrührend daß die Seelen in Vogelgestalt fortleben wie bei den Asante, wo sie noch jetzt mit dem Fleische und Blute von Sklaven gefüttert werden, sobald sie schreien wie diese Seelen: nach dem Genusse des Blutes erlangen die Seelen Leben und Sprache, mit der altisraelitischen Vorstellung übereinstimmend daß das Leben im Blute liege, also durch Blutgenuß wieder eingesogen werden könne;

die Seelen leben als schattenhaftes Abbild des verstorbenen an einem Orte, einer Stätte des Abscheues und bedauern den lebenden der sich dorthin wagt, entsprechend den rückständigsten Vorstellungen von der dunklen Unterwelt unter unsren Füßen.

Das ganze ist also ein Gemisch von Vorstellungen verschiedener Bildungstufen und von verschiedenen Seiten zusammen getragen.

Die Römer mogten ihre Urvorstellungen aus Asien mitgebracht und späterhin von den benachbarten vorgeschrittenen Etrusken oder Tusken neuere empfangen haben. Allein was in Virgils Äneis (Gesang 6) überliefert worden ist zeigt meistens die Entlehnung von den Griechen. Der Held Äneas steigt mit einer Seherin hinab in die Unterwelt:

„Tief lechzt dort ein Geklüft mit weitem entsetzlichem Schlunde,
Schroff von dem schwarzen See umschützt und des Haines Beschattung.
Nie noch konnt ungestraft über ihn ein Vogel es wagen,
Hin zu rudern den Flug: so streng aus finsterem Rachen
Haucht ein giftiger Qualm hinauf zur gewölbten Höhe u. s. w.
Mehr nicht sprach sie und warf sich entbrannt in den offenen Felsschlund.
Er folgt rasch furchtlos, gleich messend der Führerin Schritte
Beide gehn von der Nacht einsamen Düster umfangen,
Hin durch Plutos verödetes Reich und verlassene Sitze.
Wie bei umwölktem Mond in zweifelsvoller Beleuchtung
Waldwärts Wege sich zieh'n, wenn trübe verhüllet den Himmel
Jupiter, schwärzende Nacht dann alles entkleidet der Farben.
Vorn an der Schwelle selbst, an des Orkus vorderstem Eingang,
Nahmen ihr Lager der Gram und reuerfüllete Bangniß;
Bleich umringen sie Krankheit und Trost beraubetes Alter,
Furcht Verzweiflung des Hungers und schmachvoll darbendes Elend;
Bilder des Grauns und lastende Müh' und Todesverzagen u. s. w.
Also; und beide dahin auf die düsteren Pfade gewendet
Schreiten in Hast durch den Raum, sie kamen nahe der Pforte.
Held Äneas, sich rüstend zum Eintritt, mit frischem Gewässer
Sprengt er den Leib und heftet den Zweig an erwartender Schwelle:
Erst als dieses vollbracht und der Herrin das Opfer geweiht war,
Langten sie an in den Sitzen der Lust und den holden Gewinden

Wonniger Haine, den heiteren Sitzen seligen Friedens;
Lachender dort umkleidet mit purpurnem Lichte der Äther
Fluren und Busch; sie erschaun hier eigene Sonn' und Gestirne.
Einige üben die Glieder in dicht begraseter Rennbahn;
Spielend bekämpfet man sich und ringt im gelblichen Sande;
Andere führen den hüpfenden Tanz und singen den Reihen u. s. w.
Lanzen stehn wie gepflanzt auf dem Boden; es schweifen entzügelt
Weidende Roß' auf der Flur, die Lust die an Wagen und Waffen
Einst sie im Leben gehabt und wie sorglich die glänzenden Thiere
Dort sie gepflegt, so währet es fort in der Ruhe der Tiefen.
Siehe zur rechten und linken erblickt er auf Rasen noch andre,
Schmausend und Lieder des Siegs und der Lust anstimmend im Chore,
Unter des Lorberhains Gedüften, wo rasch von dem Abhang
Voll des Eridanus strömender Lauf durchrollet die Waldung" u. s. w.

Äneas findet die Seele seines Vaters und will sie umarmen:
„Reich mir Vater die Hand! nicht entzeug' dich meiner Umarmung!
Also redend benetzt er mit Strömen von Thränen das Antlitz.
Dreimal bemüht, um den Hals die verlangenden Arme zu schlingen,
Schlüpft ihm dreimal das Bild aus vergeblich erhaschenden Händen,
Änlich dem gleitenden Wind und dem flüchtigen Traumbild vergleichbar."

Diese Auffassung ist schon minder düster, aber auch jünger und lehnt sich mehr an die freundlichere ägüptische Darstellung des Aufenthaltes der seligen; von der sie sich aber in arischer Weise, die noch strenger bei den Nordländern wiederkehrt, darin unterscheidet daß sie den Kampf als Genuß aufführt; eine Vorstellung die nur in gemäßigten Ländern entstehen konnte. Der Ägüpter ließ die Seelen im Lande der seligen arbeiten, ihre ländliche Beschäftigung fortsetzen pflügen säen ernten auf dem himmlischen Nile fahren u. s. w., ihm konnte der Kampf mit Lanzen und ringen in der gewohnten Hitze keinen seligen Genuß bereiten wie dem kühleren Arier in Europa. Ein anderer Zug an die Urheimat in Asien gemahnend ist die Ausstattung der Unterwelt am Eingange mit Wesen, die auch in der nordischen Unterwelt wiederkehren, dem Nebelheim oder der Hel, von der es heißt in den Eddaliedern: „Ihr Sal heißt Elend, Hunger die Schüssel, Gier ihr Messer, ihr Bette Kümmerniß, ihr Vorhang dräuendes Unheil;" alles Bilder, die nur in gemäßigten und kalten Ländern vollen Sinn haben, gleich jenen der Äneide.

Die Israeliten sind erst lange nach der Besitznahme Palästinas zur Vorstellung eines höheren fortlebens nach dem Tode gelangt; denn unter denen die sie aus Ägüpten mit sich führten befindet sie sich nicht. Es kommt in der Beschreibung ihrer Wüstenreise das Wort „Scheol"

vor, welches zunächst „Grube" bedeutet, von Luther mit Hölle übersetzt in welche z. B. die Rotte Korah hinabfuhr (4. Mose 16. 33) als die Erde unter ihnen zerriß. Es findet sich aber keinerlei Andeutung, daß jenes Wort etwas weiteres habe bedeuten sollen als „unter die Erde" ohne jede Beziehung auf das, was andere Völker als Unterwelt oder Hölle auffaßten. Vom fortleben der Seelen unter der Erde findet sich die erste Spur in Schauls Beschwörung der Seele Schemuels (1. Sam. 28); aber diese Vorstellung war zu keiner Zeit allgemein, ist es auch jetzt noch nicht. In den Schriften, welche dem Könige Schlomoh zugeschrieben wurden, also jedenfalls hoch angesehen waren, findet sich ausdrücklich ausgesprochen die Verneinung des fortlebens:

Pred. Sal. 3. 19: „Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dieses stirbt so stirbt er auch und haben alle einerlei Odem; der Mensch hat nichts mehr als das Vieh; es ist alles eitel. Es fähret alles an einen Ort; es wird alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. Wer weiß ob der Geist des Menschen aufwärts fahre und der Odem des Thieres unterwärts unter die Erde fahre?"

Zur Zeit Jesu war die überwiegend fürisch-jüdische Sekte der Essener die Lehrerin und Vertheidigerin der Vorstellung vom fortleben der Seele nach dem Tode, in einem nach den Thaten abgemessenen Leben. Die Pharisäer hegten die Vorstellung vom fortleben der Seele in der Gesellschaft des Leibes und der dereinstigen Auferstehung mit dem Leibe. Die Sadduzäer dagegen glaubten nicht an die Auferstehung (Matth. 22. 23). Die Vorstellungen Jesu, wie sie in den Evangelien ausgesprochen liegen, geben keine zusammenhängende Darstellung, sondern eine Anzahl von Bildern die aus verschiedenartigen Auffassungen stammen und nicht zusammen passen. Er sagt Matth. 10. 28: „Fürchtet euch nicht vor denen die den Leib töden und die Seele nicht mögen töden. Fürchtet euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben (werfen) mag in die Hölle." Ferner heißt es (Matth. 22. 30): „In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel im Himmel" was unvereinbar ist mit jenem Ausspruche der Leib und Seele zusammenhält. Es wird in seinen Aussprüchen des Paradieses erwähnt als des künftigen Aufenthaltes seiner Anhänger und der reuigen Sünder, so wie eines anderen Aufenthaltes für die verstockten mit „Finsterniß heulen und Zähne klappern" woraus mittelbar geschlossen werden muß, daß er der menschlichen Seele eine genugsam stoffliche Beschaffenheit zuschrieb um solcher leiblichen Äußerungen fähig zu sein.

Die Teutonen (Deutsche und Nordländer) hegten Vorstellungen

vom fortleben der Seele, welche starke Anklänge an die bereits angeführten der Hellenen und Römer enthalten. Nach den Eddaliedern gelangten die Seelen aller zunächst in die Schattenwelt Nebelheim, wie auch Odüsseus im fernen Nebellande den Eingang zur Unterwelt sucht; dort herrschen Elend Hunger u. a. änliche Übel wie Äneas am Eingang der Unterwelt vorfindet. Alle Seelen der Teutonen mußten zur Unterwelt, selbst der zufällig getödete Göttersohn Baldur; änlich wie bei den Hellenen die Seele des göttlichen Achilleus in der öden Unterwelt fortleben mußte. Es heißt in den alten Liedern als der Allvater Odin seinen Sohn zurück holen wollte:

„Auf stand Odin der Allerschaffer
Und schwang den Sattel auf Sleipnirs Rücken,
Nach Nebelheim hernieder ritt er;
Da kam aus Hels Haus ein Hund ihm entgegen,
Blutbefleckt vorn an der Brust,
Kiefer und Rachen klaffend zum Biß;
So ging er entgegen mit gähnendem Schlund
Dem Vater der Lieder und bellte laut.
Fort ritt Odin aber an's östliche Thor
Wo er der Wala Hügel wußte.
Das Wecklied zu singen begann er der Weisen,
Schlug mit dem Stabe nach Norden schauend,
Sprach die Beschwörung und heischte Bescheid;
Bis gezwungen sie aufstand Unheil verkündend.
Wala: Welcher der Männer, mir unbewußter
Schafft mir Beschwer, stört mir die Ruh?
Schnee beschneiete mich; Regen beschlug mich,
Thau beträufelte mich, tod war ich lange.
Odin: Ich heiße Wegtam, bin Waltams Sohn
Sprich du von der Unterwelt, ich von der Oberwelt.
Wem sind die Sitze mit Ringen belegt?
Die glänzenden Betten mit Golde bestreut?"

Es waren also Unterwelt und Oberwelt einander sehr nahe, wie auch in einem anderen Eddaliede, der Sohn am Grabe der Mutter ausruft:

„Wache Groa, erwache gutes Weib!
Ich wecke dich am Todenthor!
Gedenkt dir es nicht?
Zu deinem Grab
Hast du den Sohn beschieden!"

worauf die Mutter erscheint und am Rande des Grabes mit ihm redet.

Außerdem findet sich als höhere Vorstellung, daß die Seelen der im Kampfe gefallenen durch himmlische streitbare Jungfrauen (Walküren-Leichenwählerinnen) vom Schlachtfelde nach der Wohnung des höchsten, nach Asenheim geführt wurden; wogegen die an Krankheiten gestorbenen Männer nebst allen anderen Menschen zum Nebelheim, die bösen zur Hel fahren. In Asenheim setzten die Helden die Genüsse ihres Erdenlebens fort, verbrachten ihre Tage im Wettkampfe und fälleten einander; aber am Abende erstanden alle gefälleten zum neuen Leben, alle Wunden waren heil und verjüngt zogen sie ein zum Trinkgelage; welches Zwiegespräch und Räthselspiel verschönerten.

Die heidnischen Gälen, Bewohner Schottlands, hegten die Vorstellung, daß die Seelen ihrer Lieben als Nebelwesen die Luft bewohnten, erkennbar an Gestalt und Gebärden im Abendscheine dem Seher vorüberschwebten. Ossian singt: „Stern der dämmernden Nacht schön funkelst du im Westen, hebst dein stralend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wonach blickst du auf der Haide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von fern kommt des Gießbachs murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt über's Feld. Wonach schaust du schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl ruhiger Stral. Erscheine du herrliches Licht von Ossians Seele! — Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora wie in den Tagen die vorüber sind. Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule, um ihn seine Helden und siehe! die Barden des Gesanges: Grauer Ullin! Stattlicher Ryno! Alpin lieblicher Sänger! und du sanftklagende Minona! Wie verändert seid ihr meine Freunde seit den festlichen Tagen auf Selma, als wir warben um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwachlispelnde Gras! Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blicke und thränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar im unstäten Winde der vom Hügel her stieß."

§. 89. Durch diese Bilder der entlegenen Völker und Zeiten geht als gemeinschaftlicher Grundzug die Vorstellung von der flüchtigen unantastbaren Beschaffenheit und doch gestaltlich erkennbaren Persönlichkeit der fortlebenden Seelen. Sie wurden jedenfalls stofflich gedacht, denn man maß ihnen die Fähigkeiten bei zum sehen hören und reden, mittelst welcher auch die lebenden mit einander verkehren. Im Norden bot der Nebel den nächstliegenden und paßlichsten Vergleich, flüchtig ungreifbar und doch gestaltig; im Süden hatte man nur den Schatten, minder geeignet, da er nur ein Flächenbild giebt, der Nebel

eine Körpergestaltung. Deutlicher tritt die Menschenänlichkeit hervor in der den Seelen zugeschriebenen Redefähigkeit: sie stehen dem Menschen im Zwiegespräche gegenüber, empfinden menschlich Freud und Leid und sind voll der Erinnerungen an das ehemalige beisammenleben.

Am stärksten zeigt sich die Körperänlichkeit in der Vorstellung von den **Genüssen und Qualen der fortlebenden Seele;** ganz und gar dem Menschenleben entnommen und angepaßt. Den Vorstellungen der Hellenen gemäs, sagt Odüsseus:

582. „Auch den Tantalos sah' ich, von grimmigen Qualen gepeinigt,
Wie er stand in dem Teich der nah' ihm immer an's Kinn schlug.
Dürstend stand er danach, erhascht' indessen den Trunk nie,
Denn so oft wie der Greis zu trinken begierig sich bückte,
Schwand das Wasser hinweg und versiegt' und es zeigte sich schwärzlich
Um die Füße der Boden: es trocknete diesen ein Dämon.
Über ihn senkten herab ihr Obst hochlaubige Bäume,
Birnenbäume Granat= und Apfelbäume mit Fruchtschmuck,
Manch' süßfruchtiger Feigen= und manch ein erprangender Ölbaum.
Aber sobald sich der Greis sie mit den Händen zu fassen emporhob,
Schnellte sie immer der Wind hinauf zu den schattigen Wolken.
Auch den Sisyphos sah ich von schrecklichen Qualen gepeinigt,
Wie er den riesigsten Stein mit beiden Händen dahinschob.
Und nun wälzt er zwar mit Händen sich stemmend und Füßen,
Auf den Hügel den Stein, gedacht er ihn aber zu bringen
Über die Spitz, so dreht ihn um die gewaltige Obmacht
Und in die Ebene wieder entrollte der gräuliche Steinblock.
Wiederum schob er ihn nun sich lang ausreckend, der Schweiß rann
Ihm von den Gliedern herab und Staub umwölkte den Scheitel."

Den Seelen der beiden großen Verbrecher Tantalos und Sisyphos waren also Qualen auferlegt, wie sie einem Körperwesen angemessen sind.

Die Vorstellungen der Römer zeigen sich in folgender Stelle aus Virgil's Äneide:

„Ja wenn der letzte Schimmer sogar des Lebens verblichen,
Weicht doch alles verderbliche noch nicht; die mancherlei Übel,
Die den Armen der Leib einimpft: fast kann es nicht fehlen,
Vieles das lang anwuchs beharrt noch innig vereinet.
Drob wird strafend geläutert an ihnen; das alte Verderbniß
Tilget die büßende Pein. Drum einige schweben gebreitet
Gegen die Strömung der Wind' und anderen spület ein Strudel
Lastende Unthat ab; noch anderen ätzt sie die Flamm' aus.
Seine Pein trägt jeder für sich; erst dann ist vergönnet
Wohnung elisischer Flur."

Die Vorstellungen Jesu finden sich in folgenden Aussprüchen:

Matth. 5. 22: „Der ist des höllischen Feuers schuldig."

30: „Daß nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde."

8. 11: „Viele werden kommen von Morgen und von Abend und mit Abraham Isaak und Jakob im Himmelreiche sitzen; aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein heulen und Zähneklappen."

13. 42: „Die Unrecht thun werden in den Feuerofen geworfen, da wird sein heulen und Zähneklappen. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich."

22. 13: „Werft ihn in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein heulen und Zähneklappen."

Luk. 23. 43: „Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein."

Aus diesen wenigen Stellen wird im Christenthume der Glaube an Himmel und Hölle bewiesen. Es hat sich jedoch dazwischen die vorhin angeführte, ältere römische Vorstellung der vorgängigen Läuterung eingefügt, welcher alle Seelen unterzogen würden, welche für den Himmel (das Elisium) bestimmt seien. Die vom heidnischen Virgil erläuterte Vorstellung von anhaftenden Mängeln ward in das Christenthum hinübergenommen, aber aus den Reinigungsweisen der Auslüftung Abwaschung und Ausglühung nach rabbinischem Glauben nur die letztere gewählt, zum Fegefeuer gedeutet, dem die römisch-katholische Kirche sämmtliche Seelen unterwirft, bevor sie in den Himmel kommen dürfen. Im übrigen sind alle herrschenden christlichen Bekenntnisse darüber einig, daß die Seelen ihr jenseitiges Leben in Genüssen oder Qualen verbringen; deren Arten mehr oder weniger eine stoffliche Beschaffenheit der Seele voraussetzen, besonders die Qualen welche durch den Aufenthalt in einem brennenden Pech- und Schwefelpfule erzeugt werden sollen.

In änlicher Weise, aber ausführlicher hat Muhammad fortleben der Seelen im Koran beschrieben als ächten Männerhimmel.

Sure 18: „Den Frevlern haben wir das Höllenfeuer bereitet, dessen Flamme und Rauch sie umkreisen soll. Und wenn sie um Hilfe rufen soll ihnen geholfen werden mit Wasser, das geschmolzenem Erze gleicht und ihre Gesichter brennend verzehrt. Denen aber welche glauben und gutes thun wollen wir den Lohn nicht entziehen. Edens Gärten sind für sie bestimmt von Wasserbächen durchströmt; geschmückt werden sie mit goldenen Armbändern und bekleidet mit grünen Gewändern von feiner Seide mit Gold und Silber durchwirkt, ruhen sollen sie auf weichen Polstern."

Sure 36. 37: „Die Gefährten des Paradieses werden ganz der Lust und Wonne leben, sie und ihre Frauen in schattenreichen Gefilden auf herrlichen Polstern ruhen; die schönsten Früchte und alles was sie nur wünschen, sollen sie dort haben. Auf Ruhekissen werden sie einander gegenüber sitzen. Ein Becher gefüllt aus klarem Quell wird die Runde machen zur Erquickung der trinkenden. Neben ihnen werden sein Jungfrauen mit keuschen Blicken und großen schwarzen Augen."

Sure 44: „Die gottesfürchtigen kommen an einen sichern Ort, in Gärten mit Wasserquellen, werden gekleidet in Seide und Sammet einander gegenüber sitzen und wir werden sie vermälen mit schönen Jungfrauen, begabt mit großen schwarzen Augen. Dort können sie mit Gewißheit alle Arten Früchte fordern und nach dem ersten Tode werden sie dort keinen Tod mehr kosten."

Sure 47: „Im Paradiese finden sich Ströme von Wasser das nie verdirbt; Ströme von Milch deren Geschmack sich nie verändert; Ströme von Wein lieblich für die trinkenden und Ströme von geläutertem Honig."

Sure 55: „Gärten sind dort beschattet mit dunklem Grün, darin zwei Quellen die stets wasserreich strömen, Obst Palmen und Granatäpfeln; auch die herrlichsten und schönsten Jungfrauen mit großen, schwarzen Augen, aufbewahrt für euch in Zelten, von Männern niemals berührt, ruhend auf grünen Kissen und herrlichen Teppichen."

Sure 56: „Jungfrauen, die durch eine besondere Schöpfung ewig Jungfrauen bleiben und von ihren Gatten, die gleichen Alters mit ihnen bleiben, immer gleich geliebt."

§. 90. Allen angeführten Aussprüchen der verschiedensten Männer und Zeiten liegt die Vorstellung zum Grunde, daß **fortleben der Seele eine Steigerung des irdischen Menschenlebens** sei.

Sie läßt auch in allen anderen Gestaltungen eine Fülle der erhabensten Gedanken wachrufen, spendet in anmuthigen Bildern den zagenden Menschen Trost Zuversicht und Aufschluß über ungelöste Fragen, eröffnet ihm einen großen Theil des unendlichen Reiches der außersinnlichen Welt, in welches er seine unzählbaren Wünsche und sein unbefriedigtes verlangen versetzen darf um die vollständigste Erfüllung zu erhoffen. Sein ganzes Erdenleben ist erfüllt vom Erdenleide und jeder empfindet ungezählte Pein die er auf irdische Ursachen zurückführen kann; er wimmert und klagt über Schmerzen die seinem irdischen Leibe anhaften; ihn quält die Sorge um Ernärung Kleidung und Behausung des eigenen Leibes wie um die leiblichen Erfordernisse der seinen; tausende von edlen Absichten werden ihm vereitelt durch die Trägheit des Leibes; er mögte die Welt geflügelt durcheilen,

Segen spenden überall, aber die Sole haftet mit Übermacht an der Scholle. Die Hälfte seines Lebens muß er dem Schlafe und der Erholung seines leicht ermattenden Leibes widmen; die Hälfte seiner Jahre bringt er im heranwachsen der unmündigen Jugend und dem fortschreitenden ableben des halbmündigen Alters zu. Wie wenig bleibt ihm als Blüteninhalt seines Lebens, als würdige Frucht seines Erdendaseins! Aus dieser niederbeugenden Betrachtung erhebt sich der Gedanke um so mehr zur Herrlichkeit des künftigen Lebens, das er durchkosten wird, befreit von den Fesseln des Leibes wie von den Sorgen des Erdendaseins. Wie der Schmetterling aus der Verpuppung hervorbricht zum Lichte, seine Flügel entfaltend sich hinauf schwingt in den luftigen Raum, im wonnigsten Behagen umhereilt und die Lust des daseins ungehemmt genießt, so denkt sich der Mensch das fortleben seiner Seele, frei und wonnevoll Zeit und Raum verachtend, erweitert und erhöht über das niedere Erdenleben wie der flatternde Schmetterling über die unbehilfliche Puppe. Wie sehr sind nicht Vorstellungen dieser Art geeignet den Menschen in Freud und Leid zu besänftigen wie zu erheben, den so oft getäuschten zu trösten und vor Verzweiflung zu bewahren! So lange er dem Gedanken an die Unsterblichkeit nachhängt fühlt er sich erleichtert, auf Augenblicke seiner Erdenlast entledigt. Ein unermeßliches Gebiet ist seinem Blicke erschlossen, alles enthaltend was er in seinem Leben vermißte, alles wieder gebend oder ersetzend was ihm die Erde raubte. Dort ist Raum für alle seine Freuden, die ihn entschädigen können für jeden erduldeten Schmerz; dort ist jede Sorge ausgeschlossen, jedem Wunsche folgt die Erfüllung; flüchtig und zarten Wesens hemmt nichts seinen Flug; er wird die fernsten Sternenheere durcheilen, den Blick im reinen Äther durch keine Trübung beschränkt und in unermeßlicher Lichtfülle wird alles seinem Blicke erschlossen; alle Geheimnisse der Welt werden ihm klar und tief unter sich im Nebel mag er voll Mitgefühl der wimmelnden Menschheit kurzsichtiges gebaren betrachten; in liebender Sorge vermag er den seinen sich zu nahen, sie schützend zu geleiten, den strauchelnden zu halten und den verirrten zurück zu führen auf die rechte Bahn. Die Träume der aufblühenden Jugendlust wie die gehobenen Betrachtungen des Greises lassen durch den Einblick in das höhere Jenseits ahnungvoll sich erfüllen.

Jeder einzele vermag je nach der Stufe der Befähigung den Inhalt seines besonderen Erdendaseins in die Unendlichkeit zu erweitern, sobald er es in seine außersinnliche Welt des künftigen Lebens verlegt, wo Raum ist für alles und jedes, wo er die Ergänzung alles unvollendeten und unerreichten suchen darf. Jedes worauf er widerwillig verzichten mußte, kann er auf das künftige dasein verweisen;

vom himmlischen Leben darf er erwarten, daß es ihm zum unendlichen Genusse bieten werde was ihm auf Erden nur vorübergehend vergönnt war, daß es ihm nur freudenvolles reiche, weil er den rohen Leib der seine Genüsse schmälerte auf Erden zurückläßt, mit allem was daran niederes und leidenvolles haftet. Wie läßt sich schöneres denken? Wie sinnig sind nicht die Bilder einzeler Völker, welche das Sternenfunkeln als freudige Blicke leuchtender Kinderaugen deuten, dem thränenfeuchten Blicke der klagenden Mutter freundlich begegnend; der gebeugten Trost herabsendend aus den Gefilden himmlischer Wonne, wo die Seelen der geliebten Kinder unbesorgt und unberührt vom irdischen Leide, ein seliges Engelleben führen, bevor sie den Erdenschmerz erfahren konnten? Wandeln doch die romanischen Völker den Mutterschmerz über das gestorbene Kind in Freude und Stolz, durch die Vorstellung daß dem sündlosen Lieblinge die Gnade geworden sei unter die Engel versetzt zu werden, eines Lebens sich zu erfreuen wie die zarteste Muttersorgfalt es auf Erden nicht hätte schaffen können. Liegt nicht in den Scharen geflügelter Engelsköpfe, welche in christlichen Gemälden den geöffneten Himmel umsäumen, der bildliche Ausdruck derselben sinnigen Vorstellung? Sind es nicht die Kinderscharen, welche im unbewußten schuldlosen Alter zum Himmel eingingen, der Erdenqual entrückt, vom Erdenleiden verschont geblieben, ein seliges Leben führend, ungetrübt durch peinigende Erinnerung? Wen rührt nicht die Klage der verwaisten Tochter zur liebenden Mutterseele betend empor getragen, wenn der harte Vater, die hassende Stiefmutter das an Liebe gewöhnte Tochterherz betrüben, oder in Liebesfreude das unvorsichtige Vertrauen rathlos schwankend, arglos Gefahren entgegen eilte die das Mutterauge geahnt und beseitigt hätte? Geht nicht der ermattende Greis um so ruhiger dem abscheiden entgegen, wenn er glaubt daß damit nicht alles enden werde, in der Zuversicht daß sein letzter Athemzug ihn einem schöneren dasein zuführe? Betend in freudiger Hoffnung schließt er sein mattes Auge zum sofortigen wiedererwachen im himmlischen Morgenrothe.

Diese höheren Vorstellungen sind erst neueren Ursprunges, die Ergebnisse der vorgeschrittenen Bildung, der erhöheten Lebensanschauungen. Das Erdendasein auf rückständigen Stufen bietet nicht die erhöheten Anlässe zu derartigen Bildern; die Vorstellungen vom jenseitigen Leben gestalten sich demgemäß in minderer Erhabenheit. Die Hellenen konnten anfänglich so wenige Anknüpfungspunkte oder Anlässe entdecken, um das künftige Leben höher zu stellen als das Erdenleben, daß Homer selbst den hehren Achilleus in der Unterwelt sagen läßt:

„Tröste doch wegen des Todes mich nicht glanzreicher Odüsseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Lohnarbeiter bestellen
Einem dürftigen, nicht mit Gütern gesegnetem Manne,
Als die verblichenen Toden, sie alle zusammen beherrschen.“

Viel später entdeckten sie erst die Fäden, welche hinüber leiten in ein sonniges nachleben. Die schöneren Vorstellungen, deren Bilder an ägüptisches gemahnen, sind im zweiten olympischen Siegesgesange des Pindaros (500 vor Ch. G.) ausgeprägt in den Worten:

„Aber stets leuchtende Sonne
Tages, ewig leuchtende Nachts
Genießend, pflücken die Guten fern von
Arbeit ein leichtes Leben.
Nimmer durchfurchend die Erde,
Nimmer des Meeres Flut —
Getrieben vom Bedürfniß —
Mit der Stärke der Hände.
Thränenlos entflieh'n die Tage wem hold war
Frömmigkeit, bei der Götter geprief'nen;
Marter nie von Augen geschauet,
Schöpft indeß der büßende Frevler.
Wer nun mit Kühnheit gewagt, hier
Dreimal, drunten dreimal verweilend,
Frei von Unrecht und rein das Herz zu
Halten, vollbringt Zeus Weg, zu
Kronos erhabener Veste;
Dort, wo des Meeres Lüfte
Der Seligen Insel umwehn;
Dort, wo goldene Blumen
Leuchten, hier entsprossen dem Boden, dort glänzenden
Bäumen, dort erzeugt von des Wassers
Flut — in schöngewundener Geflechte
Kranz, die Arme diesen umschlingend.“

Der Römer fand im künftigen Leben Spiel und Tanz in schattiger Kühle, Ringbanen Pferde und Streitwagen zu Kampfspielen jeder Art; schmausen und trinken in Fülle ohne Pein. Der Araber Muhammad begabte es mit schattiger Ruhe schwellendem Lager herrlichen Früchten und labenden Getränken nebst schönen nie verblühenden Jungfrauen. Je nach den Lebensgewohnheiten gestalteten sich die Vorstellungen vom künftigen Leben, sodaß es nicht allein in der Zeit sondern auch in den Formen unmittelbar an das irdische sich schloß: der Altägüpter dachte sich im jenseitigen Leben pflügend säend und erntend wie auf Erden, jedoch frei vom ermattenden Sonnenbrande

wie vom niederbeugenden Mißwachs. Ebenso läßt der jagende Indianer Amerikas seine Seele vom großen Geiste eingeführt werden zu den himmlischen Jagdgründen, erfüllt vom fettesten Wilde das er in schattigen Wäldern oder auf endlosen Weiden jagt und fängt, unbelästigt von triefendem Regen und erstarrender Kälte. Der Teutone ging als fallender Kämpfer ein zur Walhalla, zum Wettkampfe ohne brennende Wunden, ohne Verstümmelung und Tod, zum zechen und schmausen ohne Beschwerde. Hirtenvölker lassen die Seelen ihrer abgeschiedenen fette Herden weiden auf ewig grünenden Gefilden unbelästigt von Witterung oder Raub. Dem Grönländer ist sein Himmel auf Meeresgrund voll Renthiere und Seehunde, die sich selbst zum schlachten anbieten. So verlegt jeder das Leben was er sich auf Erden vergeblich wünschte in das unbekannte Jenseits, in das unendliche Reich der außersinnlichen Welt, welches Raum für alle Wünsche bietet. Aber auch die höher stehenden Bilder der neueren Zeit zeigen denselben Grundzug. Sein streben in die Weite und Tiefe nach Erkenntniß des Alls, hier gehemmt durch die Beschränktheit der Fähigkeiten, verlegt der Mensch in das künftige Leben zur gewünschten Lösung der uneröffneten Räthsel des Erdenlebens. Das forschende Auge kann nicht die Sehnsucht befriedigen nach Erkenntniß der anderen Weltkörper und ihrer Bewohner; deshalb erwartet der gläubige Forscher die Befriedigung im Jenseits, wo er flüchtig und unbelästigt durch den Erdenleib die ungemessenen Räume mit dem Fluge des Gedankens durcheilen will. Der grübelnde Mensch wägt und vereinigt alles was er schaut, will aber den Kern der Welt, den Urquell alles daseins finden, dringt vor zu Höhen und Tiefen, kann aber nicht zum Innersten hindurch, erhofft jedoch daß diese Schranke falle beim Übergange in das unbekannte Jenseits, wo er befähigt Gott zu schauen, im Glanze seines Wesens mit ehrfurchtsvollen Schauern fühlen will wie alles sich zum einen drängt und vereint. In dieser Gleichartigkeit des Grundzuges zeigt sich allmälige Fortbildung: von der Achilles-Vorstellung des Homer, tiefer als das Erdenleben und schlechter als das Leben eines Knechtes, steigerte sich die Vorstellung stufenweise zu der eines Zustandes höherer Genüsse, eines freudigeren daseins, bis in das jenseitige Leben alles verlegt ward, was dem Menschen an der Befriedigung seines höchsten Genusses mangelt, an der Sättigung seines unauslöschlichen Triebes nach gesteigerter Erkenntniß.

§. 91. Unabhängig von den Vorstellungen der stofflichen Beschaffenheit und den Arten des fortlebens der Seele ist diejenige von der **Art des Einzellebens der Seele.**

Es haben sich, im Laufe der Jahrtausende drei Vorstellungen gebildet, nach denen die Seele erklärt ward:

als ewig: vor und nach dem Erdenleben bestehend, ohne Anfang und ohne Ende;

als unsterblich: zum Erdenleben entstehend, aber über dasselbe hinaus unendlich fortlebend, mit Anfang aber ohne Ende;

als endlich: zum Erdenleben entstehend und mit demselben vergehend, mit Anfang und mit Ende.

Die erstgenannte Vorstellung der Ewigkeit der Seele findet sich am deutlichsten beim ältesten Bildungsvolke der Ägüpter. Danach ruhete die Seele in ihrem vorirdischen Leben in der ewigen Weltseele, ströme aus derselben in den irdischen Leib und kehre nach einem kürzeren oder längeren Erdenleben zur Weltseele zurück. Die Dauer dieser Trennung von der Weltseele, des Einzelnlebens, war abhängig von dem Verhalten auf Erden: die im Gerichte des Todenrichters gut befundenen kehrten in den Urquell zurück, wogegen jede Seele der ungerechten eine Wanderung durch allerlei Geschöpfe vollenden mußte, bevor ihr die Gelegenheit geboten ward, in einem wiederholten Menschenleben die Rückkehr zur Urquelle sich zu verdienen.

Bei den Indern hieß es: „Die guten und bösen Handlungen der Menschen bestimmen die Wanderung der Seelen, vom Zustande des Brama bis zu dem der Pflanzen" d. h. um zum Brama zurückkehren zu dürfen, mußte das Erdenleben ein tugendhaftes gewesen sein: fand aber der Todenrichter Jama die Seele unrein, dann hatte sie in absteigender Stufenfolge bis zur Pflanzenseele eine Wanderung zu durchleben, um durch Schmerzen und Leiden die Unreinheit des ehemaligen Menschenlebens zu sühnen.

Bei den Persern war dieselbe Lehre dahin gestaltet, daß ein Reich der seligen Geister von Ewigkeit her bestehe, die im Laufe der Zeit einzeln zur Erde herab kommen um irdische Leiber zu bewohnen. Je nachdem sie diese Prüfung bestehen, kehren sie aus dem Erdenleben in das Reich des Lichtes zurück oder werden in das Reich der Finsterniß verstoßen, dessen Bewohner gefallene Geister sind.

Die Griechen hatten ihre Vorstellungen von den Ägüptern, denn auch bei ihnen war der Todenrichter Rhadamanthos unterirdisch im Tartaros, gleich dem RA-amenth (Herrn der Unterwelt) der Ägüpter im Tartarot. Wogegen bei Indern und Persern (dem arischen Himmelsherrn getreu) das Gericht im Himmelsraume, über den Wolken stattfand. Die Griechen hatten deshalb auch die Seelenwanderung in ägüptischer Weise aufgenommen; nur waren ihre Vorstellungen betreffs der Dauer verschieden von den 3000 Jahren der Ägüpter, indem ihre Angaben zwischen 1000 und 10,000 Jahren sich bewegten.

In näheren Ausführungen zeigen sich bei den Griechen folgende Lehren:

Empedokles (5. Jahrhundert vor Ch. G.) faßte seine Vorstellungen dahin zusammen, daß die Seelen von ihrem Erdenleben ein höheres dasein gehabt, aus dem sie wegen Frevel in die niedere irdische Welt verstoßen seien, wo sie eine Wanderung durch Mensch Thier und Pflanze zu vollenden hätten, in endlosen Wandlungen unsterblich.

Püthagoras (5. Jahrh. vor Ch. G.) lehrte: die Seelen seien Funken des Weltäthers, aus dem sie gleich den Göttern entsprungen seien, unzerstörbar und unsterblich; ihr Erdenleben sei nur eine der zahllosen Wandlungen welche sie zu durchleben haben.

Sokrates (4. Jahrh. vor Ch. G.) äußerte sich im Laufe seiner Gespräche dahin, daß Anaxagaros sich selbst und andere verwirrt habe, indem er die Natur der Seele verkannte und nicht eingesehen habe, daß sie älter sei als der Leib. Ferner, daß des Menschen Seele unsterblich sei und nach dem Tode in den Himmel zurückkehre, am schnellsten die Seelen der guten und gerechten. Der Mensch sei eine Seele, ein unsterbliches Wesen in einer sterblichen Behausung, in ein Wanderzelt eingeschlossen, so daß von diesem Leibe scheiden nur die Vertauschung eines Übels gegen ein Gut sei, denn das stehe unerschütterlich fest daß die Seele unsterblich sei.

Platon (4. Jahrh. vor Ch. G.) läßt bei Erschaffung der Welt, aus demselben Stoffe wie die Weltseele, so viele Einzelseelen erschaffen werden wie es Sterne giebt. Jede Seele, nach einem vorbereitenden Leben auf ihrem Sterne, beginne ihr Erdenleben und je nachdem dieses sich gestalte, kehre sie entweder nach ihrem Sterne zurück um ein seliges Leben zu führen oder beginne ein zweites Erdenleben als Weib; wenn auch dieses nicht würdig, ein drittes als Thier u. s. w. abwärts bis zum niedrigsten. An anderen Stellen lehrt er weitergehend, das Erdenleben an sich sei schon eine Strafe, eine Erniederung derjenigen Seelen, welche auf den Sternen nicht vermögten zur höheren Erkenntniß, zur Seligkeit empor zu dringen; sie sänken zur Erde herab und müßten ein leibliches dasein beginnen.

Plotin (3. Jahrh. nach Ch. G.) letzter und bedeutendster Schüler althellenischer Weisheit lehrte: die Seelen seien Theile der Weltseele und ihr entsprossen, herabgestiegen zur Verbindung mit dem irdischen Leibe, der sie von ihrem Ursprunge abziehe und ihr die Rückkehr zum früheren Leben erschwere. Halte sie sich frei von den irdischen Hemmungen, dann kehre sie zurück in die selige Heimat, anderenfalls werde sie tiefer hinab gezogen in die Stufenreihe der Wesen.

Dabei dachten sich Platon und mehrere dieser Weisen den Menschen bestehend aus Leib Seele und Geist. Nur der Geist ward als

ewig und himmlisch gedacht, die Seele dagegen als eigentliches Lebenswesen zum Leibe gehörig und diesen beseelend zu den niederen Lebensthätigkeiten. Nach dem Tode sei sie die flüchtige und sichtbare Gestalt in welcher der denkende Geist sich aufhalte und fortlebe, mit welcher er bekleidet sei in der Gestalt des früheren Leibes und dadurch wieder erkennbar. Die Seele ward stofflich gedacht wie der Leib, nur viel feiner änlich dem Hauche.

Unter den Römern findet sich die Vorstellung der Seelenwanderung beschrieben in Virgils Äneis (Gesang 6) derart, daß nachdem die Seelen in der Unterwelt durch Luftströme Wasserfluten und Feuer gereinigt seien,

„Diese gesammt, wenn den Lauf sie von tausend Jahren bestanden,
Zum lethäischen Strom' beruft ein Gott sie in Scharen,
Daß sie erinnerungslos des höheren Himmels Gewölbe
Wieder erschaun und gern in neue Leiber zurückgehn."

Es ward also vom Virgil eine endlose Folge von Erdenleben und tausendjährigen Reinigungzeiten gedacht, welche die selbe Seele in sich wiederhole.

Die alten Italer Kelten Skûthen und Nordländer scheinen auch an eine Seelenwanderung geglaubt zu haben; es läßt sich aber nicht annehmen, daß damit die Vorstellung der ewigen Dauer verbunden war, ebenso wenig wie solche sich zeigt bei Völkerschaften im Kaukasus und Nordasien welche an ein wandern der Seelen durch andere Wesen glauben. Sie hatten gleich verschiedenen amerikanischen und afrikanischen Urvölkern, menschenänliches an Raubthieren und Vögeln entdeckt und deuteten dieses auf hineingefahrene Menschenseelen, denen der Thierleib zur Strafe angewiesen sei. Von Werth sind diese Vorstellungen in sofern, als sie die rückständigsten Formen der Seelenwanderung andeuten; wie sie wahrscheinlich auch die vorgeschrittenen Völker auf den rückständigsten Stufen ihrer Bildung gehegt haben und erst in späterer Fortbildung zu einer endlosen Folge von Seelenwanderungen, zur Ewigkeit des Seelenlebens umgestalteten. Der Glaube an die Seelenwanderung war auch in das Christenthum eingeführt worden durch die persische Sekte der Manichäer, fand viele Anhänger, verlor sich jedoch allmälig wieder, namentlich als Muhammads Lehre (7. Jahrh. nach Ch. G.) das Christenthum im Morgenlande erstickte, wo jene Bekenner am zahlreichsten waren; bei den europäischen Christen ist sie niemals zum Glaubenssatze geworden. Unter jüdischen Rabbinen hatte die Lehre von den Wanderungen in der Art sich gestaltet, daß zu Anfang der Welt eine bestimmte Anzahl Judenseelen erschaffen worden seien, welche immerfort aus sterbenden in neu erschaffene Judenleiber zurückkehrten, auch zur Strafe vorübergehend in Thierleiber

verbannt würden, aber am Ende der Welt wiederum als Juden sich zusammen finden. Die Wanderung war also kein ewiges Leben der Seele, weil sie nicht vorher und nachher in der Weltseele ihr dasein hat, sondern in der Erschaffung aus nichts ihren Anfang nahm. Sie war aber umfassender als die nächstfolgende Vorstellung der Unsterblichkeit, weil sie die Entstehung der einzelen Seelen zurück verlegte bis zur Zeit der Erschaffung der Welt.

§. 92. Die zweitgenannte Vorstellung der **Unsterblichkeit der Seele,** entstehend im Erdenleben, aber fortdauernd über das Erdenleben hinaus, ist gegenwärtig herrschend bei allen Europäern, Christen Juden und Muhammadanern. Die Vorstellung des entstehens gründet sich bei allen dreien auf die Schöpfungsage der israelitischen Glaubensschriften (1. Mose 1 u. 2) die des fortdauerns dagegen ist vielfach verschieden nach zugeführten Vorstellungen gebildet und nach örtlichen Verhältnissen umgestaltet worden.

In der Schöpfungsage heißt es:

1. Mose 2. 7: „Und JHOH-ELOHIM machte den Menschen aus einem Erdenkloße und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase; also ward der Mensch eine lebendige Seele."

5. 1: „Da ELOHIM den Menschen schuf, machte er ihn zum Ebenbilde."

9. 6: „Denn ELOHIM hat den Menschen nach seinem Bilde erschaffen."

welche Grundvorstellungen in den übrigen biblischen Schriften wiederholt werden. Dagegen findet sich unter den Aussprüchen Jesu keiner zu weitergehenden Erläuterungen; so daß die in den jüdischen Schriften auf welche er sich auch bezieht (Matth. 19. 4) unverändert in das Christenthum übergingen. Desgleichen nahm Muhammads Koran die israelitische Vorstellung auf, im wesentlichen unverändert.

In den drei Religionen herrscht die Vorstellung, daß die Seele dem ersten Menschen eingehaucht worden, also aus dem höchsten erflossen sei. Dagegen zeigt sich minder deutlich, ob sie annehmen die Seele der ersten Menschen sei die Quelle der Seelen aller ihrer Nachkommen, diese von ihnen abstammend wie die Leiber, oder ob jedem Menschen in der Geburt eine eigene Seele anerschaffen werde. Letzteres scheint, wenn auch selten entschieden ausgesprochen, die bei allen herrschende Vorstellung zu sein; obgleich sie im Christenthume ein Hinderniß findet in dem gleichzeitig herrschenden Glauben an die Erbsünde. Auch in der Auffassung des Erdenlebens als eines niedrigen und des künftigen fortlebens als einen erhabenen, findet sich eine starke Übereinstimmung, welche aus der gemeinschaftlichen Quelle, dem leidens-

vollen Leben des israelitischen Volkes, der ungünstigen Lage seiner Ansiedlung sich erklärt. Es heißt

Hiob 14. 1: „Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; geht auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht.“

22: „Weil er das Fleisch an sich trägt, muß er Schmerzen haben, so lange seine Seele noch bei ihm ist muß er Leid tragen.“

Psalm 39. 7: „Die Menschen gehen daher wie ein Schatten und machen sich viele vergebliche Unruhe.“

103. 15: „Ein Mensch ist in seinem leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht so verschwindet sie und ihre Stätte wird unbekannt.“

Pred. Sal. 1. 2: „Es ist alles ganz eitel; was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kömmt.“

2. 22: „Denn was kriegt der Mensch von aller seiner Arbeit und Mühe seines Herzens die er hat, denn alle seine Lebtage Schmerzen mit grämen und Leid?“

4. 2: „Da lobte ich die Toden, die gestorbenen mehr als die lebendigen, die noch das Leben hatten; der noch nicht ist, ist besser daran als alle beide.“

Derselbe wehmüthige Grundzug ist in den Koran übergegangen:

Sure 29: „Wahrlich dies irdische leben ist nur ein Scherz, ein Spiel; nur die künftige Wohnung des Paradieses ist wahres leben.“

40: „Dieses irdische leben ist nur vorübergehende Freude und nur das künftige leben ist eine Wohnung von fester Dauer.“

47: „Dieses irdische Leben ist Spiel und Scherz.“

57: „Das irdische leben ist nur ein Vorrath von Täuschungen.“

90: „Der Mensch ist zum Drangsal erschaffen.“

Der Vergleich zwischen dem Erdenleben des Menschen und dem künftigen leben seiner Seele führte bei den Bekennern aller drei Religionen zu der gleichen Vorstellung, daß das Erdenleben ein Drangsal sei von dem der Tod erlöse. Das Erdenleben ist ihrer Ueberzeugung nach die erste Stufe des daseins der Seele, die kurze Prüfungszeit, nach welcher ihr ferneres ewiges leben sich gestalten werde. Diese Gegenüberstellung des kurzen gefesselten niedrigen Erdenlebens zum ewigen freien höheren nachleben der entfesselten Seele, hat bei den Christen am schärfsten sich entwickelt; hat in vielerlei Formen sich geäußert als eine Geringschätzung, eine Verachtung des Erdenlebens, welches strengere Sekten verdunkelten Blickes bezeichnen als ein „wan-

deln im irdischen Jammerthale," als eine zeitweilige Entfremdung aus der himmlischen Heimat, als einen Zustand der Erniedrigung, den man sich sehnen müsse zu verlassen, um zur Herrlichkeit des ewigen Lebens einzugehen. Es hat unter den Christen, wie auch unter den Muhammadanern zahlreiche gläubige gegeben, die sich blindlings in den Kampf stürzten, wo sie den Tod aufsuchten, um desto eher in das selige Leben einzugehen. Selbst zu Morden und Selbstmorden hat die Vorstellung geführt, konnte es auch folgerichtig, denn der beschleunigte Tod gab dem ermordeten den doppelten Vortheil einer Abkürzung seiner irdischen Leibeshaft und der Verfrühung seines Einganges zur himmlischen Seligkeit.

Die Dauer des fortlebens wird von den drei Religionen gleichmäßig als eine ewige aufgefaßt; jedoch in den Glaubensschriften unterbrochen durch Erneuerung der ganzen Welt, bei der die jetzigen Gestaltungen untergehen, um von einer neuen Welt gefolgt zu werden. Die Bilder des vorausbestimmten Weltunterganges und dessen Einflusses auf das fortleben der Seele, lassen zunächst auf persischen Ursprung schließen und weiter zurück auf chaldäischen. Sie erscheinen auch bei den Israeliten erst nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft und so fremdartig, daß sie nicht zur Abklärung, zur vollen Einverleibung in das jüdische Wesen gelangen konnten, obgleich dieses durch die fortwährenden fremden Einflüsse und Völkermischungen seine Eigenthümlichkeit verloren hatte.

Die herrschenden Vorstellungen zeigen sich in den kurzen Aussprüchen Jesu, welche die Evangelisten mittheilen, in blühendster Form aber in der Offenbarung Johannis. Sie gehen dahin, daß die Seele nach dem verlassen des Leibes in einer außerirdischen Welt selig oder qualvoll fortleben werde bis zur Zeit des Weltgerichtes, dessen Eintritt unbekannt sei, bei dem jedoch das schließliche Urtheil über das fernere leben der Seele für alle Ewigkeit festgesetzt werde. Auch darin zeigt sich die Übereinstimmung mit der persischen Lehre, daß ein Weltbrand das Ende sein werde, daß alsdann eine Auferstehung der Leiber stattfinden solle, in verjüngter Gestalt erstehend, von den bis dahin unabhängig gewesenen Seelen belebt, um forthin vereint die Seligkeit oder Verdammniß zu genießen.

In den heiligen Schriften der Perser, lange vor Christi Geburt, heißt es: der Siegesheld, der Erlöser Sosiosch, werde am Ende der Tage kommen um das Lichtreich wieder herzustellen; er werde alle verstorbenen wiedererwecken, deren Leiber von den Seelen wieder erkannt und bezogen würden; jeder werde ausrufen: „Siehe mein Vater, siehe meine Mutter, meine Brüder, Schwestern und Freunde!" und nachdem alle erstanden, beginne das Weltgericht, die Scheidung in böse und

gute, von denen erstere in den Abgrund fallen zu dreitägiger Qual, letztere aber zum Himmel eingehen; dann werde die Welt in Flammen ausgeglüht und auch die bösen werden nach der dreitägigen Läuterung in den Himmel aufgenommen.

Änliche Bilder liegen in Jesu Aussprüchen:

Matth. 13. 38: „Der Acker (im Gleichnisse vom Säemanne) ist die Welt, der gute Same sind die Kinder des Reiches, das Unkraut sind die Kinder der Bosheit; der Feind der sie säet ist der Teufel; die Schnitter sind die Engel. Gleich wie man nun das Unkraut ausgätet und mit Feuer verbrennt, so wird es auch am Ende dieser Welt gehen: des Menschen Sohn wird seine Engel senden und sie werden sammeln aus seinem Reiche alle Ärgernisse und die da unrecht thun und werden sie in den Feuerofen werfen."

Matth. 22. 30: „In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel."

Luk. 20. 35: „Welche aber würdig sein werden jene Welt zu erlangen und die Aufergehung vom Tode, die werden weder freien noch sich freien lassen; denn sie können hinfort nicht sterben, sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung."

Matth. 25. 31: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet; er wird die Schafe zu seiner rechten stellen und die Böcke zur linken. Da wird der König sagen zu denen zu seiner rechten: Kommt her zu mir ihr gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich das euch bereitet ist vom Anbeginn der Welt; dann wird er auch sagen zu denen zu seiner linken: Gehet hin von mir ihr verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die gerechten in das ewige Leben."

Joh. 5. 26: „Denn wie der Vater hat das leben in sich selbst, also hat er dem Sohne gegeben das leben zu haben in ihm selbst und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß er des Menschen Sohn ist. Verwundert euch dessen nicht, denn es kommt die Stunde in welcher alle in den Gräbern werden seine Stimme hören und werden hervor gehen, die da gutes gethan haben zur Auferstehung des lebens, die aber übles gethan haben zur Auferstehung des Gerichtes."

In änlichem Sinne sind die Aussprüche Muhammads:

Sure 5: „Zu Allah werdet ihr Alle zurückkehren.“

Sure 8: „Ihr suchet nur die irdischen Güter, aber Allah setzet das künftige Leben als Endzweck.“

Sure 6: „Allah ist es der euch aus Lehm erschaffen und euer Lebensziel bestimmt hat; er wird euch wann das bestimmte Ziel erreicht ist wieder auferwecken; ihm ist die Herrschaft an dem Tage an welchem die Posaune erschallt.“

Sure 7: „Wann die letzte Stunde erscheint, weiß nur der Herr. Sie wird plötzlich über euch hereinbrechen.“

Sure 10: „Am Auferstehungstage werden alle versammelt und einer wird den andern erkennen. Die welche gutes thun, werden Gefährten des Paradieses und sollen ewig darin bleiben; doch die welche böses thun sollen zum Lohne böses empfangen, so viel sie verdient und sollen mit Schmach bedeckt werden.“

Sure 13: „Wie wenn wir zu Staub geworden, können wir dann wohl wieder neue Wesen werden? So sprechen die, welche nicht glauben an ihren Herrn. Ihr Nacken soll mit Ketten belastet werden, der Hölle Gefährten sollen sie sein und ewig darin bleiben.“

Sure 14: „An jenem Tage, an welchem Himmel und Erde sich verwandeln werden, sollen die Menschen aus ihren Gräbern kommen vor den einzigen und allmächtigen Herrn. Dann werden die Frevler in Ketten geschlagen, ihre Kleider von Pech sein und ihr Angesicht wird Feuerflamme bedecken.“

Sure 29: „Eine jede Seele wird den Tod schmecken; dann kehrt ihr zu mir zurück.“

Sure 36: „Und die Posaune wird wieder ertönen und siehe sie steigen aus ihren Gräbern und eilen zu ihrem Herrn hin.“

Sure 41: „Der Lohn der Feinde Allahs ist das Höllenfeuer zum ewigen Aufenthalte.“

Aus vorbenannten Äußerungen Jesu wie Muhammads erhellen gleichartige Vorstellungen über den Zustand der Seelen im Weltgerichte und in der nachfolgenden Ewigkeit; dagegen fehlt es an ausreichendem Aufschlusse über das Leben der Seelen in der Zeit vor dem Weltgerichte. Es läßt sich nicht verkennen, daß Muhammad jene Vorstellungen aus jüdischen Schriften entlehnt hat. Es findet sich auch, daß er gleich Jesus über das baldige Eintreffen des Weltgerichts verkündet:

Jesus sagt (Matth. 24. 34) nach Beschreibung des dereinstigen Weltgerichtes: „Wahrlich ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen bis daß dies alles geschehe.“

Muhammad (Sure 17): „Vielleicht sehr bald wird Allah euch aus den Gräbern hervorrufen; ihr werdet ihm lobpreisend gehorchen und glauben nur eine kurze Zeit im Grabe verweilt zu haben.“

Die Weissagungen beider vom baldigen eintreffen des Weltgerichtes sind aber nicht in Erfüllung gegangen und so ist augenscheinlich eine Lücke entstanden, welche beim baldigen eintreten nicht fühlbar geworden wäre. Die Seelen verlassen nach dem Glauben beider den Leib im absterben, aber ihre Aburtheilung zur ewigen Seligkeit oder Pein sollte erst erfolgen am Tage des Weltgerichtes. Es liegt also zwischen dem Tode und dem ewigen Leben eine Zwischenzeit von großer Dauer, der die Ausfüllung fehlt; die Seelen leben in derselben irgendwo und irgendwie dem Menschen unbekannt, weil Himmel und Hölle ihnen erst am Tage des Weltgerichts erschlossen werden sollen. Allerdings sagte Jesus zum Schächer (Luc. 23. 43): „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein,“ allein dieses kann nur als Ausnahme Geltung haben; denn wenn die Scheidung der Seelen sofort nach dem Tode einträte würde das dereinstige Weltgericht keinen Zweck haben. Eine andere Schwierigkeit entstand aus der Vorstellung einer Auferstehung der Leiber am Tage des Weltgerichtes; denn ein Leib und sei er auch feineren Stoffes und feinerer Art, wie die Geschlechtslosigkeit es andeutet (Matth. 22. 30) würde doch immer eine neue Fessel sein, eine Last, welche die Seele nach einer Zwischenzeit der ungehemmten Freiheit aufs neue tragen sollte. Diese Erniedrigung der Seele durch einen neuen Leib wäre eine Verbesserung nur unter der Voraussetzung der muhammadanischen Vergeltung; denn die mit einem Leibe behaftete Seele würde um so fähiger sein die Freuden des Paradieses wie die Qualen der Hölle zu empfinden. Aber selbst in diesem Falle würde eine Steigerung der leiblichen Empfänglichkeit eintreten, keineswegs eine Erhöhung des Seelenlebens; vielmehr würde die Seele aufs neue an ein stoffliches Leben gefesselt, änlich demjenigen welches im Erdenleben die höhere Entwicklung hinderte und die Befreiung der Seele wünschenswerth machte.

Die angegebene Lücke ist nicht in den ursprünglich israelitischen Vorstellungen vorhanden, hätte auch in deren selbständigen Fortbildung nicht entstehen können. Die Israeliten nahmen an, die Seelen hielten sich auf in den Gräbern mit den Leibern, führten ein Traumleben ohne geschieden zu werden zu einer Vergeltung. Man konnte also das Weltgericht irgend woher aufnehmen und damit die Vorstellungen ergänzen ohne eine Lücke zu lassen; denn die Seelen der gestorbenen führten ihr Traumleben fort bis zum Weltgerichte und würden dann nach ihrem Verdienste geschieden, dem Himmel oder der Hölle überliefert. Auch die Ägüpter oder Inder ließen keine Lücke, denn die

Aburtheilung fand sofort nach der Trennung vom Leibe statt: die guten gingen ein zu den seligen und die bösen begannen ihre Strafwanderung bis auch sie zu den seligen gelangten. Auch bei den Persern gab es eine Aburtheiluug der Seelen sofort nach dem Tode: sie wurden je nachdem dem Himmel oder der Hölle übergeben und verblieben darin bis zum Tage des Weltgerichtes; an welchem die im Grabe schlummernden Leiber verjüngt auferstehen, mit ihren Seelen sich vereinen und dann geschieden werden; so daß die guten sofort zum Lichtreiche eingehen, die bösen aber zuvor einer Läuterung unterworfen werden, bevor auch sie zum Lichtreich eingehen dürfen; das Weltgericht war die schließliche Versöhnung aller bis dahin geschiedenen. Bei Christen und Muhammadanern hat aber das Weltgericht nicht diese Bedeutung, es soll nicht die bis dahin geschiedenen Schafe und Böcke sühnend vereinen, sondern soll erst ihre Scheidung vornehmen um sie der ewigen Seligkeit oder Verdammung zu überliefern. Damit fällt aber die Bedeutung der Zwischenzeit zum Zwecke des Lohnes oder der Strafe gänzlich hinweg. Von manchen ist die altsemitische Vorstellung zu Hilfe genommen worden, daß nämlich die Seele im Grabe ruhe bis die Posaunen des Weltgerichtes ertönen und sie dann sich erhebe mit demselben oder einem verjüngten Leibe, um vor dem Weltenrichter zu erscheinen. Andere haben angenommen, die Seele werde zweimal dem Gerichte unterworfen: zum ersten nach dem verlassen des Leibes und zum zweiten am Tage des Weltgerichtes; das erste mal nach dem Erdenleben beurtheilt, das zweite mal nach dem verhalten in der Zwischenzeit im Himmel oder der Hölle. Weil es gefallene Engel gebe, seien auch gefallene selige möglich und wie einerseits selige des Himmels unwürdig werden, könnten andererseits auch verdammte durch Reue und Buße aus der Hölle sich erlösen. Aber beide Annahmen finden keine Stütze in den biblischen Aussprüchen, die in einfachster Weise Unvereinbares geben und die Vermuthung nahe legen, daß die Israeliten zur Zeit Jesu von zweien Seiten fremde Vorstellungen über das leben der Seele nach dem Tode empfingen, deren Vereinigung noch nicht sich vollzogen hatte: von den Ägüptern das Todengericht über jeden einzelnen nach dem abscheiden; von den Chaldäern oder Persern das Weltgericht über alle Menschen am Ende des gegenwärtigen Weltalters. Von den Ägüptern konnten oder wollten sie nicht die Seelenwanderung aufnehmen um damit abzuschließen in Ewigkeit; von den Persern nahmen sie das Weltgericht nicht als schließliche Sühnung sondern als strafende Scheidung. Sie fügten also zusammen was nicht zusammengehörte und ließen zwischen beiden eine Lücke, die fühlbar werden mußte als die Weissagung vom baldigen eintreffen des Weltgerichts nicht in Erfüllung ging. Bei solchem Volke zwischen mehreren weiter vorge=

schrittenen Bildungvölkern wohnend, von ihnen bekriegt unterjocht und in Sklaverei geführt, auch zwischen ihnen zerstreut angesiedelt und in steter Handelsverbindung mit ihnen, mußte stetes zuführen und durchkreuzen der verschiedenartigsten Vorstellungen geschehen. Die vorgeschrittenen des jüdischen Volkes nahmen sie auf, weil es dem Volke überhaupt an selbstgeschaffenen Vorstellungen über das fortleben der Seele fehlte; sie suchten sie zu vereinen und konnten es nur, indem sie wie Jesus annahmen, das Weltgericht werde in nächster Zeit eintreten; alle lebenden Menschen würden sofort vor dem Weltenrichter erscheinen und geschieden werden, wogegen die vordem gestorbenen bis dahin in ihren Gräbern verweilen müßten bis die Posaune sie rufe. Möglich ist es allerdings, daß eine andere Ergänzung der Vorstellungen Jesu verloren gegangen sei; denn die Evangelien enthalten augenscheinlich nur dürftige Bruchstücke, den weitaus kleinsten Theil eines so edel begabten Lebens. Jedoch spricht dagegen das austreiben der Geister aus den besessenen; weil er wie seine Zeitgenossen diese Seelen als umher irrend annahm, also weder im Grabe schlummernd noch im Himmel oder Hölle befindlich.

In den christlichen Glaubensbekenntnissen Kirchenliedern und Kunstwerken hat die Vorstellung von einer dereinstigen Auferstehung der verjüngten Leiber sehr lange sich erhalten. Ihr dichterischer Gehalt hat zu erhabenen Darstellungen jeder Art geführt, Dichter Maler und Tondichter begeistert, die mit besonderer Vorliebe und großem Erfolge Werke schufen, in denen die kühnen Zusammenstellungen, so wie die ganze Stufenleiter der menschlichen Gefühle zum Ausdrucke kamen, deren Darstellung von den dunkelsten Tiefen bis zur blendenden Höhe diese Vorstellung möglich macht.

Die Offenbarung Johannis (20) redet von zweien Auferstehungen, um 1000 Jahre auseinander: in der ersten erheben sich die Märtürer und standhaften Christen, um an der Weltherrschaft Jesu Theil zu nehmen; die anderen Leichen werden aber erst nach Ablauf dieser Frist lebendig, und zugleich der während dem gefangen gehaltene Satan losgelassen, der die heidnischen Völker (Gog und Magog) versammelt um die heiligen in ihrer geliebten Stadt (dem neuen Jerusalem) zu belagern. Die Belagerer werden aber durch göttliches Feuer verzehrt und Satan mit seinen Genossen in den feurigen Pfuhl geworfen. Die in der zweiten Auferstehung erwachten werden nach ihren Werken geschieden: die guten gehen ein zum Himmel, die bösen erdulden den zweiten Tod.

Das nicäische Glaubensbekenntniß (325 nach Chr. G.) maßgebend für Katholiken und Evangelische lehrt:

„Denn wie die vernünftige Seele und das Fleisch ein Mensch

ist, so ist Gott und Mensch der eine Christus, welcher gelitten hat für unser Heil, hinabstieg in die Hölle, am dritten Tage vom Tode auferstand, sich zum Himmel erhob und zur rechten Gottes sitzet, des allmächtigen Vaters, von wo er kommen wird zu richten die lebendigen und die toden; bei dessen Wiederkunft alle Menschen auferstehen werden mit ihren Leibern und Rechnung ablegen über ihre Thaten und die da gutes gethan haben werden ins ewige Leben eingehen, die aber böses gethan haben ins ewige Feuer. Dies ist der katholische Glaube und wer diesen nicht getreu und fest hält, wird nicht selig werden können."

Die Ausgleichung des erläuterten Mangels hat erst nach langer Zeit im Christenthume sich vollzogen. Als Jesu Weissagung vom baldigen Eintritte des Weltgerichtes unerfüllt blieb und die gläubigen endlich sich genöthigt sahen, ihre Hoffnung auf die Wiederkehr Jesu schwinden zu lassen, trat auch die Vorstellung von der dereinstigen Auferstehung der Leiber nur dann und wann hervor in den Gebilden der Künstler und einzelen Schwärmer. Es verblieb nur die den Ägüptern entstammende Vorstellung des abwägens und aburtheilens der Seelen nach dem verlassen des Körpers. Damit ward die Sühnung der bösen mittelst Feuer verbunden, jedoch in der Art, daß diese wie bei den Römern sofort nach dem Tode des Leibes (im Fegfeuer) angewendet werde, bevor sie zur Seligkeit eingehen. Die bei den Christen aller Genossenschaften herrschende Ansicht geht dahin, daß die Seelen, nachdem sie sich trennten von den Leibern (mit oder ohne vorheriges Fegefeuer), in den fernerhin unveränderlichen Zustand des ewigen Lebens eingehen, die guten zur himmlischen Seligkeit, die bösen zu den Qualen der Hölle, letztere jedoch mit der Hoffnung auf die Gnade Gottes. Die Vorstellung vom dereinstigen Weltgerichte ist noch vorhanden in den Glaubensbekenntnissen, sowie in den Kirchengesängen und Gemälden, hat ihres dichterischen Gehaltes wegen hohen Kunstwerth, lebt aber nicht im bewußtseine der Völker.

§. 93. Die drittgenannte Vorstellung war die der **Endlichkeit der Seele**, des vergänglichen lebens mit Anfang und Ende im Erdendasein.

Diese Vorstellung erweist sich als die ursprüngliche der Kinder Israels. Die Seele war ihnen ein Dunst, ein Hauch, der den Menschen erfülle so lange er lebe, dann aber sich verflüchtige. Erst nach späterer Annahme konnte sie als Gespenst unter der Erde fortleben. Von Lohn oder Strafen im fortleben scheinen sie keine Vorstellungen entwickelt zu haben; denn in allen Verheißungen, welche Elohim den Erzvätern Abraham Isaak und Jakob machte, ward ihnen nur irdisches

verhießen, Glück und Sieg reiche Herden schönes Land und zahlreiche Nachkommenschaft. Desgleichen stellt JHOH bei seinen Verheißungen und Drohungen nur irdischen Lohn in Aussicht, Eroberung und reiche Beute, oder als irdische Strafen Pest Mißwachs Niederlage Flucht wilde Thiere u. s. w.; nirgends Bezugnahme auf das fortleben nach dem Tode zum Zwecke himmlischen Lohnes oder höllischer Strafen. Die Zukunft, dem Israeliten aufmunternd oder erschreckend gezeigt, enthüllt ihm nur irdisches aufblühen oder verderben, nur die Rücksicht auf sich selbst oder seine Nachkommen sollte Richtschnur seiner Handlungen sein. Selbst die Beschwörung der Seele Schemuels durch die Hexe zu Endor beweist nur, daß außerhalb des Priesterglaubens der das leben der Seele mit dem des Leibes abschloß, noch ein verbotener Volksglaube bestand vom fortleben der Seelen unter der Erde und deren befragen, welche Ketzerei von den Priestern verboten und verfolgt ward (5. Mose 18. 11). Dieser Abschluß des lebens mit dem irdischen Tode blieb Glaube der Saducäer, deren Stifter um 200 vor Chr. G. lebte; denen auch dieser Glaube so wenig zum Nachtheil angerechnet ward, daß sie zu den höchsten Priesterwürden selbst zum Hohenpriester-Amte gelangten. Es gehörte also auch damals die Lehre vom fortleben der Seele nicht zu den Grundlagen des jüdischen Glaubens; daran zu zweifeln war keine Ketzerei. Die Saducäer erklärten die Seele für eine aus Gott erflossene den Körper belebende Kraft, welche im Tode zu Gott zurückkehre; bekannten sich also zur Ewigkeit der Seele, dachten sich aber Strafe wie Lohn für die menschlichen Handlungen als lediglich im Erdenleben erfolgend. Dieser Glaube lebt noch fort in der jüdischen Secte der Karaiten, während die übrigen jetzt lebenden Juden vorwaltend der Vorstellung einer ewigen Vergeltung anhängen, ohne jedoch den Glauben als ein Gebot gelten zu lassen.

Da diese Vorstellung keine ursprüngliche einheimische war: so konnte große Verschiedenheit stattfinden, zumal bei der längst eingetretenen Zerstreuung des Volkes. Sie waren in den Jahrhunderten vor Christi Geburt nach fast allen Ländern der Bildung und Macht ausgewandert, befanden sich zahlreich in Babel wie am persischen Hofe; in Ägüpten zumal waren viele angesiedelt; die Städte Kleinasiens und Griechenlands enthielten ihre Gemeinden; auch in der Weltstadt Rom befanden sie sich in großer Zahl. Der römische Dichter Lucrez (95 bis 52 vor Chr. G.) deutet augenscheinlich auf sie wenn er in seinem Lehrgedichte singt:

„Menschen finden sich zwar die sagen Krankheit und Schande
Seien zu fürchten noch mehr als des Todes finsteren Abgrund;
Und sie wüßten der Seele Natur sei einzig im Blute
Oder im lebenden Hauch; wenn allda man lieber sie aufsucht;

Und es brauchte dazu durchaus nicht unserer Lehre.
Merke aus folgendem dir, daß vielmehr um Ruhm zu erhaschen
Solches sie prahlen, denn daß aus Überzeugung sie sprächen.
Ausgestoßen vom Vaterland, vom menschlichen Anblick,
Gänzlich verzagt, sind sie's die mit jeder Schande gebrandmarkt,
Siech vom Kummer und Schmach, doch immer noch wünschen zu leben;
Todenopfer begehn, wo immer ihr Elend sie hintreibt;
Schwarzes Opfervieh schlachten, den unteren Göttern
Weihungen bringen und so bei widrigen Dingen des Schicksals,
Strenger in ihrem Gemüth zum Aberglauben sich wenden."

Scheidet man aus der Beschreibung den Haß des unduldsamen Römers, so bleibt eine Beschreibung des verjagten verfolgten siechen und verachteten jüdischen Volkes, allerorts im tiefsten Elende an das Leben sich klammernd und duldend; Hauptzüge die selbst noch in der Jetztzeit auf die Juden Roms und anderer Städte passen würden. Auch die Erklärung der Seele im Blute oder im flüchtigen Hauche stimmt genau mit den Aussprüchen der Gesetzbücher. (3. Mose 17. 11—14; 1. Mose 2. 7.)

Bei den Griechen waren die Meinungen der Weltweisen über das fortleben der Seele verschieden. Nach den Ansichten der

Stoiker war die Menschenseele ein Ausfluß der Weltseele; wie diese ein feiner flüchtiger Stoff gleich dem Feuer oder Hauche; er verbreite sich durch den Körper wie die Weltseele durch die Welt. Daß sie stofflich sei erweise sich aus ihrer Verbindung mit dem Leibe, denn stoffloses könne sich nicht mit stofflichem verbinden; sie sei vergänglich, überdauere zwar den Leib, kehre aber in der Weltverbrennung, welche die Zeitdauer der gegenwärtigen Welt abschließen werde, in das Urwesen zurück. Einige der Stoiker maßen dieses fortleben im Urwesen allen Seelen zu; andere nur den Seelen der weisen.

Aristoteles (4. Jahrh. vor Chr. G.) lehrte daß die Seele das leben des Leibes sei, sich zum Leibe verhalte wie die Form zum Stoffe, daß beide getrennt von einander nicht dasein könnten, ebenso wenig wie ein gehen ohne Füße oder ein sehen ohne Augen; beide entwickelten und verwirklichten sich mit einander. Die Seele sei in der Zeit entstanden, könne nicht ohne den Körper bestehen und löse sich mit ihm auf.

Epikuräer hegten die änliche Vorstellung, daß mit dem Tode des Leibes das Leben der Seele aufhöre; mit dem Tode beginne Empfindunglosigkeit, er könne also auch kein Übel sein.

Als das Christenthum herrschend ward, verboten und verfolgten seine Priester derartige Lehrsätze; selbst in der Gegenwart ist ihr Bekenntniß und ihre Verbreitung an den meisten Orten der Christenheit

mit so manchen Nachtheilen und Gefahren verbunden, daß sie nur ausnahmsweise an die Öffentlichkeit gelangen. Sie lassen sich aber vielfach aus Umschreibungen erkennen oder aus Unterlassungen folgern, die nicht minder deutlich derartige Vorstellungen erweisen. Wer z. B. an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, jedoch in der Art daß sie nach dem verlassen des Leibes nicht fortlebe und keine Vergeltung finde für das Erdenleben, dessen Vorstellungen gehören schon hieher; denn nach ihm endet das leben jeder Seele mit dem des Leibes; sie beginnt ein anderes Leben ohne Verbindung mit dem vorherigen irdischen, gleich wie die Stoffe des verwesenden Leibes zu anderen fremden Körperverbindungen übergehen. Es gehören hieher viele der Denker der letzten Jahrhunderte: zuerst

Baco von Verulam (1561 — 1626), dessen Lehre alle Thätigkeiten der Seele so eng mit dem Leibe verband, daß sie ohne denselben nicht denkbar waren.

Hobbes (1588 — 1679) der als das allein wirkliche den Leib bezeichnete und erläuterte was wir Seele nennen seien lediglich die Veränderungen im leiblichen Stoffe.

Spinoza (1632—1677) faßte seine Ansicht dahin: sämmtliche Wesen seien beseelt, in stufenweiser Vollkommenheit aufsteigend zum Menschen; der menschliche Geist sei die besondere Vorstellung, welche im unendlich denkenden sein (Gott) den menschlichen Leib zum Gegenstand habe. Sobald also der einzele Leib aufhöre, sei auch die daran haftende besondere Vorstellung (der Geist) zu Ende.

Andere Denker hielten es gerathen, über das Fortleben der Seele zu schweigen, gaben aber mittelbaren Aufschluß, indem sie lehrten, daß alles was wir Seelenthätigkeit nennen aus der sinnlichen Wahrnehmung stamme; woraus unmittelbar folgert, daß mit dem aufhören der sinnlichen Wahrnehmungen (dem Tode) auch die Seelenthätigkeiten (die Seele) aufhören müssen.

Locke (1632 — 1674) als Stifter der neueren Erfahrunglehre ging voran im Ableiten aller Erkenntniß aus Erfahrungen. Ihm folgten Hartley Price Brown Clarke u. a. vorsichtig vermeidend die Schlußfolgerungen zu ziehen und hervor zu heben, welche aus ihren Vordersätzen sich ergeben mußten in Bezug auf Unsterblichkeit der Seele.

Hume (1711—1776), Reid (1710—1796) u. a. verfuhren in gleicher Weise: nahmen keinen Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele, leiteten aber alles ab aus den irdischen Erfahrungen und leiblichen Fähigkeiten, führten auch alles auf das irdische Leben zurück.

Leibnitz (1646 — 1716) lehrte, daß um Seele zu sein bedürfe die Seele eines mit ihr verbundenen Körpers, ohne daß sie aber darum

für immer mit denselben Urtheilchen (Monaden) verbunden bleibe, von denen vielmehr immerfort neue eintreten und alte ausscheiden. Es sei alles Leben eine stete Wanderung, die auch der Tod nicht unterbreche, der nur darin bestehe daß mit dem Verluste eines Theiles der den Leib bildenden Urtheilchen, die Seele in einen Zustand zurückfalle, dem änlich in welchem sie vor der Geburt des Menschen sich befand.

Condillac (1715—1780), Bonnet (1720—1793), Helvetius (1715—1772) brachten alles Seelenleben in so enge Verbindung mit dem Leibe, daß die Möglichkeit eines geschiedenen daseins der Seele gänzlich ausgeschlossen ward.

Diderot (1713—1784) verwarf durchgehends den Unterschied zwischen körperlichem und unkörperlichem, also auch zwischen Leib und Seele; eine Trennung in Leib und Seele jetzt oder künftig erschien ihm nicht möglich.

Offray de la Mettrie (1709—1751) lehrte: die Seele sei nur die Thätigkeit des denkfähigen Theiles unseres Körpers: die Seele vergehe mit dem Körper weil die Fähigkeit mit dem fähigen enden müsse: mit dem Tode sei alles aus.

Die vereinten Freidenker Diderot Holbach Legrange Mirabeau u. a., welche 1770 ein Werk „System der Natur" herausgaben, entwickelten darin die Ansicht, daß der Mensch nur in irrthümlicher Weise sein eigenes Wesen in Leib und Seele geschieden denke; er sei ein körperliches Wesen welches denken und wollen besitze, deren Zusammenhang mit seinem Leibe der Mensch nicht begreife und deshalb als Ursache ein Wesen sich einbilde, welches er Seele nenne.

Endelmann (1698—1767) vertrat eine Ansicht, welche hieher gehört. Die Seele sei unsterblich ohne Anfang und Ende, jedoch in der Art daß sie nach verlassen des Leibes in einem anderen ihr Leben fortsetze; eine Seelenwanderung, bei der jede Menschenseele zwischen Geburt und Tod des Leibes einen ihrer Lebensläufe vollbringe, geschieden von den vorherigen und nachfolgenden. Diese Ansicht änelt dem indischen ausfließen und zurückströmen der Weltseele, der Endelmann den Namen „Gott" ertheilte, aber nicht in der herrschenden Bedeutung sondern als Inbegriff des Verstandes und Willens aller Wesen.

In den Auseinandersetzungen der deutschen Lehrer Kant Fichte Schelling und Hegel, so verschieden unter sich, ist doch gleichmäßig die Seele aller Stofflichkeit und Unabhängigkeit vom Körper entkleidet, sie ist ihnen kein geformtes Wesen welches als besondere Gestalt dasein könnte. Es hält schwer aus den Lehren derselben die Vorstellungen über das Leben der Seele auszusondern und plastisch oder geschlossen

hinzustellen. Was man Seele nennt erscheint in ihren Vorstellungen als ein mit dem leben des Leibes verbundenes, als das sein des Menschen als Einzelwesen.

Nach der Lehre Kant's war die absolute Idee, als Gesammtinhalt alles seins und wissens, in der Natur als zerstreuetes nebeneinandersein vorhanden; für die denkende Betrachtung stelle sich ihr Entwicklunggang in der Stufenfolge von Mechanismus Physik und Organismus dar und dieser Entwickelunggang habe keinen anderen Sinn, als daß die Idee die Naturgestalten durchbrechend als Geist hervortrete, der als subjectiver Geist beginnend zum objectiven Geiste sich erweitert, um im absoluten Geiste sich zu vollenden. Der subjective Geist beginne seine Entwicklung als Seele, in Verbindung mit und abhängig vom Leibe, im leben sich erweiternd und vervollkommnend, um einen Theil der Gesellschaft des Staates der Weltgeschichte zu bilden, in derem Zusammenhang der Weltgeist die großen Stufen seiner Entwicklung durchlaufe. Die Seele sei demnach ein zur Entwicklung der absoluten Idee gehöriges und dazu mitwirkendes dasein, welches des Leibes nicht entrathen könne. Dennoch erklärte Kant den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele für eine Nothwendigkeit; der Mensch bedürfe desselben auch wenn er sich nicht erweisen lasse.

Fichte's Ansichten liegen in dem Ausspruche: Ich bin unsterblich durch den Entschluß dem Vernunftgesetze zu gehorchen. Erzeuge nur in dir die pflichtmäßige Gesinnung so wirst du Gott erkennen, und während du uns anderen noch in der Sinnenwelt erscheinst, für dich selbst schon hienieden im ewigen Leben dich befinden. Was du Himmel nennst, liegt nicht jenseit des Grabes, es ist schon hier in unserer Natur verbreitet und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf.

Hegel sagte: Die Natur ist das lebendige unmittelbare werden des Geistes; sie ist die Bewegung, welche als ihr Ziel und Resultat den Geist als Subject herstellt. Die Geschichte als der an die Zeit entäußerte Geist, ist sein wissendes sich vermittelndes werden. Dieses werden stellt eine träge Bewegung und Aufeinanderfolge von Geistern dar, von denen jeder mit dem vollständigen Reichthume des Geistes ausgestattet darum so träge sich bewegt, weil das Selbst diesen ganzen Reichthum seiner Substanz zu durchdringen und zu verdauen hat. Indem seine Vollendung darin besteht, das was er ist d. h. seine Substanz vollkommen zu wissen, so ist dieses wissen sein insichgehen, in welchem er seine bisherige Gestalt der Erinnerung übergiebt, um sein verschwundenes Dasein in ihr aufzubewahren und in einer neuen Geistesgestalt und auf einer höheren Stufe von vorn anzufangen. Das Ziel aber ist der sich als Geist wissende Geist oder das absolute wissen.

Unter den Jüngern jener Meister haben tiefgehende Spaltungen stattgefunden, nicht allein im fortbilden der Verschiedenheiten der Vorstellungen jener, sondern auch zwischen den Anhängern und Nachfolgern derselben Schule, so daß die verschiedensten Ansichten über das leben der Seele überhaupt ihre Vertreter darunter finden. Am unabhängigsten stellte sich

Schopenhauer, welcher an die Stelle der absoluten Idee lediglich den Willen setzte, aus dem Wirken des Willens alles erklärte, alles was da ist und geschieht als Gestaltung des Willens deutete, darunter auch unsern Leib; als Gestaltung unseres Leibes das Hirn mit seinen Fähigkeiten, so daß das als Seele oder Geist benannte eine Fähigkeit wäre des durch den Willen oder im Willen sich gestaltenden Leibes, demnach von dessen dasein abhängig.

§. 94. Die ursprünglichen Beobachtungen und Voraussetzungen, aus denen die Vorstellungen vom vorhandensein und leben der Seele erwuchsen, sind im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden und müssen demgemäß die Vorstellungen über das **Wesen der menschlichen Seele** tiefergreifende Aenderungen erleiden.

Die Forschung ist durch zerlegen der Körper vorgedrungen zu den Grundbestandtheilen, den einfachen Stoffen, hat die festen Verhältnisse entdeckt unter denen sie ihre Körpergestaltungen ändern, unter denen sie Verbindungen mit einander eingehen oder aus denselben scheiden, hat dabei auch die Verschiedenartigkeiten ihres verhaltens in Form und Bewegung ermittelt, je nachdem die Bindverhältnisse sich ändern. Indem es gelang die an sich unsichtbaren Stoffe in feste Verbindungen über zu führen, ward manches der Vorzeit unbegreifliche den jetztlebenden faßbar gemacht. Jetzt würden nicht länger als genügend gelten können die Beobachtungen der alten Israeliten, aus denen sie schlossen, das Leben des Menschen (die Seele) liege im Blute oder Athem; ebenso wenig die von anderen daraus gezogene Schlußfolgerung, daß die Seele (der Dunst) im sterben des Leibes zum Himmel sich erhebe. Dennoch hat die aus jenen Beobachtungen bei den verschiedensten Völkern entstandene oder gehegte Vorstellung einer nebelartigen oder schattenhaften Gestalt der Seele sich erhalten können; auch ist bei vorgeschrittener Bildung das emporheben von der Erde, das hinaufschwingen der Seele zum Himmel als Vorstellung haften geblieben; obwohl die Sternkunde längst erwiesen hat, daß oberhalb der Wolken nur die Lufthülle unserer Erde vorhanden sei und außerhalb derselben der unermeßliche Weltraum, in welchem alle Sterne und auch unsere Erde sich fortbewegen ohne jemals wieder an die selbe Stelle zu gelangen. Die Vorstellung von der Seele als eines Wesens aus

feinem Stoffe, welches im Tode den Leib verlasse und sich emporschwinge, ist Grundlage aller religiösen Vorstellungen über ihr fortleben in Himmel oder Hölle, noch in der Jetztzeit herrschend bei der Mehrzahl der Menschen. Nur eine Minderzahl hat die stoffliche Beschaffenheit aus ihrer Vorstellung entfernt, denkt sich die Seele, den Geist, als ein stoffloses unsichtbares aber dennoch begrenztes Wesen, welches im Tode den Leib verlasse, schrankenlos in das Weltall übergehe und dort ewig fortlebe. Von allen wird aber gleichmäßig angenommen, daß die Seele mit dem Leibe entstehe ohne Vorleben, wol unsterblich sei aber nicht ewig dagewesen, sondern einen Anfang habe aber kein Ende.

Die Forschungen neuerer Zeit führten zur Entdeckung, daß die einfachen Stoffe des menschlichen Leibes mit denen der Thierleiber gleich seien, auch in denselben Bindverhältnissen; daß ferner bei den höheren Thieren die meisten Lebensäußerungen der Stoffaufnahme und Ausscheidung, des wachsens und auflösens, der Vermehrung Athmung u. s. w. völlig gleich seien denen des Menschen; daß sie überdies vermögen, freiwillig und mit bewußtsein in menschenänlichen Lebensäußerungen sich zu bethätigen, sich Vorstellungen zu machen, zu erinnern, zu träumen messen zählen Listen ersinnen Rache zu üben u. s. w. alles Thätigkeiten die man nicht länger in der früher üblichen Weise als Instinkt bezeichnen konnte, nicht als einmal eingepflanzte unveränderlich bleibende unbewußte Lebensäußerungen erklären durfte. In Folge dessen sah man sich genöthigt, auch im Wesen der Thiere unsichtbare Seelen zu erkennen, welche in änlicher wenn auch minder entwickelter Weise den Leib des Thieres lebend erhalten und beherrschen, auch allmälig die Art vervollkommen. Daraus mußte die Frage erwachsen, ob die Thierseelen auch unsterblich seien, da sie eben sowohl wie die Menschenseelen im leben unsichtbar wirken und nach dem Tode auch im Thierleibe nicht mehr vorhanden sind. Da man diese Frage verneinte, so ward die neue Frage erhoben ob man nun auch aus der Menschenseele das thieränlich wirkende als ein sterbliches entfernen und fortdenken müsse, um den rein und ausschließlich menschlichen Geist zu finden dem die Unsterblichkeit zukomme; denn es lasse sonst sich nicht begreifen, wie im Menschen unsterblich sein könne was im Thiere sterblich sei. Man ward genöthigt festzustellen welches der unsterbliche Theil des Menschen sei, indem man aus der menschlichen Seele alles dasjenige ausschied was man auch der sterblichen Seele des Thieres zuerkennen mußte. Nur dadurch konnte man dazu gelangen ihren unsterblichen Kern zu erkennen. Diesen Kern suchte man geschieden im Ausdrucke darzustellen und bezeichnete ihn zum unterscheiden von der Seele des Thieres als Geist. Während man früher sich begnügt hatte mit der Gleichung

Mensch — Leib = Menschenseele

fügte man jetzt die zweite hinzu

Menschenseele — Thierseele = Menschengeist

und beschränkte die früher der Menschenseele beigemessene Unsterblichkeit nunmehr auf ihren Kern, den Geist des Menschen.

Der vorherige Begriff der Seele war genau begrenzt; denn er umfaßte alles was vom lebenden Menschen übrig blieb, wenn aus der Gesammtheit seines Erdenwesens fortgedacht ward was davon in Ausdehnung und Schwere sinnlich wahrnehmbar sei oder was er im sterben als Leiche zurücklasse. Da nun Mensch wie Leib bestimmte Größen sind: so mußte auch das nach Abzug von einander übrig bleibende (die Seele) als bestimmte Größe sich ergeben. Viel unsicherer war aber die Feststellung dessen was Geist sei; denn wenn auch der Begriff „Menschenseele“ als ein bestimmter gelten konnte, so war dagegen der neue abzurechnende Begriff „Thierseele“ unbestimmt, um so mehr je stärker neue Beobachtungen ihn erweiterten. Je mehr die Bedeutung der Thierseele in der menschlichen Vorstellung wuchs, um so weniger blieb nach Abzug ihrer Größe aus der Menschenseele als Geist übrig.

Man hat im Laufe der Zeit die Menschenseele, ihren verschiedenartigen Bethätigungen gemäß als verschiedene Fähigkeiten sich gedacht, in Seelenkräfte eingetheilt, denen man wieder Unterabtheilungen gab. Als Hauptkräfte: Erkenntnißvermögen Gefühl und Willen. In ersterem alle Fähigkeiten durch welche der Mensch sinnliche Wahrnehmungen empfängt, daraus Vorstellungen schafft und seinem Gedächtnisse einprägt zur Erinnerung; ferner die Fähigkeit des vergleichens, den Verstand, dienend zum unterscheiden wie verbinden der verschiedenen Vorstellungen um ihre Vergleichswerthe zu ermitteln, auch um Begriffe zu bilden; dann als höchste Anwendung des Verstandes, die Vernunft, zur Erkenntniß der Beziehungen der Menschen zu einander (Sittlichkeit) zur höchsten Macht (Religion) zum Weltall (Wissenschaft). Die zweite (das Gefühl) begreift die Fähigkeit, die Einwirkungen unserer Vorstellungen in verschiedenartigen Erregungen unseres eigenen Wesens als Freude oder Schmerz Zuneigung oder Abneigung u. a. zu empfinden. Die dritte (der Wille) bezeichnet die Fähigkeit, auf Grund der gewonnenen Erkenntniß die menschlichen Kräfte zur Anwendung zu bringen, auf sich selbst wie auf alles sonstige unsrer Einwirkung zugängliche. Daraus ward ersichtlich schon alles ausgeschieden was den Menschen unbewußt lenkt; ein weit größerer Theil mußte aber zurückgesetzt werden, als man das mit der Thierseele gemeinschaftliche ausscheiden wollte. Es findet sich, daß auch die Thiere Vorstellungen gewinnen und im Gedächtnisse aufbewahren; denn sie erinnern sich derer welche ihnen ehedem Freude oder Schmerz bereiteten, kennen Freund

wie Feind. Sie haben Augenmaß, wissen auch in ihrem Wirkungkreise die richtigen Verhältnisse abzuwägen, wie z. B. die Jagdhunde ihr Verfahren jedesmal nach der Gattung des Wildes einrichten. Sie erreichen sogar in Erkenntniß des erlaubten und unerlaubten, also die ersten Stufen der Sittlichkeit. Außerdem zeigt sich deutlich genug, daß sie Gefühl und Willen besitzen, wenn auch gleich allem anderen in niederer Ausbildung als der Mensch. Was also der Mensch voraus hat, sein Überschuß besteht nicht in besonderen Fähigkeiten, sondern in der höheren Entwicklung der selben Fähigkeiten; überdies in einer ihm eigenthümlichen Äußerung des Verstandes (Vernunft) zum schaffen von Begriffen.

Ersichtlich wird dadurch die frühere Vorstellung von der Beschaffenheit der fortlebenden Seele gänzlich umgestaltet. Die Seele ist nicht länger zu denken in der Gestalt des ehedem bewohnten Leibes, in der Annahme daß sie als flüchtige Bewohnerin in allen Theilen bis an die Oberfläche wirksam sei. Es haften an der Seelenvorstellung nicht länger die Menschenänlichkeiten des sehens redens u. s. w., welche aus den Traumerscheinungen gefolgert worden waren; denn die Sinne fallen hinweg weil sie auch der sterblichen Thierseele zukommen, also nicht dem unsterblichen Menschengeiste als eigenthümlich zugehören; der Geist hört auf sichtbar zu sein, weil er nicht aus feinem Stoffe besteht in einer Gestalt, er kann also selbständig auf keinen der Sinne wirken, also auch keine Vorstellungen in uns erregen. Mit diesem abstreifen fallen die früheren Vorstellungen von den sinnlich fühlbaren Genüssen des Paradieses und Strafen der Hölle. Dagegen erscheinen die fortlebenden Geister um so geeigneter zur beseligenden Gewinnung höherer Erkenntniß oder zum quälenden Bewußtsein der durch das frühere Erdenleben gehinderten höheren Entwicklung.

In diesen geläuterten Vorstellungen wird der Geist nicht verflüchtigt sondern bleibt wesenhaft; er ist nicht ein Theil der menschlichen Fähigkeiten, die wir uns vereinigt denken und mit dem Namen „Geist" belegen, sondern als Geist wird ein unsichtbares ungestaltiges aber doch geschlossenes Wesen gedacht, mit dem Leibe und der Thierseele entstanden und zeitweilig im lebenden Menschen herrschend; das aber nach der Trennung vom Leibe und den thierischen Fähigkeiten ein unabhängiges leben ewig fortzuführen vermag. Wenn nun auch die Unsterblichkeit nur dem Geiste eigenthümlich angehört d. h. den gestalteten Fähigkeiten um welche die Menschenseele der Thierseele überlegen ist: so folgert doch nicht ohne weiteres, daß hierauf die Unsterblichkeit beschränkt sein müsse. Es wäre die Frage zuläßig, ob nicht mit dem Geiste an der Unsterblichkeit theilnehmen könnten diejenigen Fähigkeiten, welche der Mensch gemeinschaftlich mit dem Thiere besitze.

Zudem ist in der Menschenseele keine wesenhafte Scheidung, kein Riß zwischen Geist und Seele zu entdecken; denn wenn auch jeder in seinen Gedanken eine Scheidung vornehmen kann, je nachdem er die Fähigkeiten geeignet oder würdig erachtet der Unsterblichkeit, so vollzieht dieser Denkvorgang die Scheidung doch nur in seinen Vorstellungen, aber nicht im Wesen der fortlebenden Seele. Wollte man dagegen als unsterblich gelten lassen nur das als Geist ausgeschiedene, das überragende der Menschenseele über die Thierseele: so wird es unerklärlich wie die Vernunft als solche fortbestehen und wirken könne, in Ermangelung aller der übrigen Fähigkeiten, namentlich der Sinne aus deren wirken nicht allein die Grundlagen der Erkenntniß erwuchsen, sondern auch jede Bereicherung derselben bis zur höchsten Entwicklung, also auch die Vernunft. Sie würde auch fernerhin als Verstand die zur höheren Erkenntniß, zur Seligkeit, nothwendigen Vorstellungen abwägen und verbinden müssen; denn die Vernunft ist nur Verstand auf ein besonderes Gebiet der Erkenntniß angewendet. Sie bedürfte des Gedächtnisses, auch des Gefühles und Willens. Da überdies die mit dem Leibe verwesenden Sinneswerkzeuge und Nerven fehlten: so müßte ihr eine Ersatzausrüstung verliehen werden zum auffassen äußerer Eindrücke, ohne welche die höhere Entwicklung zur Seligkeit nicht möglich erscheint. Sobald die Beschränkung auf den Kern (die Vernunft) aufgegeben wird, also mit dem Geiste die übrigen Fähigkeiten der Menschenseele vereint werden, gerathen die Gedanken immer tiefer in das Gebiet der Thierseele hinunter, wo es nicht möglich wird eine andere Grenze zwischen Mensch und Thier zu bezeichnen, als die menschliche Gestalt. Es bliebe dann nur als Unterscheidung daß die Seelen aller Zweihänder unsterblich seien, dagegen die Seelen aller Vierhänder Vierfüßler u. a. sterblich. Oder man müßte den Unterschied in der aufrechten Gangweise finden wollen; jedenfalls aber auf Unterscheidung-Merkmale gerathen, die zum begründen des Vorrechtes der Unsterblichkeit wenig geeignet erscheinen. Es kommt namentlich in Betracht, daß die Grenze bis zu welcher die Thierseele sich fortbildet, nicht allein zusammenfällt mit derjenigen bis zu welcher die rückständigen Stufen der menschlichen Entwickelung hinabreichen, sondern in mancher Beziehung höher stehen. Es können z. B. ganze Völkerschaften nur bis 5 zählen, während Thiere in unserer Mitte bis 9 zählen; andere Thiere zeigen größere Überlegung in ihren selbständigen Arbeiten als millionen Menschen; viele Menschen sinken in ihrem lasterhaften Leben weit unter das Thier hinab, sind tiefer in ihrem denken und handeln also ihrem unsterblichen Theile: so daß wenn man ihnen zur Abhilfe die Fähigkeit beimessen wollte, nach abstreifen des Leibes sich wiederum zu erheben, kein Grund vorläge um der ebenfalls

bildsamen Thierseele die selbe Fähigkeit abzusprechen; man also annehmen müßte, daß auch diese im Stande sein werde, nach abstreifen des hemmenden Leibes in der Unsterblichkeit sich fortzubilden. Die Schwierigkeit eine Grenze zu finden wo das Recht auf Unsterblichkeit anfange, ist um so größer, als wir nicht umhin können der Rücksicht auf die erreichte Bildungstufe der Seele ein größeres Gewicht beizumessen als dem Vorzuge des Menschen als Zweihänder oder aufrechtgehendem; in jenem Falle aber einige höhere Thierarten einschließen müssen, um nicht genöthigt zu sein die auf tiefster Stufe stehenden Menschen auszuschließen.

Die vorstehenden Fragen sind in der Gegenwart keineswegs abgeschlossen. Es zeigt sich in Bezug auf Sterblichkeit die Theilung in

Leib, Inbegriff der stofflichen Gestalt, deren Sterblichkeit und Auflösung außer Zweifel steht in den Vorstellungen aller;

Thierseele, Inbegriff des Theiles seines unsichtbaren Wesens, den er mit den Thieren gemeinschaftlich besitzt und dessen fortleben als zweifelhaft gilt;

Geist, Inbegriff des überragenden, welches im unsichtbaren Wesen des Menschen im Vergleiche zur Thierseele liegt und dessen fortleben als außer Zweifel stehend betrachtet wird.

Schon vor mehr als 2000 Jahren war änliche Dreitheilung herrschend in vorschreitenden Denkern; entstanden aus zusammen fließen der älteren Vorstellung vom unterirdischen Aufenthalte der Seele und der späteren höheren vom himmlischen fortleben, dem zurückfließen in den Urgeist. Viele erklärten den Unterschied in der noch gangbaren Weise als Lohn und Strafe in Himmel und Hölle. Höher gebildete (Platon u. a.) deuteten dagegen den Menschen als Leib Seele und Geist: die Seele verbleibend bei der Leiche in oder am Grabe auf der Erde bis zum wieder erstehen am Weltende; der Geist zurück kehrend zur himmlischen Heimat in den Urgeist. Dadurch ward es doppelt schwierig Leib von Seele abzugrenzen und Seele vom Geiste; worüber auch jene Denker unsicher waren. Es erledigt sich aber auch dieses mit der Hauptfrage ob es überhaupt zuläßig sei aus der Menschenseele einen Theil als untergeordnet auszusondern, da die unterschiedenen Fähigkeiten, die besonderen Seelenkräfte, nichts weiter sind als Gestaltungen des menschlichen Gedankens oder Begriffe; auch im Menschen wie im Thiere die Fähigkeiten nicht abtheilungweise neben einander liegen, sondern nur verschiedenartige Bethätigungen eines ganzen und untrennbaren sind, welches wir als Menschenseele uns denken und benennen. Die Unterschiede der einzelen Eindrücke, welche die Thätigkeiten anderer Menschen auf uns machen, benennen wir mit verschiedenen Namen und denken uns demgemäß verschiedene Fähigkeiten als

Ursache derselben; wiewol wir weder in den Anlaß gebenden Thätigkeiten noch in dem übrigen verhalten der Seele Abtheilungen entdecken können. Was wir in dieser Beziehung erkennen und unterscheiden sind nur die von Thätigkeiten des Menschen empfangenen Eindrücke; nur in den Gedanken ihres Empfängers liegt die Eintheilung, nicht im Wesen des Gebers.

§. 95. Die Erläuterungen dürften genügen, um in der **Entstehung und Fortbildung der Vorstellungen über die Menschenseele** zu erweisen, wie die Fortbildung des Menschenwesens auch in dieser Richtung auf den einfachsten gemeinschaftlichen Grundlagen beruhe, ungeachtet der unerschöpflichen Manchfachheit, in welcher jene Vorstellungen aus den kleinsten Anfängen bei den zahlreichen Völkern des Alterthumes wie der Gegenwart entstanden sind.

Die gleichgestalteten Sinne und Nerven der Menschen führten allenthalben zum beobachten der gleichen Vorgänge im absterben des Menschen; die entstehenden Vorstellungen mußten nahezu gleich gebildet werden und da auch die Fortbildung der Menschen in gleichartiger Weise gestaltet: so konnten zu den verschiedensten Zeiten und unabhängig von einander höhere Stufen der selben Vorstellung entwickelt werden, sobald das bezügliche Volk oder der einzele Mensch die demgemäße Stufe der Fortbildung erreicht hatte. Die Völker haben aber nur auf den rückständigsten Stufen unabhängig von einander sich entwickelt; denn sobald sie an Zahl und Gesittung zunahmen begannen gegenseitige Einwirkungen; von den vorgeschrittenen Völkern wanderten die höheren Vorstellungen zu den rückständigen. Aber auch in diesem Falle verblieb als Grundzug die Gleichartigkeit der menschlichen Fähigkeiten; nur daraus erklärt sich wie so lange und allgemein die Vorstellung gehegt werden konnte, der Mensch werde belebt von einem flüchtigen Wesen aus feinem Stoffe, welches im leben seinen Leib erfülle lenke und thätig erhalte, bis es im absterben entfliege und den Leib als unbrauchbare vergängliche Hülle zurücklasse. Diese Vorstellung, aus sichtbaren allenthalben gleichen Vorgängen erwachsen, pflanzte sich fort durch alle Zeiten bis in die Gegenwart und liegt auch jetzt noch dem herrschenden Glauben der Christen Juden und Muhammadaner, also sämmtlicher Europäer zum Grunde. Bei höherer Fortbildung führte diese Vorstellung in das Gebiet der außersinnlichen Welt, wo die Schlüsse auf Grund muthmaßlicher Ursachverhältnisse gezogen werden mußten, denen wiederum die Gleichartigkeit des Menschenwesens enge Grenzen zog. Begraben der Leiche führte dazu, dem entflohenen Lebenswesen, der Seele den ferneren Aufenthalt unter der Erde anzuweisen, im Grabe oder in der Grabhöhle; auf höherer Stufe

dehnte man diesen Aufenthaltsort weiter hinab in die Tiefe der Unterwelt: im Grabe ein ruhendes Schlummerleben in der Dunkelheit des engen Raumes; in der weiteren Unterwelt Raum zur Bewegung. Durch Traumerscheinungen geleitet, denen der rückständige Mensch überhaupt gleiche Geltung mit den Erscheinungen des wachenden Lebens einräumt, gab man der entflohenen Menschenseele ein schatten- oder nebelartiges Wesen in der Gestalt und Bekleidnng des ehemaligen Leibes, wie sie am stärksten dem Gedächtnisse des Menschen sich eingeprägt hatte. Die Flüchtigkeit des im Tode entweichenden vermeintlichen Lebenswesens ergab die höhere Vorstellung, aus dem emporfliegen des warmen Blutdunstes den Schluß zu ziehen, daß die Seele in den Luftraum sich erhebe; dort aber, wie die Verflüchtigung des vorher sichtbaren Dunstes schließen ließ, ein unsichtbares Leben führe oder mindestens nur wenigen höherbegabten sichtbar im wachen, anderen dagegen nur im Traume oder in den Handlungen die man ihrer Bosheit oder Rachsucht zuschrieb. So lange der Mensch vorwaltend die ihm schädlichen oder bedrohlichen Weltvorgänge auffaßte, maß er den Seelen nur schädliche Vorgänge zu und zwar solche, in denen er das besondere wirken eines Willens erkannte, wie er dem verstorbenen eigenthümlich gewesen war.

Die Verschiedenheit der Vorstellungen zeigt sich nur in den Örtlichkeiten, die man den Seelen zum Aufenthalte anwies, nämlich Wüsten öde Schluchten rauhe Felskuppen Höhlen Felsböden Wälder u. s. w., je nachdem bei den verschiedenen Völkern die schädlichen Vorgänge als Dürre verheerende Gewässer kalte Winde Hagel- oder Schneestürme u. s. w. aus solchen Geisterorten herankamen. Bei anderen Völkern dachte man sie in Tigern oder Wölfen wohnend; am Meere oder Flusse versetzte man sie in raubende Wasserthiere: in allen Fällen nur schädliches von ihnen gewärtig. Weiter entwickelt versetzte man sie in die klugen, aber lauschenden und verrätherischen Vögel; entkleidete sie aber zuletzt jeder Form, um sie mit den Sternen in Verbindung zu setzen, deren blinkendes Gewölbe man als Grenze des Luftraumes sich dachte und jeden Stern als Aufenthalt der Seelen oder eine Seele.

Als der Mensch auf höherer Stufe der Fortbildung auch die freundlichen Weltvorgänge erkannte und in sein bewußtsein aufnahm, verpflanzte er beide Seiten der Welt in das künftige leben der Seele und erhob sich zur Vorstellung der Vergeltung, indem er die Seelen verstorbenen einer oder andren Welt zutheilte, je nachdem ihr Erdenleben nach seiner Ansicht es verdient habe. Nach den örtlichen Auffassungen der höchsten Freuden und Qualen, ward die freudige wie die traurige Seite des fortlebens durch die Einbildung der Menschen gestaltet: erstere als ein Leben im Paradiese oder Himmel mit allen Freuden

der Erde, ohne die damit verbundenen Unannehmlichkeiten; letztere als ein Leben in der Unterwelt mit Feuerqualen oder vergeblichen Anstrengungen, statt dessen auch des lebens auf der Oberwelt in Thiergestalten. Als die Fortbildung zu höheren Stufen gelangte, streiften die Vorstellungen allmälig das stoffliche ab, nahmen der fortlebenden Seele jede Form und Sichtbarkeit, ließen auch alle sinnlich wirksamen Freuden und Qualen schwinden. Nunmehr dachte man sich das fortleben der guten Seelen als ein wonnevolles, in zunehmender Erkenntniß, unbehinderter Bewegung nach Befreiung von der Leibeslast und eindringend in die Geheimnisse, welche dem irdischen Leben verhüllt blieben; das der bösen Seelen als ein qualvolles, durch entbehren der höheren Erkenntniß und die quälende Rückerinnerung an das verfehlte Erdenleben.

Auf höherer Stufe entstand die Frage was die Seele des Menschen sei, ob ein abgeschlossenes selbständiges Wesen oder nur gedacht als eine Anzahl von Fähigkeiten, die dem Menschen im lebenden Zustande innewohnen. Je mehr man durch forschen das Wesen des Menschen sein Seelenleben in allen Bezügen erkannte, das bewußte ausschied vom unbewußten, desto schwieriger ward es die Grenze zu finden, welche den unsterblichen Theil des Menschen, die Seele, scheiden solle von dem sterblichen Leibe. Erschwert ward die Lösung dieser Frage noch dadurch, daß man sich gemüßigt fand auch den Thieren eine Seele beizumessen; da sich erwies, daß die frühere Annahme unrichtig sei, nach welcher sie von einem innewohnenden unveränderlichen Triebe (Instinkte) geleitet würden und man ihnen vielmehr Kräfte und Fortbildung beilegen müsse wie sie dem Menschen innewohneten. Es entstand daraus die Vorstellung, daß der unsterbliche Theil des Menschen nicht in der ganzen Menschenseele liege, sondern auf das höhere der Menschenseele beschränkt sei, auf dasjenige worin die Menschenseele die Thierseele überrage; auf den Geist, dessen Wesen man erkenne sobald man von den Fähigkeiten des Menschen alle diejenigen ausscheide welche er gemein habe mit den höheren Thieren.

In der ganzen Stufenfolge der Gebilde, vom Traumleben im Grabe bis zur Vorstellung vom Kerne der Menschenseele, einem nur dem Menschen eigenthümlichen Geiste, verlassen aber die Vorstellungen nicht den engen Bereich der Menschenänlichkeit: die Seele ist ihnen allen der flüchtig gewordene Mensch, welcher aus seiner rohen Hülle befreiet als freies leichtes und bewegliches Wesen unabhängig fortlebt, immer noch denselben Lebensbedingungen unterworfen wie zuvor, abzüglich derer welche dem zurückgelassenen Leibe anhafteten. Ausgehend von der anfänglichen Schlußfolgerung, daß der Mensch abzüglich der Leiche die Seele sei, mußte er der fortlebenden Seele alles beimessen

was der Mensch als leben äußerte: Bewegung Sprache Bewußtsein Gefühl Willen Wonne und Pein; denn der Mensch hatte sie besessen aber die Leiche keine davon behalten, folglich mußten sie mit der Seele entflohen sein und in derselben fortleben. Daraufhin konnte er auch jenes fortleben änlich dem Erdenleben gestalten; denn was hier Freude oder Schmerz bereitet hatte vermogte auch dort auf dieselben Fähigkeiten die gleichen Wirkungen zu äußern. So grob sinnlich uns auch die Ausschmückungen des Paradieses mit reizenden Genüssen oder der Hölle mit Feuerqualen erscheinen, so ruhen sie doch auf der gleichen Grundlage mit den höchsten Vorstellungen von Freuden der höheren Erkenntniß und Qualen des entbehrens derselben oder der Rückerinnerung. Es ist die gleiche Verpflanzung der Reize des Erdenlebens in das nachirdische leben und die Möglichkeit ihres wirkens gefolgert aus dem verbleiben der Fähigkeiten dieses lebens im jenseitigen.

Der Gleichartigkeit menschlicher Beobachtungen und Schlüsse muß es auch zugeschrieben werden, daß der Mensch auffälliger Weise so wenig Veranlassung nahm, Vorstellungen zu bilden über ein etwaiges früheres leben der Seele, vor dem bewohnen des Leibes: es fehlte ihm nämlich an sinnlichen Wahrnehmungen aus denen er hätte Vorstellungen schaffen können. Beim scheiden aus dem Erdenleben waren es zwei sichtbare Wesen, Mensch und Leiche, welche gegen einander abgewogen werden konnten und als begrenzten Unterschied die Vorstellung der Seele ergaben. Dagegen fehlte im entstehen des Menschen der sichtbare Übergang aus einem Zustande in den anderen: es war nur ein Wesen vorhanden ohne die zweite vorherige Daseinform; es konnte also kein Unterschied als dritte Größe ausgezogen und vorgestellt werden. Man sah nicht vor der Geburt einen Leib ohne Seele wie nach dem absterben oder eine Seele ohne Leib. Dadurch mußte die Vorstellung entstehen und allgemein werden daß die Seele mit dem Leibe entstehe, nicht vorher ewig dagewesen sondern nur unsterblich sei, indem ihr Leben einseitig in die Zukunft hinaus sich verlängere. Dennoch erhob sich im Alterthume der Glaube der Höchstgebildeten zur höheren, nach beiden Enden abgeschlossenen Vorstellung, die Menschenseelen erflößen aus der Weltseele und kehrten nach vollbrachtem Einzelleben in dieselbe zurück, vollzögen also einen Kreislauf der zum Ausgangspunkte zurückführte. Bei den Europäern der Gegenwart dagegen herrscht als höchste Stufe nur der Glaube daß die stofflose Seele mit dem stofflichen Leibe entstehe, aber nach dem Tode unabhängig und ewig als Geist fortlebe.

§. 96. Es würde ein Irrthum sein anzunehmen daß in den Europäern nur eine Vorstellung herrsche; vielmehr ist eine **Schichten=**

folge der Vorstellungen über das leben der Seele in den gleichzeitig lebenden zu erkennen, je nach der Verschiedenheit der Bildungstufen der einzelen Völker wie der einzelen Mitglieder, von den rückständigsten Vorstellungen bis zu den vorgeschrittensten hinauf reichend.

Es lassen sich zwei Hauptschichten erkennen:

die untere, breiteste und mächtigste Schicht der Vorstellungen, nach denen die Seelen fortleben in Verbindung mit der Erde, als Gespenster umherirrend, in das menschliche treiben sich mischend; herrscht zumal in dem allenthalben gehegten Gespensterglauben, nach welchem die Seelen entweder als flüchtige Gestalten sichtbar erscheinen und durch Sprache oder Gebärden sich verständlich machen oder gestaltlos durch stampfende Tischbeine und unsichtbar geschriebenes ihren Willen verkündend; gesteigert zum glauben an das unsichtbare walten der Seelen, sei es als Rächer an ganzen Geschlechtern oder in liebender Fürsorge die hinterlassenen umschwebend;

die obere Schicht im Glauben an das Seelenfortleben, außer Verbindung mit der Erde, an fernen Orten über oder unter der Erdoberfläche (Himmel oder Hölle) in wonnigen oder qualvollen Lebenszuständen, nach der Art des ehemaligen Erdenlebens abgemessen; gesteigert im Glauben an ein fortleben in höheren Welten, auf Sternen oder im ganzen Weltall, wo die Seelen frei von Erdenlast und jeder Körperlichkeit wie jedem irdischen Sinnengenusse, ihren Lohn empfängt im tieferen Verständnisse der Weltordnung, wie ihre Strafe in der Entbehrung dieses Genusses höchster Art.

In jeder dieser beiden Schichten findet sich bei den jetzigen Europäern die bunteste Menge der Gestaltungen, von den rückständigsten Vorstellungen, die wir gewohnt sind als rohen Aberglauben zu bezeichnen, bis zu den höchsten dichterischen Schöpfungen, über alle Schranken des Raumes und der Zeit hinaus. Das von den Völkern des Alterthumes herstammende und von den verschiedensten Seiten zugebrachte, lebt und wirkt neben dem hiergeschaffenen; die Vorstellungen der früheren Jahrtausende neben den Erzeugnissen und Ergebnissen der Wissenschaft der Gegenwart. Die Sagen und Märchen der Vorzeit, in Sitten und Gebräuchen der Gegenwart angedeutet, erweisen das fortleben der ältesten Gestaltungen; ebenso wie die klar ausgesprochenen Überzeugungen der mitlebenden, in der Fülle ihrer Verschiedenheiten alle Zwischenstufen offenbaren, die von den ältesten Vorstellungen zu den neuesten leiten. Das Gemenge der Vorstellungen änelt einer Geröllbank, welche die Meereswellen aus den Trümmern aller Gesteinarten am Strande aufhäuften, in denen der Forscher fast alle Schichtungen der Erdrinde, alle Alter der Erdbildung vertreten

findet; deren Gemisch allerdings in Hauptgruppen geschieden werden kann, jedoch ohne daß es möglich wäre für jeden einzelen Stein anzugeben den Ursprungsort und die verschlungenen Wege am Meeresboden, welche die Strömungen und Wellen ihn gerollt haben. Ebenso sind die Seelenvorstellungen in Europa zusammengeschwemmt, in bunter Regellosigkeit durch einander: es findet sich der Wehrwolfglauben und Vampürglauben, ersterer der Vorstellung angehörig daß die Seelen in Thiere fahren, letzterer dem daß sie in oder bei dem Grabe schlummern; beide dem ältesten Glauben angehörig, daß Seelen nur schädlich wirken. Dazu gehören auch die Geisterbeschwörungen, welche noch in der Gegenwart auftauchten. Die höchste Vorstellung des Alterthumes vom ausströmen und rückkehren der Seele zur Urquelle, lebt nur noch in herrschenden Redensarten: die verstorbenen seien zu Gott zurückgekehrt oder Gott habe sie wieder zu sich genommen, sie hätten sich zur himmlischen Heimat erhoben u. s. w. Die frühere Vorstellung vom leben der seligen über den Wolken und der verdammten in der Unterwelt, prägt sich noch immer in den Handbewegungen und Blicken aus, welche darauf Bezug nehmende Reden begleiten: wie der betende Christ noch immer den Blick zum arischen Himmelsherrn empor richtet, so denkt er sich auch die Seelen seiner lieben dort oben bei dem Himmelsherrn und blickt hinauf zu ihnen oder zeigt mit dem Finger hinab zur Hölle, wenn er verstorbener Feinde oder Bösewichter gedenkt. Die Beschreibung der Feuerqualen in der Hölle, des lechzens der in Pech und Schwefel gesenkten Seelen, ist noch jetzt eine beliebte Ausschmückung der Bußpredigten; aus der alten Sterndeuterei hat die schöne Vorstellung sich erhalten, welche den Seelen die Sterne zum Aufenthalte anweist, dort die Stufen zur weiteren Vervollkommnung sie vollbringen läßt; selbst ferner stehende Lehren, wie von der Auferstehung Jesu, dem Fegefeuer u. a. weisen viel weiter als Jesu Zeit zurück auf die Vorstellungen der alten Chaldäer Perser u. a. Unser europäisches Leben erweist sich in dieser Beziehung wie beim Gottesglauben, als eine Ansammlung der verschiedenartigsten Erbschaften aus allen Zeiten und Völkern; herangetragen aus der Heimat, vermehrt durch Zufuhren von fremden Völkern, geläutert und vereinfacht, auch bereichert und vielgestaltiger umgeformt, je nachdem die Verhältnisse es bedingten oder die Bildungstufen der Völker und Einzelen geeignet dazu waren. Die allgemein menschliche Grundlage, die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten, konnten aber nicht überschritten werden; ebenso wenig wie der Einfluß der Mängel des Menschenwesens vermieden werden konnte. In jeder Gestaltung der Vorstellungen von Geist und Unsterblichkeit zeigt sich beim zurückgehen auf ihre Urformen, daß sie auf allgemein menschlicher Grundlage beruhe und daß

ihre Entwicklung bedingt ward vom Menschenwesen, von seinen Fähigkeiten und Mängeln.

§. 97. Auch auf diesem Gebiete zeigt sich, änlich wie im Gottesglauben, der Unterschied zwischen **Seelenvorstellungen und Seelenbegriffen;** am deutlichsten in den Bekenntnissen der vorgeschrittenen älterer und neuerer Zeit.

In den bisherigen Erläuterungen waren die verschiedenartigen Vorstellungen vorwaltender Gegenstand, weil zu deren Bekennern die Europäer in weitaus überwiegender Zahl gehören, und wenn auch manchfach abgestuft in der selben Bildungreihe sich befinden. Unter diesen Bekennern giebt es eine Minderzahl, welche der Seele alles stoffliche auch der feinsten Art absprechen und damit alle Vorstellungen abstreifen, welche im fortleben der Seele stoffliches voraussetzen, namentlich die Feuerqualen des Fegefeuers und der Hölle. Sie führen damit das Wesen der Seele außerhalb der Grenzen menschlicher Erkenntniß; stellen aber nicht die Wesenheit der Seele in Frage, sondern denken die Seele oder den Geist wie die übrigen Anhänger des Seelenglaubens als ein begrenztes Eigenwesen, trennbar vom Leibe und fähig nach dem Tode selbständig fortzuleben in alle Ewigkeit.

Außerhalb dieses Reiches der Vorstellungen liegen die Geistes- oder Seelenbegriffe, wie sie zu verschiedenen Zeiten gehegt und gelehrt worden sind. Was sie gemeinschaftlich von den Vorstellungen unterscheidet, besteht darin daß sie die vom lebenden Menschen empfangenen Eindrücke nicht in das Bild eines für jeden Menschen besonderen Wesens fassen, sondern das gemeinsame derselben in einen Begriff vereinen, den sie aber mit dem selben Namen belegen wie jene. Die Anhänger des Seelenbegriffes nehmen ebensowol das vorhandensein der selben Fähigkeiten im Menschen an d. h. sie unterscheiden in gleicher Weise durch Bezeichnungen die verschiedenen Eindrücke, welche das Menschenleben auf sie macht. Sie denken aber solche nicht als trennbar vom Menschenwesen, sondern scheiden sie lediglich in ihren eigenen Gedanken, um den Begriff bilden zu können. Ihnen ist Menschenseele oder menschlicher Geist kein Wesen sondern ein Begriff, der das gemeinsame der Lebensäußerungen des Menschen umfaßt. In der sachlichen Erörterung des Menschenwesens vermögen beiderlei Anhänger zusammen zu gehen: sie können die Fähigkeiten Kräfte oder Thätigkeiten des Menschen gleichmäßig eintheilen, auch in gleicher Weise auf sich wirken lassen, um zusammen gehöriges übereinstimmend aufzufassen und zu bezeichnen. Sobald sie aber das zusammengefaßte hinstellen wollen, tritt eine tiefgehende Spaltung ein: der Anhänger

des Begriffes behält das vereinte in sich als ein nur in Ge-

danken vom Leibe geschiedenes und legt diesem Gedankendinge lediglich zur Unterscheidung von anderen Begriffen den Namen Seele oder Geist bei;

der Vorstellung dagegen, setzt das in Gedanken vereinte außer sich zu einem besonderen Wesen und nennt dieses Seele oder Geist.

In der Vorstellung liegt die Annahme, daß der Mensch aus zweien Wesen (Leib und Seele) bestehe; wogegen zum Begriffe gehört daß der Mensch nur ein Wesen sei, wenngleich zweierlei Eindrücke in anderen erzeugend, die wir gewohnt sind leiblich oder geistig zu nennen. Diese Spaltung tritt am schärfsten hervor im erörtern des fortlebens der Seele: in der Vorstellung als getrenntes Wesen aufgefaßt, wird ihr als gestaltetes Wesen das unabhängige fortleben beigelegt; im Begriffe dagegen ist sie nur in den Gedanken der Menschen vorhanden, lediglich ein Denkvorgang, ein im Gehirne vorhandener Begriff, der außerhalb des Menschen kein unabhängiges dasein haben kann. Freilich grenzen beide in sofern wieder aneinander, als die Vorstellung einer stofflosen Seele (sofern man nicht gespenstergläubig ist) unmöglich verstanden werden kann, indem ein stoffloses Wesen in geschlossener Form mit hohen Fähigkeiten ausgerüstet, als solches niemals zur sinnlichen Erscheinung kommen kann, also ein unfaßbares Gedankenbild bleiben muß. Der gläubige Bekenner des Seelenwesens muß einräumen, daß er niemals die Seele als getrenntes Wesen wahrnehmen könne, daß überhaupt seine Vorstellung nur das Ergebniß seines Denkens sei, auch daß er in seine Vorstellung eines Seelenwesens die selben Eigenschaften oder Lebenäußerungen einschließe, welche der andere in den Begriff zusammenfasse. Sie trennen sich also nur dort, wo der Anhänger der Vorstellung sich veranlaßt findet, das gemeinschaftlich erworbene Denkerzeugniß außer sich zu setzen, um ein unabhängiges, wenngleich nicht sinnlich erkennbares Wesen daraus zu gestalten, dem er ein unsterbliches dasein verleiht.

Diese beiderseitigen Gedankenvorgänge lassen augenscheinlich den Gegenstand ihrer Betrachtungen unverändert; die Fähigkeiten des Menschen bleiben dieselben, ob sie im denken als ein Wesen oder ein Begriff aufgefaßt werden. Nur für den erwägenden ergiebt sich ein merklicher Unterschied in den Rückwirkungen auf seine übrigen Vorstellungen, sein fühlen und handeln. Denn mit der Vorstellung vom Seelenwesen kann er diejenigen der Unsterblichkeit und Vergeltung für das Erdenleben verbinden, wogegen sie mit dem Seelen-Begriffe unvereinbar sind; welcher wol fortleben kann als Gedanke im Gedächtnisse der Menschen, aber nicht als selbstbewußtes unabhängiges Wesen das eine Vergeltung zu empfinden vermag. Die Vorstellung erfreut

oder schreckt, tröstet oder ängstigt den davon erfüllten Menschen mit Bildern einer unbekannten jenseitigen Welt; der Begriff dagegen bleibt in der Erdenwelt, verläßt nicht ihr Gebiet und sein Inhaber entbehrt deshalb die Freuden aber auch die Qualen jener außersinnlichen Welt in seinen Gedanken.

Die Vorstellungen haben in ihrer Fortbildung um so mehr dem Begriffe sich genähert, jemehr das Wesen der vorgestellten Seele des stofflichen entkleidet ward. Mit der sinnlichen Erscheinung verlor die Einbildung den Stoff, um die erkannten Fähigkeiten des Menschen in einer faßlichen Gestalt außer sich zu versetzen. Seitdem ist es dem gläubigen Menschen unmöglich geworden, das stofflose Wesen als Vorstellung zu fassen, da es in keiner Weise wie Nebel oder Schatten auf seine Sinne wirkt, also nicht als Bild in seinem Herrn erfaßt werden kann. Vermag aber der Mensch nicht seinen Denkvorgang außer sich zu setzen, ihm eine Gestalt zu verleihen, dann fühlt er sich gezwungen, den Gedanken in sich zu bewahren, wird dadurch ein Anhänger des Seelenbegriffes und faßt die Seele nur als die Gesammtheit der Eindrücke den der lebende Mensch auf ihn macht. Seitdem und soweit aus den Seelenvorstellungen die stoffliche Art der Seelen geschwunden ist, nähern sie sich immer mehr dem Seelenbegriffe zum in einander fließen.

§. 98. Die **Gesetze der Fortbildung** zeigen sich in der ganzen Folgenreihe der Entwicklung ebenso wie in anderen Richtungen des lebens der Menschheit.

Es ergiebt sich, daß der Mensch

a) seine Vorstellungen und Begriffe aus den Eindrücken bildete, die er von Vorgängen der Außenwelt empfing, woraus sein Glaube an ein hauchartiges Lebenswesen entstand;

b) seine Vorstellungen als Wesen außer sich setzte um den wirkenden Vorgang zu begreifen, wodurch er, das Lebenswesen mit der Gestalt des belebten Leibes ausrüstend, den Gespensterglauben schuf;

c) diesen Bildern und Vorstellungen nicht allein die allgemeinen Mängel des Menschenwesens einprägte, sondern auch die Wirkungen der stufenweisen Fortbildung der Menschheit, indem er den Aufenthalt der Seelen, für den anfänglich Thierkörper würdig genug erschienen, allmälig durch Grab Unterwelt Hölle und Wolkenhimmel zur Sternenwelt erhob;

d) die Vorstellungen von den rückständigsten zu den umfassendsten niemals dauernd feststellen konnte, z. B. die ursprüngliche Vorstellung von der Bösartigkeit der Seelen in das Gegentheil umwandeln mußte als er seine Weltstellung erhöhete;

e) seine Vorstellungen nur auf allgemein menschlichen Grundlagen fortbilden konnte, die auch bei jeder höheren Gestaltung dieselben blieben, so daß er den Seelen nur Gestalten oder Fähigkeiten verleihen konnte die im Erdenleben vorhanden sind;

f) die Bilder anfänglich nach den örtlichen Verhältnissen verschieden gestaltete, späterhin aber bei fortgehender Völkermischung zu allgemeinen Formen vereinte, so daß die ehemals sinnlich wirkenden und sinnlich wahrnehmbaren Gestalten der Seelen allmälig zusammenflossen zur Vorstellung eines unsichtbaren stofflosen und doch begrenzten Seelenwesens;

g) diese Einzelvorstellung mit anderen in Verbindung setzte, ihnen anbequemend zu Theilen eines Glaubens machte, mit dem sie stehen oder fallen: z. B. die zusammengetragene christliche Seelenvorstellung verbunden mit dem altägüptischen Glauben der Vergeltung im künftigen leben;

h) selbst in der höchsten Entwicklung einer Zeit oder eines Volkes jederzeit den Einflüssen seiner Fähigkeiten und Mängel unterstand, wodurch schaffen und fortbilden seiner Vorstellungen und Begriffe, bei aller Verschiedenheit der Form, gleichartig verblieben und er das künftige leben seiner Seelen, von der einfachsten bis zur höchsten Ausschmückung nur als ein gesteigertes Erdenleben auffassen konnte;

i) das ungleiche fortschreiten der menschlichen Bildung bethätigen mußte in den sichtbaren Abstufungen der Vorstellungen, welche gleichzeitig neben einander fortbestehen, je nach den verschiedenen Bildungstufen ihrer Träger; so daß in der Gegenwart die ganze Folgenreihe lebt, vom rückständigen Wehrwolf- und Vampürglauben, durch den Gespenster- und Seelenstoffglauben, bis zu den vorgeschrittenen Seelenvorstellungen und Seelenbegriffen.

k) seine Vorstellungen bei fortschreitender Bildung immer deutlicher als reine Gedankenvorgänge erkannte, indem er sie jeder Gestaltung entäußerte, ihren Inhalt den Begriffen näherte, die Gebilde seiner außersinnlichen Welt, welche er vordem als Wesen außer sich setzte, nunmehr in verschiedener Weise auf sich wirken läßt, indem er seine Seelenvorstellungen höchster Art mit dem nahestehenden Seelenbegriffe vereint.

Böse und gut.

§. 99. Zu den **ursprünglichsten Vorstellungen,** die der Mensch gewann als er seine Bildung so weit entwickelt hatte daß er Vorstellungen bilden konnte, gehörten die vom angenehmen und unangenehmen.

Die Empfindungen waren ihm wie anderen organischen Wesen eingepflanzt, allein es bedurfte der Entwicklung seines Gedächtnisses um stattgehabter Regungen sich zu erinnern, des Verstandes um durch vergleichen der Vorstellungen und verbinden der zusammen gehörigen, sie einzutheilen in angenehm und unangenehm. Die Fähigkeiten der Thiere haben sich auch in dieser Richtung entwickelt: sie geben nicht allein dem Schmerze wie dem Behagen Ausdruck, sondern empfundene Eindrücke haften auch stark genug in ihrem Gedächtnisse, um ihre nahende Wiederholung im voraus als unangenehm oder angenehm unterscheiden zu können. Wie der Hund oder Affe beim Anblicke der Nahrung sein behagen zeigt, sich freut auf den Genuß des Zuckers bevor er beginnt, weil er früherer Zuckergenüsse sich erinnert, ebenso verhält sich auch der Mensch in seiner Vorfreude. Gleich dem Thiere empfand der Mensch drückende Hitze wie schaudernde Kälte, auch machten Gewitter Stürme und Regengüsse ihn ebenso erbeben; wie Pferd und Hund weiß auch der Mensch beim Anblicke der drohend geschwungenen Peitsche des Eindruckes sich zu erinnern, den sie früher auf ihn gemacht hat. Sein Vorzug besteht darin, daß er einen ungleich größeren Bereich durchforschte und in Folge dessen mehr und verschiedener angenehme und unangenehme Eindrücke empfing, also sein Gedächtniß mit umfassenderen Vorstellungen bereichern konnte.

Nächstdem lernte er unterscheiden was ihm schädlich oder nützlich sei. Die Hilflosigkeit seiner Kinder zwang ihn, alles genießbar scheinende zu durchkosten; die Wesen des Thierreiches wie des Pflanzenreiches, selbst Erdarten mit Zähnen und Magen zu versuchen; aus der Erde, dem Wasser und der Luft seine Beute zu holen und daran zu

lernen die ihm nützlichen Nahrungmittel von den angenehmen zu unterscheiden. Er fand nämlich wie angenehm schmeckende hinterher unangenehme Empfindungen erregten, Übelkeiten zur Folge hatten, andererseits nicht angenehm schmeckende ihm im Notfalle das Leben fristeten. Er gelangte dadurch zu höheren Vorstellungen des nützlichen und schädlichen, lernte die Neigung für das angenehme oder die Abneigung wider das unangenehme überwinden um seines Nutzens willen. Auch das Thier kennt seinen Nutzen und äußert Selbstüberwindung, bildet sich also auf demselben Gebiete fort; nur schreitet der alles erforschende Mensch weitaus voran.

Bei genannten Scheidungen und Gegenüberstellungen bewegte sich der Mensch anfänglich mit dem Thiere auf dem gemeinschaftlichen Gebiete der Vereinzelung oder Unabhängigkeit von seinesgleichen; auch späterhin, als der Mensch sich veranlaßt fand mit seinesgleichen zum Schutz und Trutz sich zu vereinen, hört jene Gemeinsamkeit nicht auf, denn auch die Thiere bilden solche Vereine. Bis dahin hatte jeder sich damit begnügt alles auf sich allein zu beziehen, als den einzigen Maßstab für seine Unterscheidungen die Einwirkungen zu betrachten, welche die Vorgänge unmittelbar auf ihn selbst machten. Er hatte an sich gerafft was ihm angenehm oder nützlich erschien, zerstört was ihm unangenehm oder schädlich war, ohne Rücksicht darauf wie sein verhalten zum Nutzen oder Schaden anderer Menschen sich äußere; hatte aber auch als selbstverständlich gelten lassen daß andere Menschen keine Rücksicht auf ihn nähmen. Als er dagegen mit seinesgleichen sich vereinte, erkannte er bald daß es ihm nicht länger zustehe, alleinig darüber zu entscheiden wie er seine Handlungen gestalte, daß er nicht ohne weiteres thun dürfe was seiner Annehmlichkeit oder seinem Nutzen entspreche, sondern sein verhalten einrichten solle nach dessen einwirken auf den Verein; daß hierüber aber die Entscheidung Aller maßgebend sei. Er mußte lernen die Annehmlichkeit und den Nutzen seines Eigenwesens der Gesammtheit unter zu ordnen. Auch von diesem Gebiete ist das Thier nicht ausgeschlossen; denn die rudelweis lebenden Thiere unterstellen gleichfalls jedes Mitglied der Gesammtheit: sie stellen auch die Rücksichten auf den Gewinnnutzen voran, ordnen die gemeinschaftlichen Arbeiten wie es allen dient (Bienen Ameisen u. a.), vertheidigen sich in geregelten Schlachtordnungen (Pferde Rinder u. a.), bestrafen Vergehungen (Störche u. a.), halten gemeinschaftliche und geordnete Wanderzüge (Ameisen Raupen Zugvögel Zugfische u. a.), geordnete Raubzüge (Wölfe Hunde u. a.) zeigen sich vielfach ganz befähigt, den Nutzen ihres Verbandes zu erkennen und diesem jedes Mitglied unter zu ordnen. Nur erlangte der Mensch auch auf diesem Gebiete einen großen Vorsprung, indem er sein leben reicher gestaltete als irgend

eines der weitest vorgeschrittenen Thiere und damit seinem Verbande eine größere Geltung erwirkte. Als er weiter fortbildend dahin gelangte, aus der Fülle der Vorstellungen durch zusammenfassen der vorwaltenden Änlichkeiten Begriffe zu bilden, vereinte er das dem Gemeinwohle schädliche unter dem Begriff „böse“ und das förderliche in den Begriff „gut“. Wie der einzele Mensch vordem als Sonderwesen von den Vorstellungen des angenehmen und unangenehmen sich erhob zu denen des nützlichen und schädlichen, so lernte er nachher im Verbande mit seinesgleichen die Verhältnisse als gut und böse zu unterscheiden und gelangte darin zu höheren Vorstellungen und Begriffen. Er drang vor auf einem schwierigen Gebiete, wo nicht die eigenen unmittelbar empfangenen Eindrücke den Maßstab der Beurtheilungen bildeten, sondern die Eindrücke und Vorstellungen einer Gesammtheit, deren Willen häufig im geraden Widerspruche zu den Vorstellungen stand, die er aus den Eindrücken seines Eigenwesens gebildet hatte. Der Mensch kann viel zutreffender beurtheilen was ihm selbst angenehm oder nützlich sei, als was auf die Gesammtheit förderlich oder hemmend wirke, gut oder böse sei.

§ 100. Indem der Mensch unterschied was böse oder gut sei, war er den Mängeln der Sinne, des Gedächtnisses und des Verstandes unterworfen. Seine Denkerzeugnisse mußten unvollständig und schwankend bleiben, wie die unablässige und vielseitige Fortbildung seiner Fähigkeiten es bedingte: er ward oft irre geführt durch die **Wandelbarkeit der Begriffe**.

Die Unsicherheiten, schon beträglich im unterscheiden zwischen angenehm oder unangehm, noch mehr zwischen nützlich oder schädlich, wachsen im ungleich größeren Maße im unterscheiden des guten vom bösen. Deshalb haben diese Begriffe weit mehr als jene im Laufe der Jahrtausende mühsam und stetig schwankend sich entwickeln müssen. Indem sie wie alle anderen aus dem gemeinsamen der vorwaltenden Änlichkeiten einer Anzahl von Vorstellungen geschaffen werden mußten, war

ihr Bereich bedingt durch die jezeitige Zahl der einschläglichen Vorstellungen, die bei zunehmender Erkenntniß stetig anwuchs;

ihre gegenseitige Abgrenzung abhängig von den Wandlungen der Vorstellungen bei fortschreitender Bildung und Änderung der Lebensverhältnisse der einzelen Verbände. So oft die Menschen neue Vorstellungen gewannen über Eindrücke, welche dem Verband förderlich oder hinderlich waren, mußten sie solche den Begriffen böse oder gut einverleiben, also deren Gebiete nach außen erweitern. So oft sie aber ihre Vorstellungen über bereits bekannte Eindrücke änderten,

mußten sie im inneren der Begriffe die Änderungen vornehmen, die bezügliche Vorstellung aus dem einen Gebiete in das andere hinüber tragen und demgemäß die gemeinschaftliche Grenze verändern, wenn nicht ein gegenseitiger Austausch eintrat der die entstehenden Lücken ausfüllte. Gewöhnlich führten die Übertragungen dazu, die gegenseitige Stellung einer ganzen Reihe von Vorstellungen zu verschieben und Änderungen einzuleiten, die weitergreifend umfassende Zerüttungen und Neugestaltungen herbeiführten. Die Bezeichnungen gut und böse mußten fortwährend ihre Geltung ändern, weil auf den zugehörigen Gebieten der Vorstellungen unausgesetzt Umgestaltungen vorgenommen wurden.

Diese Wandlungen finden aber nur im Menschen statt, als Wechsel der Eindrücke den die Wesen und Vorgänge der Außenwelt auf ihn machen; die Welt an sich blieb die selbe. Die Welt ist weder unangenehm noch angenehm, auch nicht nützlich oder schädlich, ebenso wenig böse oder gut, also auch nicht demgemäß gespalten; nur der Mensch spaltet nach diesen Bezeichnungen seine Vorstellungen und Begriffe, vollzieht in seinen Gedanken eine Trennung um die Wesen und Vorgänge der Welt in ihren Beziehungen zu sich einfacher zu verstehen, seine eigene Erkenntniß leichter zu ordnen. Er läßt aber von dieser Eintheilung seiner Bezüge zur übrigen Welt sich leiten in seinen Handlungen und wirkt so weit seine Kräfte reichen umgestaltend auf seine Außenwelt. Er rottet ihm unangenehme oder schädliche Thiere und Pflanzen aus, hegt und vermehrt dagegen die ihm angenehmen und nützlichen, wirkt den ihm schädlichen Witterungzuständen Fluten Bränden u. a. entgegen und benutzt alles dienliche um sich Genüsse zu verschaffen, zwingt auch seinesgleichen das böse zu meiden und das gute zu thun. Hierin greift nun der Mensch mit seiner Übermacht ein in die Verhältnisse der Welt, sie nach seiner gewonnenen Einsicht umgestaltend. Durch diese unausgesetzt vorgehenden Veränderungen in Vorstellungen und Thaten haben im Laufe der Jahrtausende die beiden Bereiche des bösen und guten nicht allein wesentliche Änderungen erfahren in Umfang und gegenseitiger Abgrenzung, sondern sind auch niemals scharf genug getrennt worden von den tieferstehenden Begriffen des schädlichen und nützlichen, des unangenehmen und angenehmen; so daß die Bezeichnungen gut und böse auch angewendet werden auf Eindrücke, ohne deren Beziehung zum Gemeinwohle zu bezeichnen. Man ist daran gewöhnt, von gutem Wetter gutem Winde u. s. w. zu reden, obgleich nur angenehmes Wetter nützlicher Wind bezeichnet werden soll; man fährt auf bösen Landwegen, fürchtet böse Fieber, benennt gute und böse Thiere, schaltet also den Gebieten des guten und bösen nicht allein ein die dahin gehörigen Eindrücke, sondern auch irriger Weise

andre Eindrücke, den besonderen Gebieten angehörig, welche in Bezug auf Nützlichkeit oder Annehmlichkeit abgetheilt werden. Diese Vermengung geht soweit, daß dem Verständnisse der meisten Menschen viel näher läge, für sämmtliche Bezüge zur übrigen Welt die Spaltung in gut und böse durchzuführen und darauf sich zu beschränken.

§ 101. Die Gleichartigkeit der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens erzeugte das gleiche streben nach unterscheiden aller Eindrücke in böse und gut. Bei allen Völkern entstand diese Spaltung der Vorstellungen und Begriffe sobald sie höhere Stufen der Fortbildung erreichten. Sie begannen demgemäß die nach Zeit und Ort verschiedenen Beziehungen zu einander dem einen oder anderen Bereiche einzuordnen; begnügten sich aber nicht damit die Welt ihrer Vorstellungen zu spalten, sondern übertrugen die Spaltung in ihre Außenwelt, schieden die Wesen und Vorgänge in gute und böse; dachten sich dann die Verschiedenheit der eigenen Eindrücke als verschiedene Grundzüge der Dinge und gelangten dadurch zur Vorstellung von **bösen und guten Übermächten.**

Dem Menschen steht zum vergleichen der Vorgänge mit einander kein anderer Maßstab zu Gebote als sein Eigenwesen (§. 7): seine Ausdehnung, seine Wärmezustände, seine Bezüge dienen ihm zum beurtheilen aller Wesen und Vorgänge; er mißt ihnen Eigenschaften bei je nach ihren Verhältnissen zu seinem Wesen, benutzt ebenfalls seine Willensäußerungen und seine Handlungen als Maßstab für die Bewegungen der Welt. Weil er sich im Stande fühlt, Bewegungen und Veränderungen zu erzeugen und zu erhalten, je nachdem er seinen Willen wirken oder ruhen läßt, so denkt er sich auch alle erkannte Bewegungen der Welt als Wirkungen eines änlichen Willens. Er findet sich um so mehr dazu veranlaßt, als nur ein Theil der Bewegungen innerhalb des Gebietes seiner Sinne also erkennbar geschieht, er also kein endloses bewegen auffaßt sondern ein beständiges unterbrechen; welches er als Anfang und Ende getrennter Einzelbewegungen deutet, weil das bewegen in der vorhergegangenen Form oder der nachfolgenden seinen Sinnen unfaßbar ist, also seiner außersinnlichen Welt angehört. Für ihn waren die einzelen Vorgänge geschiedene Erscheinungen, tauchten empor in seine Sinnenwelt, verweilten darin und tauchten wieder unter ins außersinnliche Gebiet. Da er durch seinen Willen änliche vorübergehende Bewegungen hervorrufen kann d. h. deren vorhergehendes oder nachfolgendes seine Sinne nicht erfassen: so dachte er sich, jenen Vorgängen der Außenwelt läge ein änlicher Wille zum Grunde, deren Stärke er wiederum abmaß durch Vergleichung mit seiner eigenen daraus die Schlußfolgerung zog, sie müsse um so viel seiner

Stärke überlegen sein, wie die erkannten Vorgänge die änlichen Bewegungen übertreffen, welche er hervorrufen könne. Das wirken eines solchen Willens dachte er sich dem eigenen änlich und da es ihm schien, als ob die einzelen Bewegungen plötzlich entstanden, so nahm er an der höhere Wille gebe jedesmal den Anstoß, lasse sich gleich ihm dazu bewegen durch einen besonderen Entschluß, der das Ergebniß der Überlegung sei, also vorgesetzter Absichten von menschenänlichen Beweggründen geleitet. Diese Vorstellung bildete sich sehr leicht nach seiner vorgenommenen Spaltung der Weltvorgänge in gut und böse; denn er erkannte wirken eines guten und eines bösen Willens; beide jedoch dem menschlichen Willen so weit überlegen, daß er ihnen als ohnmächtiges Wesen gegenüber stehe, den bösen Willen fürchtend, über den guten sich freuend.

Einen menschenänlichen Willen mit menschenänlichen Entschlüssen und Beweggründen, konnte er sich nicht anders denken als wesenhaft daseiend, in Wesen wohnend die ihm selbst oder anderen Wesen änlich gestaltet sein müßten: je nach den übermächtigen Erscheinungen gestaltet in denen der höhere Wille sich bethätigte; aber auch um so viel überlegen wie die Wirkungen ihres Willens die Wirkungen seiner Kräfte übertrafen. Hatte der Sturm große Bäume umgestürzt, so zeigte sich der Vergleich mit kleinen Stämmen die er zu brechen vermogte, um wie viel der böse Wille des Sturmes dem menschlichen Willen überlegen sei. Hatte der angeschwollene Strom in einem Augenblicke seine Hütte fortgeschwemmt, deren aufbauen ihm Tage oder Wochen genommen hatte, so konnte er danach abschätzen; wenn aber der Waldbrand tausende von Riesenstämmen an einem Tage vernichtete, lag darin nach menschlichem Maßstabe ein unermeßlich übermächtiger Wille, unbegrenzt in seiner Bosheit, gehegt von einem allmächtigen bösen Wesen.

§. 102. Auf den rückständigen Stufen der Menschheit konnte nur **das böse Wesen das ursprüngliche** sein; denn es prägen sich dem Menschen am ehesten und festesten diejenigen Eindrücke ein, welche er als unangenehm schädlich und böse bezeichnet.

Die regelmäßige Folge angenehmer und nützlicher Vorgänge erregte ihn nicht; daß er sich wohl fühlte, unterm heiteren Himmel lebe, in herrlicher Luft sich bewege, nahm er als selbstverständlich hin, genoß es und beschäftigte seine Gedanken nicht weiter damit. Wenn aber eine Unterbrechung eintrat, ein Vorgang ihn bedrohte, reißende oder giftige Thiere auf ihn eindrangen, angeschwollene Ströme Wüstenstürme Wald- oder Steppenbrände Meereswogen Erdbeben ihn ängstigten, Fieber Aussatz oder andere Seuchen ihn befielen oder Gewitter

ihn schreckten, dann fühlte er sich tief ergriffen; in seinem Gedächtnisse lebten noch lange die fürchterlichen Eindrücke, welche er von solchen Unterbrechungen des gewohnten empfangen hatte. Die im leichten behagen sorglos empfundenen Tage Wochen und Monate hatte er gedankenlos vorübergehen lassen; aber die gewaltigen Unterbrechungen auf einzele Stunden hatten ihn um so stärker aufgerüttelt, ihn gepackt und so sehr ergriffen daß sie das bemerkenswerthe seines ganzen Lebens wurden, das einzige was sein nachdenken beschäftigte. So erfüllte sein Bewußtsein nur die Übermacht, derem Willen er das unangenehme schädliche und böse zuschrieb.

Die Stufenfolge der Heranbildung, wie sie aus der Entwicklung der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens gefolgert werden darf, wie sie ferner aus den Überlieferungen der Vorzeit sich erkennen läßt und noch deutlicher bei den rückständigen Völkern der Gegenwart sich zeigt, stellt es außer Zweifel, daß die ersten Forschungen der Menschen auf das Gebiet des bösen gerichtet und beschränkt waren, daß sie nur dem vermeintlichen bösen Willen Gestalt zu geben suchten. Da der Mensch an den großartigen übermächtigen Wirkungen jenes Willens ermessen konnte, wie gewaltig das böse Wesen ihm überlegen sei: so verzichtete er auf Kampf und Widerstand und bemühete sich nur durch hingebende Mittel auf den übermächtigen Willen einzuwirken. Es zeichnet sich diese Bildungstufe ganz treffend in den Äußerungen der reisenden Forscher und Glaubensboten, welche solche Völker besuchten, indem sie von deren Religion sagen: „sie verehren den Teufel und opfern ihm; von Gott und Gotteswerken haben sie keinen Begriff.“ Dieser Zustand ward gleichartig befunden und beurtheilt von Muhammadanern wie Christen, Evanglischen wie Katholiken, im Mittelalter wie in der Jetztzeit, in Asien Afrika und Amerika. Bei allen weit rückständigen Völkern ist das gleiche verhalten: zu allen Zeiten erfaßt jeder rückständige vorwaltend diejenige Seite der Weltvorgänge, welche dem einzelen Menschen wie dem Verbande ungünstig ist; denjenigen vermeintlichen Willen, dessen Gestaltung die Christen als Teufel kennen, die Muhammadaner als Scheitan (Satan). So zeigen sich auch in den Überlieferungen der alten Ägüpter Semiten Inder Perser Teutonen Slaven u. a. deutliche Anklänge aus den entlegensten Zeiten, welche erweisen daß auch bei ihnen die ältesten Vorstellungen auf der bösen Seite erwuchsen. Bei den Ägüptern, den dunkelfarbigen Urbewohnern der Nilmarschen war der Fluß das übermächtige böse Wesen, dessen Überschwemmungen ihr Leben bedrohete; die Anwohner des Oberlandes, der Wüste, erkannten den AMN als Gesammtbild der schreckenden und gefährlichen Wirkungen und des bösen Willens des Wüstenwindes. Bei den Semiten war der „Herr“ ein schrecklicher gewaltiger

Verwüster, mogte er heißen EL BEL BAL MOLOCH JHOH; die Bedeutung blieb die eines fürchterlichen Wesens rachsüchtig und blind wüthend. Die wenigen Andeutungen, welche von den Kenitern (Fönikern Ammonitern Moabitern u. a.) Israeliten Sürern Babelonern und Arabern verblieben sind, lassen erkennen daß dem ältesten „Herrn“ der Semiten das Reich der bösen Weltvorgänge zum Grunde lag; der Schrecken ging ihm voran, fürchterliche Drohungen gaben Kunde von seiner Macht und seinem bösen Willen, grimmiges Verderben war sein wirken. Am ausführlichsten sind die einschläglichen Überlieferungen der Israeliten, aus denen erhellt daß sie den selben Bildungsgang haben durchleben müssen wie andere Völker, ohne sie an Güte zu übertreffen oder ihnen nachzustehen, sobald sie gleiche Stufe der Bildung erreicht hatten.

Wie tief die vorwaltende Auffassung der schrecklichen Seite der Weltvorgänge im Menschenwesen begründet liegt, zeigen selbst die Schöpfungen der jezeitig höhergebildeten, der voranschreitenden: die Ermahnungen der Priester, die Weissagungen der Profeten wie die Berichte der Geschichtschreiber widmen sich viel weniger dem regelmäßig stetig fortschreitenden Verlaufe des Lebens, als den auffälligen Unterbrechungen. Der breite und tiefe Strom des unabläſſigen fortschreitens, der Aufbau der Menschheit und ihrer Bildung zur jetzigen Höhe nimmt den kleinsten Raum ein im Bewußtseine, wird nur gelegentlich und zwischendurch behandelt; wogegen als Hauptsache in den Vordergrund tritt, bei den Priestern die Aufzählung des Unheils welches den Menschen treffen kann, bei den Profeten das Unglück welches eintreten soll, bei den Geschichtschreibern das böse welches in der Welt geschehen ist. Wenn man nur die Vorstellungen der höhergebildeten jener Art unterlegte müßte als Schlußfolgerung entstehen, daß die Welt und ihre Geschichte vorwaltend eine Kette des Elendes sei, daß Kriege Unterjochung Empörung Landplagen Seuchen Verfolgung und Unheil jeder Art das hauptsächlichste für den Menschen seien; wogegen vielmehr im fortbestehen und zunehmen der Menschen an Zahl und Gesittung der überzeugendste Beweis liegt daß die gute Seite überwiege, weil anderen Falles die Menschheit zu Grunde gegangen wäre. Die böse Seite hat lediglich darin ein Übergewicht, daß sie den Menschen tiefer erschüttert, nachhaltigeren Eindruck auf ihn macht, ihn verleitet seine Eindrücke außer sich versetzend ihr eine ungebührliche Geltung zu geben.

§. 103. Wie übermächtig die Auffassung der bösen Weltseite den Menschen beherrschte, zeigt sich am stärksten in dem Mittel der **Selbstaufopferung**, welches die Völker anwendeten, um auf den bösen übermächtigen Willen einzuwirken.

Der Mensch überwand sein starkes streben der Selbsterhaltung, gab seinen Kampf um das dasein freiwillig auf und opferte sich, um den übermächtigen bösen Willen zu lenken; überwand auch den schönsten Zug seines Gefühles, die Kinderliebe in ihrer höchsten Steigerung, durch Opferung seines erstgeborenen. Zahllos sind die in Schriften Sagen und Namen erhaltenen Spuren der Opferungen des eigenen Lebens und des Lebens der Kinder, um den bösen schrecklichen Willen zu versöhnen und erweisen wie alt und weit verbreitet solche Opfer waren. Sie bestehen auch noch in der Gegenwart und ebenso sind die damit verwandten Vorstellungen noch in unserer Mitte wirksam vorhanden.

Bei den Indern blieb es von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart gebräuchlich, daß gläubige sich selbst oder ihre Kinder dem Siwa (Schiwen) weihen und zum Opfer bringen. Beim umherfahren seines Bildes an hohen Festtagen werfen sich gläubige unter die Räder, um sich töden zu lassen; unfruchtbare Mütter geloben ihm den erstgeborenen und wenn dieser gekommen wird er als geheiligtes Wesen sorgsam erzogen, beim mündig werden von seiner hohen Bestimmung unterrichtet, festlich geschmückt ausgerüstet, um nach dem Felsen des Siwa zu walfahrten, von dem er das Gelübde der Mutter erfüllend in den Abgrund springt.

Bei den Altägüptern war es gebräuchlich, dem Nile jährlich eine Jungfrau zu opfern, beim durchstechen des Staudammes der die Anschwellung über das Land verbreitete; die Jungfrau, stolz auf die sie getroffene Wahl, ward in den tosenden Strom gestürzt. Der Gebrauch hat sich sinnbildlich erhalten durch alle Wandlungen des Glaubens; denn man formt noch jetzt bei jener Gelegenheit einen Erdhaufen (arusa = die Braut), den der Strom mit sich fortreißt als Opfer.

Von den Semiten sind verschiedenlich in Geschichtbüchern deutliche Nachweisungen erhalten. Die Föniker (Sidoner) opferten ihre Kinder zu hunderten; reiche kinderlose Leute kauften Kinder der armen, um es nicht an Opfern fehlen zu lassen. Die Karthager opferten während einer gefahrdrohenden Belagerung ihrer Stadt 200 Knaben aus den vornehmsten Geschlechtern, um das Unheil (die Bedrohung des bösen Wesens) abzuwenden. Carthalo ward von seinem Karthago belagernden Vater im priesterlichen Gewande gekreuzigt, um durch ein so kostbares Opfer das böse Wesen sich geneigt zu machen, sich den Erfolg zu sichern. Mesa, König der Moabiter, in seiner Burg von den Israeliten belagert (2. Kön. 3. 27) opferte im Feuer seinen erstgeborenen, um die Gunst seines höchsten Wesens, der bösen Übermacht zu gewinnen. Auch die Israeliten dachten sich dieses Opfer als

wirksam und weil es unübertrefflich war hoben sie die Belagerung auf.

Von den Israeliten berichtet die Bibel in zahlreichen Aussprüchen, daß sie gleich ihren umwohnenden Stammverwandten reichlich Menschenopfer darbrachten, daß sie zu Moses Zeiten wie auch in allen folgenden Jahrhunderten ihre Söhne und Töchter durch das Feuer gehen ließen, d. h. sie lebendig verbrannten; daß überhaupt dieser Opferdienst in ganz Kanaan der Stammglaube aller war. Eine Vergleichung der bezüglichen Erzählungen führt zu der Annahme, daß bei den Israeliten die Menschenopfer auf den ältesten Grundlagen ihres Glaubens beruheten, daß sie nicht aus der Fremde als gräulicher Mißbrauch eingeführt wurden, sondern aus den semitischen Urvorstellungen erwuchsen, von anfang her tief in ihren Wesen begründet, deshalb auch von den rückständigen des Volkes so hartnäckig festgehalten. Als älteste Spur erscheint der Befehl des „Herrn“, nach welchem Abraham seinen einzigen ehelichen Sohn schlachten und verbrennen soll (1. Mose 22) zum Brandopfer. Liegt nicht darin der deutliche Beweis, daß Kinderopfer nicht unerhört waren, daß die Israeliten ihrem Herrn sehr wohl zutraueten nach Menschenopfern zu gelüsten? Solche Opfer mußten von Alters her gebräuchlich und in Kraft verblieben sein; denn sonst würde man einen derartigen Befehl als unsinnig und unwürdig zurückgewiesen und Abrahams Gehorsam als ein empörendes beginnen verurtheilt haben, statt ihn als Glaubenshelden zu preisen. Das andere ebenso deutliche Beispiel ist Jephtas Gelübde (Richter 11) und die Opferung seiner Tochter. Um eine Schlacht zu gewinnen hatte er seine Tochter zum Opfer gelobt, in den umschreibenden Worten: „Was zu meiner Hausthür heraus mir entgegen geht, wenn ich mit Frieden heimkehre von den Kindern Ammons, das soll dem JHOH gehören und will es zum Brandopfer darbringen“, worunter er nur seine Tochter verstehen konnte, da sie sein einziges Kind war. Das Opfer mußte gebracht werden, selbst die Tochter fügte sich gelassen darin; man stiftete zu ihrem Andenken eine Festfeier, und um die Größe, die Vorzüglichkeit des Opfers in das schönste Licht zu stellen, wird besonders hervorgehoben daß sie eine reine Jungfrau gewesen sei. Niemand empörte sich wider die Ausführung des Gelübdes oder hielt es des JHOH unwürdig solche Opfer anzunehmen; man knüpfte vielmehr eine Festfeier an das Andenken, weil das Opfer so sehr genützt hatte. Hätten wir die Geschichtbücher der Moabiter, so würde wahrscheinlich änliches von dem vorhin erwähnten Königsohne berichtet sein.

Solche Einzelfälle beweisen wie gemeingiltig die Vorstellungen von der Wirksamkeit der Menschenopfer waren; denn wenn die her-

vorragenden des States solche Opfer bringen, ihres Verehrungwesens würdig erachten, konnte die Menge des Volkes nicht lichtere Vorstellungen hegen, sondern die Weltvorgänge nur noch schlimmer auffassen und demgemäß in der bösen Gestalt vereinen. Abraham und Jephta blieben überdies im Andenken der Nachkommen geehrt, so daß auch diesen das Kinderopfer nicht als etwas widerwärtiges abscheuliches erscheinen konnte, sondern als ein verdienstvolles und ehrenhaftes.

Man vergleiche ferner nachfolgende unzweideutige Vorschriften und Anführungen, um die Vorstellungen der Israeliten zu erkennen, aus denen als Wünsche und Gebote das Bild des bösen Wesens erkennbar wird welches sie verehrten:

„Und JHOH redete mit Moses und sprach: Heilige (widme) mir alle Erstgeburt unter den Menschen und dem Vieh, denn sie sind mein." (2. Mose 13. 1 und 2.)

„Deine Fülle (handfüllen = opfern) und Thränen sollst du nicht verziehen. Deinen ersten Sohn sollst du mir darbringen. So sollst du auch thun mit deinen Rindern und Schafen." (2. Mose 22. 29 u. 30.)

„Denn die Erstgeburten sind mein; seit der Zeit als ich alle Erstgeburt schlug in Ägüpten, da heiligte ich mir alle Erstgeburt in Israel von Menschen und Vieh, daß sie mein sein sollen; Ich JHOH." (4. Mose 3. 13.)

An anderen Stellen findet sich eine spätere Milderung:

„Alle Erstgeburt unter deinen Kindern sollst du lösen."

allein dem widerspricht die klare Vorschrift:

„Man soll auch keinen verbannten (d. h. zum Opfer bestimmten) Menschen lösen, sondern er soll des Todes sterben." (3. Mose 27. 29.) Die Lösung mit Geld ist eine viel später eingeführte Milderung.

Es liegen auch in der Bibel Andeutungen und selbst Beweise vor, daß die Kinder Israels beim Auszuge aus Ägüpten und während der Wüstenreise ihre erstgeborenen verloren. Es heißt beim Auszuge:

„Und begruben eben (zu Raemses) die Erstgeburt, die JHOH unter ihnen geschlagen hatte." (4. Mose 33. 4.)

und noch deutlicher reden die Zahlen, welche in der Volkszählung (4. Mose 1. 2. 3) aufgeführt sind. Zum Verständnisse muß vorausbemerkt werden, daß für JHOH im anordnen der Zählung nur drei Abtheilungen aus dem Volke in Betracht kamen:

die Leviten, seine geweiheten Priester;

die waffenfähigen, seine Kämpfer;

die erstgeborenen Knaben, seine Opfer;

alle übrigen, darunter das ganze weibliche Geschlecht waren nichts für ihn und wurden deshalb auch nicht gezählt. Die Volkszählung ergab:

22000 Leviten, alle männlich über einen Monat alt;
603550 waffenfähige, 20 bis 60 Jahre alt;
22273 erstgeborene, einen Monat alt und darüber.

Vergleicht man nun letztere beiden Zahlen mit einander und legt das im allgemeinen herrschende Verhältniß der Geburten zum Grunde, so stellt sich heraus, daß bei einer Bevölkerung, welche 603550 waffenfähige enthält, jährlich mindestens 40000 Ehen geschlossen werden. Wenn $^1/_4$ unfruchtbar blieben, mußten jährlich 30000 Erstgeburten vorfallen, deren männliche Hälfte für 20 Jahre, nach Abzug der mittlerweile gestorbenen, auf 170000 hätte anwachsen müssen. Statt der 170000 männlichen erstgeborenen einen Monat alt und darüber, welche das Lager der Israeliten hätte enthalten sollen, waren es nur 22,273 und fehlten also ungefähr 150000. Wo waren diese geblieben? Auch die 22273 waren JHOH geweiht und gehörten ihm als Opfer, waren aber entfremdet, ihm vorenthalten worden; gnädiglich gestattete er, daß die 22000 Leviten in Gegenrechnung gebracht wurden und der Rest durch Geld gelöst ward. Die verschwundenen 150000 waren aber gewiß nicht mit Geld gelöst worden, denn sonst hätten sie in der Volkszählung nicht gefehlt; sie waren, wie das Gesetz es befahl, dem JHOH innerhalb des ersten Monates dargebracht worden und nach seinem Verlangen „alle Erstgeburt ist mein", hatte man sie nicht lösen dürfen, sondern opfern müssen. Der Gedanke widerstrebt unseren Gefühlen, weil wir an solche Opferungen nicht gewöhnt sind, sondern nur an die noch scheußlicheren Schlachtfeldopfer; weil wir auch nicht von den zum Grunde liegenden Vorstellungen beherrscht werden, es nicht als Pflicht erkennen, einen Theil der Säuglinge dem JHOH zu opfern, wol aber unbedenklich die ausgewählte junge Mannschaft der Legitimität, dem europäischen Gleichgewichte, dem Ruhme oder der Raubgier darbringen. Unsere Gesichtspunkte sind nicht besser sondern nur andere und lediglich deshalb erscheinen uns die Kinderopfer so gräulich; was sie keineswegs sind verglichen mit dem unter uns gebräuchlichen opfern der Erwachsenen: die Semiten opferten fehlerlose Knaben im Feuer, wir fehlerlos ausgewählte Jünglinge; sie aus Gründen des Gemeinwohles, wir Europäer um Provinzen zu erobern für eines der Fürstenhäuser.

Die Möglichkeit der israelitischen Erstgeburtopfer wird einleuchtend, wenn man aus einer Anzahl von Bibelstellen, die darin niedergelegten Vorstellungen vergegenwärtigt, die Wünsche und Gebote welche sie ihrem Herrn beimaßen; man wird erkennen müssen, daß damit die schwersten Opfer im vollen Einklange standen. Ein Herr, dem sie solche Äußerungen zuschrieben wie die Geschichtbücher sie berichten, dem sie solche Zerstörungwuth, solchen unersättlichen Blutdurst bei-

maßen, mußte folgerichtig auch an blutigen Opfern Gefallen finden; um so mehr je stärker der Gehorsam der opfernden darin sich bethätigte, je reiner das Opfer und je qualvoller geopfert. Die Opferung des Erstgeborenen war ein derartiges: ein unschuldiges Wesen, ein Knabe als erste und höchste Freude der Eltern, geopfert im beisein der Eltern, vielleicht mit der bei den stammverwandten Fönikern geltenden Steigerung daß die zuschauende Mutter keine Thräne vergießen, keine Trauer offenbaren dürfe, weil sonst das Opfer wirkunglos sei. Ließ sich etwa ein gräßlicheres und eben dadurch passenderes für das höchste böse Wesen denken? Dennoch kannte man Steigerungen der Opfer, indem man Priester darbrachte, seine nächsten verwandten (2. Mose 32. 27—29), die Söhne der Ältesten Häuptlinge Thronerben Könige, auch als höchste Stufe die Selbstopferung der Hohenpriester und Profeten. Diese Grundvorstellung, daß das schrecklichste dem höchsten JHOH (oder MLK) am angemessensten sei, zeigt sich in folgenden Stellen:

„Und JHOH sprach zu Moscheh: Ich sehe daß es ein halsstarriges Volk ist, nun lasse mich daß mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse." (2. Mose 32. 9.)

„So spricht JHOH der Herr Israels: Gürte ein jeder (Levit) sein Schwert auf seine Lenden und gehe von einem Thore zum anderen durch das Lager und erwürge ein jeder seinen Bruder Freund und Nächsten. Die Kinder Levi thaten wie ihnen Moses gesagt hatte und fiel des Tags vom Volke drei tausend Mann." (2. Mose 32. 27.)

„Und JHOH sprach zu Moscheh: Sage den Kindern Israels: Ihr seid ein halsstarriges Volk, ich werde einmal plötzlich über dich kommen und dich vertilgen." (2. Mose 33. 5.)

Der Herr ließ die ganze Sippe Korah von der Erde verschlingen und 250 Männer welche opferten lebendig verbrennen. Als das Volk murrend Moses und Aron beschuldigte: „Ihr habt das Volk des Herrn getödet", wollte der Herr das Volk plötzlich vertilgen und sandte eine Plage an der 14700 starben, bevor durch Räucherungen das „wüthen" versöhnt werden konnte." (4. Mose 16.)

Israel stritt wider die Kananiter und gelobte dem JHOH: „Wenn du dies Volk unter meine Hände giebst so will ich ihre Städte verbannen." Der Herr erhörete die Stimme Israels und die Kananiter wurden verbannt d. h. dem Herrn geopfert mittelst Feuer und Schwert. (4. Mose 21.)

„Und JHOH sprach zu Moscheh: Fürchte dich nicht vor ihm (König Og zu Basan) denn ich habe ihn in deine Hand gegeben mit Land und Leuten und sollst mit ihm thun wie du mit Sihon, dem Könige der Amoniter gethan hast, der zu Hesbon wohnete. Und sie schlugen

ihn und seine Söhne und all sein Volk, bis daß keiner übrig blieb und nahmen das Land ein.“ (4. Mose 21. 34.)

„Und Israel hängte sich an den BAL-peor. Da ergrimmete JHOH'S Zorn über Israel und sprach zu Moscheh: Nimm alle obersten des Volkes und hänge sie dem JHOH an die Sonne, auf daß der grimmige Zorn des JHOH von Israel gewendet werde. Und Moscheh sprach zu den Richtern Israels: Erwürge ein jeglicher seine Leute, die sich an den BAL-peor gehängt haben.“ (4. Mose 25. 3.)

„Und es wurden getödet in der Plage 24000.“ (4. Mose 25. 9.)

Auf Befehl des JHOH sollten die Israeliten sich rächen an den Midianitern; sie zogen aus und erwürgten alles was männlich war, nahmen Weiber und Kinder gefangen, zerstörten alle Städte und Burgen und kehrten mit den Gefangenen und der geraubten Habe in das Lager zurück. Moscheh empfing sie zornig mit der Frage: „Warum habt ihr alle Weiber leben lassen? So erwürget nun alles was männlich ist unter den Kindern, auch alle Weiber, nur die Jungfrauen lasset leben für euch.“ (4. Mose 31.)

Moses verordnete, daß sie die Völker, welche sie in Palästina ansässig finden, nicht allein bekriegen, sondern auch verbannen (cherem = weihen) d. h. dem Herrn opfern, niedermetzeln sollten.

„Aber in den Städten dieser Völker, die JHOH dein Herr dir zum Erbe geben wird, sollst du nicht leben lassen was Odem hat, sondern sollst sie weihen (ihm opfern).“ (5. Mose 20. 16.)

Achan hatte aus der geweiheten (zum verbrennen bestimmten) Beute, einen Theil für sich bei Seite geschafft. JHOH entschied durch Orakel im losen, daß Achor schuldig sei: Josua führt den Verbrecher mit der gestohlenen Beute „mit seinen Söhnen und Töchtern, seinen Ochsen Eseln und Schafen, seinem Zelte und allem was er hatte, nach dem Thale Achor, wo das Volk ihn steinigte und alles mit Feuer verbrannte, wie JHOH es befohlen hatte.“ (Josua 7.)

Der Herr ließ dem Könige Schaul durch Schemuel befehlen: „So ziehe nun hin und schlage die Amalekiter und weihe sie mit allem, was sie haben; schone ihrer nicht, sondern töde beides, Mann und Weib Kinder und Säuglinge Ochsen und Schafe Kamele und Esel.“ (1. Sam. 15.)

„Und da sie kamen zur Tenne Nachons, griff Usa zu und hielt die Lade des ELOHIM, denn die Rinder traten beiseit aus. Da ergrimmte des JHOH Zorn über Usa und schlug ihn um seines Frevels willen, daß er daselbst starb bei der Lade des ELOHIM.“ (2. Sam. 6. 6.)

Diese Stellen erweisen zur Genüge, welche Vorstellungen die

Kinder Israels von ihren Verehrungwesen hegten, welcher Gesinnungen fähig und welcher Handlungen würdig hielten. Sie betrachteten ihre Herren als grimmige rachsüchtige und blutgierige Wesen, den wohlmeinenden Usa mit dem Tode bestrafend weil er die Bundeslade verhinderte vom Wagen zu fallen; den Kämpfern befehlend blutsverwandte Stämme zu vertilgen; welche im Wüstenlager tausende von unschuldigen durch die Leviten blindlings niedermetzeln lassen weil andere Menschen ungehorsam gewesen sind gegen Moscheh. Dieses vorgestellte böse Wesen ist der „Herr" (MLK) der in Ägüpten alle erstgeborenen erwürgte, um Pharao zu bewegen die Kinder Israels ziehen zu lassen; der sein eigenes auserwähltes Volk wiederholt mit gänzlicher Ausrottung bedroht, seine Schützlinge im Grimme auffressen will, aber auf Moscheh zureden sich wieder besänftigt, sogar bereut daß er es gewollt habe. Ob jene Bibelstellen alle getreu berichten, kommt hier nicht in Betracht, denn sie sollen nicht dienen zu erweisen wie der „Herr" in Wirklichkeit sein mogte, sondern welche Vorstellungen die Israeliten mit ihrem Glauben an ihn verbanden. Sie erweisen klar genug, daß die Kinder Israels gleich den übrigen Völkern jener Zeit und Gegend, vorwaltend das schreckliche menschenfeindliche böse der Weltvorgänge auffaßten; daß daraus ihre Vorstellungen sich bildeten und indem sie den darin vermutheten Willen zu einem Herrn gestalteten, dieser als böses Wesen gedacht werden mußte. Auf ihrer damaligen rückständigen Stufe der Bildung konnte die gute Seite der Weltvorgänge, der regelmäßige Verlauf nicht genügend auf sie einwirken, um den Eindruck der schädlichen Seite zurückzudrängen. Wie ihre Geschichtschreibung vorwaltend die schädlichen Begebenheiten verzeichnet, so waren überhaupt die nachtheiligen Vorgänge besonders geeignet sie zu ergreifen, das Bild eines übermächtigen Herrn zu gestalten, der an Blutvergießen Menschenausrotten Verwüstung und Brand besonderes gefallen finde.

Bei den anderen Völkern des Alterthumes findet sich die selbe Entwicklung der Vorstellungen: je weiter rückständig desto finsterer und schrecklicher. Das Volk der Hellenen, von verschiedenen Seiten theils arisch theils semitisch zusammen gewachsen, hegte in den ältesten Mischgemeinden vorwaltend die böse Seite der Weltvorgänge. Die Götter verlangten schreckliche Opfer, wurden also. als böse gedacht. Lükäon opferte bei Stiftung eines Zeus-Altares seinen eigenen Sohn und besprengte mit seinem Blute den Altar. Tantalus schlachtete seinen Sohn zu Ehren des höchsten. Mönekais läßt sich freudig dem Kriegsherrn (Ares) opfern, um seinen Kriegsgenossen den Sieg zu verschaffen. Die Stadt Athen sandte vor Theseus Zeiten jährlich 7 Knaben und 7 Mädchen nach Kreta, dem Minotaurus (Stiergötzen Moloch

Nachtosir) zum Opfer. Bei den Urbewohnern, den Pelasgern waren Menschenopfer gebräuchlich gewesen: dem pelasgischen Zeus wurden sie beim Beginne eines Krieges in ungewöhnlicher Zahl geweiht. In Sparta waren vor Lükurgs Zeiten jährliche Knabenopfer zu Ehren der Artemis gebräuchlich. Wo dem Meeresherrn Poseidon Altäre errichtet wurden fielen ihm Opfer, die von der Klippe hinab in das Meer gestürzt wurden oder freiwillig in seine Arme sprangen. Der fressendste war der, aus semitischen Ländern eingeführte Apollon (ha-BAL) dem Opfer zu tausenden gebracht wurden. Eine Anzahl Sagen, welche Apollonfeste mit Menschentödungen verbinden, wie Odüsseus töden der Freier u. a. verschleiern ursprüngliche Opferhandlungen; denn „Freier“ oder „Bräute“ waren gangbare bildliche Bezeichnungen der geweiheten Opfer; änlich wie noch jetzt die Nonnen „Bräute Jesu“ oder „Bräute des Himmels“ genannt werden. Dem Apollon war wie dem semitischen MLK der siebente Wochentag geweiht; er raubte den Müttern ihre Kinder, sendete die Pest in das Lager der Griechen und wen er liebte (Hyakinthos Leukothon Kyparissos Leukates Boline und Daphne) brachte seine Liebe den Tod; vernichtendes menschenfeindliches ist der ursprüngliche Inhalt des fernhin treffenden Würgers. Der Dio-Nüsos war in seiner ältesten Form ein schreckliches Wesen: die Weiber feierten seine Feste während der Nacht im Walde, in wahnsinniger besinnungsloser Aufregung zerrissen sie Thiere und Menschen, wie es noch jetzt in Afrika vorkommen soll; ihre eigenen Kinder zerrissen sie unwissentlich und verzehrten bluttriefendes Fleisch während der nächtlichen Feier. Der Kriegsherr Ares war nicht allein Menschentöder im Kriege, sondern auch im Frieden der Veranlasser heimtückischer Überfälle: er schützte seinen Sohn Küknos, der vorübergehende Wanderer tödete um aus ihren Schädeln dem Ares einen Tempel zu bauen.

Bei den Römern waren die Menschenopfer von den ältesten Zeiten her gebräuchlich; sie brachten noch beim Beginne des zweiten punischen Krieges öffentlich Menschenopfer, um sich den Sieg zu sichern; erst 97 vor Ch. G. verbot der Senat die Menschenopfer in ganz Italien. Sie opferten anfänglich Jungfrauen der Tiber, auch Selbstopfer (springen in den Abgrund) wird berichtet. Noch zur Zeit Cäsars begruben sie gefangene Gallier lebendig um den Zorn der Unterwelt-Götter zu sühnen.

In Gallien dauerten die Menschenopfer bis zur Unterwerfung durch die Römer; die Gälen umschlossen ihre Opfer mit einem Weidengeflechte gleich dem Verehrungwesen gestaltet und ließen sie darin verbrennen.

Die Sachsen opferten Menschen bis zum 9. Jahrhunderte, in

Dänemark und Schweden dauerten sie bis in das 10. Jahrhundert nach Ch. G.

Der Perun, eines der höchsten Verehrungwesen slavischer Völker (auf Rügen) verlangte alle erstgeborenen seiner Bekenner und sämmtliche gefangenen zum Opfer; sie wurden ihm geweiht und geschlachtet.

Bei den Nord-Teutonen scheinen sich die Menschenopfer noch während des Christenthumes erhalten zu haben: in Nord-Deutschland finden sich Spuren in örtlichen Sagen, daß noch vor mehreren Jahrhunderten gebräuchlich war, bei gefährlichen Deichbrüchen, deren Stopfung durch wiederkehrende Anschwellungen oder Abrutschungen verhindert ward, äußersten Falles ein Kind zu opfern, es lebend in den Bruch zu werfen und über den Leib das neue Werk aufzuschütten. In Kopenhagen wollte man im Mittelalter einen Wall aufführen und als er wiederholt einsank, setzte man ein kleines Mädchen in den Grund und schüttete über sie hin. Solche Opfer hielt man um so wirksamer wenn der eigene Vater dasselbe vollzog. So wurden vielfach Wälle Burgen Brücken, selbst christliche Kirchen auf Menschenopfern gegründet: beim Abbruche mancher Schlösser des Mittelalters fanden sich in Mauernischen die Gerippe von Kindern oder Jungfrauen, deren Seelen als weiße Frauen oder Schutzgeister im Schlosse verblieben waren; in das Grundwerk des Straßburger Münsters ließen sich, wie die Sage erzählt, zwei Brüder einmauern um das gelingen des heiligen Baues zu sichern.

Die selben Vorstellungen herrschten auch bei den Indianern Amerikas zur Zeit der Entdeckung (um 1500 nach Ch. G.). In Mexiko wurden jährlich 20000 Kinder geopfert; bei der Einweihung des großen Tempels waren über 60000 Menschen geopfert worden und hatte man zu solchen Zwecken Piramiden gebaut, mit stumpfer Oberfläche, worauf der Schlachtaltar stand, damit der Opferplatz dadurch brauchbar bliebe, daß das Blut die Stufen hinab rann und die Leichen hinab gestürzt wurden. Die Köpfe wurden auf Stangen gesteckt oder haufenweise aufgeschichtet; die Spanier fanden Piramiden deren Inhalt auf 136000 Köpfe sich berechnete. Das höchste Wesen Huitlipochtli hatte den Beinamen „Schrecken“ „schrecklicher furchtbarer Herr“. Die Opfer waren freiwillig dargebrachte Kinder des Landes oder Jünglinge aus den angesehensten Familien, eigends fehlerlos ausgewählt und gemästet, was auf noch rückständigere Zeiten und Zustände hinweist als die Opfer verspeist wurden.

Der König zu Dahome an der Guinea-Küste Afrikas, folgt noch in der Gegenwart diesen Vorstellungen, indem er zum Zeichen seiner Majestät und zur Freude seines getreuen Volkes tausende opfern läßt,

seinen Pallast mit Mauern und Piramiden von Menschenschädeln umgiebt, seinen Thron auf einen Unterbau aus Schädeln stellt und in neuester Zeit beschäftigt war, zum Opfer für seinen verstorbenen Vorgänger, ein ausgegrabenes Becken mit Blut zu füllen, wozu er 8000 Menschen schlachten ließ.

§. 104. Allenthalben zeigt sich in gleicher Weise, wie der rückständige Mensch zunächst und am stärksten die nachtheilige böse Seite der Weltvorgänge auffaßte, demgemäß seine Verehrungwesen gestaltete und sein Verhältniß zu ihnen durch schreckliche Opfer vermittelte. Erst bei fortschreitender Bildung wuchs seine Empfänglichkeit für die gute freundliche Seite der Weltvorgänge, er ließ sie auf sich wirken, sie erfüllten ihn mehr und mehr, bis er in seiner außersinnlichen Welt die **Übergänge zu den guten Wesen** auffand.

Die Gegenwart wie die Vergangenheit zeigt uns alle Stufen der Entwicklung örtlich und zeitlich zerstreut; aber in ihrer sachlichen Folge offenbaren alle Gestaltungen streben nach auffassen der auf den Menschen wirkenden Weltvorgänge. Bei den sogen. Kaffern Süd-Afrikas ist es gebräuchlich, jeden erstgeborenen in eine der Austristen des umwallten Dorfes zu legen, um ihn dem „Herrn" darzubieten. Wird er von der darüber getriebenen Rinderheerde zertreten, dann hat der Herr gnädig das Opfer angenommen; anderenfalles ist es verschmäht oder geheiligt je nach Auslegung der Priester. Diese Völker haben manches mit den Alt-Israeliten gemein: Beschneidung, fast gleiche Speisegesetze Priester Orakel Reinigunggesetze Opferungen der selben Art, selbst Eigennamen wie Moscheh u. a. so daß sie als südliche Abzweigungen des Habesch-Urstammes gelten dürfen, aus dem die Semiten als Zweig nach Norden wanderten. Auf den Fidschi-Inseln Australiens wurde noch vor 20 Jahren beim Baue jedes neuen Hauses, unter jeden Ständer ein lebender Mensch begraben und das Deck eines jeden neuen Kahnes mit dem Blute von zehn Menschen eingeweiht.

Aus solchen rückständigen Verhältnissen zu seinen Verehrungwesen, erhob sich der Mensch nur allmälig zur Erkenntniß der freundlichen Seite der Weltvorgänge, wie es am augenscheinlichsten sich erweist an den stufenweisen Milderungen der Opferarten. Die erste Milderung bestand darin daß man nicht länger die eigenen Kinder und Stammesgenossen opferte, sondern von anderen Stämmen erkaufte Kinder oder Kriegsgefangene dazu verwendete. Die alten Esthen opferten in bedenklichen Zeiten ihrem Kriegsherrn auf der Insel Ösel in der Ostsee die an auswärtigen Küsten geraubten und wohl gemästeten Kinder, deren Leiber gebraten und verspeist wurden. Bei

slavischen Völkern gelangte, neben den Perun der alle erstgeborenen und alle Kriegsgefangenen zum Opfer forderte, der mildere Swantewit zur Geltung, welcher sich begnügte mit der jährlichen Opferung eines Kriegsgefangenen. Daß die heidnischen Teutonen und Nordländer ihrem ältesten Verehrungwesen Ziu Tiu oder Tyr nur Kriegsgefangene opferten ist ziemlich sicher verbürgt.

Bei höherer Fortbildung kamen Thieropfer an die Stelle der Menschenopfer, wie es bei den Ägüptern und späterhin bei den Israeliten der Fall war; Thiere vertraten die Stelle der Menschen, des erstgeborenen Sohnes (1. Mose 22. 13) später wurden diese durch Geld gelöst. Die Menschen wurden aber nicht gänzlich entlassen, sondern ihrem Opfer nur der tödliche Ausgang genommen. Als das dem Tode zunächst stehende erscheint das Entmannungopfer, wie es bei Völkern Kleinasiens, namentlich den Verehrern der Mondherrin Kübele geltend war; bei den Israeliten aber viel früher vorkommt, welche (5. Mose 23. 1) verschnittene nicht unter sich dulden sollten. Dieselbe Opferweise findet sich gegenwärtig noch beim ostafrikanischen Stamme der Bedja, dahin gemildert daß jeder Knabe nur halb verstümmelt wird. Als weitergehende Milderung darf die Beschneidung gelten, gebräuchlich bei den Äthiopen (am oberen Nil und in Habesch) Ägüptern Kolchern Israeliten Fönikern und Arabern älterer Zeit; jetzt noch bei den Juden Arabern und andern Muhammadanern, den Congonegern Neuseeländern den Kariben Amerikas und bei den Christen in Habesch (Abessüniern). Ihre Bedeutung als blutiges Opfer stellt die Anführung 2. Mose 4. 25 außer Zweifel. Das vollständige Opfer ist noch jetzt bei einer Sekte der griechisch-russischen Kirche in Geltung, welcher Juweliere in St. Petersburg und andre wohlhabende Geschäftsleute angehören: die Ehemänner dieser Sekte entmannen sich nachdem sie eine vorgeschriebene Kinderzahl erzeugten. Eine weitergehende Milderung der Opferungen sind die Enthaltsamkeitgelübde, in verschiedener Art angewendet bei den Völkern des Alterthumes und der Gegenwart. Die Priester und Priesterinnen der Mondherrin bei den Babelonern Kleinasiaten Griechen und Römern waren zur Keuschheit verpflichtet, weil der küle Mond unfruchtbar sei; auch die Priesterinnen und Weissagerinnen der alten Kelten Gälen Deutschen und Slaven scheinen verpflichtet gewesen zu sein unfruchtbar zu bleiben. Der noch jetzt in Habesch herrschende Gebrauch, die Enthaltsamkeit der heranwachsenden Mädchen bis zu ihrer Verheirathung zu erzwingen, mittelst einer Verwundung die durch verengen die Übertretung verhindert, läßt vermuthen daß dieser Gebrauch in den ältesten Zeiten zur Sicherung der Keuschheit der Mondespriesterinnen angewendet worden sei, wie man denselben Zweck bei den Priestern der

Kübele durch das Messer erreichte. Die unsichere Beschränkung auf ein Gelübde für die ganze Lebenszeit ist nur spätere Milderung der ursprünglichen vollständigen Sicherung. Das Gelübde der Keuschheit, die Enthaltsamkeit ohne körperliche Vorkehrungen, findet sich bei den Priestern Mönchen und Nonnen der Christen Inder und Tibetaner (Buddhagläubigen). Eine noch schwächere Form, nicht in der Gegenwart vorkommend, war das mosaische Nasiräerthum, das Gelübde der Enthaltsamkeit auf kurze Zeit; beschrieben 4. Mose 6.

Eine andere Art der Ermäßigung der Menschenopfer war die Opferung von Blut, welches den Menschen entzogen ward ohne tödliche Wirkung. Die Karer zerfetzten bei hohen Festen ihre Stirnen blutig, auch die Priester des BAL (1. Kön. 18. 28); daß dieser Gebrauch auch bei den Israeliten vorkam erweisen die wiederholten Verbote (3. Mose 19. 28; 5. Mose 14. 1). Desgleichen fand sich bei den Indianern Perus der Gebrauch den Kindern Blut abzuziehen um es zu opfern, wie auch zur Bereitung der Opferbröte (Schaubröte) zu verwenden und die Thürpfosten mit dem Blutteige zu bezeichnen um Kunde zu geben vom Vollzuge des Opfers; alles sehr stark an altisraelitisches erinnernd, deren Schaubröte ebenfalls besonderer Art waren und die auch ihre Thürpfosten blutig bezeichneten (2. Mose 12. 7). Bei den Alt-Mexikanern wurden ebenfalls die Pfosten des Tempeleinganges mit Blut bestrichen und die Altäre mit Blut besprengt. Noch stärker gemildert ist das ursprüngliche Kindesopfer bei den Karaiben, den Menschenfressern Mittel-Amerikas: statt den erstgeborenen zu opfern, wird der Vater durch fasten blutablassen und Verwundungen gepeinigt, dann blutig geschminkt auf einem rothen Stuhle sitzend dem Verehrungwesen dargeboten, wobei man ihn als hilflosen Säugling behandelt und dem Tode möglichst nahe bringt. Außerdem muß der Vater wochenlang in der Hangmatte verbleiben und fasten, die Wochenbesuche empfangen und Krankenspeise genießen. Diese mildeste Form soll auch bei den ältesten Bewohnern mehrerer Mittermeer-Länder, Corsen Iberern und Tibarenern im Gebrauche gewesen sein, selbst noch in Gebräuchen Süd-Frankreichs sich andeuten. Eine andere Milderung war das in Sparta eingeführte auspeitschen der Jünglinge zu Ehren der Mondherrin; zum Opfer erlesen und in älterer Zeit auch geopfert, wurden sie späterhin zum Ersatze so heftig gepeitscht daß einzele daran starben. An anderen Orten fielen die zum Opfer geweiheten Jünglinge dem Tempel zu als Sklaven, hatten das Tempelland zu bearbeiten oder wurden Priester in Folge mütterlicher Gelübde.

Bis zu den schwächsten und mildesten Ausläufen der Opferungen, den einfachen Gelübden Kasteiungen fasten und meiden einzeler

Speisen und Getränke, der Enthaltsamkeit und Weihungen Walfahrten und Bußgängen bleibt noch immer als Grundlage die rückständige Vorstellung, daß den Weltvorgängen ein böser Wille zum Grunde liege, daß ein böses Wesen in der Welt herrsche, dem durch Opfer Peinigungen und Entsagungen gedient werden müsse. Es waltet noch immer das auffassen der ungünstigen Weltseite, die in Folge der Mängel des Menschenwesens eindringlicher auf den rückständigen wirkt als der regelmäßige Verlauf der günstigen Vorgänge. Die ursprüngliche Verehrung der bösen Weltseite, der Dienst des bösen Wesens durch Opfer und Bußen ist im Laufe der Jahrtausende gemildert worden aber nicht verschwunden, wie die in der Gegenwart verbliebenen Gelübde und Entsagungen erweisen. Die Erkenntniß der günstigen Seite der Weltvorgänge konnte nur allmälig aufkeimen und sich entwickeln; anfänglich sehr bescheiden, späterhin zunehmend wurden mildere Züge den älteren Bildern eingefügt, das dunkle Bild gewann an Helle und Freundlichkeit, das schreckliche wurde gemildert. Währent der Zeit als der jüdische MLK-JHOH noch in vollem Grimme herrschte, das Blut in Strömen fließen ließ, Hungersnot und Pest seine gebräuchlichen Waffen waren, keimten schon Vorstellungen seiner Heiligkeit (3. Mose 11. 44 u. 45); seiner Allmacht (1. Mose 17. 1; 28. 3; 43. 14; 49. 25; 2. Mose 6. 3; Josua 24. 10), welche ihren milden Ausdruck erhält durch die vortheilhaften Wunder welche er vollbringt. Der Anfang ist allerdings gering, denn seine Heiligkeit wird an jener Stelle nur mit Speiseverboten und dem Verbote des anbetens fremder Verehrungwesen in Verbindung gebracht; seine Allmacht wird überwiegend gedacht als eine unermeßliche Fähigkeit böses zu thun und seine Güte beschränkt sich auf die Kinder Israels, ist auch völlig vereinbar mit dem hassen verfolgen und ausrotten fremder Völker. In späteren Zeiten kamen hinzu die Vorstellungen der Gerechtigkeit Allwissenheit Allgegenwart Unveränderlichkeit und Ewigkeit; wogegen die Vorstellung des fürchterlichen sich milderte in seinen Thaten und in den Opfergebräuchen: der Herr ward freundlicher indem seine Forderungen d. h. die Wünsche welche das Volk ihm beimaß, sich milderten. Die Vorstellungen steigerten sich endlich so weit, daß die Profeten behaupteten (Amos 5. 22—26; Jes. 1. 11; Jer. 6. 20; Micha 6. 7) die Brandopfer seien überhaupt nutzlos, dem „Herrn" (ZEBAOTH) zuwider; das Volk solle statt dessen gute Handlungen verrichten, gerecht sein und mäßig. Späterhin sind die blutigen Opfer gänzlich abgeschafft worden; aber noch 169 vor Ch. G. befreiten syrische Soldaten aus dem Tempel zu Jerusalem einen gefangenen gemästeten Griechen der zum Pesach-Opfer bestimmt war.

Bei den Israeliten wie bei den anderen Völkern ging aber der

Fortschritt nicht gleichmäßig durch das ganze Volk, sondern die Mehrzahl blieb weitaus rückständig; die Kluft zwischen den voranschreitenden erleuchteten und dem langsam nachschleppenden Volke erweiterte sich so sehr, daß die Schriften der Profeten von endlosen Klagen und Beschuldigungen widerhallen. Der Grund lag aber mehr auf Seiten der Profeten als auf der des Volkes; denn jene waren dem Volke so sehr vorangeeilt, daß sie den alten Glauben den das Volk beibehalten hatte als Götzendienst verschrieen. Das Volk war noch nicht hinaus gekommen über die früherhin auch bei den voranschreitenden herrschend gewesene Auffassung der schädlichen Weltvorgänge, wogegen die raschere Fortbildung der voranschreitenden die Profeten zur Erkenntniß der vortheilhaften freundlichen Weltvorgänge gefördert hatte. Das Volk war altgläubig oder orthodox, die Profeten neugläubig oder Rationalisten. Den Profeten ward das rückständige ihres Volkes widerwärtig; sie hatten in jetzt gebräuchlichen Ausdrücken zu reden den gütigen Gott erkannt und deshalb mußte ihnen das althergebrachte böse Wesen, welches das Volk fortfuhr zu verehren, als falscher Götze als Teufel vorkommen. Dieses überragen der Profeten ward so groß, daß sie die urgeschichtliche 40 jährige Wanderung unter Moses, geradezu als eine Zeit des Götzendienstes bezeichneten. Der Profet Amos (5. 16—26) läßt den Herrn Zebaoth (Herrn des Sternenhimmels) also reden: „Habt ihr vom Hause Israel, mir in der Wüste die 40 Jahre hindurch Schlachtopfer und Speisopfer dargebracht? Keineswegs, ihr truget das Zelt eures Königs (Molech = Moloch) und den Kijun euer Bild, den Stern eurer Götter welchen ihr euch selbst gemacht hattet.“ Ebenso beschuldigt sie Jecheskel (Hesekiel 20. 26) daß ihre Väter in der Wüste „alle Erstgeburt im Feuer“ geopfert hätten. Der Profet Jirmjah (Jeremias 19. 5) sagt ausdrücklich, daß zu seiner Zeit (620 vor Chr. G.) in der unmittelbaren Nähe Jerusalems, das Volk seine Kinder dem BAL verbrannt hätte; er läßt den Herrn sagen: „Sie haben dem Bal Höhen gebaut, ihre Kinder zu verbrennen dem Bal zum Brandopfer, welches ich ihnen weder geboten noch davon geredet habe, dazu in mein Herz nie gekommen ist.“ Allein in seiner nachfolgenden Drohung (9) dringt selbst im erleuchteten Jirmjah die älteste Vorstellung des bösen Wesens wieder durch; denn er läßt den JAH sagen: „Ich will sie (die Kinder Israels) lassen ihrer Söhne und Töchter Fleisch fressen und einer soll des anderen Fleisch fressen in der Noth und Angst.“ Der Profet Jecheskel (Ezechiel 20. 30) spricht im Auftrage des Herrn: „Ihr verunreiniget euch in der Weise eurer Väter, treibet Unzucht mit ihren Scheusalen, verunreiniget euch an euren Götzen indem ihr ihnen Gaben opfert, eure Söhne und Töchter durch das Feuer verbrennet bis auf den heutigen Tag u. s. w.

(590 vor Chr. G.). Jirmjah (32. 30—37) beschuldigt im Namen des Herrn die Kinder Israels und Judas, daß sie von ihrer Jugend auf Übles gethan hätten, seit der Zeit daß Jerusalem gebaut worden, hätten den Herrn „zornig und grimmig" gemacht, sie ihre Könige Fürsten Priester und Profeten in Juda und Jerusalem hätten Höhen dem BAL gebaut, ihre Söhne und Töchter dem Moloch verbrannt u. s. w. Der Profet geht aber noch weiter in der Verneinung des alten Glaubens, denn er läßt (7. 22) den Herrn Zebaoth sagen: „denn ich habe euren Vätern des Tages, da ich sie aus Ägüpten führte, weder gesagt noch geboten von Brandopfern und anderen Opfern"; es war ihm schon unmöglich geworden, seinem Verehrungwesen die Anordnung von Opfern beizumessen. Ebenso erzählen die Geschichtbücher der Israeliten, daß Kinderopfer fortwährend im Gebrauche waren und blieben, daß Könige und Priester den Vorstellungen eines bösen Wesens anhingen: der König Ahas (2. Kön. 16. 3) ließ seinen Sohn (2. Chron. 28. 3 seine Söhne) durch das Feuer gehen, d. h. opferte sie durch verbrennen; der König Manasse (2. Kön. 21. 6) verbrannte ebenfalls seinen Sohn zum Opfer. Ein Häuptling von Beth-EL (der ältesten Opferstätte des Landes) bauete die Stadt Jericho wieder auf, die von Josua zerstört und verflucht worden war (Josua 6. 26). Zur Lösung des Fluches opferte er dem Fluche gemäß seine beiden Söhne (1. Kön. 16. 34): den erstgeborenen Abiram als er den Grund legte, den jüngsten Sohn Segub als er die Thüren setzte (die Stadtthore) einhängte. Der Fluch wie die Lösung erscheinen in den Erzählungen nicht als Gräuel sondern als Landesgebrauch.

Was in so vielen Jahrhunderten sich nicht ausrotten ließ wie die Kinderopferungen bei den Israeliten, was von Ägüpten her bis zur Gefangenschaft beständig sich erhalten konnte, selbst wenn zu Zeiten Könige Priester und Profeten sich dawider setzten, dabei auch so sehr den menschlichen Gefühlen, der Liebe der Eltern zu ihren Kindern widerstreitet, das mußte tief im Wesen des Volkes begründet liegen. Es konnte nicht eingeschleppt werden wie etwa der Dienst der Asthoreth, der in sinnlichen Ausschweifungen den Neigungen entgegen kam, sondern mußte naturwüchsig sein; denn ein Volk, wenn es mildere Sitten und freundlichere Vorstellungen in einer höheren Bildung erlangt würde sich nicht von einem anderen niederen Volke haben verleiten lassen, seine Söhne und Töchter lebendig zu verbrennen; es läßt sich wohl veranlassen solche Gräuel abzuschaffen, aber schwerlich sie einzuführen. Selbst dann, wenn es fremden gelänge bei einem Theile des Volkes den Kinderopfern Aufnahme zu verschaffen wider die Denkweise der Gesammtheit, so würde die Menge diese Gräuel nicht geduldet haben, die Opferstätten hätten nicht in der Nähe

Jerusalems sein dürfen, nur an verborgenen Stellen und heimlich hätten die wenigen Anhänger ihrem Feuerdienste frönen dürfen. Auch hätte den Königen oder Priestern die Ausrottung leicht werden müssen, wenn der Molochdienst dem Wesen des Volkes fremdartig gewesen wäre; denn Eltern verbrennen nicht leichtsinnig oder im Übermuthe ihre lachenden Kinder. Der Dienst des grimmigen furchtbaren blutdürstigen Verwüsters und Feuerherrn mußte tief im Wesen des Volkes liegen, mußte der alte Volksglaube sein; denn nach der unausrottbaren Vorstellung des Volkes waren blutige Opfer, verbrennen der eigenen Kinder und Königskinder, opfern der Hohenpriester und Profeten (Moses Aron Elias) dem Herrn das liebste und angenehmste; verbrannte Menschen und Thiere waren „süßer Geruch für den Herrn.“ So lange das Volk die verderbliche Seite der Weltvorgänge auffaßte (was bei seiner langsameren Fortbildung und der ungünstigeren Stellung der Menge viel länger dauern mußte als bei den voranschreitenden) so lange war der Wille in den Weltvorgängen für sie böser Art, das Wesen dem sie den Willen zuschrieben ein grimmiger Verderber, auf dessen Entschlüsse man am geeignetsten durch schreckliche Brandopfer einwirken könnte. Selbst den Königen und Priestern lag der Blutdurst, die Lust am töden (aus dem ehemaligen Hirtenleben stammend) tief im Wesen, so daß Elijah (Elias) eigenhändig die Balspriester herdenweise abschlachtete. Sie überdauerte alle Fortschritte, selbst die babelonische Gefangenschaft; der „Herr“ blieb auch dann im Bewußtseine des Volkes ein Wesen dem große Menschenopfer den lieblichsten Genuß bereiteten: die priesterlichen Makkabäer, etwa 1200 Jahre nach Moses, wiederholten zu Ehren des Herrn die Weihung der eroberten Städte und ihrer Bewohner d. h. sie opferten alle Männer mit dem Schwerte (1. Makk. 5. 28, 35, 44, 52) und die Stadt im Feuer.

Die Kinder Israels waren in dieser Beziehung nicht besser und nicht schlechter als die anderen Semiten auf gleicher Stufe der Bildung; sie handelten wie Föniker oder Keniter, von Saida (Sidon) und Zor (Tyrus) so wie von Karthada (Karthago) und in den sikilischen Städten; alles Semiten von hoher Bildung, in den meisten Beziehungen den Kindern Israels überlegen und ihre Lehrer. Alle Semiten hatten von ältester Zeit her die Weltvorgänge aufgefaßt wie die Umgebungen ihrer Urwohnsitze sie geboten hatten: die Übermacht des Waldbrandes und des Wüstensturmes war in ein Bild zusammengeflossen von grimmiger unersättlicher Blutgier und Zerstörunglust, dem hinwürgen des besten („Bruder Freund und Nächsten“ 2. Mose 32. 27) den höchsten Genuß bereite, dem verbrennen der Städte und ihrer Bewohner zum „süßen Geruche“ werde. Diese Urvorstellung lag ihnen allen so tief im Wesen, daß sie selbst zur Zeit der Blüte jener Völker übermächtig

herrschte. Wie tief die daran haftenden Vorstellungen selbst im nebensächlichen im Volke lagen erkennt man am unscheinbaren Umstande, daß den Opfern „kein Bein gebrochen werden durfte“ (2. Mose 12. 46; 4. Mose 9. 12). Diese Vorschrift stammte aus der Urzeit, aus einer beim Waldbrande wie beim Wüstensturme gemachten Beobachtung, daß diese Übermächte ihre überholten und niedergeworfenen Opfer töden und verzehren, aber die Gebeine unzerbrochen übrig lassen; ein Verfahren welches der ihnen opfernde Mensch sich verpflichtet hielt getreulich nachzuahmen. Aus der selben Beobachtung entstand auch die Vorstellung, daß die Knochen als verschmähetes Opfertheil etwas unwürdiges seien; so daß der König Josia als er die Altäre der Hohenpriester verunreinigen wollte, Menschenknochen darauf verbrannte. Die alte Vorstellung vom ungebrochen sein der Knochen, als Erforderniß eines gültigen Opfers, herrschte noch zu Jesu Zeiten; denn der Evangelist (Joh. 19. 31—36) hebt eigends hervor, daß dem Leibe Jesu die Gebeine nicht gebrochen worden seien, womit er augenscheinlich erweisen wollte, daß Jesu Tod ein makelloses gesetzliches Opfer gewesen sei.

Ob die Israeliten unter den Semiten die ersten gewesen welche die Menschenopfer abschafften, läßt sich nicht ermitteln; den Bildungfortschritten nach zu schließen, werden wol die im besser geschützten Tigris-Eufratthale wohnenden rascher entwickelten Stammgenossen viel früher auf diese höhere Stufe gelangt sein. Die Israeliten sind aber jedenfalls nicht die letzten gewesen; denn bei den stammverwandten Arabern waren Menschenopfer noch im sechsten Jahrhundert nach Chr. G. gebräuchlich. Muhammad sagt im Koran: „die Götzenbilder der Mekkaner haben sie verführt, ihre Kinder zu töden und ihren Glauben zum Deckmantel ihrer Missethat zu machen.“ Es wird ferner berichtet, daß Muhammads Großvater gelobt hatte, wenn er den heiligen Brunnen Semsem entdecke, wolle er einen seiner Söhne opfern; nach dem gelingen habe er den vom Lose betroffenen Vater des Profeten durch ein Opfer von Kamelen gelöst. Die Thieropfer hielt selbst noch Muhammad fest, indem er vor dem Einzuge in Mekka die eigenhändige Opferung einer Herde von Kamelen vornahm. Bei den Kindern Israels scheinen blutige Opfer nach der Zerstörung Jerusalems (70 nach Chr. G.) außer Gebrauch gekommen zu sein. In späteren Jahrhunderten ward allerdings wiederholt die Beschuldigung erhoben, daß sie zum Pesachfeste Christenkinder geraubt und geschlachtet hätten; allein Haß und Raubsucht der Christen waren groß genug, um derartige Beschuldigungen erfinden zu können; selbst die Wiederholung in Damascus vor einigen Jahrzehnden ließe sich aus diesem Hasse erklären, wenngleich nicht ganz die Befürchtung ausgeschlossen ist, daß

es hie und da eine verborgene ältestgläubige Sekte geben könne, welche der ursprünglichen Opferweise des Gesetzes besondere Kräfte beimesse.

§. 105. Im vorstehenden ist vorwaltend das Volk der Israeliten zur Beweisfürung gewählt worden, nicht allein weil sein Bildung=gang ausführlicher beschrieben ist und die Kunden als Inhalt der Bibel leichter zugänglich sind, sondern auch weil seine Vorstellungen von dem eingreifendsten Einflusse auf die europäischen Völker waren; denen sie mit den christlichen Glaubensschriften zugebracht wurden, unter dem vorgeben daß sie der selben Offenbarung entstammen und die als Verehrungwesen der Juden darin bezeichneten Herren (Elohim EL Moloch JHOH Asasel BAL Adonai Zebaoth) dem Gotte der Christen gleich seien. Indem dieses **Semitenthum bei den Europäern** eingeführt ward, gelangten die Vorstellungen eines Wüstenvolkes nach Gegenden und zu Völkern, bei denen die Anlaß gebenden Verhältnisse als Grundlagen jener Vorstellungen nicht vorhanden waren, diese also nicht hätten naturwüchsig entstehen können. Da sie aber von Glaubenspredigern eingeführt wurden zugleich mit höherer Bildung in anderen Zweigen der Erkenntniß (Künsten und Wissenschaften) fanden sie in der Gleichartigkeit des Menschenwesens auch ohne örtliche Grundlagen ausreichende Anknüpfungpunkte, um den schrecklichen Göttern der Juden des Alterthumes die Aufnahme zu sichern und auf den beibehaltenen milden arischen Himmelsherrn den Grimm und die Rachsucht zu übertragen, welche den gräulichen semitischen Herren des alten Testamentes inne wohneten. Die Wuth der Glaubenskriege welche das christliche Europa schändeten, Jahrhunderte lang die Länder mit den Gräueln und der Öde der Wüste durchzogen, lassen sich zum großen Theile dem eingeschleppten Judenglauben beimessen; denn fast jedesmal stützt sich die eine oder andere Seite der Kämpfer, oft sogar beide, auf die Aussprüche und Gebote des alten Testamentes. Die Waldenser vertraueten in ihren Gebirgsschluchten auf den Gott Israels, der sein auserwähltes Volk so wunderbar geführt habe und auch sie schützen werde vor den Götzendienern. Ihre rechtgläubigen Feinde wandten sich nicht minder zu dem selben Gotte und rühmten sich, bei der blutigen Verfolgung der harmlosen Waldenser ächt=alttestamentarisch: „Wir haben keines Geschlechtes keines Alters keines Ranges geschont, sondern jeden mit der Schärfe des Schwertes erschlagen.“ Die Kreuzfahrer Jerusalem erobernd (1099) stürzten sich in alle Gassen zum niedermetzeln der ungläubigen und auf der Stelle des salomonischen Tempels tödeten sie tausende von Sarazenen; verbrannten auch die Juden in ihren Tempeln, selbst die heiligen Städten der Christen besudelten sie mit dem Blute der unschuldigen bevor sie beteten. Sie vertilgten

die Heiden wie JHOH es befohlen hatte und als gläubige Befolger seiner Gebote hielten sie sich ebenso für sein auserwähltes Volk. Die Hugenotten Calvinisten Lutheraner Wiedertäufer und Puritaner beriefen sich mit besonderer Vorliebe auf die Aussprüche des alten Testamentes; denn der finstere JHOH sagte ihrer eigenen Strenge mehr zu als der mildere Gott den Jesus gelehrt hatte. Die Puritaner baueten auf den „Herrn", welcher das Volk Israel zur Vertilgung anderer Völker angetrieben hatte und es auch zu ihrer Zeit gern sehen müsse, wenn die Katholiken als Götzendiener und Heiden mit Weib und Kind zu hunderten in ihren Kirchen verbrannt würden; denn der „Herr" habe befohlen (5. Mose 13. 12—18) die Heiden auszurotten, damit der wahre Glaube rein erhalten bleibe. Die Inquisition der katholischen Spanier entnahm ihre Rechtfertigung aus denselben ursemitischen Vorschriften und kehrte sich nicht an Jesu entgegen stehendes Gebot: „Liebet eure Feinde", denn die Ketzer waren Feinde des „Herrn" und deshalb mußten sie brennen. Die hohe Priesterschaft Spaniens forderte 1602 den König Philipp 3. auf, alle Mauren im Lande auszurotten wie Saul mit den Amalekitern und David mit den Filistern gethan habe; denn die große Kriegsflotte (Armada), welche der König gegen England abgesandt hatte, sei nur deshalb zu Grunde gegangen, weil Gott den Krieg wider die englischen Ketzer nicht wolle gelingen lassen so lange die einheimischen Ketzer ruhig wohnen blieben; man solle allen Mauren, getauften wie ungetauften, den Hals abschneiden damit das rechtgläubige Volk nicht verführt werde. Die Hexenverfolgungen, Jahrhunderte lang in Europa wüthend, fanden ihre Stützen nicht im Christenthume sondern im Semitenthume, in den Aussprüchen des alten Testamentes (5. Mose 13. 6; 2. Mose 22. 18) die den Willen des Herrn deutlich verkündeten, der ausgeführt werden müsse und wenn es auch millionen Menschenleben koste.

Noch in der Gegenwart erfüllt der grimmige Herr des Alterthumes weit stärker als das Christenthum viele millionen Europäer, herrscht namentlich sehr strenge in Priestern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse. In England gilt bei den meisten Sekten das alte Testament mehr als das neue: der Sonntag (Tag des heiteren Sonnenherrn) wird unter der öden Ruhe des altsemitischen Sabbath (Tag des grimmigen Wüstenherrn) erstickt, weil das alte Testament den schrecklichen Wüstenherrn, den Feind jeder Freude als den höchsten Willen der Welt aufstellt. Kein Katholik hängt stärker am Papstthume als der „respectable" Engländer oder Schotte an der „heiligen Bibel", welche sein Papst ist. Wenn er nicht zu vornehm sich dünkte um Soldat zu sein, würde er mit Feuer und Schwert den aus dem alten Testamente gedeuteten Druck üben, zu dessen Durchführung er jetzt der

Parlamentsbeschlüsse sich bedient. Alles im Namen des „Herrn“ mit altsemitischen Vorschriften belegt, ohne Rücksicht auf Jesu eigene entgegenstehende Aussprüche (Matth. 12. 1—8); denn der harte Moloch-JHOH des alten Moscheh steht ihren Vorstellungen näher als der milde EL des Galiläers Jeschuah. So treten auch bei den strenggläubigen Priestern der übrigen christlichen Völker vorzugsweise die Anforderungen und Drohungen hervor, welche nicht im Christenthume sondern im alten Judenthume wurzeln. Den eifrigen Glaubenspredigern der Katholiken wie Evangelischen erscheint der EL Jesu viel zu langmüthig, hat sich zu sehr mit den alten Verehrungwesen der Europäer (Deus Gott Bog) befreundet, um genügen zu können. Sie finden es fast unverantwortlich, daß der „Herr“ nicht öfterer Pech und Schwefel regnen lasse um sündhafte Städte und fröhliche Menschen zu vertilgen; daß er auch mit Pest und Hungersnot Erdbeben und Kriegsjammer so sparsam verfahre, nicht oft genug die Völker heimsuche, damit sie zitternd erkennen daß der „Herr“ noch lebe und züchtigen könne, sie auch seinen Leviten die sein Wort verbreiten größere Achtung und reichere Gaben widmen als sichtbare Zeichen wachsender Ehrfurcht vor dem Herrn. Die „Religion“ werde darüber zu Grunde gehen. Die altsemitischen Götter, Feuerherr und Wüstenherr sind nach ihrem Sinne: Rachsucht Grimm und Haß stehen im Einklange mit ihrer überwiegenden Hinneigung zum düsteren und dem Menschen schädlichen; sie fühlen ihre Vorstellungen näher stehend denen, die aus der Betrachtung der bösen Seite der Weltvorgänge entstehen und im schrecklichen, altsemitischen Herrn am schärfsten ausgeprägt sind; wogegen sie die milderen Eigenschaften des arischen Himmelsherrn nur gelegentlich und beiläufig hinzufügen, weil sie den Einflüssen der vorgeschrittenen Erkenntniß nicht gänzlich sich entziehen können.

Die rückständigen Vorstellungen längst entschwundener Jahrtausende, entfernten und weit verschiedenen Ländern Afrikas entstammend, finden sich in Europa als zugetragenes Semitenthum im Kreise der arischen Völker einflußreich herrschend. Es knüpfen sich fernstehende Völker und Zeiten aneinander, weil in der Gleichartigkeit des Menschenwesens übereinstimmende Bezüge zur übrigen Welt liegen, welche nach der Bildungsstufe des einzelen und seinen örtlichen Bezügen sich gestalten; aber in so gleichartiger Weise, daß fern in Raum und Zeit die aus örtlichen Vorgängen entstandenen Vorstellungen und Begriffe Anknüpfungpunkte finden und Satkörner aus fernen Ländern fruchttragend wachsen können sobald sie Menschen der selben rückständigen Stufe treffen. Der alte Wüstenglaube herrscht noch in unserer Mitte bei denen welche vorwaltend die schädliche und bedrohliche Seite der Weltvorgänge auffassen; auch ist nicht zu bestimmen wann dieses schreck-

liche Feuer- und Wüstenbild verschwinden werde aus dem Glauben der Europäer.

§. 106. Die wiederholte Wahrnehmung, daß die gewaltige grimmige Übermacht auch dann Übel sende, wenn man glaubte ihren Willen erfüllt zu haben, führte zu der Vorstellung daß dem schrecklichen noch eine andere Eigenschaft beiwohne; besonders geeignet die schädlichen Verhältnisse zu bezeugen in denen die damaligen Menschen zu den Weltvorgängen standen, auch die schreckhaften und peinigenden Eindrücke welche der gläubige Mensch empfing: man dachte sich nämlich den **höchsten Willen als Verführer,** als Irreleiter.

Am weitesten in die semitische Vorzeit zurück reicht diese Vorstellung bis zur Sage vom Befehle der Elohim an Abraham, seinen Sohn Ischak als Brandopfer zu schlachten und zu verbrennen; um ihn zum Ungehorsam zu verleiten, dem alsdann eine schreckliche Strafe gefolgt wäre. Es war eine Versuchung die vereitelt ward durch Abrahams blinden Gehorsam. Den König David verleitete der böse Wille („der Zorn des JHOH" 2. Sam. 24. 1) sein Volk zu zählen; ein beginnen welches als unbedenklich gelten konnte da Moses (4. Mose 1) auf ausdrücklichen Befehl des JHOH das Volk hatte zählen lassen. Demungeachtet sendet der „Herr" dem Volke die Pest, an der 70000 unschuldige Einwohner sterben mußten weil der König sich hatte vom Herrn verleiten lassen. Dem Könige Ahab sendet der Herr (Bel-Zebaoth) einen bösen Engel, welcher durch den Mund eines falschen Profeten den König zu einem unglücklichen Feldzuge verleiten mußte, in welchem viel Volk und auch der König getödet ward (2. Chron. 18). Der „Herr", dessen Orakel durch losen im Orakelzelte ermittelt ward, war es auch gewesen, der die Israeliten zweimal irre führte bei den Angriffen auf den Stamm Benjamin (Richter 20); so daß sie in seinem unmittelbaren Auftrage handelnd durch seine als böswillig gedeutete Irreleitung 40000 Mann verloren. Der selbe Herr bekennt auch (Ezechiel 20. 25) durch den Profeten Jacheskel daß er selbst auf der Wüstenreise das Volk „verstört" habe, damit sie auf falschen Wegen wandelnd erkennen sollten, daß Er ihr Herr sei. Desgleichen dem Hiob gegenüber (Hiob 1. 12) handelt der Herr als Verleiter.

Zum erklären dieser rückständigen Vorstellung, welche es nicht unwürdig hält dem höchsten Verehrungwesen Heimtücke und Schadenfreude beizumessen, muß beachtet werden daß die Befehle des Herrn aus Träumen Losewerfen und Weissagungen der Profeten gefolgert und entnommen wurden; daß demgemäß Jeder und das ganze Volk handelten in der festen Überzeugung dem Auftrage des Herrn zu entsprechen. Glückte das Unternehmen so ward der Glaube bethätigt und

gestärkt; verunglückte es so war nur zweierlei Deutung möglich: entweder habe der Herr sich geirrt oder er habe das Volk versuchen wollen und es sei in seine Fallstricke gefallen. Irrthum des Herrn erschien nicht denkbar, denn er hatte sich oft bewährt, so blieb nur die Voraussetzung der Prüfung der Versuchung; wozu er nach menschlichen Verhältnissen beurtheilt berechtigt erschien, da jeder Herr sich erlauben darf seine untergebenen zu prüfen. Die Vorstellung daß der Herr auch Versucher sei und die Menschen prüfe erschien so einfach so leicht verständlich zur Erklärung der Unfälle, die den Menschen auch dann trafen wenn er den Willen des höchsten getreu erfüllt zu haben glaubte und haftete so stark im Bewußtseine der Menschen, daß sie selbst bei fortschreitender Bildung nicht verschwand. Allerdings giebt in Bezug auf Davids Verleitung die spätere Fassung eine abgeänderte Erklärung indem sie Satan als den Verführer aufstellt; allein in diesem Falle wie auch beim Hiob handelt er im Auftrage des Herrn, so daß bei diesem die böse Absicht herrschte. Sie erscheint auch wieder als unmittelbare That des Herrn in dem Mustergebete Jesu (Matth. 6. 13) in welchem er fleht: „Führe uns nicht in Versuchung" deren er also auch sein höchstes Verehrungwesen EL fähig hielt und die Ausführung nicht dem Satan beimaß, obwohl er und seine Zeitgenossen ihn sonstig (Matth. 4. 1) als Mittler des bösen Willens gelten ließen. Dieselbe Vorstellung herrscht auch noch in unserer Mitte: diejenigen Christen vornehmlich unter den Priestern welche vorwaltend die schädlichen und bedrohlichen Weltvorgänge auf sich wirken lassen und an dem „Herrn" des alten Testamentes festhalten, denken ihn auch als Verführer, als Prüfer der seinen. Das Unheil, welches Menschen trifft die es nach ihrer Meinung besser verdient haben, denken sie als vom Herrn zur Prüfung verhängt; dem ebenso wie dem JHOH die Allwissenheit mangeln muß, weil er als Versucher ermitteln muß ob sie ächte Bekenner seien oder etwa durch Unheil verleitet werden können ihr eigentliches verheimlichtes Innere zu zeigen.

§. 107. Die Verzichtleistung auf sichere Erkenntniß der Befehle des Herrn mußte die Menschen zu ihrem Verehrungwesen stellen wie Sklaven zu seinem launenhaften prüfenden und trügerischen Herrn, dessen Anordnungen man unbedingt folgen muß, ohne dabei wissen zu können ob dafür Belohnungen oder Mißhandlungen erfolgen werden: führte also zum **blinden Glauben.**

Bei rückständigen Völkern ist dieses die Stellung welche die Diener ihrem Fürsten gegenüber einnehmen: sie haben blindlings zu gehorchen, ohne zu wissen oder prüfen zu dürfen ob der Befehl im Ernste gemeint war, oder nur einer übermüthigen Laune entsprang um ihre

Treue, ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen; sie haben auf jede Selbständigkeit zu verzichten, dem höheren Rathschlusse der Fürsten vertrauensvoll sich unter zu ordnen, selbst wenn ihnen nach ruhmvoller Ausführung des Befehles der Tod gegeben würde statt des Dankes. Dieses sklavische hingeben dem Fürsten glaubten die Menschen um so sicherer auf das höchste Verehrungwesen übertragen zu dürfen, als diesem unfehlbare Weisheit inne wohne, welche die Fürsten nicht besaßen, sondern oft genug roh und unwissend handelten. Indem der Mensch diesen blinden Glauben als unbedingtes vertrauen höher entwickelte, entstand eine Vorstellung besonders gefährlicher Art, der Glaube an die Gnadenwahl. Wenn es nämlich des höchsten Wesens würdig war die Menschen zu verleiten, wenn seine eigenen Befehle nicht zuverlässig waren und den Menschen in Ungewißheit darüber ließen ob man in Erfüllung derselben ihm wohlgefällig oder mißfällig werde, so mußte der Mensch gänzlich darauf verzichten es zu ermessen ob ihm Lohn oder Strafe werde; er mußte die Entscheidung der Wahl des höchsten anheim stellen, dessen Gnade nach unerforschlichem Rathschlusse verhänge, vielleicht den frommen niederbeugend und den frevelnden erhebend. Die Vorstellung von der schädlichen Seite der Weltvorgänge mußte den Menschen weiter dahin bringen, gänzlich darauf zu verzichten durch seine Handlungen das Wohlgefallen des höchsten zu erlangen, weil dieses nach unerklärlichem ermessen verliehen werde. Es blieb ihm nichts übrig als sich unbedingt der Gnade hinzugeben um durch Verehrung und Gebete sein unwandelbares vertrauen zu bethätigen, zu versuchen durch unbedingtes unterwerfen das bessere Los zu erringen.

Im Verlaufe der israelitischen Geschichte wird immer als das höchste Verbrechen, dessen JHOH sein bundespflichtiges Volk beschuldigt, der Abfall von ihm bezeichnet, der Mangel an Vertrauen, der sie verleitet andere Übermächte zu suchen, wenn er seine Bundespflicht als Nothhelfer nicht erfüllte. Er verlangte vertrauen und unbedingtes unterwerfen auch wenn er Unheil sendete während sie Glück und Wohlergehen erwartet hatten. Die selbe Vorstellung von der überwiegenden Geltung des unbedingten Glaubens findet sich auch ausgesprochen in den christlichen Lehren:

es sagt Jesus: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt.“ (Mark. 16. 16.)

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden sondern das ewige Leben haben; denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer

aber nicht glaubt der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den eingeborenen Sohn Gottes." (Joh. 3. 16.)

„Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen sondern der Zorn Gottes bleibt über ihn." (Joh. 3. 36.)

„Jesus sprach zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt der wird leben ob er gleich stürbe, wer da lebt und glaubt an mich der wird nimmermehr sterben." (Joh. 11. 25.)

„Jesus sprach zu ihr: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich." (Joh. 14. 6.)

Der glaubenseifrige Paulus, dem das Christenthum seine starke Verbreitung wesentlich verdankt, und dessen tiefgestaltende Wirksamkeit bestimmend ward in der christlichen Gemeinschaft, hob noch stärker hervor die in jenen Aussprüchen liegende Folgerung der gänzlichen Abhängigkeit von der Gnade Gottes und des Verdienstes durch den Glauben:

„Alle werden gerecht ohne Verdienst aus Gottes Gnade, durch die Erlösung so durch Jesum Christum geschehen ist." (Röm. 3. 24.)

„Denn wer den Namen des Herrn wird anrufen soll selig werden."

„Denn aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken auf daß sich nicht jemand rühme." (Ephes. 2. 8.)

Diese Richtung, durch den überwältigenden Einfluß des eifrigen Paulus scharf vorgezeichnet und eingeprägt, fand im 4. Jahrh. weitere Förderung durch den gelehrten und ebenso eifrigen Augustinus, der in der Weise aller entschiedenen Männer nicht davor zurückscheuete die einmal eingeschlagene Richtung bis zur äußersten Spitze zu verfolgen. Bis dahin war die Seligkeit abhängig gewesen vom Glauben und damit in den menschlichen Willen gelegt ob er selig werden wolle; aber auch diese Wahl entzog Augustinus (354—430 nach Chr. G.) indem er lehrte: „Nicht alle sondern nur einige sind vorherbestimmt zum Glauben und zur Seligkeit; die Zahl derer für das Reich Gottes bestimmt ist so gewiß, daß zu derselben weder einer hinzu noch einer hinwegkommen kann; die da selig werden sollen werden nur durch den Willen Gottes selig."

Es entstand darüber ein heftiger Streit indem Pelagius, gleichzeitig lebend und durch seine Kenntnisse und Sitten ebenso achtungswerth, die entgegengesetzte Vorstellung lehrte, daß der Mensch durch seine eigene Kraft zur Seligkeit gelangen könne; ohne Sünden geboren habe er es in seinem Willen ob er dem Willen Gottes gehorchen wolle. Der übermächtige Augustinus setzte aber seine eigene Vorstellung durch,

die im Christenthume herrschend ward als Glaube an die Vorherbestimmung (Prädestination) der im Laufe der Jahrhunderte sich abschwächte, aber beim ausscheiden der Evangelischen im 16. Jahrh. aufs neue ein heftiger Streitpunkt ward.

Luther (1483—1546) hatte als Augustinermönch die Lehre seines Ordensstifters tief erfaßt: sein Eifer seine Schärfe und Strenge fühlte sich im Einklange mit dem enschiedenen Augustinus, dessen Lehrsatz in den Briefen des großen Paulus ihre Bestätigung fand und auf die Aussprüche Jesu sich stützte. Er wollte nicht zweifeln an die göttliche Vorherbestimmung, die alleinige Rechtfertigung und Beseligung der Menschen durch den Glauben und die Gnade Gottes und vertheidigte in heftigster Weise diese Überzeugung.

Calvin (1509—1564) ein ebenso kräftiger und noch schärferer Lehrer verfolgte diese Richtung bis zur äußersten Spitze, lehrte daß der Mensch als geborener Sünder der Feind Gottes sei und als solcher nicht durch seine Werke Gott versöhnen könne. Die Sünden müßten deshalb dem Menschen vergeben sein bevor Gott nur ein einziges Werk ansähe und könne die Sündenvergebung einzig und allein aus Gnade geschehen, ohne Rücksicht darauf welcher Art die Handlungen der Menschen seien. Verstehen könnten wir die unbegreifliche Weisheit und Gnade Gottes nicht, es sei auch nicht unsere Aufgabe zu fassen und zu erfahren welche durch den ewigen Rathschluß Gottes erwählt oder verworfen seien; wer damit nicht sich begnügen sondern tiefer eindringen wolle erwecke den Zorn Gottes gegen sich; wer in den Abgrund seiner Majestät eindringen wolle, müsse nothwendig durch seine Heiligkeit erdrückt werden. Gott habe nicht blos die Begebenheiten in seiner Gewalt sondern auch die Herzen der Menschen und leite alles so, daß die Menschen mögen machen was sie wollen, endlich doch nichts geschehen könne als was er vorher bestimmt habe. Die Rechtfertigung des Menschen gehe allein aus dem Glauben hervor ohne äußeren freien Willen, der Glaube hänge allerdings mit dem Willen zusammen, aber Gott ziehe unseren Willen nach seiner Gnadenwahl.

In dieser Weise hatte einer der Grundmängel des Menschenwesens, welcher ursprünglich nur die schädliche Seite der Weltvorgänge auf den Menschen wirken ließ, eine ganze Reihe von Vorstellungen erzeugt und bis zur Spitze getrieben. Anfänglich ward der höchste Wille als Verführer gedeutet, als Verleiter zu strafwürdigen Handlungen oder verunglückten Unternehmungen; auf höherer Bildungsstufe zum Spender von Wohl und Wehe ohne Rücksicht auf die Handlungen der Menschen mit alleiniger Rücksichtnahme auf seinen Glauben; auf letzter Stufe zur Überzeugung, daß der höchste auch auf den Glauben keine Rücksicht nehme sondern aus reiner Gnade eine bestimmte Anzahl

zur ewigen Seligkeit, die übrigen zur ewigen Verdammung vorausbestimmt habe; so daß der Mensch ihm gegenüber stehe als blind geborenes Geschöpf aus unerforschlichen Gründen und unabänderlich zur ewigen Seligkeit oder ewigen Verdammniß vorherbestimmt.

So bildeten sich im Laufe der Jahrtausende die Vorstellungen von den Eigenschaften des schädlichen höchsten Willens zum blinden glauben an die Gnadenwahl. Herstammend aus den heftigen Abwechslungen welche die Schicksale des jüdischen Volkes durchstürmten, theils in Folge der Lage seiner Urheimat im Wüstengebiete und seiner Wanderrichtung von Süden nach Norden, theils in Folge seiner gefährdeten Ansiedlung auf einer Völkerbrücke, prägten sich die Eindrücke des hin und her geworfenen Volkes aus in den vorgestellten heftigen Schwankungen der Entschlüsse des höchsten Willens ihres „Herrn". Der unglückliche aus unerkannten Gründen gepeinigte Mensch verzichtete verzweiflungvoll darauf durch seine Handlungen sein Geschick zu lenken; dumpfbrütend suchte er im blinden ergeben den stumpfsinnigen Trost, unterwarf sich dem unerforschlichen Rathschlusse in matter Erstarrung.

Diese aus örtlichen Verhältnissen erwachsene Gestaltung menschlicher Vorstellungen konnte bei den europäischen Völkern Eingang gewinnen und sich fortpflanzen so oft gemeinschädliche Begebenheiten walteten; wie die große Völkerwanderung des 5. und 6. Jahrhunderts mit ihren Verwüstungen und Leiden, auch die blutigen Glaubenskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen der Mensch die verderblichen Mächte als die herrschenden erkannte. Sie konnte auch hier sich erhalten, weil bei der verschieden abgestuften Bildung der gleichzeitig lebenden, jederzeit rückständige der bezüglichen Stufe vorhanden sein mußten; weil auch bei der Gleichartigkeit des Menschenwesens derselbe menschliche Mangel wirken konnte, in Folge dessen er sein Eigenwesen zum Maßstabe nehmend die Welt in böse und gut eintheilte, in den ihm schädlichen Weltvorgängen einen bösen Willen erkannte und sein Verhältniß zu demselben feststellte nach den empfangenen Eindrücken.

§. 108. Aller Wahrscheinlichkeit nach erschien dem Menschen zuerst das **Feuer als Urquell des Bösen.**

Es ist das Wesen welches in umfassender Gestaltung an vielen Orten als furchtbare verderbliche böse Übermacht auf ihn wirkte, auch zuerst nur in peinigender und schädlicher Weise sich geltend machte und alles andere was schädlich auf ihn wirkte an Furchtbarkeit weitaus übertraf. Es dürfte sich hieraus erklären, wie in den Glaubensgebilden so verschiedener Völker die Grundzüge der älteren oder ältesten ihrer bekannten Verehrungwesen dem Feuer entnommen sind, entweder dem

Wald= oder Steppenbrande dem Blitze oder den Feuerbergen. Jede Übermacht erscheint in ihrer ursprünglichen Gestalt als eine fressende wüthende und ausschließlich verderbliche.

Bei den Ägüptern war es der TAH (p- oder ph-TAH) welcher die ersten 2500 Jahre hindurch ihr Land regiert haben sollte und in dem auch der tiube (Verderber) seinen Ausdruck fand. In der urspüng-lichen Bedeutung als verzehrenden Waldbrand finden sich noch dessen Kennzeichen in dem von den Ägüptern entlehnten Tüfon der Griechen, welchen die Sagen beschreiben wie folgt: „Das Ungeheuer ist von gewaltiger Kraft, an Händen und Füßen und in seinem Nacken ragen hundert Drachenköpfe, mit dunklen Zungen leckend, mit feuersprühenden Augen leuchtend, mit wunderbar gemischten Tönen zischend: bald hört man die gewöhnliche Göttersprache, bald das Gebrüll eines furchtbaren Stieres, bald das Geheul eines Löwen oder das Gebell von Hunden, dann wieder ein schrilles Gepfeife, daß das ganze Gebirge wiederhallt;" alles Bilder, die weit mehr den zahllosen Feuerzungen und Glutaugen eines Waldbrandes und den dabei erschallenden Lauten gemäß sind, als den Ausbrüchen eines Feuerberges. — Bei den Altpersern erscheint dasselbe Bild als Ariman (Agrauamainju) als Fürst des bösen, jedoch wie es auch späterhin in Ägüpten dem Tiube geschah als Herr der Wüstendürre welche der Entwaldung folgte. Er führte beständigen Kampf wider Ormuds (Ahuramasda) dem Herrn des guten. — Bei den älteren, nach Indien wandernden Ariern findet sich der Feuerherr deutlich gestaltet als Agni, nach manchen Anzeichen älter als der Himmelsherr Indra; in dem aus der Mischung ihrer Vorstellungen mit denen der Urbewohner Indiens entstandenen späteren Glauben der noch jetzt dort herrscht, ist Schiwen oder Siwa der Verderber, welcher die Menschen mit Flammen und Pest Dürre und Hungersnoth verfolgt, dem auch mit Menschenopfern gedient werden darf. — Bei den Semiten haben wir den Feuerherrn als Moloch (MLK) dem alles rothe (rothe Kuh rothe Wolle Blutsprengen Blutzeichen u. d.) heilig war, dem durch Brandopfer gedient werden mußte, dem verbrennen lebender Wesen zum süßen Geruche diente. Das Feuer blieb selbst Grundzug, wenn der „Herr" nur noch als Glutwind das Land durchwehte, im israelitischen Bal wie im ägüptischen Tiube. Letzterem opferten die Ägüpter rothharige Menschen; eben solche opferten auch die Sabier Arabiens im roth angestrichenen Tempel, wobei sie riefen:

„O du böser unbeständiger scharfer feuriger Herr!
Du liebst Aufruhr Mord Zerstörung Brand Blutvergießen:
Wir bringen dir ein Opfer das dir änlich ist!"

Auch die Farbe des BAL war roth; dem MLK zum Opfer wurden ganze Städte mit ihren Bewohnern Vieh und aller Habe verbrannt,

geweiht zum blutigen Brandopfer. Ihm war der rothe Stern Mars geheiligt, weil er seiner Farbe nach dem Reiche des bösen Feuerherrn angehörte. — Auch bei den Nordländern findet sich der aus der Urheimat mitgebrachte Feuerherr als Loki; ein Name der sich erhalten hat im deutschen Worte Lohe, als Bezeichnung des auflodernden Brandes. Auch sein Nachfolger, der Teufel trug zu allen Zeiten als Höllenfürst die Kennzeichen des Feuers an sich, gefürchtet als Urquell alles bösen.

§. 109. Zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern hat sich der Mensch angelegentlichst bemüht, die **Schwierigkeit des Einklanges der bösen und guten Weltvorgänge** zu überwinden durch nachdenken und deuten.

Er erkannte in den Vorgängen einen bösen ihm ungünstigen, in anderen einen guten ihm günstigen Willen; also Gegensätze die er vereinigen wollte als sein streben zum Eingottglauben ihn drängte, sie einem Verehrungwesen einzufügen. So lange er noch überwiegend die ungünstigen Vorgänge auffaßte, den übermächtigen Willen in einer oder mehreren Gestalten als einen bösen gewaltthätigen grimmigen rachsüchtigen und verderblichen sich vorstellte, waren die erkannten günstigen Vorgänge leicht zu erklären als freundliche Launen, die auch den ärgsten Wütherich zu Zeiten beschleichen, oder nur dadurch günstig erklärt daß der Grimm nach anderen Seiten wider die Feinde des Volkes sich gekehrt hatte. Der Grundzug als verderbliche Gewalt ward nicht dadurch gestört, die Vorstellung nicht geschmälert, wenn dann und wann der Zorn und die Rachsucht ruheten oder nach anderen Seiten sich wendete; denn jedes eintretende und erkennbare verderbliche Ereigniß hielt die ursprüngliche Vorstellung lebendig, so daß die milderen Zwischenzeiten nicht dahin wirken konnten, das Bild des bösen wesentlich zu mildern. Dieses Verhältniß spiegelt sich noch im Glauben einiger Völker West-Afrikas: sie glauben an ein gutes und ein böses Wesen, bemühen sich aber nicht im geringsten um jenes, weil wie sie sagen das wenige gute von selbst komme; dem bösen dagegen widmen sie alle Sorgfalt und bringen ihm die schwersten Opfer, denn sein Wirken ergreift sie stark genug um Ehrfurcht zu erzeugen.

Als bei fortschreitender Erkenntniß der Mensch erwarmte, sein Leben gesicherter und freundlicher ward, seine Weltstellung sich erhöhete durch ausrotten wilder Thiere, hegen und mehren nützlicher Thiere und Pflanzen, bezwingen der Flüsse und Landdürren u. s. w., erweiterten sich seine Vorstellungen von der Weltregierung: die günstigen Weltvorgänge erlangten größeres Gewicht und die ungünstigen traten zurück; das gute ward mehr und das böse minder, bis beide gleich

mächtig in seinem bewußtseine wirkten. Sie neben einander bestehen zu lassen und anzuerkennen konnte auf verschiedenen Wegen geschehen, von denen aber jeder seine besonderen Schwierigkeiten bot, die auch in der Gegenwart noch nicht gelöst sind.

Am entschiedensten hat dieser Entwicklungsgang bei den Altpersern sich ausgeprägt, welche aus dem Stammvolke der Arier vorwärts sich wendend und von dem nach Indien südwärts wandernden sich trennend, die gemeinschaftlich gehegten Grundvorstellungen abweichend fortbildeten. Sie führten den arischen Himmelsherrn Indra und den Feuerherrn Agni zurück zur Einheit, zum Ahuramasdą (Ormuds) dem sie eine lichte (weiße) und eine dunkle (schwarze) Seite gaben, als deren entgegengesetzten Ausflüsse sie die günstigen und ungünstigen Weltvorgänge deuteten. Späterhin spalteten sie aber das einige Wesen: die dunkle Seite ward abgetrennt zu einem eigenen Wesen Agrauamainju, dem Erzfeinde (Feuer Dürre Finsterniß) den sie beim vorrücken im Süden des Landes bei den älteren dunklen Küstenvölkern herrschend fanden und dessen unabhängiges dasein sie dort als berechtigt anerkennen mußten, wie ihr Bruderzweig den Siwa im südlichen Indien. Die persische Zweitheilung gab die einfachste und deutlichste Erklärung, war die höchste Gestaltung des strebens welches in allen Bildungvölkern des Alterthumes sich offenbart, dessen Spuren auch bis in die Gegenwart sich verlaufen. Alle übrigen Versuche auf derselben Bahn, bei Ägüptern Indern Semiten und christlichen Europäern in Glaubenssätzen sich offenbarend stehen weit zurück gegen jene Lösung der Altperser. Aber auch bei diesen mußte das Verhältniß sich verändern je nachdem bei zunehmender Erkenntniß die Weltstellung des Menschen sich verbesserte: ursprünglich waren es zwei gleich berechtigte oder gleichmächtige Seiten desselben Wesens, späterhin wurden es zwei Wesen von örtlich verschiedener Geltung, das gute mächtiger im Norden das böse im Süden; endlich aber ward das böse durchgehends schwächer als das gute und man glaubte sich berechtigt anzunehmen, das böse Wesen werde wie bisher allmälig abnehmend endlich verschwinden, am Ende des Weltalters in das gute überfließen und geläutert in den Himmel eingehen.

Bei den Israeliten lief der ursprüngliche Versuch zum vereinen der guten mit den bösen Weltvorgängen darauf hinaus, ihren JHOH als Wohlthäter aber auch als Versucher hinzustellen. Die selbe Erklärung liegt auch dem hellenischen Ausspruche zum Grunde: „Wen die Götter verderben wollen den strafen sie mit Blindheit“ d. h. sie rauben ihm die Wahlkenntniß während sie ihm die Versuchung eröffnen strafwürdig zu handeln. Die gleiche Vorstellung fand sich auch bei den Nordländern; denn die Eddalieder erzählen, wie Dag als er den Schwager getödet hatte, der verwitweten ihm fluchenden Schwester

erwiederte: „Odin hat allein an dem Unheile Schuld, der zwischen Verwandte Zwist-Runen warf." In allen Fällen ward der höchste Wille (unter örtlich verschiedenen Namen) gedacht schädlich wirkend als Irreleiter Verführer Anstifter des Zwistes u. s. w. Bei den Israeliten verlor sich das Grundwesen auch dann nicht als der überwältigende Einfluß der höherentwickelten Stammgenossen ihnen den freundlichen Sonnenherrn (Adonai) zugebracht hatte. Die vorherigen Verehrungwesen waren ihrem Ursprunge nach vorwaltend böse; aber dem freundlichen prangenden sich opfernden ADON lagen nur günstige Vorgänge zum Grunde, ihm konnte das böse nicht verliehen werden. Dennoch ließ das dasein des bösen sich nicht bestreiten, es zeigte sich in den schädlichen Verhältnissen des Landes und den Handlungen der Menschen; war also sichtbarlich als böser Wille wirksam außer dem guten und nach Menschenart gestaltete man ihn als Satan; wie er noch jetzt als semitischer Scheitan bei allen Muhammadanern als Wesen fortlebt. Auch in dieser Gestalt sind ihm die Merkmale des Feuers geblieben; bei allen Abweichungen im einzelen ist er durchgehends Herr der brennenden Unterwelt der Hölle, der Flammenpful ist sein Lebensaufenthalt; er wohnt im dunkel und redet im Feuer gleich dem ursprünglichen Feuerherrn. Der Satan ward jedoch bei den Israeliten nicht der Beherrscher eines abgesonderten Reiches; denn sie konnten dem höchsten seine Geltung als Versucher nicht abnehmen und auf den Satan übertragen: der Satan ward Diener zum ausführen der Versuchungen des höchsten und in dieser untergeordneten Stellung trat er dem David gegenüber (1 Chron. 22. 1) dem Hiob (Hiob 2. 7) und Jesus (Matth. 4. 1). Das Elend welches die Kriege der damaligen Großmächte über Juda und Israel verhängten, war nicht dazu geeignet einen rein guten Willen in den Vorgängen zu erkennen und diesem einen ausschließlich bösen gegenüber zu stellen. Vielmehr herrschte das böse Wesen übermächtig im Blut vergießen, Mord und Brand, Öde und Verwüstung; die alten bösen Herren MLK JHOH EL und BAL erfüllten das bewußtsein der Priester und Könige wie die des Volkes. Hätten sie das böse diesen Herren abnehmen wollen um es auf Satan zu übertragen, dann wäre von den älteren Herren im bewußtseine des Volkes nichts übrig geblieben; sie mußten also den Satan fallen lassen da man die alten Volksgötter nicht schwinden lassen wollte.

Im Christenthume zeigt sich das Verhältniß ursprünglich semitisch späterhin arisch. In den Evangelien tritt Satan hervor als Versucher und auch als oberster der bösen Geister in den besessenen: beides semitische Vorstellungen. Als das semitische Christenthum zu den arischen Europäern gelangte versuchten seine Verbreiter auch jenen

Vorstellungen Eingang zu verschaffen. In gleicher Weise wie sie das gute Verehrungwesen den vorherigen (Theos Deus Gott Bog) anschlossen, hefteten sie auch den Satan an ein heidnisches Glaubenswesen wo sie solches fanden. Bei den Teutonen fand sich der arische Feuerherr Lokr oder Loki, der in der Tiefe (Teufe) wohnende: diesem Teufel legten sie nicht allein auf was die Evangelien dem Satan beimaßen, sondern auch das wirken der vorherigen heidnischen Verehrungwesen. Dem Teufel ward in dieser Weise eine weitreichende Machtstellung zugewiesen, eine trotzige Unabhängigkeit Gott gegenüber, dem er nicht als Diener untergeordnet war sondern als Widerstreiter entgegen gestellt wurde. Es läßt sich nicht verkennen daß dadurch die Gottesvorstellung geläutert und erhabener ward, daß sie der altpersischen Weltspaltung sich näherte, durch welche der in den Weltvorgängen erkannte gute Wille um so reiner und lichter sich gestaltete je mehr man das erkannte böse ihm abnahm und in die Vorstellung vom Teufel vereinte. Diese Entwicklung war ächt arisch gleich der persischen, stand unendlich höher als die semitische; denn nun war nicht der gute Wille (Gott) der Versucher, sondern diese böse Eigenschaft ruhete lediglich im bösen Willen (Teufel); sie konnte nur von der bösen Seite die Menschen angreifen, dem die gute Seite schützend und helfend beistand. Dem Europäer war der Herr ein zuverlässiger Beistand wider die Versuchung; dem Semiten dagegen war der Herr selbst der Irreleiter, konnte also nicht Helfer sein wider sich selbst.

Das Christenthum barg bis zum Anfange des 18. Jahrh. diese Vorstellung der scharf geschiedenen Weltregierung: dem Teufel war ein so weiter Bereich der Wirksamkeit angewiesen, daß alles böse seine Erklärung finden konnte ohne Gottes Wesen zu berühren. Der Mensch wußte daß Versuchung und Verführung nur vom Teufel ausgehen könne und daß dagegen Gott und die heiligen Seelen Schutz und Hülfe gewährten; er fühlte sich gehoben als Verbündeter der guten Allmacht wider den tückischen bösen, wußte sich in einer klaren entschiedenen Stellung, einerseits den mächtigen Teufel mit allen Listen als Verführer, andererseits den allmächtigen Gott mit seinen Heiligen als Helfer. Diese klare und leichtfaßliche Vorstellung gelangte so sehr zur Geltung, daß ein Zweifel daran der Gotteslästerung gleich gerechnet ward und dem Zweifler sehr gefährliche Verfolgungen zuzog. Sie ward anfänglich bei den Evangelischen noch weit stärker hervorgehoben als bei den Katholiken, bis sie namentlich wegen der daraus begründeten Hexenverfolgungen der Rückbildung verfiel und dahin schwand.

In der Gegenwart herrscht sie noch bei einzelen Glaubens-

Abtheilungen von minderer Zahl und geringem Einflusse; dient aber vielfältig bei der Ausbreitung des Christenthumes unter rückständigen Völkern; wozu sie in mancher Beziehung sehr geeignet erscheint, da sie die einfachste Erklärung für die in Bezug auf das menschliche Eigenwesen sich gegenüber stehenden Weltvorgänge bietet; jedenfalls dem rückständigen leichter faßlich wird, als wenn man sich bemüht das scheinbar entgegengesetzte (böses und gutes) in ein gutes Wesen (Gott) zu vereinen, mit der Allgüte in Einklang zu setzen was der Mensch als böses also das Gegentheil des guten zu erkennen glaubt. Allerdings trifft die Lehre bei vorgeschrittenen Männern auf Widerspruch, den ein denkender Heide dem christlichen Prediger entgegen hielt mit den Worten: „Warum duldet dein allmächtiger Gott das böse welches der Teufel anstiftet? Warum schlägt er nicht den Teufel tod, dann könnten ja alle Menschen nicht anders als gut sein? Dein Gott ist selbst schuld am bösen."

§. 110. Die vorbenannte Scheidung aller Vorgänge in gut und böse war eine allgemeine und bezog sich auf Eindrücke, bei denen der Mensch sich leidend verhielt, die er von Bewegungen außer sich empfing, von Übermächten vor denen er sich beugen mußte. Die selbe Eintheilung hatte er auch durchzuführen bei seinen eigenen Bewegungen sobald er in Verband mit anderen Menschen trat; er hatte zu unterscheiden zwischen **guten und bösen Handlungen.**

So lange der Mensch als Einzelwesen lebte hatte er seine Handlungen lediglich nach eigenem ermessen gestaltet, durfte thun was ihm gefiel. Sein leben war ein fortgehender Raub den er an Pflanzen und Thieren beging, den letzteren gegenüber war er auch Mörder; auch wenn seines gleichen ihm gegenüber trat eröffnete er unbedenklich den Todeskampf, wobei Körperkraft oder List darüber entschieden wer den anderen töden und verspeisen dürfe. Eine Unterscheidung zwischen guten und bösen Handlungen gab es noch nicht für ihn; Annehmlichkeit und augenblicklicher Nutzen waren die einzigen Triebfedern seiner Handlungen. Diese fanden nicht allein auf fremde sondern auch auf seine eigene Familie ihre Anwendung: Weib und Kindern gegenüber band ihn nichts, er erschlug und verspeiste auch sie wann er wollte, sobald es ihm angenehm oder nützlich schien.

Die unbeschränkte Willkür des Mannes ward beschränkt als er in einen Verband mit seinesgleichen trat: er mußte sie seinen Genossen gegenüber aufgeben, denn der Hauptzweck des Verbandes war die gegenseitige Sicherung des daseins, der Schutz nach innen und außen. Raub und Mord an Genossen begangen ward eine böse Handlung; an fremden begangen aus Eigenwillen blieb sie unbeschränkte Willkür;

dagegen zum Vortheil des Verbandes begangen ward der Raubmord eine gute Handlung. Diese anfänglichste Unterscheidung zwischen böse und gut findet sich noch bei den rückständigsten Völkern der Gegenwart: sie rauben und morden außerhalb ihres Verbandes im bewußtseine des lobenswerthen guten betragens und wenn zwei Verbände (Stämme) sich begegnen beginnt gewöhnlich der Kampf. Der Raub gehörte zu jeder Zeit zu den lobenswerthen guten Handlungen, wenn er zum Nutzen des Verbandes an außerhalb stehenden verübt ward: die Bewohner dürftiger Gegenden, vor allem der Wüsten und Hochgebirge, betrieben von jeher die Beraubung der naheliegenden fruchtbaren Länder als berechtigten Lebenserwerb; wegtreiben der Heerden und fortschleppen der Früchte brachte denen Ruhm und Ehre, welche sie ohne Verlust auszuführen vermogten. Wenn die fremden Besitzer ihr Eigenthum vertheidigten, ward auch ihre Ermordung als eine gemeinnützige gute Handlung ausgeführt. Aber die selben Handlungen innerhalb des Verbandes ausgeübt wurden als gemeinschädlich also böse erkannt, jedem Genossen strenge untersagt und an ihm bestraft.

Bei wachsender Bildung ward das Verhältniß dahin beschränkt, daß es dem einzelen Genossen nicht länger freigestellt blieb die Genossen fremder Verbände zu ermorden oder zu berauben; er durfte solches nur im Auftrage oder in Gemeinschaft seiner Mitgenossen ausführen, so daß die mittlere Abtheilung ausfiel welche bis dahin seiner Willkür verblieben war. Es gab seitdem für ihn nur noch die einfache Unterscheidung zwischen guten und bösen Handlungen, nämlich dem Verbande nützlichen oder schädlichen. Die selbe Unterscheidung hat sich durch alle Zeiten erhalten, auch als die Stämme zu Völkern, zu großen Statsverbänden anwuchsen; die Anwendung ward gemildert aber sie selbst ist geblieben. Der einzele Statsbürger hat die im Urstande herrschende Willkür aufgeben müssen zu Gunsten des Verbandes, darf selbständig weder seinen Genossen noch fremden gegenüber Mord und Raub begehen. Allein der Verband hat fremden Völkern gegenüber die Willkür nicht aufgegeben, sondern rechnet Mord und Raub als Krieg zu den guten Handlungen und betreibt sie ohne sich durch anderes bestimmen zu lassen als die eigene Willkür. Die Gesammtheit fühlt sich nicht verbunden zu dem was sie von ihren Mitgliedern innerhalb des Verbandes verlangt, sie kennt nur ein Statsrecht, kein Menschenrecht. Ihre Mitglieder, deren Vorfahren ursprünglich jeder für sich willkürlich handelten und den Unterschied zwischen gut und böse nicht kannten, haben sich vereinigt um dieselbe Willkür in Gemeinschaft wider andere Verbände zu üben und stellen in tausenden oder millionen Einzelwesen den Urmenschen dar, welcher Raub und Mord begeht sobald sie ihm dienen. Es ergiebt sich hieraus, daß die Erkenntniß

des guten und bösen dem Menschen nicht angeboren sei, sondern erst im Verbande entstand und sich fortbildete; daß sie aber auch in der Gegenwart weit entfernt ist von allgemeiner Anerkennung und Durchführung, indem sie die gleichen Handlungen (Mord Raub u. a.) in entgegen gesetzter Weise beurtheilt, je nachdem sie der einzele begeht oder die Gesammtheit der Mitglieder des Verbandes.

Viel länger und ausgedehnter hat der einzele seine Willkür der eigenen Familie gegenüber bewährt. Lange nachdem der Verband den Raub und Mord im eigenen Kreise der Männer als böse verpönte, blieben sie der Willkür jedes einzelen Mannes in seinem häuslichen Kreise unbeschränkt überlassen. Selbst auf höheren Stufen der Fortbildung verblieb der Familienvater unbeschränkter Herr über die seinen, durfte Mord und Raub begehen ohne daß der Verband ihn beschränkte; die Kräfte seiner angehörigen, ihre Arbeit gehörte ihm, was ihm angenehm oder nützlich galt als höchstes Gesetz und er entschied über Leben und Tod. Der Indianer verkrüppelt oder erschlägt seine Frau wenn sie ungehorsam ist und der Stamm läßt ihm seine Willkür unbeschränkt; er tödet seine neugeborenen wenn sie verkrüppelt oder schwächlich erscheinen oder er seine Kinderlast nicht mehren will; selbst die Mütter töden häufig ihre neugeborenen Töchter um sie dem elenden Leben des Weibes zu entziehen. Bei den alten Römern war anfänglich die Willkür so wenig beschränkt, daß der Familienvater über Leben und Tod seiner Kinder herrschte; sie gehörten ihm, er durfte sie strafen, als Sklaven verkaufen u. s. w., das töden der Töchter nach eigenem ermessen scheint am längsten in Gebrauch geblieben zu sein. Auch bei den Hellenen muß verkaufen oder verpfänden der Kinder ursprünglich Gebrauch gewesen sein; denn in Athen brachte erst Solon im 6. Jahrhundert vor Chr. G. es dahin diese Willkür aufzuheben. Ebenso hat bei den Israeliten anfänglich der Gebrauch geherrscht die Kinder zu verkaufen; denn es finden sich (2. Mose 21) hebräische gekaufte Sklaven, indem es heißt: „So du einen hebräischen Knecht kaufst“ und „Verkauft jemand seine Tochter zur Magd“; wobei der Werth dieser Sklaven (20. 21) in der Weise festgestellt wird, daß wenn der Herr sie schlage so daß sie unter seinen Händen sterben, solle er als Mörder bestraft werden, blieben sie aber noch einen oder zwei Tage leben dann solle er unbestraft bleiben, „denn es ist sein Geld.“ Verkaufen der Kinder ist bei rückständigen Völkern Afrikas noch jetzt gebräuchlich, sie bilden oft die einzige Tauschware welche sie den Händlern anbieten können. In Ostindien ist selbst bei vorgeschrittenen Völkern töden der Töchter gebräuchlich; in Europa ist es in älteren Gesetzen einzeler Völker dem Manne gestattet sein Weib mäßig zu mißhandeln, ohne daß der Verband ihn weiter beschränkt als durch

verbieten schwerer Verwundungen. An Gesetzen zum Schutze der Kinder, zur Sicherung ihrer Menschenrechte fehlt es noch jetzt: der Verband räumt der Willkür des Vaters einen weit größeren Bereich ein als er sich selbst vorbehält.

§. 111. Wie vorbenannte kurze Anführungen genugsam erweisen haben wir auch auf dem Gebiete der guten und bösen Handlungen durchgehends das **Menschenwesen als Grundlage** zu erkennen, aus seinen Fähigkeiten und Mängeln das ganze wie das einzele abzuleiten.

Auf diesem Gebiete war fortbilden der Erkenntniß um so schwieriger, als der Schwerpunkt der Fragen nicht im Wesen der einzelen liegt, sondern in der Gesammtheit des Verbandes dem der einzele angehört. Was angenehm oder unangenehm sei konnte jeder unmittelbar an sich selbst erfahren und er blieb in den wichtigsten Fällen über die Verschiedenheit der Eindrücke dieser Art nicht lange in Zweifel; was nützlich oder schädlich für ihn sei erkannte er in den anfänglichsten Beziehungen aus den Eindrücken, welche sein Gedächtniß ihm aufbewart hatte und wußte den Unterschied aus eigenen Gefühlen. Zeigten sich neue Sachen oder Vorgänge welche Eindrücke auf ihn machten, so konnte er in Bezug auf Annehmlichkeit oder Nutzen nicht lange in Zweifel bleiben über ihre Art; denn die eigene Empfindung ist ein angeborener Wegweiser dem schon das Kind in seinen unbewußten Entscheidungen zu folgen weiß. Greift eine Menschenhand in Brennessel, so bedarf es weder Bildung noch Überlegung um zu entscheiden ob der Eindruck angenehm oder unangenehm sei; der Geschmack von Galle, Geruch von Leichen, hören des Thiergeheules und blicken in dunkle Abgründe lassen keine Zweifel über die Art des Eindruckes: die Vorstellungen wie die demgemäße Handlungen sind sofort entschieden. Die höhere Entwicklung der menschlichen Bildung brachte später, selbst in dieses rückständige Gebiet der menschlichen Beziehungen zur Außenwelt, die Ungewißheit und den Zweifel; nicht allein indem sie neue Eindrücke schuf, von denen es zweifelhaft war ob sie den angenehmen oder unangenehmen zugerechnet werden sollten, sondern auch solche welche entschieden unangenehm sind (z. B. Taback) und dennoch Eingang fanden. Diese Änderung ging noch im rückständigsten Gebiete vor sich, indem der Mensch lernte nicht nach dem augenblicklichen ersten Eindrucke zu entscheiden sondern nach dem folgenden bleibenden: der Tabackraucher räumt ein, daß anfänglich schmecken und riechen entschieden unangenehm seien, bezeichnet aber den nachfolgenden Genuß als überwiegend angenehm; so daß er innerhalb des Gebietes der Annehmlichkeit den Zweifel löst und zwar in so gemein giltiger Weise, daß

Taback rauchen Eingang findet bei allen Völkern, seine zahlreichen Verehrer hat bei den rückständigsten wie bei den vorgeschrittensten Menschen. Die Ungewißheit ist auch sehr stark im anwenden des schmeckens: der Kalmuck rechnet faule Eier zu den Leckerbissen, wie unsere Feinschmecker das angefaulte Wildprett oder den weithin stinkenden Käse; manche solcher Eindrücke werden als angenehm empfunden obgleich man annehmen sollte daß sie jedermann unangenehm sein müßten. Noch größer ist die Ungewißheit bei den höheren Kunstgenüssen, welche ebenfalls innerhalb des Gebietes der Annehmlichkeit liegen: Gemälde und Bildwerke die den Kenner anwidern, bereiten anderen hohen Genuß, jenen stört die buntscheckige Farbengebung, diese fühlen sich angenehm erregt; die selben Tondichtungen empfindet der eine als eine Ohrenqual, während der andere freudig erregt sie als Kunstwerke bewundert, jener schilt und pfeift, dieser ist entzückt und klatscht. Je höher die Bildung also die Abstände der Stufen zunehmen, desto größer wird die Verschiedenheit in der Wahl zwischen dem angenehmen und unangenehmen.

Die Ungewißheiten sind weitaus größer auf dem Gebiete des nützlichen und schädlichen, nehmen auch viel mehr zu bei wachsender Bildung. Die Erkenntniß des Nutzens ist ein Gedankenvorgang, also nicht allein abhängig von den Sinnen wie die Erkenntniß der Annehmlichkeit, sondern auch abhängig vom Gedächtnisse und wirken des Verstandes. Je öfter aber den Mängeln des Menschenwesens Gelegenheit geboten wird, desto wahrscheinlicher und größer wird ihr einwirken. Schon in den rückständigsten Bezügen der Ernährung war der Mensch vielfach ungewiß: er mußte gleich den Thieren Erfahrungen sammeln zum eignen Schaden, bevor er wissen konnte was ihm diente; er mußte diese Versuche über eine weit größere Zahl von Nahrungmitteln erstrecken weil die stärkeren Bedürfnisse seines Geschlechtes es erheischten. Woher sollte er wissen was ihm gedeihliche Nahrung sei oder Gift? Die meisten sind geschmacklos, ihre Eindrücke gaben seinem Urtheile keinen Anhalt in ihrer Annehmlichkeit; er prüfte also alles was er mit seinen Zähnen zermalmen konnte und nicht unangenehm schmeckte; denn nur aus den nachfolgenden Wirkungen, wenn sie auffällig genug waren, entnahm er die Entscheidung darüber ob er den Versuch wiederholen wolle oder nicht. Man glaubt gewöhnlich, daß die Thiere hierin günstiger gestellt seien, indem ein angeborener untrüglicher Instinkt sie leite. Allein es giebt Beweise in Fülle, daß sie gleich dem Menschen ungewiß gestellt sind, daß auch sie durch Erfahrung haben lernen müssen, und nur deshalb eher zur Entscheidung gelangten, weil jedes auf einen kleineren Nahrungskreis sich beschränkte, viel seltener Gefahren unterlag, auch weniger Antrieb hat zu neuen

Versuchen. Der Mensch dagegen ist Allesfresser, durchkostete das Thierreich wie das Pflanzenreich, in allen Theilen und in den verschiedensten Weisen: Wurzeln wie Stämme Rinden Blätter Blüten Früchte und Kerne kaut oder verschluckt er, saugt sie aus oder genießt Aufgüsse davon; auch Kräuter Schwämme Mose und Flechten versucht er und was er nicht roh verzehren kann oder mag, sucht er durch kochen oder röſten genießbar zu machen. Ebenso setzt er das ganze Thierreich auf seinen Speisezettel, von der rohen Auster und der gerösteten Heuschrecke bis zum gekochten Schwanze des Wales und dem Fleische des Elephanten; was zwischen den Erdpolen wächst und läuft, schwimmt oder fliegt, auf Berggipfeln wie im Flachlande oder in den Meerestiefen, das hat er versucht und Nahrung oder Gift daraus genossen, hat es den verschiedensten Bereitungweisen unterzogen, in nützliche Speise umgewandelt was vordem ungenießbar war, wie anderes was vordem gute Speise war zum aufregenden Getränke bereitet. Auf einem so weiten Gebiete bedurfte es zahlloser Erfahrungen, bevor der Mensch in seinen Vorstellungen scheiden konnte was ihm nützlich oder schädlich sei; längst nachdem das Thier wußte, was es in seinem beschränkten Kreise zu genießen oder zu vermeiden habe und zu verschmähen was er nicht kennt, prüfte der Mensch noch nach allen Seiten ohne zum Abschlusse mit seinem Urtheile zu gelangen. Die Ernährungeinrichtungen des menschlichen Leibes scheinen so einfach und selbstwirkend, daß man glauben mögte es sei nur geringe Verschiedenheit des Eindruckes möglich, jeder Mensch müsse leicht beobachten und entscheiden können was ihm nützlich oder schädlich sei. Allein die tägliche Erfahrung lehrt wie sehr diese Annahme irrig sei, daß nicht allein die selbe Speise oder die selbe Arzenei ganz verschieden wirke auf unterschiedliche Menschen oder auf den selben Menschen zu unterschiedlichen Zeiten, sondern auch daß den meisten Menschen zahlreiche Vorstellungen bezüglich des nützlichen oder schädlichen ganz entgehen, weil entweder die Eindrücke nicht stark genug sind oder nicht rasch genug erfolgen, um von ihnen empfunden zu werden und zur Bildung von Vorstellungen zu führen. Die Wahl der Nahrung gehört zu den niedrigsten Bezügen im Bereiche des nützlichen; weit höher stehen die übrigen, gerichtet auf Familie Gemeinde Stat, die eigene Fortbildung und den Glauben; deshalb hierin um so zahlreicher die Ungewißheiten, um so schwieriger die Erkenntniß und Entscheidung. Ernährung ist allerdings wichtigste Grundlage des daseins, konnte auch ihrer einfacheren Verhältnisse willen in der Erörterung vorangehen; sobald aber die Betrachtung zu höheren Stufen übergeht erheben sich ungleich wichtigere Fragen, deren Entscheidung schwankt und sich umkehrt je nachdem die Menschen von rückständigen Stufen zu höheren sich fortbilden. Im

Familienkreise hat der Mann wie die Frau nicht am eigenen befinden zu ermessen was nützlich oder schädlich sei, nicht vom eigenen behagen und dem eigenen Schmerze sich leiten zu lassen wie in der Speisewahl, sondern sie sollen den beiderseitigen Nutzen in Anschlag bringen und den Nutzen der Kinder, also von Wesen die ihnen änlich sind und dabei sehr verschieden. Dem Manne änelt seine Frau mehr als seine Kinder, er kann für jene nahezu dieselben Kennzeichen des nützlichen gelten lassen wie für sich selbst, was seinem Leben und seiner Gesundheit oder seinem behagen nützlich oder schädlich sich erweist wird auch auf seine Frau änlich wirken. Seine Kinder dagegen stehen weit genug entfernt um den Vergleich unzutreffend zu machen; die Eltern kennen meistens nur wenig die Lebensbedingungen der Kinder, wissen das schädliche vom nützlichen oft nicht zu unterscheiden, wie das zu allen Zeiten und an allen Orten stattfindende übergroße Kindersterben hinlänglich erweist. Aber auch das Verhältniß der Eltern zu einander wird nicht von sicheren Entscheidungen über das nützliche oder schädliche geleitet: keiner von beiden weiß zuverlässig in allen Fällen was dem Verhältnisse diene oder nicht; wie die gangbare Verbindung des Ehеglückes mit der Eheplage genugsam erweist. Auf höheren Stufen wird die Ungewißheit immer größer: alle Glaubensgenossenschaften streiten über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der verschiedenen Vorstellungen und Begriffe; was eine oder mehrere als Grundlage des zeitigen und ewigen Wohles hinstellen und fest glauben wird von anderen als die Quelle des größten Verderbens bezeichnet. Derselbe Glaube wird von einem Theile desselben Volkes beurtheilt als das nützlichste für jeden Menschen, während der andere ihn als das schädlichste meidet. Der Unterricht des Volkes ohne andere Rücksicht als auf die Fähigkeiten der Kinder wird von vielen als dem gedeihen schädlich angesehen, wogegen andere ihn bezeichnen als das nützlichste und die größte Wohlthat welche man dem Volke bieten könne. Zu den Feinden des allgemeinen Unterrichtes gehört ein großer Theil der Priester aller Glaubensbekenntnisse, also derer welche berufsmäßig unterrichten; ferner ein großer Theil der Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten, von deren Entscheidungen oder Anordnungen der Umfang des Unterrichtes abhängig ist.

§. 112. Die Ungewißheiten in den nächsten Bezügen des einzelen mehren sich in allen Fällen, wenn die entscheidenden Merkmale der beiden Bereiche einander widerstreiten, wenn den angenehmen Eindrücken schädliche Wirkungen folgen oder nur mit unangenehmen Eindrücken nützliche Wirkungen zu erzielen sind. Ersterer Art sind bekanntlich die aufregenden Gifte (Opium Haschisch u. a.) welche

angenehme Erregungen zur Folge haben, aber den Menschen zerrütten; der zweiten Art sind die meisten Arzneien, welche unangenehm aber heilsam wirken: in beiden Fällen wendet sich der Wille nur zu oft der unrichtigen Seite zu. Ungleich größer und zahlreicher sind aber die Schwankungen auf dem Gebiete des Gemeinwohles, wo die Rücksichten auf gut und böse vorwalten, wo der einzele dem Verbande sich unterordnen soll, in der Anerkennung daß das **Gemeinwohl höchstes Gesetz** sei.

Es sind dabei nicht mehr seine eigenen Empfindungen leitend sondern Vorschriften anderer, Forderungen des Gemeinwesens die häufig genug den Rücksichten seines Eigenwesens entgegenstehen, seine Neigungen zum angenehmen oder ihm nützlichen bei Seite setzen; er hat fremdes als höher stehend gelten zu lassen auch wenn es seinem Eigenwesen geradezu widerstreitet. Das anscheinend fern liegende fast fremde Gemeinwohl wirkt allerdings nützlich ein auf sein Eigenwesen, er genießt seinen Antheil aus den Erfolgen; allein das gute welches aus dem Verbande für die einzelen erwächst, wirkt im gleichmäßigen, gewohnten leben, welches er als etwas selbstverständliches hinnimmt, weil ihm die Gelegenheit mangelt es mit den Zuständen außer Verband zu vergleichen. In Folge dessen empfindet er den Eindruck viel geringer als die kurzen Unterbrechungen des behagens oder den Abbruch an seinen Genüssen welche das Gemeinwohl von ihm verlangt. Außerdem wirkt auch das Gemeinwohl in den einzelen Fällen selten so unmittelbar durch hervorragende Annehmlichkeit oder Nutzen, wie er sie sofort erlangen kann, wenn er ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl den Eingebungen seines Eigenwesens folgt. Die Verbandgenossen sind ihm allerdings änlich in ihrem Menschenwesen, über Annehmlichkeit und Nutzen sind die Vorstellungen der einzelen nur wenig verschieden; aber das Gemeinbeste ist ein anderes und deshalb darf der einzele nicht sein Eigenwesen als allein bestimmend für seine Entscheidungen und Ausführungen geltend machen, sondern soll dem Gemeinbesten sich unterordnen. Er fühlt sich beengt und beeinträchtigt durch fremde Entscheidungen, denn er soll aus den zahlreichen Erfahrungen, die er als einzeler über das ihm angenehme oder nützliche machte und nach denen er gewohnt war seine Entscheidungen zu treffen, nunmehr einen großen Theil ausscheiden oder gar so weit es das Gemeinwohl anbetrifft seine Schlußfolgerungen geradezu umkehren, soll angenehmes oder nützliches in das Gebiet des bösen versetzen und diese ungewohnte Geltung seinem Gedächtnisse einprägen um demgemäß seine Handlungen zu regeln. Erforderlichen Falles soll er nicht allein unterlassen was ihm angenehm oder nützlich sein würde, sondern auch thun oder ertragen was unangenehm oder schädlich auf ihn einwirkt. Der

Verband gibt nicht die Wahl frei sondern zwingt jeden der gesammten Entscheidung sich unterzuordnen; welche allerdings auf ihn dauernd nur so weit wirken kann, wie sie zu seinem Bewußtseine gelangt, aber doch seinem Gedächtnisse so übermächtig sich einprägen kann, daß sie seine eigenen Entscheidungen, seine Willkür nieder zu halten vermöge.

Dieser Schwierigkeit und Ungewißheit des Urtheiles in der Rückwirkung der Gemeinschaft auf das Einzelwesen, gesellt sich eine nicht geringere hinzu in den Erkenntnissen (Gesetzen) über das gemeinnützige, welche jedes Mitglied des Verbandes für sich und die übrigen schaffen hilft. Die zu einer Gesammtheit vereinten sind keineswegs sicher in ihren Entscheidungen über das was dem Verbande diene oder nicht, gut oder böse sei; ihre Entscheidungen und Entschlüsse schwanken fortwährend, sind so zahlreich undeutlich und widersprechend, daß weder der Verband in seinen Vertretern noch der einzele weiß oder wissen kann, wohin in jedem einzelen Falle die Entscheidung fallen solle und werde. Von den ersten Anfängen her haben die einzelen Verbände sich bemüht, dasjenige zu erkennen und bei den Mitgliedern zur Geltung zu bringen was für die Gesammtheit gut sei. Sie haben ihre Vorstellungen in Gesetze gefaßt und deren befolgen als recht, ihr verletzen als unrecht den einzelen einzuprägen gesucht; in allen Jahrtausenden mit ungewissem schwankendem Erfolge. Jederzeit und bei allen Völkern herrscht der Kampf des Verbandes wider den einzelen, der entweder die Forderungen der Gesammtheit als Gesetze nicht kennt oder nicht anerkennen will, durch seine eigenen Entscheidungen stärker beherrscht als durch Rücksichten auf das Gemeinwohl. Der Kampf ist so allgemein, daß er alle Bezüge des menschlichen Lebens in seinen Bereich zieht, daß alles was wir öffentliches Leben Gemeinde- und Statsleben nennen von diesem Kampfe erfüllt ist, den der Verband durch seine Vertreter wider das ungebürliche geltend machen der Einzelwesen führen muß. Die Gesetze aller Staten in ihrer endlosen Fülle und Zahl haben keinen weiteren Zweck als jeden Genossen dem Gemeinwohle des Verbandes unter zu ordnen, ihn zu verhindern gemeinschädliches auszuführen, wenn es seiner Annehmlichkeit oder seinem Nutzen dienen könnte, oder ihn zu zwingen gemeinnützliches zu thun auch wenn es ihm unangenehm oder schädlich wäre: sie sollen ihm lehren wie er seine Entschlüsse zu fassen habe, sobald es sich handle um seine Beziehungen zur Gesammtheit.

Vor dem eingehen auf Verbände nahm der einzele Mensch seinen Aufenthalt wo es ihm beliebte, wanderte umher und hielt sich vorübergehend dort auf wo es ihm gefiel; im Verbande dagegen ist sein Aufenthalt begrenzt, er soll sich eine Stätte durch Kauf Schenkung Erb-

schaft oder Miethung erwerben. Will er sich nicht fügen sondern als Einzelwesen in Wäldern und Feldern umher ziehen, dann verfolgt ihn die Gesammtheit als Landstreicher und Heimatlosen. Als einzeler nahm und genoß er die Früchte des Landes wo es ihm beliebte; er war ihre Übermacht und genoß sie weil er sie bezwingen konnte und seiner Willkür dem Raube stand nichts weiter entgegen; im Verbande dagegen steht seiner Forderung das Gesetz entgegen, er soll den Raub unterlassen auch wenn ihn hungert und nahrhafte Früchte erreichbar sind deren Genuß ihm angenehm und nützlich sein würde. Der Verband hat die Früchte einem anderen Mitgliede gesichert, nennt deren Raub böse und verlangt von dem unberechtigten, daß er den unmittelbaren und sofortigen Nutzen des Raubes opfere, um dagegen den mittelbaren aber künftigen Nutzen der Sicherstellung seines Eigenthumes zu erlangen. Der Raub den er als Einzelwesen ohne weitere Rücksicht als die auf seinen eigenen Nutzen vollführen durfte also gut für ihn war, soll er im Verbande lebend als böse ansehen, demgemäß seine Vorstellungen umkehren und seine Handlungen bemessen; sonst verfolgt ihn der Verband durch seine Vertreter und straft ihn als Räuber oder Dieb. Ebenso durfte er einzeln umher streifend jeden angreifen mit dem er in Zwist gerieth, hatte dabei nichts weiter zu berücksichtigen als das Verhältniß der Kräfte und wenn er dem anderen überlegen war durfte er durch töden den Zwist enden; im Verbande dagegen darf er einen Zwist nicht so erledigen, soll auf die sofortige entschiedene Lösung verzichten, um dagegen einzutauschen den künftigen fernliegenden Nutzen der Sicherstellung seines Lebens in etwaigen Zwistfällen, bei denen der Gegner ihm an Kraft oder List überlegen wäre und ihn töden könnte.

In den hervorragenden Beziehungen des Raubes und Mordes ist am auffälligsten zu verdeutlichen, wie verschieden die Vorstellungen Gründe und Handlungen des Menschen sind je nachdem er einzeln lebt oder als Mitglied eines Verbandes. In zahlreichen anderen Beziehungen herrscht der Unterschied minder auffällig, aber deutlich genug um keinen Zweifel übrig zu lassen daß der Mensch im Verbande vieles als böse betrachten soll, was ihm als Einzelwesen unmittelbar angenehm oder nützlich sein würde. Es bleiben aber jederzeit manche Beziehungen übrig, in denen der Verband selbst im Zweifel steht ob er sie als gut oder böse zu betrachten habe, betreffs derer er mit seinen Entscheidungen und Bestimmungen wiederholt wechselte ohne zu einer schließlichen Feststellung gelangt zu sein. Die Grenze zwischen gut und böse ist niemals eine festbleibende; sie wechselt nach Zeit und Ort in der ganzen Menschheit, wie in jedem Verbande und in der Erkenntniß jedes Menschen.

Als den umfassendsten Verband haben wir die gesammte Menschheit zu betrachten, im Bereiche dessen die Unterscheidungen zwischen gut und böse bis jetzt am wenigsten zur vollen Anerkennung gelangt sind. Nur die zur Zeit hervorragenden Bildungvölker haben begonnen die ersten Anknüpfungen eines Verbandes zu schaffen, indem sie versuchten ein Völkerrecht aufzustellen und in ihrem Kreise zur Anerkennung zu bringen. Dabei stellt sich jedoch jedes Volk zur übrigen vom Verbande ausgeschlossenen Menschheit als Einzelwesen d. h. läßt keine Rücksichtnahme auf böse und gut gelten, sondern nur die auf den eigenen Nutzen oder die eigene Annehmlichkeit. Aber auch im beginnenden Verbande der Bildungvölker stehen sich noch zur Zeit die Völker vorwaltend als Einzelwesen gegenüber und greifen zum Morde um ihre Zwiste zu Ende oder Raub zu gewinnen. So sehen wir die Bildungvölker nicht allein der übrigen Menschheit sondern auch sich gegenüber, nach eigenem Belieben rauben was ihnen unmittelbaren Nutzen schafft, jeden Zwist in den sie unter einander gerathen oder den sie absichtlich hervor rufen, durch Angriff Raub und Mord erledigen. Die Völker wollen nicht auf die Eigenschaften des wilden Einzelwesens niederster Stufe verzichten, sondern machen sie vielmehr geltend nicht allein in der ganzen Rohheit und Rückständigkeit welche die ersten Schritte der Erhebung des Menschen über das Thier kennzeichnen, sondern wenden auch die in der höheren Fortbildung erlangten Kenntnisse mit besonderem Eifer an zur Erlangung einer Übermacht über andere Völker oder andere statliche Verbände, um diese alsdann mit derselben Willkür zu behandeln welche der einzelnlebende auf jedes anwendet welches seiner Übermacht unterliegt. Man nennt den Bereich dieser rückständigen Vorstellungen gewöhnlich das Naturrecht; es dürfte aber die Bezeichnung als Thierrecht passender sein, weil es kein Recht außerhalb der Natur geben kann, selbst das vollkommenste innerhalb ihrer Grenzen liegend Naturrecht sein muß. Thierrecht dagegen bezeichnet unmittelbar die Übereinstimmung in welcher der Mensch in seinem anfänglichen Sonderleben mit dem Thiere sich befand; es folgt daraus daß die Verbände zu dieser Gleichstellung sich erniedrigen, sobald sie wie das Einzelnwesen oder die Thiere zu den rückständigsten Formen des Raubes und Mordes greifen.

§. 113. Die Unterscheidungen zwischen gut und böse haben in den einzelen Verbänden sich fortgebildet, in dem Maße wie die Vorstellungen und Begriffe der Mitglieder zu höheren Stufen sich entwickelten; sind von den ersten Anfängen an den Grenzen des Thierreiches, im Laufe der Jahrtausende schärfer und eingreifender geworden, bleiben aber noch immer schwankend und ohne durchgehende

Anwendung. Nicht einmal der **Mord**, die Verneinung des daseins wird als unbedingt böse angesehen wie die Kriege und Duelle genugsam beweisen. Der einzele Mord erregt Abscheu, der Mörder wird verachtet und verfolgt, aber der Krieg mit Anwendung der höchsten Kenntnisse geführt um absichtlich tausenden das Leben zu rauben oder zu verkümmern, erregt keineswegs Abscheu sondern die heerdenweisen Mörder werden verherrlicht. Auch die Eltern geben willig ihre Söhne, die Stütze ihres Alters her, um sie jahrelang in den Künsten des Menschenmordes unterrichten zu lassen, fühlen sich hochgeehrt, wenn der Sohn wegen seiner Geschicklichkeit im kunstgerechten morden und für das gelungene töden einer Menge Mitmenschen Belohnungen und Auszeichnungen empfängt. Dieses Verhältniß würde den richtigen Sinn haben, gut sein, wenn abrichten zum Morde lediglich geschähe, um den Verband wider Angriffe vertheidigen zu können, den Pflichten der Notwehr zu genügen, oder wenn die abgerichteten darüber zu entscheiden hätten, ob ein Fall vorliege der es verdiene der Lebensgefahr sich auszusetzen. Davon ist nirgends die Rede, vielmehr liegt die Absicht vor nicht nur Vertheidigungskriege zu führen, sondern auch Kriege um dem muthwilligen Entschlusse einzeler Genossen Geltung zu verschaffen, sobald es diesen gelüstet ihre Herrschaft auszudehnen oder Ruhm sich zu erwerben auf Unkosten ihrer Mitgenossen im Verbande.

In änlicher Weise und noch umfassender hat außerhalb wie innerhalb der Verbände die Vorstellung sich erhalten können, daß in vielen Beziehungen der **Raub** zum guten gehöre. Der einzele hat allerdings auf den Nutzen verzichten müssen, den er durch gewaltsamen Raub oder Diebstahl erlangen konnte; allein die Gesammtheit oder die jeweilig herrschenden halten sich hieran nicht gebunden, nehmen vorkommenden Falles was dem Verbande nicht gehört durch List oder Gewalt und selbst der einzele im Verbande, wenn er die Macht besitzt, hält sich berechtigt seine Überlegenheit über andere zu benutzen um zu ihrem Schaden seinen Besitz zu mehren. Jede Anwendung der Klugheit, nicht darauf gerichtet das Wohlsein aller zu mehren und dadurch zu gewinnen, sondern lediglich den Besitz anderer in den eigenen hinüber zu leiten, gehört aber mehr oder weniger zum Raube; denn sie mißbraucht in den meisten Fällen ebenso die Schwäche der Erkenntniß anderer wie der Straßenräuber die Schwäche der Muskelkraft der beraubten.

Die Umkehrung der Werthe einer Vorstellung, das versetzen aus dem Gebiete des guten in das des bösen zeigt sich deutlich in der geschichtlichen Fortbildung einzeler Vorstellungen, wie z. B. der **Blutrache.** Im anfänglichen Sonderleben verstand es sich von selbst, daß

der Vater oder Sohn eines ermordeten dem Mörder es zu vergelten suchte, daß dadurch aus einem Morde eine Reihe auf einander folgender und einander bedingenden Tödungen entstand, die nur durch ausrotten der einen oder anderen Seite beendigt werden konnte, wenn nicht die schwächere Partei durch die Flucht in unerreichbare Ferne dem verderben entging. Auch als die Menschen zu Verbänden zusammen getreten waren, verblieb dem einzelen das Recht der Blutrache selbst wider die Genossen. Der nächste verwandte handelte gut, vollführte eine heilige Pflicht wenn er den Mörder tödete und dieses Recht sicherte ihm der Verband. Die Mutter handelte gut wenn sie den ältesten Sohn im Hasse wider den Mörder erzog und sobald er erwachsen ihm half den Mörder seines Vaters zu erreichen und zu töden. Bei den alten Völkern, Semiten wie Ariern, findet sich die Blutrache als gutes Recht dem nächsten Nachkommen des ermordeten zustehend, selbst Könige verfielen vorkommenden Falles derselben.

Bei zunehmender Bildung ward es den vorgeschrittenen einleuchtend, daß ein einzeler Mord die allmälige Ausrottung des ganzen Verbandes zur Folge haben könnte, wenn den zahlreichen Genossen zweier Sippen gestattet blieb in Reihenfolgen sich gegenseitig zu töden. Die Blutrache ließ man bestehen, erkannte sie auch ferner als gut, doch setzte man fest daß sie enden solle sobald sieben Männer auf beiden Seiten getödet worden seien; darüber hinaus solle die Blutrache als böse gelten. Die weitestgehende Änderung fand statt als die Blutrache den einzelen Nachkommen entzogen und auf die ganze Sippe übertragen ward, wie noch jetzt bei den Adendoas in Ostafrika; sie fangen den Mörder schlachten ihn und übernehmen durch trinken seines Blutes ins gesammt die Rache, so daß kein einzeler den verwandten des Mörders gegenüber steht. Als der Verband selbst die Blutrache übernahm und den Mörder tödete, ward auch der Blutfaden abgeschnitten welcher in unabsehbarer Folge die Sippen wider einander zum Kampfe reizen konnte.

Die Blutrache der einzelen war nunmehr völlig dem Gebiete des bösen zugerechnet; dagegen blieb die Rache des Verbandes noch immer dem guten zugetheilt. Auch diese Feststellung ward späterhin beschränkt durch anweisen von Freistätten, welche dem Mörder sein Leben sicherten wenn er sie erreichen konnte bevor der Bluträcher der Familie der Sippe oder des Verbandes (Stammes oder States) ihn erfaßte. Bei den Israeliten dienten dazu heilige Orte und es genügte die Hörner der Opfertische (Altäre) zu erfassen oder die zerstreueten Freistätten zu erreichen, um dem unabsichtlichen Töder das Leben zu retten und die verwandten zur Annahme eines Lösegeldes zu bewegen. Aber der absichtliche Mörder verfiel bei den Israeliten wie noch jetzt bei

den Semitenvölkern Arabiens der Blutrache; zu deren vollstrecken sie Rächer besaßen von der Gesammtheit dazu bestellt, denen jene verfielen auch wenn sie in die Freistätten geflohen waren, denen selbst der unabsichtliche Töder verfiel wenn er die Freistatt vorher verließ. Bei den Hellenen war die Sühne an heiligen Orten auch dem Mörder möglich, selbst dem Elternmörder (Orest): die Blutrache ward den Verehrungwesen (Apollon Artemis u. a.) anheim gegeben, welche an ihren heiligen Stätten die Sühne geschehen ließen. Bei den Römern konnte jede Vestalin, die jungfräuliche Priesterin der Vesta, die Retterin eines Mörders sein. Im Christenthume galten vielfach die Kirchen und Klöster als Freistätten. Die arischen Völker ließen von Alters her sich leiten durch die Vorstellung daß töden eines Menschen eine Beschädigung sei, abschneiden des Nutzens den die hinterbliebenen von dem ermordeten hätten ziehen können, deshalb sühnbar durch eine abzuschätzende Entschädigung. Der Todschläger ward zur Entschädigung verpflichtet, die vor etwa 2000 Jahren in Vieh (Rindern und Schafen) geleistet ward; in späteren Zeiten durch Geld z. B. nach sächsischem Rechte für einen erschlagenen männlichen Geschlechtes 18 Pfund jedes zu 20 Schillingen, für weibliche die Hälfte. Absichtliche Mörder verfielen aber auch im arischen Alterthume der Blutrache der Sippe; späterhin übernahm sie der Verband, vertreten durch seinen Oberherrn dem das Recht verliehen ward über Leben und Tod.

Das ursprüngliche Verhältniß findet sich noch bei den Semiten Arabiens und in Nord-Afrika, auch bei den Bewohnern der beiden italienischen Inseln Corsika und Sardinien. Auf letzteren fallen jährlich etwa 120 Menschen der Blutrache zum Opfer; bei der kein Unterschied gemacht wird ob die ursprüngliche That ein Mord oder unabsichtliche Tödung war. Die erste Milderung ist bei andern Völkern geltend welche zwischen Mord und Tödung unterscheidet, nur den Mörder der Blutrache des nächsten verwandten der Sippe oder des Verbandes übergiebt, dem Töder aber Wege eröffnet um sein Leben zu retten. Das Lösegeld findet sich gegenwärtig bei den Afghanen Vorderindiens, die den Todschlag in der gangbaren Landesmünze mit 12 Frauen sühnen lassen, welche die betrübten Verwandten unter sich vertheilen; den absichtlichen Mörder dagegen der Blutrache überlassen. Bei den Türken wird noch jetzt, wie ein neuerer Vorfall erwies, die ursprüngliche Blutrache als ältestes Recht anerkannt. Ein Mörder stand vor Gericht des Todesurtheils gewärtig, als die Kunde eintraf die Wittwe habe einen Knaben geboren. Der Mörder berief sich auf das Blutrecht des geborenen und ward der Haft übergeben bis der neugeborene dereinst als mündig gewordener darüber entscheide, ob er den Tod des Mörders verlange oder ein Lösegeld annehmen wolle.

Bei den vorgeschrittensten Völkern der Jetztzeit dagegen gelangt die Überzeugung zur Geltung, daß die Blutrache jeder Art dem bösen zugehöre und also auch nicht dem Verbande zustehe, der die Todesstrafe nicht länger beibehalten dürfe. Es hegen also die Europäer gleichzeitig die rückständigsten Vorstellungen (auf Sardinien und Corsika) neben den vorgeschrittensten, nachdem völlige Umkehrung der Vergleichswerthe der selben Vorstellung eingetreten; denn die selbe Handlung (Blutrache) welche ursprünglich als gemeinnützig erkannt und dem Bereiche des guten zugerechnet ward, hat diesen Werth bei fortschreitender Bildung gänzlich verloren und ist in den gegenüberstehenden Bereich des bösen versetzt worden.

§. 114. In änlicher Weise ist es mit der elterlichen Verfügung über die Kinder. Auf den rückständigsten Stufen sind die **Kindermorde** gänzlich dem Willen der Eltern anheim gegeben, werden vom Verbande dem guten zugerechnet sobald die nächstbetheiligten Eltern den Entschluß fassen.

Auf manchen der Koralleninseln Australiens ist die zulässige Zahl der lebenden abhängig von der Zahl der vorhandenen Kokosbäume und jedes überschüssige Kind wird getödet. Auf anderen Inseln ist keiner Mutter erlaubt mehr als drei Kinder zu haben; jedes überschüssige muß sie selbst einscharren. Bei einzelen amerikanischen Stämmen war es gebräuchlich alle Töchter zu töden und bei gewissen Traumerscheinungen auch die Söhne; andere Stämme tödeten sämmtliche Kinder und kauften ihre Weiber und Knaben von den umwohnenden. Auf mehreren Südseeinseln finden sich Glaubensverbände deren Mitglieder verpflichtet sind alle ihre Kinder zu töden; der Oheim der jüngstverstorbenen Königin Pomare hatte acht Kinder töden müssen um seinen Rang zu behaupten. Als die Vorfahren der jetzigen Bildungvölker auf der demgemäßen rückständigen Stufe sich befanden, haben sie ebenfalls die Vorstellung gehegt daß Kindertödung nicht dem Verbande schade, also auch nicht zum bösen zu rechnen sei; sobald es ihnen an der Nahrung mangelte oder die Zunahme zu stark erschien, haben sie Geburten gemindert oder verhütet. Vorzugsweise ward dieses durch töden der weiblichen Kinder erreicht, was dem Zwecke um so ausreichender diente, da mehren der Menschenzahl vornämlich von der vergleichsweisen Zahl der Weiber abhängt. Sie findet sich deshalb auch zu allen Zeiten und an weit entlegenen Orten: bei den umherstreifenden Indianern Amerikas wie bei den Afghanen und wilden Völkern Indiens, auch bei den Sinesen und soll ebenfalls in den morgenländischen Harems sehr gebräuchlich sein. Bei den Römern war es schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich Töchter zu töden und

scheint es auch in der glänzenden Zeit des Volkes geblieben zu sein; denn Tacitus rühmt die Teutonen: „die Zahl der Kinder zu bestimmen oder einen seiner Nachkommen zu töden wird für das schändlichste gehalten; bei ihnen vermögen gute Sitten mehr als anderwärts gute Gesetze.“ So ist es auch bei den Arabern noch im 7. Jahrhundert nach Chr. G. gebräuchlich gewesen, nach elterlichem belieben die Töchter zu töden. Auch die vorgeschrittenen Völker der Gegenwart sind nicht frei davon: in manchen Gegenden Englands und Frankreichs will man beobachtet haben, daß die Verhältnißzahl der Zweikinderehen anwachse bei einem Theile der Bevölkerung; welcher (gleich den Afghanen in Indien) einen Vorzug darin sucht seine Kinder glänzend auszustatten oder in seiner Genußsucht nicht durch Kinderlast beeinträchtigt werden will. Die Sachsen in Siebenbürgen beschuldigt man, daß bei ihnen gemein und zigeunerhaft gelte, viele Kinder zu haben, daß aus diesem Grunde ihre Zahl so wenig wachse. In Nord-Amerika giebt es anerkannt Anstalten zum verhindern lebender Geburten und Mittel dawider im öffentlichen Verkaufe; so viel angewendet daß in mehreren großen Städten die einheimische Bevölkerung auffällig wenig Geburten hat im Vergleiche zum eingewanderten Theile. In Europa stehen manche der Privat-Entbindunganstalten im Verdachte Helfer zu sein. Die Entscheidung von Geschworenen in einschläglichen Fällen lassen schließen, daß man auch in England den Eltern die Befugniß einräumt, das keimende Leben zu töden; auf dem Festlande duldet man stillschweigend an vielen Orten Ärzte und Weiber, welche das Fruchttöden erwerbsmäßig betreiben; äußersten Falles läßt man solche Ärzte wenn Aufsehen entsteht straflos entrinnen. Der Kindermord ursprünglich dem guten zugerechnet hat im Laufe der Zeit diese Geltung verloren, bis er zuletzt dem bösen zugerechnet worden ist so weit er das lungenathmende Kind betrifft. Dagegen ist töden des Vorlebens in der Vorstellung der Menschen noch nicht vollständig dem bösen zugewiesen worden, wenn auch nicht mehr als gut anerkannt.

§. 115. Derartige **Umwandlungen der Deutung** haben in allen einzelen Bezügen stattgefunden, besonders auf dem Glaubensgebiete. Es ist z. B. in der Bedeutung des Feuers aus dem bösen grimmigen vernichtenden Urfeinde und Träger alles gemeinschädlichen im Laufe der Zeit der gute trauliche Wohlthäter geworden, der Erzeuger und Träger menschlicher Gesittung. Nicht dadurch, daß etwa das Feuer seine Eigenschaften geändert hätte, sondern lediglich weil in den Vorstellungen der Menschen eine Umwandlung stattgefunden hat, welche ihre Bezüge zum Feuer umkehrte und sie zu Beherrschern der vorherigen Übermacht erhob.

Der Urzustand des Menschen ist aller Wahrscheinlichkeit nach als ein affenartiges Waldleben zu denken, möge er ein veredelter Affe sein oder eine besondere Thierart. Er wird zuerst in den Wäldern der wärmeren Erdstriche gelebt haben, wo die wild wachsenden Pflanzen und die Fülle an kleinen Thieren ihm leicht erlangbare Nahrung boten, auch die Luftwärme ausreichte um ihn und seine nackten Kinder genügend zu erwärmen. Diesem Waldmenschen mußte der Brand, das rothe Feuer mit glühenden Zungen, rauchumhüllt im dunklen daherfliegend, alles niederwerfend und verzehrend, als fürchterlichstes Wesen erscheinen, das böseste von allen, denn es zerstörte seinen Aufenthalt seine Narung und häufig Menschenleben. Das Schreckbild war so gewaltig, daß es den engen Bereich der menschlichen Vorstellungen ausfüllend Inbegriff alles bösen ward, dieses auch als Hintergrund der höheren Vorstellungen alle Zeiten hindurch verblieb.

Als der Mensch im fortbilden lernte dem bösen die Flamme zu stehlen, daran seine Speisen zu bereiten, sich zu erwärmen, einen Herd zu bauen und mit seiner Hütte zu umgeben, keimte neben dem Feuerbrande die Geselligkeit, das seßhafte Leben, die Gesittung: der Mensch schritt hinaus aus den Banden des Thierreiches und begann zu herrschen über Pflanzen und Thiere. Vom Feuerbrande begleitet durfte er die kälteren Länder bevölkern, denn Hütte und Herd schützten ihn gegen erfrieren, das Feuer befähigte ihn in Gegenden seßhaft zu werden wo im Winter das Quecksilber gefriert und eine dünne Erdschicht einen Felsen aus niemals thauendem Eise bedeckt. Das Feuer half ihm die Wälder zu vertilgen um Weiden und Äcker zu schaffen, Metalle zu schmelzen um Waffen und Geräte zu schaffen zum bezwingen übermächtiger Thiere und sonstiger Widerstände seiner Außenwelt. Das Feuer setzte ihn in den Stand, durch umwandeln des Wassers in Dampf eine Triebkraft zu schaffen, welche die Muskelkraft von millionen Menschen ersetzend seine Fähigkeiten steigert, indem sie solche der niedrigsten Anstrengungen überhebt. In dem Maße wie der Mensch seine Bildung steigerte und seine Vorstellungen änderte ward das Feuer aus dem Gebiete des bösen in das des guten versetzt. Zu dieser veränderten Gestalt gelangte TAH bei den Ägüptern, Hestia und Hephästos bei den Hellenen, Vesta und Vulkan bei den Römern: Götter des Opfertisches wie des Heerdes zum kochen und schmieden. In der Jetztzeit zweifelt niemand mehr daran daß Feuer dem Gemeinwohle nütze also gut sei; ebenso wie die Handlungen der Menschen, wenn sie in überwiegendem Maße dem Verbande im gedeihen aller Mitglieder günstig sind.

§. 116. Die großen **Schwankungen in der Beurtheilung** des bösen und guten entsprangen und werden auch fernerhin entspringen aus den Mängeln, mit denen die Fähigkeiten der Menschen behaftet sind und in der Bildung aller Vorstellungen und Begriffe ihren Einfluß äußern.

Indem der Mensch die verschiedenartigen Eindrücke, welche die Weltvorgänge auf ihn machen in seinen Vorstellungen als böse und gut unterschied, vollzog er in sich eine Spaltung, deren Grenzen nirgends außer ihm vorhanden waren, sondern nur in seinem Bewußtseine geschaffen und erhalten werden konnten. Je nachdem seine Vorstellungen sich änderten verschob er die Grenze zwischen den beiden Gebieten; je mehr seine Erkenntniß zunahm desto weiter rückten die Grenzen hinaus und desto verwickelter wurde die Scheidung, um so öfterer das überführen aus einem Gebiete in das andere. Vergleiche zwischen den Gesetzbüchern der Vorzeit und der Gegenwart lassen erkennen, wie in demselben Volke die beiden Gebiete sich erweiterten und ihre Abgrenzung veränderten, wie sehr die Zahl der Vorstellungen zugenommen hat, wie wichtige Theile aus dem Gebiete des guten in das des bösen verwiesen worden sind, aber auch wichtige Theile des bösen Gebietes abgestorben und verschwunden sind. Bei Durchsicht der Gesetze der Jetztzeit erblickt man gleichfalls eine Menge von Vorstellungen dem Gebiete des guten zugerechnet, während sie im Bewußtseine der vorgeschrittenen längst dem des bösen zugehören; bei anderen Vorstellungen dagegen das umgekehrte Verhältniß, wie auch ganze Reihen über welche die Meinungen in der Umwandlung sind. Außerdem erweisen die unablässigen Beschwerden und Mahnungen, welche bei fast allen europäischen Völkern auf zeitgemäße Änderung der Gesetze dringen, wie sehr die Vorstellungen der vorgeschrittenen sich verschieden fühlen von den rückständigen Vorschriften der trägen Gesetzgeber und Gesetzpfleger.

Die unsichere und fortwährend schwankende Grenze der beiden Gebiete ist auch keineswegs bei allen Bildungvölkern gleich: die gleichzeitigen Gesetze der Völker Europas bieten unter sich die größten Verschiedenheiten dar. Es hängt dieses ab nicht allein von der durchgehenden Bildungstufe des Volkes, sondern noch stärker von den Vorstellungen der herrschenden Mitglieder des Verbandes, der Parteien welche das Gemeinwohl zu pflegen beauftragt sind. Diese gestalten die Gesetzgebung nach ihrem Sondernutzen, nach den Rücksichten ihres Eigenwesens oder ihres engeren Verbandes, rechnen dem Gebiete des guten zu was ihnen nützt auch wenn es dem Gemeinwohle schadet, oder zum Gebiete des bösen was ihnen schadet auch wenn es dem Gemeinwohle nützen würde. Es bieten sich tausendfache Anlässe zum

vergleichen: z. B. im christlich-katholischen Frankreich durfte jedermann die Bibel lesen und verbreiten, auch abweichende Vorstellungen lehren, während im ebenfalls christlich-katholischen Spanien beides mit Galeerenstrafe geahndet ward; in England dürfen öffentlich Versammlungen gehalten und Beschlüsse gefaßt werden, welche in Rußland ihre Theilnehmer nach Sibirien, in Frankreich nach Cayenne fördern würden. Wie sehr dagegen das Eigenwesen der Partei verschieden wirkt zeigt sich in der Gesetzgebung Englands, welche in den Händen der Rechtsgelehrten ruht und deshalb veraltet verworren und grundsatzlos erhalten wird; weil jene herrschenden fühlen daß einfache, deutliche und folgerichtige Gesetze die unmäßigen Einnahmen und den weitreichenden Einfluß ihres Standes zerstören würden. Änliche Wirkung zeigte sich in England und Frankreich, so lange die Landbesitzer, Bergwerks- und Fabrikinhaber übermächtigen Einfluß auf die Gesetzgebung besaßen und diesen in gemeinschädlicher Weise ausübten um die Mitgenossen des Verbandes durch Schutzzölle auszubeuten; die Beraubung derselben, welche als gemeinschädlich dem Gebiete des bösen angehört, versetzten sie in das Gebiet des guten lediglich weil es ihrem Eigennutzen diente. Gleiches ist in Deutschland Rußland Spanien und Nord-Amerika sobald die Hervorbringer von Verbrauchsgegenständen übermächtigen Einfluß auf die Zoll-Gesetzgebung erlangen; der Raub wird dem guten zugerechnet so weit er ihrem Sondervortheile dient.

§. 117. Bei allen Schwankungen und Veränderungen in den Vorstellungen läßt sich die **gleichbleibende Grundlage der Abgrenzung** erkennen, darin daß die gedeutete Beziehung der Wesen oder Handlungen zum Gemeinnutzen darüber entschied, ob sie dem bösen oder guten zurechnen seien.

Die Schwankungen und Veränderungen wie auch die Verschiedenheiten lagen zu allen Zeiten in der Erkenntniß, im beurtheilen dessen was gemeinnützig sei oder nicht. Der Gemeinnutzen eines jeden Verbandes stellte andere Anforderungen sobald die Lebensverhältnisse sich veränderten; seine Deutung wurde vielseitiger je mehr die Bildung des Verbandes zunahm und die Zahl der Mitglieder wuchs. Als der Mensch aus den ungebundenen Verhältnissen des Sonderlebens, aus dem Gebiete des Thierrechtes in das Verbandleben überging, brauchte er nur wenige Beschränkungen sich aufzuerlegen; denn die Lebensart war gleich und einfach, die Zahl gering und die Erkenntniß dessen was gemeinnützig sei sehr rückständig; der Übergang aus dem ungebundenen in das gebundene leben war fast unmerklich, schien nur Vortheile zu bieten. Allmälig entwickelte sich das Abhängigkeit-Verhältniß: aus dem kleinen Verbande der Sippe wurden Stämme, diese wuchsen zu

Völkerschaften und in der Gegenwart giebt es Verbände (das sinesische Reich) von hunderten millionen Menschen. Mit zunehmender Ausbreitung über verschiedenartig gestaltete Länder hörte die gleiche Lebensart auf, die Stammgenossen waren nicht länger ein Jägerverband oder ein Hirtenvolk, sondern die verschiedenartigsten Beschäftigungen fanden ihre Kreise in jedem Verbande: es gab Jäger und Hirten, Landbauer und Gewerker, Seefahrer und Kaufleute, Krieger Beamte Lehrer und Priester: jeder Stand mehr oder weniger von seinen besonderen Vorstellungen beherrscht und dem Gemeinwohle aller Genossen die Rücksichten des einzelen und auch die des Standes entgegen stellend. Mit zunehmender Bildung wurden die Verhältnisse verwickelter: die Anforderungen des einzelen an das Leben wie an den Verband gestalteten sich vielfältig; die Bildungunterschiede der Genossen wurden größer während diese immer enger sich verflechten und zusammendrängen mußten. Das Gemeinwohl griff stärker ein in die Lebensbezüge der einzelen; es kam immer mehr zur Erkenntniß daß der Verband berechtigt und verpflichtet sei, um alles und jedes sich zu bekümmern. So erwuchs im Laufe der Jahrtausende ein Verhältniß des Verbandes zu seinen Mitgliedern, in dem das Eigenwesen auf das engste beschränkt ward, der Verband übermächtig verfügte über Leben und Eigenthum jedes einzelen.

Schon im Alterthume bildeten sich diese Verhältnisse zur reichen Fülle und zur übermächtigen Gewalt des Verbandes; in ihrer höchsten Entwicklung durch Fürsten geübt, denen gegenüber jeder Mitgenosse des Verbandes ein Sklave war ohne Anrecht auf Leben oder Eigenthum. Die Abgrenzung zwischen gut und böse bestimmte der Fürst als Vertreter des Gemeinwohles: also allen Schwankungen unterliegend die im Leben des einzelen Menschen also auch der Fürsten eintreten; wie es auch noch in der Gegenwart bei vielen Völkern der Fall ist. Während aber das Alterthum die Grundlagen des Verbandlebens nur innerhalb des Verbandes zur Anerkennung brachte, dagegen fremden Völkern oder Verbänden gegenüber lediglich das Thierrecht gelten ließ, ist in neuerer Zeit danach gestrebt worden, diese Schranken allmälig nieder zu werfen, die Völker mit einander in Verbindung zu setzen als Mitglieder eines großen Verbandes; um auch in den Beziehungen der Völker die Scheidungen zwischen böse und gut zur Anerkennung zu bringen, statt des Thierrechtes das **Völkerrecht** herrschend zu machen.

§. 118. Auch diese Stufe der Entwicklung ist bereits in einzelen Zügen überschritten: der Mensch hat über die Grenzen des Völkerrechtes hinaus begonnen ein Menschenrecht zu bilden, die Beziehung des einzelen zur gesammten Menschheit in gut und böse ein-

zutheilen. Es lassen sich folgende vier Stufen erkennen in der fortschreitenden Feststellung der Gebiete des guten und bösen: das

Thierrecht beschränkt auf den einzelen Menschen im Sonderleben;
Verbandrecht beschränkt auf die Genossen eines Verbandes;
Völkerrecht erweitert auf die gleichzeitigen Bildungvölker;
Menschenrecht erstreckt über die gesammte Menschheit.

In der Gegenwart wie in der Vergangenheit zeigen sich alle vier Rechte neben einander; die Vorstellungen der Verbände wie der einzelen beherrschend, je nach der Bildungstufe welche sie zur Zeit erreicht haben:

das Thierrecht herrschend in allen Beziehungen die durch rohe Gewalt geregelt werden, Unterdrückung einerseits wie Empörung andererseits, Krieg Raub Mord u. d.;

das Verbandrecht in allen Vereinen zu gemeinsamen Zwecken: in Standesverbänden (Adel Priester Kaufleute Fabrikanten Gewerker Landbauer u. a.), in Wohnverbänden (Dorfschaften Städten Bezirken Staten Reichen), oder in Stammverbänden (Stämmen Völkern);

das Völkerrecht in den Beziehungen der Bildungvölker zu einander;

das Menschenrecht in den Beziehungen der einzelen zur gesammten Menschheit, ausgeprägt in den Forderungen welche von der Menschheit an den einzelen und von diesem an die Menschheit gestellt werden. Im Menschen zum Bewußtsein gelangend, regt es sein bemühen an und wirkt: in den zahlreichen Glaubensboten welche zu allen Zeiten in die Fremde wanderten um ihre Überzeugungen zum heilsamen Gemeingute aller Menschen zu machen; in den Entdeckern und Erfindern welche für die ganze Menschheit neue Mittel und Wege des gedeihens öffneten; in den Forschern welche ihre Ergebnisse zum Gemeingute aller machten.

Je nach dem Standpunkte den der einzele oder der Verband annimmt, erstreckt er die Grenzen der Gebiete des bösen und guten; um so enger je rückständiger seine Bildung, um so weiter und vielgestaltiger je vorgeschrittener seine Entwicklung. Die größten Verschiedenheiten und Abstände bestehen noch immer neben einander, von dem Raube und Morde der Unterdrückung und Empörung wie sie im Thierrechte herrschen, durch alle Zwischenstufen bis zur höchsten jezeitigen Entwicklung des Menschenrechtes. Das Verhältniß hat sich jedoch im Laufe der Zeit allmälig verändert und gehoben: das Thierrecht der einzelen ward zögernd aber stetig zurück gedrängt durch die Verbände; das Thierrecht der Verbände ward beschränkt durch das Völkerrecht; das Völkerrecht verliert seine Roheiten durch das sich erweiternde Menschenrecht: alle Stufen langsam fortschreitend aber stetig vordringend zur höchsten.

§. 119. Bei den herrschenden europäischen Völkern läßt sich eine **Gleichartigkeit der Unterscheidungen** erkennen, herrührend aus ihrem gemeinsamen Ursprunge, der Änlichkeit ihrer Lebensverhältnisse und der starken gegenseitigen Einflüsse: die Abgrenzung zwischen böse und gut ist im allgemeinen auf übereinstimmenden Rechtsgrundlagen durchgeführt.

Die maßgebenden Vorstellungen sind theils aus der gemeinsamen Urheimat mitgebracht und auf der Wanderung fortgebildet; theils sind sie von Süden her zugeführt worden durch Römer und Griechen, welche sie von Semiten und Ägüptern empfingen. Daraus ist ein Gemenge entstanden, dessen abklären seit Jahrhunderten geschieht aber noch lange nicht beendigt ist. Es ist zudem so innig gemischt daß es nicht deutlich geschieden werden kann, weder nach den Ursprungorten noch nach der Zeit der Entstehung der einzelen Vorstellungen, auch nicht wie es oft versucht worden ist in göttliches und weltliches Recht. Zu den verschiedenen Scheidungen mangelt es an geschichtlichen Nachweisen und durchgreifenden Begründungen. Nur im allgemeinen läßt sich erkennen, daß die Grundlagen arisch sind und das ägüptisch-semitische nur in soweit Eingang gefunden hat, wie es auf der gemeinmenschlichen Grundlage mit dem arischen überein stimmte oder demselben leicht angeschlossen werden konnte. Es findet sich ziemlich gleichmäßig bei allen europäischen Völkern daß

der Mord dem einzelen allenthalben verboten sei, mit Ausnahme der Nothwehr; dagegen dem Verbande erlaubt wider seine Glieder und fremde Verbände;

der Raub dem einzelen verboten sei, in den Formen die der Verband zur Zeit als Raub bezeichnet, aber erlaubt in allen Formen die das Gesetz nicht verbietet oder der Verband nicht bestraft; dagegen dem Verbande im weitesten Umfange erlaubt wider die Glieder des eigenen und bekriegter fremder Verbände;

Diebstahl und Betrug dem einzelen verboten seien, aber in manchen Beziehungen so nahe dem erlaubten Erwerbe stehen, daß es noch keiner Gesetzgebung gelang eine durchgehende scharfe Begrenzung zwischen böse und gut unzweideutig festzustellen, vielmehr alle Versuche zum abgrenzen sich haben beschränken müssen auf ausscheiden der rohesten Arten des unerlaubten Erwerbes;

Ehebruch wie auch Vielweiberei und Vielmännerei verboten seien, ihre Abgrenzungen aber der Art gestellt werden daß sie überwiegend dem Weibe ungünstig sind, überdies Übertretungen mancher Art vom Verbande geschützt werden;

Lüge durchgehends dem einzelen zum bösen angerechnet werde, dagegen dem gestatteten nichtsagen der Wahrheit so nahe stehe, daß die

Grenze sehr unsicher erscheine; dagegen in Angelegenheiten des Verbandes anderen Verbänden gegenüber (in der Politik) zum erlaubten und verdienstvollen gehöre, also dem Gebiete des guten zugerechnet werde;

Selbstmord und jedes abkürzen des eigenen Lebens dem bösen zugezählt werden, dagegen beeinträchtigen des Lebenszweckes durch Keuschheit Ehelosigkeit unmäßiges entbehren in Folge von Gelübden, zum Gebiete des guten gerechnet werden.

Das gemeinsame der europäischen Vorstellungen ist aber weder in jedem Volke noch in jedem Verbande oder jedem einzelen von gleicher Geltung, vielmehr werden die durchgehends vorhandenen Schwankungen noch gemehrt dadurch, daß jeder verschiedenen Bildungstufe ein besonderer Umfang wie eine besondere Abgrenzung der beiden Gebiete eigen ist. In jedem Volke finden sich Mitglieder auf der rückständigsten Stufe im Thierrechte, welches keine Rücksicht auf gut und böse nimmt, keine Gebiete und Unterscheidungen derselben kennt, sondern nur das dem Eigenwesen angenehme oder nützliche berücksichtigt: sie begehen Raub und Mord, so oft es ihnen nützlich und durchführbar erscheint. In weit größerer Zahl finden sich rückständige Mitglieder, denen Diebstal Betrug und Lüge Ehebruch Vielweiberei und Vielmännerei als gut erscheinen, sobald sie sicher sind daß die Vertreter des Gemeinwohles sie nicht als verboten betrachten werden. Ihnen sind Mord und Raub in den rohesten Formen zuwider, sie setzen solche unbedingt in das Gebiet des bösen; allein vor milderen Formen des Raubes scheuen sie sich nicht sondern rechnen sie zum guten. Die Gerichtshöfe und Gefängnisse aller Völker Europas werden von denen beschwert, welche nach rückständigen Vorstellungen die Abgrenzung zwischen böse und gut bemessen; zum guten rechnen was ihre weiter vorgeschrittenen Zeitgenossen dem bösen zutheilen; viel zahlreicher sind aber solche Fälle in denen der Zwiespalt der Bildungstufen sich offenbart in Handlungen die den Gerichtshöfen und Gefängnissen entgehen. Wenn die Verschiedenheit der Bildungstufen im Bereiche der einzelen statlichen Verbände nicht vorhanden wäre, wenn alle mitlebenden Genossen in gleicher Weise die Abgrenzung zwischen böse und gut sich vorstelleten, so bedürfte es weder der Gerichtshöfe noch der Gefängnisse; denn es würde nichts böses geschehen d. h. nichts was die Zeitgenossen im Verbande dem bösen zurechneten. Die Nachkommen würden gleichmäßig fortschreitend die Grenzen abändern, manches zum bösen rechnen was ihre Vorfahren als gut betrachteten; allein das Verhältniß der gleichzeitig lebenden zu einander bliebe stets gleich, weil sie insgesammt und gleichmäßig an der Wandlung Theil nähmen. Solch einfaches Verhältniß waltet aber nicht, vielmehr stehen die Genossen jedes statlichen Ver-

bandes jederzeit auf weit verschiedenen Bildungstufen; was irgendwo dem Reiche des bösen zugetheilt wird, was die Gesetze als böse und strafwürdig bezeichnen, stimmt nur mit der Bildungstufe des zur Zeit herrschenden Theiles der Verbandgenossen überein. Unterhalb scheidet die überwiegende Menge die beiden Bereiche in rückständiger Weise und geräth dadurch in Gesetzübertretungen; oberhalb die Minderzahl der vorgeschrittensten zieht ihren höheren Vorstellungen gemäß die Grenze und fechtet deshalb das herrschende Gesetz an, so weit solches im Vergleiche zur höchsten Bildung als rückständig oder böse sich erkennen läßt.

Jeder europäische Stat hat große und kostspielige Einrichtungen getroffen, um durch Polizei Gerichte und Gefängnisse die Gesetzübertretungen zu entdecken und zu bestrafen; muß aber dabei Mitglieder verwenden die selbst auf niedrigen rückständigen Stufen sich befinden, weshalb nur ein kleiner Theil der Vergehungen entdeckt und bestraft wird. Die Gesetzgebung, auch wenn sie in den Händen der vorgeschrittensten läge und von diesen gestaltet würde, könnte unter allen Umständen nur geringe Geltung erlangen so lange handhaben der Gesetze und entdecken der Übertretungen zumeist in den Händen von weit rückständigen sich befinden. Aber auch die Gesetzgebung liegt bei den meisten Völkern in der Macht von rückständigen Genossen, schreitet nicht der Bildung voran sondern hinkt mühsam hinterher, läßt sich erst dann zur Forbildung ihrer Gesetze herbei, wenn durch anhaltenden Widerstreit der vorgeschrittenen das rückständige der bestehenden Gesetze überwältigend hervorgehoben worden ist. Statt jederzeit den Vorstellungen der vorgeschrittensten Ausdruck zu geben, steht die Gesetzgebung meistens tief unter ihnen, theils im geraden Widerspruche mit ihren Vorstellungen; statt den Bedingungen des Gemeinwohles entsprechend sämmtliche Genossen des Verbandes gleichmäßig den Gesetzen unter zu ordnen, theilt sie in Folge ihrer Rückständigkeit die Mitgenossen in solche die theils unter theils über dem Gesetze stehen. Daraus erwachsen wohlhabenden angesehenen und hochgestellten Genossen die Mittel, für sich nach eigenem Ermessen die Scheidegrenze zwischen böse und gut zu ziehen und die Gesetze zu verletzen ohne Strafe zu erleiden. Diese Unterschiede steigern sich so sehr, daß vielerorts und für besondere Lebenskreise das offene verletzen und hohnsprechen der Gesetze als sicherstes Kennzeichen einer hervorragenden Stellung gilt.

Diese unzählige Manchfachheit der Vorstellungen in weit abweichenden Begrenzungen zwischen böse und gut, konnten nur aus der großen Verschiedenheit der Bildungstufen erwachsen, auf denen die mitlebenden Genossen der einzelen Verbände, die gleichzeitigen Mitglieder der Menschheit stehen. Die Grundlage war und ist allenthalben die

selbe, indem der Mensch die Eindrücke der Außenwelt, auch die menschlichen Handlungen, dem einen oder anderen Gebiete zutheilte je nach ihren Beziehungen zum Gemeinwohle. Auch sind die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens unter allen Umständen gleichartig. Es befindet sich aber unter den Mängeln der hierin entscheidende, daß die einzelen Menschen nicht gleichmäßig in der Bildung fortschreiten, weshalb die gleichzeitig lebenden in der ganzen Reihenfolge der aufeinander folgenden Bildungstufen stehen, demgemäß die Gebiete des bösen und guten begrenzend und scheidend, die zahllos verschiedenen Gestaltungen der Rechte und des Rechtbewußtseines hervor gebracht haben.

§. 120. In der stärksten Entwicklung zog die Unterscheidung einen Riß durch die ganze Welt, schuf eine vollständige **Weltspaltung.**

Diese umfassendste Scheidung war am deutlichsten entwickelt in den Vorstellungen der alten Perser, zeichnete sich aus durch Einfachheit Entschiedenheit und größte Fähigkeit zu jeder Bereicherung und Veränderung. Die ganze Welt schied sich danach in zwei auf den Menschen wirkende Reiche: zum guten gehörte was dem Menschen als Einzelwesen oder als Verbandgenossen angenehm oder dienlich sei, sowohl in eigenen Handlungen (Güte Milde Wohlthätigkeit Gerechtigkeit u. a.) wie in äußeren Einwirkungen (Sonnenwärme Licht Fruchtbarkeit Weiden Äcker Gesundheit Friede Sieg dienliche Pflanzen und Thiere u. a.) alles was dem Lichte und Gedeihen zukam; zum bösen gehörte was dem einzelen oder der Gesammtheit schadet: Mord Diebstal Lüge Haß Treubruch Ehebruch u. a. wie auch Kälte Dürre Unfruchtbarkeit Wüsten Seuchen Unterjochung verletzende oder giftige Pflanzen reißende raubende oder giftige Thiere u. s. w. und alles was der Finsterniß und dem Verderben zugerechnet werden mußte.

Dem Menschen war durch diese vollständige und einfache Spaltung die Entscheidung sehr erleichtert; er stand mit klarer Überschau am Scheidewege, sah die Bereiche vor sich zwischen denen er zu wählen habe, alles was für ihn Werth hatte stand innerhalb derselben. Hierin prägte sich auch am schärfsten der Grundzug der Spaltung aus, das rein menschliche derselben: es zeigt sich unverkennbar wie der Mensch dem Mangel seines Wesens unterliegend (§. 13) sich selbst zum Maßstabe nahm, sein Wohl und Wehe als Einzelwesen, Genossen eines Verbandes oder Mitglied der Menschheit aufstellte als entscheidend für die Bedeutung der ganzen Welt; wie er sich selbst mit seinen Bezügen als die Mittellinie der Welt betrachtete welche sie in zwei Hälften schied, dann je nachdem er die einzelen Eindrücke der Wesen und Vorgänge sich deutete, sie nach rechts oder links in die Welthälfte des guten oder des bösen vertheilte.

Es ist aber augenscheinlich daß nur unsere Gedankenwelt sich spaltet, die Welt unserer Vorstellungen und Begriffe, wogegen die Welt selbst zu allen Zeiten ein ganzes sei und verbleibe, mögen wir unsere Spaltungen erstrecken und ändern so viel wir wollen. Die Welt wird nur soweit verändert, wie der spaltende Gedankengang die Handlungen des Menschen beherrscht, ihn veranlaßt umgestaltend auf die äußere Welt einzuwirken so weit sein Einfluß reicht: der Mensch rottet Pflanzen und Thiere aus, auch seine Mitmenschen, sobald er sich vorstellt daß sie böse seien und strebt so in jeder Weise danach das Reich des vorgestellten guten zu mehren, die Welt welche ihn umgiebt und deren Theil er ist nach seiner Weise zu verbessern. Sie ist nicht sein Werk, er ist auch nicht ihr Erhalter; dennoch nimmt er sich das Recht ihr Umgestalter zu sein, nach seinen Vorstellungen seinen Bedürfnissen ihre Wesen und Vorgänge abzumessen und nach seinem Willen sie zu lenken zu fördern oder zu beseitigen. Es erhebt sich daraus die Frage nach der Berechtigung des Menschen, vermöge der er es wagen dürfe die Welt umzugestalten; sie kann jedoch erst im weiteren Verlaufe erörtert werden, nachdem die Stellung erläutert sein wird welche die Menschheit im Weltganzen einnimmt und fortzubilden verpflichtet erscheint.

Pflicht Sünde Gewissen.

§. 121. Als der Mensch an verschiedenen Orten und in entlegenen Zeiten zur Vorstellung gelangt war, daß es außer ihm **übermächtige Wesen** gebe die sein Dasein bedrohen, mußte der Wunsch entstehen den Willen dieser Wesen zu erkunden, um demgemäß zum eigenen Vortheile sich einzurichten. Auf den rückständigsten Stufen, als Raubthiere die Übermächte des Menschen waren (§. 33), ließ der Wille sich leicht erkunden, denn er war augenscheinlich auf Fraß gerichtet; wenn ihnen dieser zur Genüge gereicht ward, waren sie befriedigt und äußerten ihre Übermacht nicht weiter zum Schaden der Menschen. Es entstand ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen dem Menschen und seinen Übermächten, nach welchem er gegen Befriedigung ihrer Freßgier Schonung seines Lebens erkaufen mogte. Diesen Zweck konnte er jedoch im Zustande völliger Wehrlosigkeit nicht erreichen; denn einentheils waren seine Übermächte um so zahlreicher je weniger er auf Schutzmittel sich verstand, und anderntheils war seine Jagdbeute, in Ermanglung der Waffen, um so geringer, so daß nach Befriedigung des eigenen Bedürfnisses kein ausreichender Überschuß erwachsen konnte, um seine Übermächte daraus zu sättigen. Wie ungünstig der Mensch auf den rückständigsten Stufen gestellt ist, erweist sich noch in der Gegenwart bei derartigen Völkern: in Süd-Afrika gibt es Gegenden, in denen die Völkerschaften, unfähig die großen Raubthiere zu überwinden, häufig ihre Ansiedelungen verlassen müssen um der Ausrottung zu entgehen; in Nord-Indien verlieren einzele Bezirke alljährlich mehrere hundert Menschen durch Tiger; auf der Halbinsel Malakka, unfern der 1819 angelegten Handelsstadt Singapur, wurden anfänglich über 300 Menschen jährlich von Tigern geraubt, und erst in neuerer Zeit ist es gelungen, den Verlust auf etwa 100 herabzubringen. Wenn nun die Fernwaffen der Jetztzeit nicht ausreichen, um in der Nähe einer so volkreichen Stadt die Raubthiere auszurotten, wie ungünstig muß dann das Verhältniß in jenen entle-

genen Zeiten auf den rückständigsten Stufen gewesen sein, als der Mensch mit Steinen und Baumästen Weib und Kinder wider die großen Raubthiere vertheidigen wollte! Sie waren den Raubthieren preisgegeben, wie die im Grase erbrüteten Vogeljunge ihren schleichenden Übermächten.

§. 122. Aus diesem verzweiflungvollen Verhältnisse des Menschen zu den übermächtigen Thieren läßt sich erklären, wie die Menschen auf rückständiger Stufe zu **Menschenopfern** sich verpflichtet fühlen konnten, wie sie freiwillig ihre Angehörigen hingaben, um sich Schonung zu erkaufen. Hatten anfänglich die umherwandernden Eltern von Raubthieren verfolgt die Kinder zurücklassen und preisgeben müssen, um das eigene Leben durch raschere Flucht und Befriedigung des Übermächtigen zu retten, oder im erreichten Zufluchtorte vom Raubthiere belagert, durch hinaus werfen der Kinder seinen Abzug erkaufen müssen, um nicht mit den Kindern zu verhungern: so mußte der Glaube entstehen und sich befestigen, daß die Übermächtigen mit einem Pflichttheile sich befriedigen ließen, daß sie Anrechte oder Ansprüche an den Menschen besäßen, denen es Pflicht sei zu genügen, weil deren Nichtachtung den Verlust des eigenen Lebens herbeiführe.

Die Geschichte der rückständigen Menschheit, so weit sie aus dem dürftigen Nachlasse des Alterthumes und an den rückständigen Völkern der Gegenwart zu erkennen ist, liefert klare Beweise von solchem Pflichtverhältnisse zwischen dem Menschen und seinen ältesten Übermächten, den reißenden Thieren. Die Altägüpter hatten in den Zeiten der Hilflosigkeit die Krokodile des Nils mit ihren Kindern füttern müssen, um sich selbst retten zu können. Auch späterhin, als sie im Stande waren sie auszurotten, behielten sie die Vorstellung von der Übermacht des Raubthieres und ihres Pflichtverhältnisses zu demselben. Sie hatten gelernt diese Übermacht zu verehren; die Mütter freueten sich wenn ein raubendes Krokodil ihnen die Ehre erzeigte ihr Kind den übrigen vorzuziehen. Das Volk der Ombos grub sogar besondere Teiche für heilige Krokodile, welche sie mit Menschen fütterten. Auf den ostindischen Inseln findet sich noch jetzt der Gebrauch, beim Regierungsantritte eines Fürsten eine Jungfrau neben dem Flusse anzubinden, um mit dem Krokodile vermählt, d. h. von demselben gefressen zu werden; das hellenische Alterthum berichtet Änliches von den Jungfrauen Hesione und Andromeda. Auf der Sandwichsinsel Wahu befand sich noch im vorigen Jahrhunderte ein Teich am Meeresufer, in welchem die Bewohner einen heiligen Haifisch unterhielten, dem sie zuweilen Erwachsene, meistens aber Kinder zum Fraße reichten. In

Süd=Amerika hielten Indianer in einem Thurme eine heilige Schlange, der sie Menschen zum Fraße hinwarfen; andere Stämme brachten den Raubthieren des Katzengeschlechtes Menschen dar, als einen diesen Übermächtigen gebürenden Pflichtantheil.

Dasselbe Pflichtverhältniß mußte sich entwickeln in Fällen, wo die Menschen von anderen sichtbaren Ubermächten bedroht und verfolgt wurden, die keine Thiergestalt besaßen aber thiermäßig raubten und zerstörten: Waldbrand Wüstensturm Meer u. a. Die wandernde Familie, vom Waldbrande oder der wirbelnden Sandwolke verfolgt, wird häufig dadurch sich haben retten können, daß sie die hinderlichen Kinder zurückließ; andrenfalls wird sie gefunden haben, daß die Kinder auf der Flucht erstickten, also doch dem Übermächtigen anheim fielen. Es lag die Folgerung nahe, daß die grimmige verzehrende Übermacht nur auf die Kinder Anspruch mache, daß sie die Eltern verschone welche ihr die Kinder willig hingeben, und wenngleich sie alle vertilgen könne, doch mit den Kindern als ihrem Pflichttheile sich genügen lasse. Es mag uns befremden, daß Menschen jenen Gewalten thier= oder menschenänlichen Willen beimaßen, obgleich sie deren Gestalten als Flammen und Rauch, wirbelnde Wolke oder Wogenreihen sichtbar erkennen konnten. Es darf nicht vergessen werden, daß ihnen weder der Unterschied zwischen Lebendem und Leblosem bekannt war, noch daß sie unsere Kenntnisse besaßen von den Gesetzen der Bewegung und der Ursachverhältnisse; also um so mehr den Mängeln des Menschenwesens unterworfen waren, auf Grund derer sie jede Bewegung mit denen des eigenen Wesens vergleichen mußten, um eine Vorstellung bilden zu können. Sie konnten nur dazu gelangen, jede vorübergehende sichtbar beginnende und aufhörende Bewegung als Ausfluß eines menschenänlichen Willens zu erkennen und zu deuten. Herodot (5 Jahrh. vor Ch. G.) berichtet von den Ägüptern, daß sie das Feuer für ein thieränliches Wesen hielten, welches ungesättigt fresse so lange Nahrung vorhanden, aber sterben müsse wann alles verzehrt sei. Von den Hellenen wissen wir, daß sie zur Zeit der Perserkriege, auf Rath des Orakels, zu den Winden beteten, und als der Sturm die Perserflotte stark beschädigt hatte, den Winden Altäre baueten und ihnen opferten. Dem Menschen auf rückständiger Stufe erscheint jede Bewegung als das Ergebniß eines Entschlusses, der von thier= oder menschenänlichem Willen geleitet werde.

Den Wüstenwind dachten sich die umwohnenden Völker als einen übermächtigen Beherrscher der öden Wüste, der beliebig fruchtbare Wärme oder versengende Hitze aussende. Herodot erzählt von einem nordafrikanischen Volke der Psüller, welches den Beschluß faßte, den Wüstenherrn der ihre Wasserbehälter austrocknete aufzusuchen und zu

bekämpfen; sie zogen entschlossen in die Wüste und wurden alle im Sandsturme verschüttet. Moses dagegen verordnete (§. 38), daß dem Wüstenherrn EL (Asasel) jährlich ein Bock geopfert werde durch verschmachten; er bekämpfte nicht den Herrn, aber erkannte ihn an. Änlich dachten die Poseidon-Verehrer diesen Meeresherrn als einen mit Meerpferden dahinfahrenden Herrscher, wohlwollend oder grollend; aber in Fällen wann er die Seefahrer mit dem Untergange bedrohe, durch einen Pflichttheil sich begnügen lasse, ein zugeworfenes Opfer an Menschen oder Werthsachen. So wurden verderbliche Moräste als giftige Schlangen gedacht, weil sie den Menschen schleichend erfassen und dahinsiechen lassen, als ob eine Schlange sie gestochen hätte; aber die fliehenden Gesunden verschonten, wenn solche ihre Kranken als Pflichttheil zurückließen; in Wirklichkeit schützend, weil sie dann deren Ansteckungstoff nicht mit sich nahmen. Alle Übermächte waren sich darin gleich, daß sie im Menschen die Vorstellung erregten, sie würden von einem auf Raub gerichteten Willen beherrscht und machten diesen zum Schaden der Menschen geltend, ließen sich aber in den meisten Fällen mit einem Theile der vorhandenen Beute genügen. Es sei also Pflicht des Menschen, ihnen freiwillig den gewünschten Theil zu opfern, um den übrigen zu retten d. h. in den meisten Fällen sich selbst.

Der Waldbrand wie der Wüstensturm und das Meer zeigten nur in Zeitabständen ihre Raubsucht und ruheten in den Zwischenzeiten; man wußte nicht wo, folgerte aber daß sie nicht fern sein konnten, denn urplötzlich erhoben sie sich, raubten Menschen und verheerten die Umgegend, ohne vorherige Anzeichen oder Warnungen die zur Rettung hätten benutzt werden können. Der Mensch mußte wünschen ihr begehren zu kennen, um es im voraus befriedigen und abkaufen zu können. Ebenso mußte er wünschen zu ermitteln, warum das Verderben dann und wann in so tückischer Weise ihn ereile, während er zwischendurch längere Zeit verschont bleibe. Der übermächtige Wille war augenscheinlich auf töden und verzehren des Menschen gerichtet, denn der Feuerherr (Waldbrand) erstickte und verzehrte seine Opfer, daß nur die Gebeine übrig blieben; der Wüstenherr begrub sie unter einem Sandhaufen, aus dem er späterhin das Gerippe zurückgab; das Meer verschlang seine Opfer spurlos: also begehrten sie alle nur Menschenfleisch. Warum aber der Herrscherwille so plötzlich und launenhaft hervorbreche war nicht zu erklären, es mußte ein unerforschlicher höherer Wille sein, der zu Zeiten grimmig verfolgte, zu anderen gnädig verschonte, ohne einen Grund zur Erklärung sicher erkennen zu lassen. Der Mensch war auf Vermuthungen angewiesen, mußte jene Gestalten seiner außersinnlichen Welt nach seinem eigenen

Willen deuten (§. 17) und annehmen, der grimmige Oberherr breche hervor und raube seinen Fraß, weil man ihn nicht freiwillig gesättigt, ihm nicht genügend geopfert habe, so daß sein Hunger ihn treibe den vorenthaltenen Fras zu holen. Der Mensch durfte also mit der Entrichtung des Pflichttheiles nicht so lange warten bis der grimme Oberherr erscheine, sondern mußte sich verpflichtet fühlen in den Zwischenzeiten regelmäßig und reichlich zu opfern, um durch vollständige Befriedigung zu verhüten, daß der Herr im Zorne erscheinend ungebührlich raube und verderbe. Das Verhältniß des Menschen zu seinen Übermächten entwickelte sich in seinen Vorstellungen dahin, daß er im regelmäßigen Zeitabständen seinen Pflichttheil zu opfern habe, um Schonung von der Übermacht zu erkaufen; daß unterlassen oder schmälern dieses Opfers eine Beleidigung der Übermacht, eine Sünde sei welche zur Folge habe, daß der ergrimmte Herr sich selbst das Erforderliche hole, vom Zorne beherrscht in der verderblichsten Weise, dem Sünder zur Strafe. So führte den Menschen die fortschreitende Bildung, gesteigertes nachdenken zu den Vorstellungen von der Pflicht Sünde und Strafe; gestaltete auch in seinem Gedächtnisse die Ergebnisse des nachdenkens über seine Pflichterfüllung zum Gewissen, dem stetig wachenden Bewußtsein der Erfüllung wie Verletzung seiner erkannten Pflichten.

Vor allen war es peinlich und verderblich, daß der Wille der schrecklichen Übermacht nicht mit Sicherheit ermittelt werden konnte, daß die Pflicht des Menschen keine abgemessene sondern eine unbegrenzte war. Häufig war der Grimmige mit wenigem zufrieden und verschonte längere Zeit hindurch; zu anderen Zeiten konnten ihn die zahlreichsten Opfer nicht befriedigen, denn er tödete und verheerte in furchtbarer Weise, nachdem man kurz vorher in reichlichem Maße ihn befriedigt zu haben glaubte. Zustände der behaglichen Ruhe und des fröhlichen Genusses, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung durch genügende Opfer erkauft, wurden plötzlich unterbrochen durch anhaltendes Unglück, verzehrenden Waldbrand oder verschüttenden Wüstensturm und versengende Hitze. Die Verzweiflung des rathlosen jammernden Volkes kannte keine Grenzen. Es ward einleuchtend, daß man sich versündigt hatte, denn man wurde grimmig bestraft; aber welche Sünde die Veranlassung gewesen, war schwer zu ermitteln, denn man glaubte den gebürenden Pflichttheil an Opfern reichlich dargebracht zu haben. Das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit und der Unerforschlichkeit des höheren Willens ward überwältigend und niederdrückend; tobend waren die Ausbrüche der Verzweiflung, welche die Rückständigen im Jammer niederwarf, während sie die Voranschreitenden zum forschen nach höherer Erkenntniß trieb.

§. 123. Zu allen Zeiten schritten die einzelen Zweige der Menschheit, wie die einzelen Mitglieder eines jeden Zweiges ungleichmäßig fort in ihrer Entwickelung; die gleichzeitig lebenden waren verschieden fortgeschritten, standen auf weit aus einander befindlichen Bildungstufen. Die voranschreitenden empfanden am stärksten die Leiden, welche nach dem unerforschlichen Rathschlusse der verzehrenden Übermacht verhängt wurden; denn ihnen war der Überblick gegeben welcher der Menge fehlte, in der jeder nur von dem eigenen Jammer erfüllt war. Während die Rückständigen zu stumpfsinniger Verzweiflung herabsanken, müheten die Vorgeschrittenen sich ab zu erforschen, worin das Volk wider den schrecklichen Herrn sich versündigt haben möge, um eine so fürchterliche Strafe verdient zu haben. Die zunächstliegende Vermuthung, daß die Opfer ungeachtet ihrer Zahl nicht genügend gewesen sein mögten, führten dazu solche **Steigerung des Opfers** zu ersinnen, daß sie den stärksten Ingrimm zu befriedigen vermögten. Man griff dazu die üblich gewesene Zahl zu erhöhen, die Würde der Opfer zu steigern, Jungfrauen Königssöhne Hohepriester dem Herrn zu weihen, bis der grimmige Zorn besänftigt worden war, die verderbenbringende Bewegung aufhörte.

In vielen Fällen mogte auch dieses nicht genügen und das Nachdenken der Höhergebildeten führte zur Vermuthung, daß das Opfer vielleicht nicht willig genug dargebracht worden sei, daß der freudige Gehorsam gemangelt habe, um den gierigen Herrn zu befriedigen. Bei den Fönikern mußten die Mütter dem verbrennen ihrer Kinder zuschauen, ohne eine Thräne zu vergießen oder einen Seufzer hören zu lassen, weil sonst das Opfer ungültig ward durch Mangel an freudigem Gehorsam. Der freudige Gehorsam war dem Wüstenherrn der Semiten so sehr die Hauptsache, daß er dem Abraham das Opfer seines Sohnes dafür erließ (1. Mose 22) und zu ihm sprach: „Ich habe bei mir selbst geschworen, dieweil du solches gethan hast und hast deines eigenen Sohnes nicht verschont, daß ich deine Nachkommen segnen und mehren will wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Meeresufer; und deine Nachkommen sollen besitzen die Thore ihrer Feinde und durch sie sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden, darum daß du meiner Stimme gehorchet hast.“ Ebenso sagt Schemuel, der Hohepriester dem Könige Schaul (1. Sam. 15. 22): „Meinst du, daß der Herr so viel Lust habe am Opfer und Brandopfer, wie am Gehorsam der Stimme des Herrn? Siehe Gehorsam ist besser denn Opfer und aufmerken besser als das Fett von Widdern.“ Auf demselben Grunde ruht zum Theile auch frohlocken und tanzen um die Opferaltäre, wie es bei allen opfernden Völkern gebräuchlich war; es

geschah um der Übermacht zu zeigen, daß das Opfer gern und freudig dargebracht werde.

§. 124. Auch dieses genügte nicht in allen Fällen: Brände Wüstenstürme Dürre Hungersnoth Pest und Überschwemmungen suchten heim und wütheten fort, mogten die Menschen der Übermacht die höchsten Opfer bringen, tanzen und lobsingen, flehen zum Herrn so viel sie wollten — der Herr verschmähete sie. Die Vorgeschrittenen setzten ihre Bemühungen fort, um den Rathschluß des Herrn zu erforschen, griffen zumal zu den betäubenden und erregenden Mitteln (§. 66), welche dem Verzückten den vermeintlichen Einblick in die außersinnliche Welt eröffneten. Die **Orakel** der Ägüpter und Griechen, wie auch Moses befragen des Herrn im Orakelzelte (Stiftshütte) waren Forschungen dieser Art; noch gegenwärtig gebräuchlich bei Völkern Ost- und Süd-Afrikas, um den unerforschlichen Willen der örtlichen Übermächte zu erkunden. Es wäre irrthümlich und lieblos, jene Profeten und Weissager, welche in die außersinnliche Welt einzudringen suchen, Gaukler und Betrüger zu nennen; vielmehr nach allem was das Alterthum wie die Gegenwart darüber berichtet, muß geschlossen werden, daß sie redlich und in voller Überzeugung dem Berufe sich widmen, um auf Unkosten der Gesundheit durch Aufregung verborgenes ihren Genossen dienliches zu erkunden; daß sie auch den großen Einfluß, den sie als die Erleuchtetsten besaßen oder besitzen, nur zum allgemeinen Besten verwendeten soweit ihre Erkenntniß sie dazu befähigte. Es mogten ausnahmsweise Betrügereien vorfallen oder die Orakel darin ausarten, als der Glaube in den Priestern erloschen war; allein der Grund ihrer Entstehung war rein. Der opfermuthige Profet, welcher durch Räucherungen mit erregenden Kräutern (Strüchnos, Hanf u. a.) in Verzückungen sich versetzte, um mit starren leuchtenden Augen, aufgedunsenem verzerrten Gesichte, die Befehle des Herrn zu verkünden, hat mit ebenso großem Eifer, ebenso redlicher Opferfreudigkeit für seine Zeitgenossen gewirkt, wie irgend einer der größten Helden die wir bewundern. Welche Vorstellungen von den Übermächten dabei mitwirkten, zeigte der lüdische König Kröfos (5. Jahrh. vor Ch. G.), der in einem schwierigen Falle zu sechs Orakeln sendete (zum Amun in Ägüpten, Trofonios, Amfiaros, Dodona, Abä und Delfi in Griechenland), und um den delfischen Apollon, den Sonnenherrn, sich geneigt zu machen, ließ er ein großes Brandopfer veranstalten aus 3000 Rindern, vergoldeten und versilberten Bettgestellen, goldenen Schalen und Purpurgewändern, auf einem Haufen verbrannt dem Herrn zum süßen Geruche.

Die Orakelmittler, die begeisterten oder verzückten konnten aber

nur äußern was in ihrem Innern lag; sie mogten, gegen die Außenwelt unempfindlich und durch deren Einflüsse nicht belästigt, die treffendsten Gedankenverbindungen erleben und äußern, ihre Zuhörer in Bewunderung versetzen und die schönsten Erfolge herbeiführen, so waren es doch unter allen Umständen nur Ergebnisse aus den eigenen Gedanken aufgebaut. Ihre Gesichte waren Gestalten und Vorgänge die in ihrem Gedächtnisse geruhet hatten, erinnert und zusammengesetzt wie im Traume; über die Wirklichkeit, wie sie im Gedächtnisse ruht, konnten die Gesichte wie die Träume niemals hinaus gehen. Waren die verzückten zugleich die Vorgeschrittensten ihres Volkes, wie z. B. Moses, so mußte im Augenblicke der Begeisterung, beim erforschen der Sünden des Volkes, vor allem dasjenige zum Bewußtseine gelangen und klar hervor treten, was bereits wachend das Nachdenken am stärksten beschäftigt hatte; diejenigen Handlungen, welche dem rückständigen Volke eigen waren, aber den Profeten anwiderten und verächtlich erschienen. Was ihn wachend mit Trauer und Zorn erfüllt hatte, trat im Augenblicke der Verzückung vor seinen Blick, sein eigenes Urtheil prägte sich aus in der inneren Stimme, die er von außen her zu vernehmen glaubte, so wie in den Worten, mit denen er den Zuhörern die höhere Eingebung mittheilte. Alles geschah anscheinend so unwillkürlich, daß es ihm selbst wie den Zuhörern nur als Offenbarungen der außersinnlichen Welt erscheinen konnte. Was den Vorgeschrittenen widerstrebte, mußte nach ihrer begründeten Voraussetzung dem weit höher stehenden Verehrungwesen um so mehr zuwider sein. Wenn demnach das Volk ein Unglück traf ungeachtet der großen und freudig dargebrachten Opfer, so erkannten die Profeten, verzückt wie wachend, den Grund dieser Strafe in den Sünden des Volkes, in den Handlungen welche die Vorgeschrittenen verabscheueten. Im Anblicke der unvertilgbaren rückständigen Gewohnheiten des Volkes mußte das Bewußtsein der Vorgeschrittenen mit Kummer und Furcht erfüllt werden, wenn sie der Leiden gedachten welche als Strafen erfolgen könnten; sie vermochten die Sachlage zu überschauen und das Elend zu ermessen, welches die strafende Hand des erzürnten Höchsten in jedem Augenblicke verhängen konnte. Das rückständige Volk lebte für den Augenblick und fühlte sich ganz behaglich in seinen niederen Gewohnheiten, bis eine verderbliche Plage wie Pest Dürre und Hungersnoth eintraten oder der Feind Tausende dahinraffte, das Land verheert ward und Todesangst jeden erfüllte. Dann demüthigte es sich vor dem Herrn, ließ sich vorrechnen von seinen Priestern und Profeten worin es gesündigt habe und gelobte Besserung; vergaß aber das Gelübde, sobald die Plage aufhörte, verfiel auf's neue in die hergebrachte Lebensweise, welche seiner Bildungstufe angemessen ihm besser behagte.

Was in der unausgesetzten Mauserung der menschlichen Fortbildung der Vorgeschrittene bereits ausgestoßen hat und als Abwurf verachtet, das liegt noch im Rückständigen als lebender Trieb, ist noch wirkender Bestandtheil; den er allerdings geloben mag ausscheiden zu wollen, aber nicht eher ausscheiden kann bis seine Fortbildung diejenige Stufe erreicht, auf welcher jener lebende Trieb (Gewohnheit, Vorstellung) durch nachwachsende neue verdrängt und als todes Gebilde ausgestoßen wird.

§. 125. Die **Entstehung der Begriffe Pflicht und Sünde** zeigt die ganze Stufenfolge des fortschreitens der menschlichen Erkenntniß; denn in dem Maße, wie die jezeitig Vorgeschrittenen erkannten was das Volk zum eigenen Gedeihen zu thun oder zu unterlassen hätte, erweiterten sie das Gebiet der Pflicht wie der Sünde. Der Begriff Sünde blieb zu allen Zeiten derselbe in seiner Bedeutung, indem er das Gemeinsame derjenigen Handlungen umfaßte, durch welche der Mensch den Zorn und die Strafe seiner Verehrungwesen zu erregen befürchtete. Dagegen ist der Bereich desselben mit der menschlichen Erkenntniß überhaupt Wandlungen jeder Art unterworfen gewesen; einentheils in Folge der wechselnden Umgebungen welche seine Handlungen veränderten, anderntheils in Folge zunehmender Erkenntniß, welche die Vorstellungen veränderte die der Mensch von seinen Verehrungwesen hegte. Demgemäß erweiterte sich der Bereich beider Begriffe aus den einfachsten Anfängen zu einem Gebiete, welches die manchfachsten Bezüge der ganzen Menschheit umfaßt und mit den Freuden und Leiden des gesammten Erdenlebens der Menschen, auch die Zustände des vorausgesetzten nachirdischen Lebens in Verbindung setzte.

Anfänglich ward als höchste Pflicht erkannt, dem grimmigen Verehrungwesen genügende Opfer darzubringen, damit es veranlaßt werde, das Volk mit dem Unheile zu verschonen, welches die schroff wechselnden Zustände der semitischen Länder und die mangelhafte Erkenntniß der Menschen herbeiführten; aber von diesen Völkern als rächende Willensäußerungen ihrer Verehrungwesen gedeutet. So oft ein großes Unglück drohete oder eintraf, eine wichtige Unternehmung bevorstand, beeilte man sich ein ungewöhnliches Opfer zu bringen um den Herrn zu gewinnen; es war eine heilige Pflicht und deren Unterlassung wäre große Sünde gewesen. Jefta weihete seine Tochter (Richter 11) um den Sieg zu erlangen; der König der Moabiter seinen Sohn um die Einnahme seiner Festung durch die Israeliten abzuwenden; die Karthager kreuzigten hunderte ihrer eigenen Kinder um drohendes Unheil abzuwehren. Man hielt es für Pflicht das Theuerste zu opfern,

Erstgeborene wie Jungfrauen, Königssöhne und Hohepriester, wenn es nöthig erschien um den grimmen Herrn zu sühnen und zu gewinnen. Amilkas, König der Karchedoner, welcher mit einem Semitenheere (Föniker, Libier u. a.) wider die Hellenen auf Sicilien stritt, hielt während der Schlacht ein ungeheures Brandopfer, und als sein Heer begann zu fliehen, brachte er das höchste Opfer indem er sich selbst in die Glut stürzte. Obgleich Schlacht und Reich verloren gingen, rechnete ihm die Semitenwelt dieses Opfer zur höchsten Ehre an und bewahrte ihm ein ruhmvolles Andenken. So sendete Agamemnon auf der Fahrt nach Troja seine jungfräuliche Tochter Jfigeneia als Opfer nach dem fernen Tauris, zur pflichtmäßigen Sühnung der Mondherrin; die Athener sendeten jährlich 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen als pflichtmäßiges Opfer zum Feuerherrn (Minotauros) auf Kreta. So weit der Bereich des Semitenthumes sich erstreckte, bei Moabitern und Amalekitern, Jsraeliten und Fönikern, in den Semitenstädten Griechenlands und Siciliens wie in Karthago, findet sich allenthalben die Vorstellung, daß ausreichende Opferungen die höchste Pflicht der Menschen seien und deren ungenügen eine Versündigung, nur zu sühnen durch darbringen der schwersten Opfer. Jn äußersten Bedrängnissen opferten sich die Hohenpriester selbst, ließen sich kreuzigen (dem Wüstenherrn durch verschmachten weihen) oder bestiegen den Scheiterhaufen (dem Feuerherrn zum Opfer). Nach einem verdienstvollen Lebenslaufe zogen sie, wie Moses Aron und Elias, einen ruhmvollen Opfertod dem allmäligen absterben vor, um noch im letzten Athemzuge dem sündhaften Volke als Sühnopfer dienlich zu sein. Der Herr rief sie (im Traume oder in der Verzückung) und nahm sie zu sich im Opfer (4. Mose 20, 26; 5. Mose 34, 6; 2. Kön. 2, 1).

§. 126. Die andere Hauptsünde tief im Wesen der Anwohner des Wüstengürtels, war die Untreue an der anerkannten Übermacht der Heimat, das **Verunreinigen mit fremden Göttern.**

Diese Sünde bestand nicht allein im entziehen der gebürenden Opfer, sondern auch im Bruche des Vertrages, den sie mit ihrem Herrn geschlossen hatten, sowie in der Geringschätzung seiner durch verlassen. Besonders bei den Jsraeliten trafen die Umstände zusammen (§. 41), welche zu dieser Sünde führten und das Volk vielleicht mehr als andere zum wechseln seiner Verehrungwesen bewog. Jedenfalls richteten sich die Klagen ihrer Vorgeschrittenen unaufhörlich wider verunreinigen mit fremden Göttern, obwohl diese Vorgeschrittenen selbst an den Wandlungen theilnahmen, häufig sogar fremde Götter einführten, während das Volk den alten treu blieb. Es ist wesentlich zu bedenken, daß den dunklen Völkern ihre Verehrungwesen

vor allem jederzeitige Nothhelfer sein sollten, anfänglich um den beständigen Raubzügen Erfolg zu sichern oder Speise und Quellwasser zu verleihen, späterhin aber um sie gegen Dürre Pest und Angriffe überlegener Völker zu schützen. So lange diese Verbindlichkeiten erfüllt wurden, d. h. das Volk sich glücklich fühlte, empfingen die Nothhelfer ihre gebürenden Opfer; trat aber Unglück ein und weder flehen noch opfern mochte die Nothhelfer bewegen dem Unglücke ein Ende zu machen, dann verwarf man sie und wendete sich nothgedrungen zu anderen Verehrungwesen; wie die Israeliten solche zu allen Zeiten besaßen oder von den Nachbarvölkern annahmen. Es war das Verhältniß wie noch jetzt im Fetischdienste: der Eigner steht mit seinem Fetische im Vertrag, sie sind Verbündete; der Fetisch soll unter allen Umständen helfen; läßt er es daran fehlen, so wird er fortgeworfen oder vernachlässigt und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Nicht allein aber, daß bei den Israeliten schon die Wanderrichtung von Süd nach Nord (§. 41) das wechseln der Verehrungwesen bedingte, je nachdem man verschiedenartige Übermächte als örtlich berechtigt anerkennen mußte, sondern auch die Vorgeschrittenen führten selbst Wandlungen herbei. Moscheh setzte den JHOH neben den älteren EL und ließ die ELOHIM ganz schwinden; er führte an der Grenze des fruchtbaren Landes den Dienst des Erndteherrn Nissi ein und errichtete die eherne Schlange, das Bild des Wüstenherrn der Ägüpter, welches Jahrhunderte hindurch Verehrungwesen blieb. Aharon führte den ägüptischen Apis=(Kälber=)Dienst ein, der trotz Moscheh bei den Kindern Israels allgemein ward und blieb. Außerdem lebten die Israeliten umgeben von anderen, größtentheils stammverwandten Völkern, mit denen sie in freundlichem wie feindlichem Verkehre standen und von denen sie zu Zeiten unterjocht wurden, deren Götter also mächtiger waren als ihre eigenen. Es lag nahe mit diesen mächtigeren Nothhelfern es zu versuchen, wann die einheimischen nicht helfen konnten oder wollten.

So fanden sich fast zu allen Zeiten starke Gründe, um dem jezeitigen Gotte der Priester abtrünnig zu werden; welche sich vergeblich bemüheten, das Volk abzuziehen von den anderen durch Moses und Aron eingeführten oder den von den Nachbarvölkern angenommenen Verehrungwesen. Die Vorgeschrittenen des Volkes mußten zusehen, wie die Menge alles that, was die Pflichten gegen das höchste Verehrungwesen der Priester verletzte, was ihr Bewußtsein, das Gesetz, als Sünde verbot; es mußten die Priester sich beugen als David den Balsdienst und Salomo den Adonaidienst zum Staatsglauben erhoben. Die Vorgeschrittenen ließen es nicht fehlen an Bemühungen Ermahnungen und Strafreden, konnten aber selbstverständlich nicht

ermöglichen, daß das Volk die trennende Bildungkluft überspringe; mogte das Volk fortschreiten in der Bildung, so konnte es doch die rastlos voranschreitenden Priester und Profeten nicht einholen, denen das Rückständige der Menge, die weite Kluft des Bildungunterschiedes, als Sünde erschien welche sie beklagten und verdammten.

§. 127. Nächst den Pflichten gegen das Verehrungwesen erkannten die Vorgeschrittenen auch **Pflichten der Menschen zu einander,** welche sie in Gesetzen aussprachen, die für sämmtliche Genossen des Verbandes gleiche Geltung hatten. Sie geboten Älternliebe Gastfreundschaft, gleiches Recht für alle, Schutz der Wittwen und Waisen, Unbestechlichkeit und Wohlthätigkeit; verboten dagegen Mord Menschenraub Ehebruch Unzucht Meineid Rachsucht Wucher Zinsnehmen vom eigenen Volke, Betrug u. s. w., alles Handlungen, welche ihre höhere Erkenntniß, erstere als Pflicht, letztere als Sünde bezeichnete und demgemäß mit dem gleichlaufenden Willen des Verehrungwesens in Verbindung setzte.

Den Rückständigen lag es näher, so oft ihr Vortheil bedingte ihre Pflichten unerfüllt zu lassen oder die Sünden zu begehen. Der Königssohn Jonathan befreundete sich mit dem Empörer David wider den eigenen Vater; Absalon erregte Aufruhr wider seinen Vater David, der ebensowohl in Treulosigkeit Ehebruch Mord und Grausamkeit allen Gesetzen Hohn sprach, als Räuber begann und als Unterdrücker endete. Der Mord war verboten, war Sünde und dennoch gewöhnlich bei Hohen und Niederen: räuberische Überfälle anderer Völker, hinmorden der Bevölkerung anderer Städte, veröden der Länder, teuflische Grausamkeiten (2. Sam. 12. 31) wechselten ab mit Gräueln im eigenen Volke. Die Könige Saul David und Salomo würgten hin ohne Rücksicht auf Menschenleben. Ehebruch war etwas Gewöhnliches, die Könige und ihre Kinder (2. Sam. 16. 22) gingen mit den schändlichsten Beispielen voran. Die Priester und Profeten, welche seit Einführung der Königsgewalt die Oberherrschaft verloren hatten, mußten im ohnmächtigen Grimme sehen, wie Könige und Volk durch stetes sündigen den Zorn des Höchsten wachriefen und Unglück als Strafen herbeiführten. Sie waren das Gewissen des Volkes, fanden aber nur auf Augenblicke Gehör, wann anhaltendes Unglück die allgemeine Ermattung und Zerknirschung erzeugt hatte. Diese Veranlassungen mußten um so öfterer eintreten, als die ungünstige örtliche Lage des Landes (§. 41) das Volk in eine endlose Reihe von Kriegszügen verwickelte und das Elend allgemein ward; welches zu allen Zeiten die Bande der Menschenliebe zerreißend, die rückständigsten Zustände

herrschend macht und der Sünde die Gewalt einräumt. Die Vorgeschrittenen, in Verkennung der örtlichen Ursachen, schrieben alles Unheil dem Zorne des Höchsten zu, und da ihnen das Volk in allem rückständig, sündhaft erscheinen mußte, so fand nach ihrer Auffassung auch das unabsehbare Elend des Volkes seine genügende Erklärung in dem maßlos gereizten Zorne des Herrn.

§. 128. Bei fortschreitender Entwicklung des jüdischen Volkes bildeten sich Spaltungen, jemehr die neueren Glaubenslehren der Ägüpter Babeloner Perser und Inder Eingang gewannen; die tief eingreifenden Verschiedenheiten fanden ihren Ausdruck in den Hauptsekten der Farisäer Saducäer und Essäer. Die bei den Essäern eingetretene Erweiterung der Vorstellungen von der Sünde zeigt sich in den **Vorschriften Jesu,** wie die Evangelien sie geben: sie ergänzen nicht allein die Vorschriften Moscheh sondern gebieten auch ganz neues, sogar gegentheiliges. Die zehn Gesetze enthielten nur zwei Gebote (Sabbathfeier und Älternliebe), dagegen acht Verbote; späterhin waren in einzelen zerstreueten Vorschriften eine Anzahl anderer Gebote und Verbote gegeben worden. Jesus ging so viel weiter, daß er gebot (Matth. 6. 24; 19. 21) alles Güterbesitzes, so wie jeder Nahrungsorge sich zu entäußern und zu schenken ohne Beschränkung; ferner (Matth. 5. 5) sanftmüthig zu sein, versöhnlich barmherzig friedfertig und geduldig; er verbot (Matth. 5. 22) die Rache, zürnen, jede sinnliche Begierde, auch (Matth. 5. 34) den Eid, die Heuchelei u. a.; er gebot unbeschränkte Nächstenliebe und legte besonderes Gewicht darauf, daß alles um des himmlischen Vaters Willen geschehen solle, um in sein Reich der Zukunft aufgenommen zu werden und den Strafen der Hölle zu entgehen.

Diese Änderungen im Begriffe der Sünde, durch Jeschuah ausgesprochen, waren tiefeingreifend; denn die Rache welche fest im Gesetze ruhete (Auge um Auge, Zahn um Zahn u. s. w. 2. Mose 21. 24) ward von ihm so stark verneint, daß er gebot dem Verletzer auch die andere Wange zu reichen, ihn zu segnen, für ihn zu bitten u. s. w. Er bezeichnete ferner den Güterbesitz als nachtheilig, deutete ihn als fesselnd an die Sünde, während die Menschen im allgemeinen und seine Volksgenossen im besonderen den Besitz zum nützlichen rechneten, seinem Erwerbe ihr Leben, ihren ganzen Scharfsinn widmeten. Er gebot Entsagungen der härtesten Art, welche den Gläubigen fast aus dem menschlichen Verbande lösen würden, und gestaltete eine völlige Umkehrung der Vorstellungen von der Vergeltung, indem er sie aus dem irdischen in ein zukünftiges Leben verlegte. Er verhieß nicht wie Moscheh u. a. zum Lohne zahlreiche Nachkommenschaft, reiche Erndten,

Kriegsglück, oder zur Strafe Pest Hungersnoth Verwüstung, sondern himmlische Freuden und höllische Qualen, stellte damit die Pflicht und Sünde als das Werk des Einzelen hin, deren Folgen ihn allein treffen, wogegen der ältere Glaube das ganze Volk haften ließ für die Thaten des Einzelen: er löste den Menschen aus seinem Volksverbande und erhob ihn zur Selbständigkeit, zur persönlichen Haftung seinem Verehrungwesen gegenüber.

§. 129. Die Vorstellungen von Pflicht und Sünde erlitten eine fernere Ändrung durch die **Apostel,** namentlich **Paulus;** der zurückgreifend zur altsemitischen Vorstellung des göttlichen Zornes und der blutigen Opfersühne, die Lehre vortrug und zur Geltung brachte, daß Jeschuahs qualvoller Tod als Sühnopfer für die ganze Menschheit gedient und deren Sündenlast getilgt habe, auch fernerhin den Zorn des Höchsten von jedem gläubigen und reumüthigen Sünder abzuwehren vermöge (Röm. 1. 16; 3. 22—24; 4. 5; 10. 9; Galater 2. 16; Phil. 3. 9; Kol. 1. 14 u. 22). Die unmittelbare Verbindung, in welche Jeschuah die Pflichterfüllung wie die Sünde gesetzt hatte mit dem himmlischen Lohne und der höllischen Strafe des künftigen Lebens, ward vom pharisäisch gebildeten Paulus durch die Opfersühne unterbrochen; die aus Urvorstellungen neu belebt, zum entscheidenden Merkmale des Christenthumes erstand, ausgebildet ward und noch jetzt zahlreiche und im übrigen tiefgespaltene Glaubensgenossenschaften gleichmäßig kennzeichnet.

Die dem Christenthume vorangegangenen und auf dessen Gestaltung einwirkenden Religionen der Juden Ägüpter Perser Inder Griechen und Römer hatten alle, auf Grund der Gleichartigkeit des Menschenwesens, den Begriff der Sünde entwickelt als Beleidigung des höchsten Wesens durch gemeinschädliche Handlungen. Sie hatten sämmtlich ihre Gläubigen mit Furcht vor der Rache des Höchsten erfüllt und jedes Mißgeschick in Ursachverhältniß gesetzt zu besonderen Handlungen, welche das ganze Volk oder einzele Genossen begangen oder unterlassen hatten. Sie ertheilten Anleitung wie durch Opfer Gebete Demüthigungen die drohende Strafe abzuwehren sei. Aber erst im Christenthume und hier allein entwickelte sich nach Jesu Tode die Vorstellung, daß der Glaube an ihn und seinen erlösenden Tod genüge, um die Sünden jedes Einzelen zu sühnen, indem sein qualvoller Opfertod den Zorn und die Rache des Höchsten vom Menschengeschlechte abgenommen habe. Die alten Religionen, zumal die des gequälten Judenvolkes, hatten die Menschen in steter banger Furcht erhalten, in ihrem Bewußtsein die zahlreichen Verletzungen der Gebote zu einer drückenden Sündenlast gehäuft, deren qualvoller Tilgung sie in jedem

Augenblicke gewärtig sein durften. Der neue Glaube bot dagegen jedem Einzelen die beruhigende Hülfe, seine Sündenlast ausgleichen zu können durch den festen Glauben an den Versöhnungtod des Stifters welcher genüge, um den befürchten Strafen vorzubeugen. An die Stelle der steten Angst, der begründeteten Furcht vor herben Strafen, die den Gewissenhaften am stärksten peinigten, setzte das neue Christenthum des Paulus die Freudigkeit des Glaubens, die erhebende Hoffnung. Der Mensch durfte mit leichterem Sinne sein Leben gestalten, seitdem er sich in den Stand gesetzt sah seine Sündenlast unabhängig von ihrer Größe, aus eigener Kraft zu tilgen bevor die Strafe ihn ereile. Die beklemmende Angst war gewichen, welche sowohl aus der jüdischen Verknüpfung der Sünden mit irdischen Leiden entstand, wie aus Jesu Verbindung derselben mit Strafen im nachirdischen Leben. Die von Paulus eingeschaltete Versöhnung befreiete den verzweifelnden Menschen von seiner endlosen Furcht; konnte aber den Lauf der äußeren Weltenvorgänge, das Ursachverhältniß zwischen den Handlungen der Menschen und deren Folgen nicht aufheben, also auch die für den Menschen erwachsenden Leiden nicht beseitigen.

§. 130. Die erläuterten Gestaltungen der Begriffe Pflicht und Sünde auf semitischem Grunde waren weder die ältesten noch die einzigen. Vielmehr zeigt sich die Gleichartigkeit des Menschenwesens in der änlichen Gestaltung der **Vorstellungen anderer Völker des Alterthumes,** welche im zusammen leben, durch gleichartige Fähigkeiten und Mängel geleitet, zu den selben Ergebnissen gelangten.

Confucius (Kong-fu-dsü, der berühmte Lehrer der Sinesen im 6. Jahrh. vor Chr. G.) gebot Treue Aufrichtigkeit Gerechtigkeit Elternliebe Mäßigkeit und Mäßigung Bescheidenheit Wohlthätigkeit Würde Zuverlässigkeit Sinnesreinheit Verzichtung auf Ehre und Reichthum wenn ihr Besitz der Tugend widerstehe, Einfachheit Streben für das Gemeinwohl Nächstenliebe Vorsicht Unschuld Schweigsamkeit Unabhängigkeit Aufopferung-Bereitschaft; verbot Rachsucht Selbstsucht Neid Geschwätzigkeit und Verläumdung. Er erkannte dagegen keine Beleidigung des Höchsten und keine Sühnung, sondern lehrte: „Du kannst dich schützen durch deine Handlungen gegen das Unglück das vom Himmel kommt; du kannst aber nie dem entfliehen was du dir zuziehst durch eigene Schuld".

Buddha (Sakjamuni, Lehrer der Hindu im 4. Jahrh. vor Chr. G.) gebot Entsagung der Ehe und des Güterbesitzes, Wohlthätigkeit, Meidung äußerer Gebräuche, Befleißigung der Gesetzbefolgung statt der Opferungen, Erkenntniß der Pflichten des Menschen Ergebenheit Bescheidenheit Elternliebe Nüchternheit Dankbarkeit Geduld Einfachheit

Unerschütterlichkeit Heiterkeit Selbstüberwindung Achtung der Lehrer Schonung der Untergebenen; er verbot die Tödung irgend eines lebenden Wesens, Diebstahl Nothzucht Ehebruch Lüge, den Genuß berauschender Getränke des Weines Opiums o. a. Zorn und schelten, Geschwätzigkeit Neid Habgier böse Wünsche Götzendienst u. a. Jede Verletzung bezeichnete er als Sünde, als Beleidigung des Höchsten, der im Erdenleben wie nach dem Tode in der vierfachen Hölle strafen werde.

Zoroaster (die Zarathustra, eine Folge von Oberpriestern der Altperser, vom 12. bis 5. Jahrh. vor Chr. G.) gebot: Reinheit der Gedanken Worte und Werke, Gehorsam Wahrheit Menschenliebe Versöhnlichkeit Demuth Gerechtigkeit; er verbot: Stolz Eitelkeit Frechheit Übermuth Habgier Gewaltthätigkeit Zorn Neid Bosheit Lüge Verachtung Streitsucht Raubsucht Hinderung des Guten oder Förderung des Bösen Ehebruch Verführung Wortbruch Lüge. Der Begriff Sünde war bei den Persern am stärksten entwickelt, das Schuldbewußtsein (Gewissen) drückte sie bis zur Zerknirschung; ihre heiligen Schriften sind erfüllt von Klagen über ihre Sündhaftigkeit und von Gebeten um Schonung und Entsündigung.

Bei den Griechen und Römern erschien kein Lehrer von so allgemeiner Geltung und so weitreichender Bedeutung wie die Vorgenannten. Es läßt sich kein Einzeler als Darsteller des vorwaltenden Glaubens bezeichnen, sondern die gangbaren Vorstellungen sind zerstreut in verschiedenartigen Schriften; von denen überdies die hauptsächlichsten nur die Vorstellungen einzeler ausgezeichneter Männer wiedergeben, die nicht allein von den gangbaren abwichen, sondern ihnen zum Theile entgegen gesetzt waren. Bei beiden Völkern waren die Begriffe Pflicht und Sünde von der arischen Urheimath her stark entwickelt; von den älteren Zeiten war die Vorstellung herrschend, daß durch bestimmte verbotene Handlungen die höchsten Verehrungwesen beleidigt würden und der Übertreter ihre Rache und Strafe zu gewärtigen habe. Auch bei ihnen erscheint die älteste Pflichtform im darbringen der gebürenden Opfer; demnächst tritt sehr stark hervor die ganze Reihenfolge der gemein menschlichen Pflichten; unter diesen voran, die arische Grundlage kennzeichnend, das Treuwort, dessen Geltung bei den Hellenen in dem Maße abnahm wie die einwandernden Semiten und Semiten-Mischvölker (Föniker, Joner u. a.) das Wesen der Hellenen veränderten. Bei den Römern, weniger durch östliche Mischungen erweicht, blieb das Treuwort als Pflichtgebot länger in Geltung. Der Bereich der Sünde ward bei beiden Völkern mit zunehmender Erkenntniß erweitert, es fielen ihm Handlungen zu (Blutrache Menschenraub u. a.),

die vordem als Pflicht galten und keineswegs als Beleidigung der Verehrungwesen angesehen worden waren.

§. 131. Das **Christenthum** schuf nicht die Begriffe Pflicht und Sünde, sondern empfing sie von den andersgläubigen Völkern (Juden und Ägüptern Persern und Indern) beeinflußt durch griechische und römische Vorstellungen. Dagegen entwickelte es in sich den Glauben, daß der Opfertod Jesu die Sündenlast jedes Menschen zu tilgen vermöge, sofern der Sünder den innigen Glauben hege und reumüthig seine Sünden bekenne. Dieses Bekenntniß, die Beichte, war auch bei den Alt-Agüptern u. a. gebräuchlich gewesen und herrschte bei den Juden; allein die Sühnung der Sünde mußte jedesmal durch dargebrachte Opfer geschehen. Diese Opfer wurden im Christenthume beseitigt durch den Glauben der Kreuzestod sei ein so umfassendes Opfer gewesen daß es für immer alle Sünden zu tilgen vermöge. Dieses Opfer mußte um so mehr an Bedeutung gewinnen, als im 4. Jahrhunderte Jeschuah im Glauben der Christen vom Profeten und Gesalbten des Herrn zum Gottessohne erhoben ward, zur zweiten Person in der Gottheit; seitdem also geglaubt wurde, daß der Höchste durch Opferung des eigenen Wesens in seinem Sohne das höchstmögliche Opfer gebracht und die umfassendste Sühne in und durch sich selbst vollzogen habe.

Die nächste Folge war daß die geängstigte Menschheit von der unablässigen Furcht vor der Rache des Höchsten erlöst ward. Nebenher ward auch beseitigt das bis dahin gerechtfertigte streben der Menschen, durch Orakel Profeten und Priester im voraus Kenntniß zu erlangen von der eintretenden Rache und Strafe der zürnenden Übermächte; denn jetzt lag es in der Macht der Gläubigen selbst, lediglich durch den Glauben an den Kreuzestod des Gottessohnes den Zorn und die Rache des Höchsten zu besänftigen und die verdiente Strafe abzuwenden.

So erhebend diese Vorstellung auch wirkte, so war sie doch keineswegs in jeder Beziehung günstig, denn sie minderte das streben nach Meidung der Sünde, erschlaffte die Thatkraft und das Gefühl der Verantwortlichkeit. War der Glaube ausreichend jedes Sündenmaß zu tilgen, so konnte es auch gleich sein welche Sündenlast man sich aufbürde; wenn der Glaube das sicherste und wirksamste Mittel zur Seligkeit war, wozu dann die Pflichterfüllung, mühsames handeln, kämpfen für das Gute, da müheloses glauben und beten völlig ausreiche? In dieser Beziehung wirkte die Versöhnunglehre sehr nachtheilig ein auf die christlichen Völker, indem sie sowohl der Rohheit wie der Erschlaffung Vorschub leistete. Die thatlustigen rückständigen Mitglieder überließen sich unbekümmert der Zügellosigkeit, in der festen

Überzeugung, daß der Glaube an Jesu Versöhnungtod alles tilge, möge das Maß der Sünden klein oder groß sein. Die milden Vorgeschrittenen dagegen überließen sich dumpfer Trägheit, emsigen Grübeleien und dem ängstlichen bemühen im Glauben an den Versöhnungtod Jesu das Äußerste zu leisten. Beide Menschennaturen, welche die Mehrzahl der Christen beseelten, hielten sich fest überzeugt auf dem rechten Wege zur himmlischen Seligkeit sich zu befinden. Diese Lehre, welche zu allen Zeiten nachtheilich einwirkte auf die Sittlichkeit und Thatkraft der Christen, hätte eine völlige Entsittlichung zur Folge haben können, wenn sie unbeschränkt zur Herrschaft gelangt wäre. Es standen aber ihrem Einflusse entgegen: die Unverwüstlichkeit des Menschenwesens, das wirken der beibehaltenen heidnischen Strafgesetze und die Schranken welche die Priester sich veranlaßt fanden aufzurichten, um der einreißenden Sündenflut zu wehren.

§. 132. Die Priester stellten den Glaubenssatz auf, daß es nicht jedem einzelen überlassen bleiben dürfe, die Sündentilgung durch den Glauben selbst zu vollziehen, sondern dazu ihre Vermittelung nöthig sei, wie beim Opfer- und Orakeldienste früherer Zeiten. Sie lehrten ferner daß der Versöhnungtod Jesu, sammt den über die Pflicht hinausreichenden verdienstlichen Werken der Heiligen, einen **Gnadenschatz der Christenheit** (der Kirche) bildeten, den die Priesterschaft allein berufen sei für die Kirche zu verwalten und daraus dem einzelen Heilsbedürftigen zu spenden je nach dem erkannten Bedürfnisse. Sie entzogen die Sühne der Willkür des Einzelen, machten die Spendung der Sündenvergebung abhängig von dem aufrichtigen Bekenntnisse der begangenen Sünden (der Beichte), von der ungeheuchelten Reue und der Ausübung ausgleichender guter Handlungen. Wie die Lehre Jesu, daß jeder Einzele für seine Sünden hafte, eine Verbesserung der altjüdischen war die das ganze Volk für die Sünden Einzeler büßen ließ; wie darauf Paulus durch die Lehre vom Versöhnungtode die früheren Vorstellungen Jesu von der unausbleiblichen und ewigen Bestrafung der Sünder milderte und verbesserte; so muß auch das priesterliche einschreiten wider die ungezügelte Sündentilgung als eine Verbesserung anerkannt werden, als eine rettende That, welche die Christen gegen zunehmende Verwilderung schützte.

Dieser Kampf der christlichen Priesterschaft wider die willkürlichen Ansprüche der Einzelen auf den Gnadenschatz der Kirche war jedoch ein ungleicher und ungenügender. Die Priesterschaft war ungünstig gestellt, denn sie mußte im Bereiche der ganzen Christenheit durch ihre einzelen Mitglieder sich vertreten lassen, welche den Mängeln des Menschenwesens in verschiedenster Weise ausgesetzt, je nachdem

ihre Befugnisse abweichend von einander ausübten. Die Priester vermogten nicht allwissend in das Innere des Gnade suchenden zu blicken, um die Aufrichtigkeit des Schuldbewußtseins und der Reue zu erkennen; sie mußten unabsichtlich die Heuchelei fördern und ihr spenden aus dem Gnadenschatze der Kirche zu einer äußeren Handlung entwürdigen lassen. Auch konnten sie die zur Sühne verlangten guten Werke nur in Versprechungen entgegen nehmen und selten hinterher ermitteln, ob sie gehalten worden seien, ob der Sünder das entsprechende Maß an guten Handlungen geleistet habe. Die Priesterschaft hatte also weder die Sicherstellung, daß sie den Gnadenschatz nur den Würdigen eröffne, noch daß der Gesühnte die nothwendige Gegenleistung erfülle; in vielen Fällen mußte sie sogar die betrübende Wahrnehmung machen, daß sie betrogen worden sei.

Die Schranke, welche die Priesterschaft dem drohenden Sittenverderben entgegen gestellt hatte, konnte der wohlgemeinten und wohlbedachten Absicht nicht genügen; die Erkenntniß des ungleichen unbefriedigenden Kampfes mußte erschlaffend auf die Priester im Allgemeinen, niederbeugend aber auch spornend auf die Vorgeschrittensten unter ihnen einwirken. Letztere strengten sich an Aushilfen zu entdecken und in Ausübung zu setzen, zunächst wider die willkürliche Benutzung der Sündenvergebung, namentlich wider das beliebige verschieben der Tilgung; gewählt um zu irgend einer bequemen Zeit in einer Handlung die angewachsene Sündenlast abzuwälzen; wie es Könige und Hochgestellte thaten, welche die Taufe und die Beichte bis zum Tode aufschoben, um die Freiheit des Heidenthumes im Leben zu genießen und endlich auf dem Todbette entsühnt, in voller Reinheit zum Himmel einzugehen. Es war allerdings folgerichtig, den Sterbenden von seiner Sündenlast zu befreien, aus seinem Bewußtseine die quälenden Vorstellungen und Befürchtungen zu tilgen. Allein wenn damit das ganze Leben gesühnt werden sollte, so verzichtete die Kirche auf die Ausgleichung durch gute Werke; denn nur die wenigen Wohlhabenden waren im Stande durch Vermächtnisse gute Werke zu veranlassen, die nach ihrem Tode in der Armen- und Krankenpflege, Ausbreitung des Glaubens, in Kirchen- und Schulbauten von Anderen für sie ausgeführt werden konnten. Das bemühen der Priester, vom Lebenden wie vom Sterbenden Vermächtnisse zu erlangen zu Gunsten guter Werke, war und ist demnach ein berechtigtes und pflichtgemäßes, ist eine richtige Anwendung der Forderung, daß der Gläubige zur Tilgung seiner Sünden nicht ausschließlich auf den Gnadenschatz der Kirche sich verlasse, sondern auch sich selbst helfen solle durch gute Werke; daß es nicht genügen solle die Last abzuwälzen durch Bekenntniß und Reue, deren Aufrichtigkeit Niemand erkennen könne. Die Priester vertraten

die berechtigte Forderung der Menschheit, daß jedes Mitglied, welches durch seine Handlungen dem Wohle Aller geschadet habe, also an ihr sich versündigte, dafür durch andere Handlungen zum Gemeinbesten die Ausgleichung erwirke. Die Irrthümer der Priester im feststellen dieser ausgleichenden guten Werke können nicht das Berechtigte der Forderung entkräften. Um der Verschiebung der Sühnhandlung bis zum sterben vorzubeugen, fand sich die Priesterschaft gemüßigt Fristen vorzuschreiben, innerhalb welcher jeder Einzele zur Sühne (Beichte oder Abendmahl) schreiten solle; sie waren ferner genöthigt bestimmte gute Werke vorzuschreiben und solche ehemöglichst, am besten sofort leisten zu lassen um der Erfüllung sicher zu sein. Die Beichtfristen konnten gleichmäßig für die ganze Christenheit vorgeschrieben werden, aber nicht die guten Handlungen, welche nach Zeit und Ort verschiedener Art sein durften. Da aber hiebei die Einsicht der einzelen Priester maßgebend sein mußte: so konnten zahllose Irrthümer und Fehlgriffe nicht ausbleiben.

Aber auch hierin trat eine Besserung ein, je mehr die allgemeinen Zwecke der gesammten Christenheit vorangestellt und die ausgleichenden guten Werke darauf angewiesen wurden; wie es folgerichtig geschehen mußte, da der Heilsbedürftige die Sühne aus dem Gnadenschatze der gesammten Christenheit empfing. Die Erfordernisse der Christenheit waren aber im Laufe der Jahrhunderte von verschiedener Dringlichkeit: anfänglich ging die Stiftung christlicher Kirchen, Klöster und Klosterschulen allem voran; denn es handelte sich zunächst um Ausbreitung des Glaubens im Inneren der bekehrten Völker und nach außen unter den Heiden. Späterhin ward die europäische Christenheit von der Vorstellung erregt, daß an den heiligen Orten Palästinas die Büßung der Sünden am ausgiebigsten geschehen könne. In Folge dessen erschienen Wallfahrten nach dem heiligen Lande, selbst oder durch Stellvertreter vollführt, als besonders rathsame Sühnwerke. Als die Wallfahrer bedrückt wurden und die muhammadanischen Völker begannen die Christen des Morgenlandes zu bedrängen, reifte in Europa der Entschluß ihnen Jerusalem zu entreißen. Es wurden Kreuzzüge (11. Jahrh. nach Chr. G.) begonnen, und die Theilnahme daran ward als das dringlichste der guten Werke erklärt; in der Art ausführbar, daß Jeder der nicht selbst als Streiter hinziehen könne oder wolle, einen Stellvertreter sende oder Geld beitrage zur Ausrüstung eines Kreuzfahrers. Nachdem die Kreuzzüge zum Nachtheile der Christen geendigt hatten, drangen die Muhammadaner stärker auf Europa ein, ihre Flotten beunruhigten das Mittelmeer, sie landeten verheerend und erobernd an den Küsten, stürzten das griechische Kaiserreich, bedroheten Italien und sogar Rom, die Hauptstadt der christlichen Priesterschaft.

Es bedurfte des angestrengtesten Widerstandes um die Christenheit zu schützen, und so war es das dringlichste der guten Werke für den Bereich der römischen Christenheit, Beisteuern zum Kriege wider die Muhammadaner zu leisten.

Je mehr die römische Christenheit ihre guten Werke auf bestimmte Gesammtzwecke hatte richten müssen, namentlich solche die im Süden erreicht werden sollten, desto mehr war Rom der Sammelplatz für die Beisteuern geworden und hatte dort die Verfügung über das Ganze getroffen werden müssen. Vom Papste ging die Bestimmung aus, welche guten Werke die dringlichsten seien und wie die eingehenden Gelder verwendet werden sollten. Dieses herrschen vom Mittelpunkte aus war zweckmäßig, so lange es sich handelte um den Widerstand der ganzen Christenheit gegen gemeinsame äußere Feinde; sie dauerte jedoch länger als hierzu nöthig war und verfiel dadurch der Rückbildung. Als die Bedrängniß aufhörte verblieb die Vorstellung, daß alles was der Papst als dringlich bezeichne, der Gegenstand der guten Werke aller römischen Christen sein solle. Da aber die Päpste nach beendigten Türkenkriegen, als Fürsten des Kirchenstates mit anderen italienischen Fürsten in Krieg geriethen, selbst sogar Kriege anstifteten um ihre Statsgewalt zu erweitern: so ließen sie für diese dringlichen Bedürfnisse des Statsherrschers diejenigen Beisteuern einfordern, welche den Zwecken der gesammten Christenheit gebürten. Außerdem benutzten sie das Geld, um Rom durch Kunstwerke zu verschönern, einen prunkenden Hofstat zu unterhalten, große Unternehmungen zu beginnen, welche weitaus die Steuerkraft des Kirchenstates überstiegen und der Beisteuern aus der ganzen Christenheit bedurften. Als jedoch diese Gelder, welche als Mittel zu guten Werken von Reumüthigen eingingen, nicht ausreichten um die großen Unternehmungen (Bau der Peterskirche u. a.) rasch genug auszuführen, entschlossen sich die Päpste, die Beitreibung mittelst der Sündenvergebung den Gemeindepriestern aus der Hand zu nehmen und durch eigene Bevollmächtigte die Länder durchreisen zu lassen, um den Gnadenschatz der Kirche als Ablaß zu spenden, den Jeder im beliebigen Maße empfangen könne, wenn er die Sünde bekenne und in einer verhältnißmäßig festgestellten Geldleistung ein ausgleichendes Werk verrichte. Damit ward die Sündentilgung allerdings ergiebiger für die kostspieligen Unternehmungen in Rom; allein sie hörte auf ihre Bestimmung zu erfüllen. Aus den Kirchen verlegt auf den Markt und die Landstraße, aus der Pflege würdiger Priester in die Hände marktschreiender Mönche, hörte sie auf die Schranke zu sein wider die ungezügelte und frevelhafte Abschüttelung des Schuldbewußtseins. Der Ablaßhandel brach die Schranke nieder, die Priesterschaft war empört zum Widerstande gereizt Angesichts

der hereinbrechenden Verwilderung. Der Ablaßhandel gab Luther den Anstoß zum Abfalle, der an vielen Orten die Ausscheidung aus dem römischen Glauben zur Folge hatte.

Diese Erschütterung führte dahin, beide Abtheilungen zu veranlassen ihre Vorstellungen über die Sünde zu begrenzen und allgemein verständlich zu fassen; wobei die Katholiken zunächst dazu schritten, die durch den Ablaß niedergeworfenen Schranken aufzurichten, indem sie die Verwaltung des Gnadenschatzes der Kirche den festen Priestern wiederum anvertraueten. Beide Abtheilungen beharrten dabei den Begriff Sünde festzuhalten als Beleidigung Gottes durch verbotene Handlungen; sie behielten auch gleichmäßig die Überzeugung, daß der Sünder in diesem und dem künftigen Leben Strafen zu erwarten habe und daß der Kreuzestod Jesu ein blutiges Opfer so umfassender Art gewesen sei, daß er vermöge, den Zorn und die Strafe Gottes von der gesammten sündigen Menschheit abzuwenden. Soweit blieben sie einig, trennten sich aber bei Feststellung der Bedingungen unter denen die sühnende Tilgung zu gewärtigen sei, auch in Betreff des Gnadenschatzes: Die Evangelischen leiten die Sühnung und Erlösung ausschließlich aus dem Verdienste Jesu her, während die Katholiken außerdem die Verdienste der Heiligen zum Gnadenschatze rechnen; erstere fordern Reue und nachfolgende Besserung, innere Wiedergeburt, messen aber dem Glauben an Jesu die Sühne bei, wogegen letztere Reue, Bekenntniß (Beichte) und gute Werke fordern und das Verdienst des Erlösertodes Jesu nur in sofern zur Rechtfertigung, zur Begnadigung des Sünders wirksam denken, als dessen innere Wiedergeburt und die guten Werke daraus entspringen.

§. 133. Es zeigt sich in dem **Verlaufe der Fortbildung,** daß die Vorstellungen und Begriffe bezüglich der Pflicht und Sünde aus den einfachsten Verhältnissen zur weitreichenden Manchfachheit sich fortgebildet haben; daß sie in den gleichartigen Fähigkeiten des Menschenwesens wurzelnd, zu den verschiedensten Zeiten bei alten Bildungvölkern entstanden und menschlich sich fortbildend zu den jetzt herrschenden Überzeugungen führen konnten. Die einfachste Beobachtung der örtlich herrschenden Übermächte (Thiere Wüstensturm Waldbrand u. a.) rief die Überzeugung hervor, daß darbringen von Opfern (Fleischspeisen) Pflicht sei, um durch Hingabe eines Theiles das Ganze zu retten. Eintreten der Rache des Verehrungwesens, selbst wenn der Mensch genügend geopfert zu haben glaubte, führte ihn dazu die Wünsche des Höchsten durch Orakel, Verzückungen u. a. zu erforschen. Die Erkundung der außersinnlichen Welt durch Verzückungen führte die Vorgeschrittensten ihrer Zeit dazu, die Ergebnisse ihres Nachdenkens

im Augenblicke der unbewußten Verzückung als höhere Eingebung aufzufassen und zu verkünden; wobei der eigene Abscheu gegen die rückständigen Gewohnheiten des Volkes als Verbote der Offenbarung ihren Ausdruck erhielten. Die Ungleichheit der Fortbildung schied jederzeit die Völker in Vorgeschrittene und Rückständige; von denen erstere die rückständigen Handlungen der letzteren als schädlich erkannten und ihren eigenen Abscheu auch beim Verehrungwesen voraussetzend, die schädlichen Handlungen als Beleidigung des Höchsten, als Sünde bezeichneten, wofür seine Rache, die Strafe, zu befürchten sei.

Das Gebiet dieser Handlungen ward erweitert in dem Maße wie die Erkenntniß der Vorgeschrittenen zunahm und dadurch eine wachsende Menge von Handlungen ihnen als rückständig erschien, welche sie sich verpflichtet fühlen mußten als sündhaft zu bezeichnen, zu warnen vor ihrer Begehung, als den Höchsten beleidigend und seine Strafe herbeiführend. Bei den alten Völkern in der Wüstennähe findet sich der Begriff Sünde in Verbindung mit dem der qualvollen Sühne durch Opfer, letztere gefolgert aus der verzehrenden menschenfeindlichen Art der erkannten örtlichen Übermächte; deren Beleidigung durch die Sünden des Volkes in der Weise versöhnt werden sollte, welche ihnen am angemessensten zu sein schien, nämliche blutige qualvolle Opferungen werthvollster Art, mit freudigem Gehorsame dargebracht. Beim Übergange aus dem Judenthume in das Christenthum trat eine Verbesserung ein, indem Jeschuah die in den israelitischen Vorstellungen gedachte Haftung des ganzen Volkes für die Handlungen der Einzelen aufhob, als er Jeden selbständig für sein thun und lassen verantwortlich machte und die Vergeltung auf das nachirdische Leben anwies. Dieser Erhebung des Menschen aus der Haftung für die Handlungen seiner Genossen folgte eine gleiche durch Paulus, der die quälende Furcht des sündigen Menschen vor der Hölle beschwichtigte durch die Aussicht auf Tilgung der Sünde durch den Glauben an Jesus und seinen Erlösertod. Den hieraus erwachsenden Nachtheil, daß die erleichterte Sündentilgung der Verwilderung Vorschub leistete, suchte die Priesterschaft aufzuheben, indem sie die Spendung der Sündenvergebung auf ihren Verband beschränkte und von angemessenen Vorbedingungen abhängig machte, nämlich vom Bekenntnisse (der Beichte), der Reue und der Verrichtung ausgleichender guter Werke; indem sie ferner der Willkür der Einzelen vorbeugte durch Bestimmung der Zeitabstände, innerhalb derer die Beichte und Sühnung zu wiederholen sei. Die Verhältnisse führten dazu, die guten Werke in Geldleistungen umzuwandeln, welche anfänglich zur Ausbreitung des Glaubens verwendet wurden, zu Kreuzzügen und Türkenkriegen, je nachdem die Priesterschaft in ihren Häuptern zu Rom die überwiegende Dringlichkeit eines

Zweckes bezeichnete. Späterhin wurden die Gelder nicht mehr zu jenen Gemeinzwecken der Christenheit verwendet, sondern zu Kriegen und Unternehmungen, welche die Päpste als Fürsten des Kirchenstates wählten. Als das eingehen der Gelder durch das über die ganze römische Christenheit ausgebreitete Priesterheer nicht genügte zu den gesteigerten Erfordernissen, suchten die Päpste durch Einrichtung des Ablaßhandels rascher zum Gelde zu gelangen. Diese Niederreißung der Schranken, welche die Vorfahren wohlbedächtig der Verwilderung entgegengestellt hatten, führte zum Abfalle der Evangelischen; welche im wesentlichen auf den Standpunkt des Paulus zurückgingen, während die Katholiken sich beeilten, durch abschaffen des Ablaßhandels die Schranken wieder aufzurichten wider drohende Verwilderung.

Jede Form, in der die Vorstellungen über Sünde und Sühne im Christenthume sich gestalteten, ist folgerichtig nach der altsemitischen Grundlehre dahin entwickelt, daß der Kreuzestod Jesu ein Sühnopfer für die Sünden der Menschheit gewesen sei; aber nicht auf die vorhergegangenen Sünden angewendet, sondern auf die dem Opfer folgenden, in der Art daß jeder gläubige Christ jenes Opfers zur Erlösung von seiner Sündenlast theilhaftig werden könne. Die Stufenfolge, in der diese Vorstellung aus den kleinsten Anfängen sich entwickelte, stellt sich demnach dar wie folgt:

die Menschen erkannten örtliche Übermächte, deren verderbliches wirken sie durch freiwillige Spenden zu verhüten suchten;

sie erkannten diese Opferungen als Pflichten, deren unterlassen als Beleidigung der Übermacht, als Sünde, welche die Rache und Strafe derselben herbeiziehe;

die Vorgeschrittenen erkannten auch gemeinschädliche Handlungen der rückständigen Menge als Übel herbeiführend, also straffällig im Urtheile der Übermacht, welche die entsprechenden Übel sende;

die Vorgeschrittenen deuteten Landplagen oder gemeinschädliche Übel als Zornausbrüche und Rachehandlung der höheren Macht, die nur durch Steigerung der Opfer gesühnt werden könne, welche dem augenscheinlichen Begehren der grimmigen Übermacht gemäß im töden von Menschen und Thieren bestehen solle;

anhalten oder wiederkehren der Übel obgleich man ausreichend geopfert zu haben glaubte, führte zu Steigerungen des Sühnopfers, dessen Wirksamkeit um so größer gedacht wurde, je werthvoller das dargebrachte Wesen (Kind Erstgeborener Jungfrau Thronfolger Fürst Hohepriester Profet) und je qualvoller die Opferweise sei im lebend verbrennen oder verschmachten am Kreuze u. a.;

im Verhältnisse wie die Bildung fortschritt, mußte die Kluft zwischen den Voranschreitenden und der rückständigen Menge sich er=

weitern; während die Erkenntniß jener sich schärfte, hatten diese in den verwickelten Verhältnissen um so mehr Gelegenheit ihre Rückständigkeit in Sünden zu bethätigen; die Vorgeschrittenen erkannten ein zunehmendes Sündenmaß des Volkes und steigerten die Anforderungen an das zur Tilgung erforderliche Sühnopfer, bis sie durch die Lehre des Paulus, bei den Priestern des vierten Jahrhunderts in der Vorstellung gipfelten, daß Jesus als gekreuzigter Gottessohn das erforderliche höchstmögliche Sühnopfer gewesen sei.

Diese höchste Gestaltung der Opfervorstellung herrscht gegenwärtig im Glauben der christlichen Europäer und beruht, gleich den erläuterten früheren Stufen auf der ursprünglichen Form der Gottesvorstellung,

> daß jede Übermacht, welche örtlich den Menschen bedrohe und gefährde (Thier Waldbrand Wüstensturm Sonnendürre u. a.) von menschenähnlichem Willen beherrscht werde, Zorn und Rache walten lasse wenn ihre Wünsche und Begierden nicht erfüllt seien; daß sie aber sich versöhnen lasse dadurch daß ihnen im ausreichenden Maße geopfert werde.

Daß dieses begehren auch in der höchsten Gestaltung gedeutet wird als auf qualvolles Opfer (Kreuzestod) gerichtet, zeigt zurück auf den ältesten Grundzug der semitischen Übermächte, auf verzehren und genießen lebender Wesen, sei es im Brandopfer wie der Feuerherr es liebte, oder im Kreuzigungsopfer und verschmachten wie dem Wüstenherrn genehm war. Es spricht sich auch der noch ältere Grundzug darin aus, daß die Übermacht, das höchste Wesen der Semiten, als ein lediglich verderbliches Wesen aufgefaßt ward, dessen Hauptbeweggründe Zorn und Rache seien; so schwere qualvolle Opfer vom Menschen verlangend, daß nur die ärgste Schadenfreude daraus einen Anlaß zur Versöhnung entnehmen könnte. Der Mensch erkannte seine Übermächte aus ihren Erscheinungen und Bethätigungen, deutete ihre plötzlichen und verderblichen Einflüsse in menschenänlicher Weise als aufflammenden Zorn und heftige Rache, die nur in grimmiger Schadenfreude zu befriedigen sei. Der Mensch setzte, wie seine Fähigkeiten und Mängel es bedingen (§. 15), sein Inneres in die Außenwelt, übertrug die Eindrücke welche seine Übermächte in ihm erregten, als Vorstellungen und Gestaltungen in die sinnliche wie die außersinnliche Welt und übertrug sein eigenes Wesen auf seine Götter; woraus in fortgehender Entwicklung, von den rückständigsten Anfängen die noch jetzt herrschenden Vorstellungen erwuchsen, über Pflichten Sünde und Sühnung. Die Fortbildung der Opfervorstellung hat in letzterer ihren Gipfelpunkt erreicht; dagegen sind die Begriffe der Pflicht und Sünde jeder Erweiterung fähig, welche die zunehmende Erkenntniß

schaffen wird. Der Begriff Sünde als Beleidigung des höchsten Wesens bleibt jedoch abhängig von den ferneren Gestaltungen des Gottesglaubens, steht und fällt mit diesem.

§. 134. Die Erkenntniß der rückständigen Menschen, daß sie sündhafte Handlungen begangen und dafür die rächende Vergeltung der grimmen Übermacht zu befürchten hatten, erzeugte qualvolle Angst, besonders zu solchen Zeiten wann die vorgeschrittenen Priester ihnen die Verbote und Übertretungen ins Gedächtniß riefen und sie durch Bezugnahme auf erlebte Übel daran erinnerten, wie schwer die Rache des Grimmigen durch Niederlage Pest Hungersnoth u. a. zu strafen vermöge. Dieses Schuldbewußtsein, das **Gewissen**, mußte sich schärfen je mehr die Erkenntniß des Menschen wuchs, sein Gedächtniß sich erweiterte und zunehmende Entwicklung seines Verstandes ihn befähigte, auch ohne Ermahnung der Priester den Zusammenhang der Erscheinungen in der erlernten Weise zu erforschen. Je nach der Bildungstufe der Einzelen findet sich dieses nachdenken bei jedem Menschen in abgemessener Schärfe; schon auf der rückständigen Form der Erinnerung an früher empfangene Strafe für eine besondere That, deren selbst die Thiere fähig sind, bis zur höchsten Form der Vorgeschrittenen, in der schmerzlichen Erkenntniß daß eine begangene That oder die Unterlassung einer Handlung nicht im Einklange stand mit der erreichten Bildungstufe. Man nennt die schmerzliche Erinnerung, welche rückblickend auf vergangenes erwacht, auch warnend vor zukünftigem sich vernehmen läßt, das Gewissen des Menschen; bezeichnet aber damit nicht eine streng geschiedene Fähigkeit, sondern lediglich eine besondere Äußerung der menschlichen Erkenntniß und des Gedächtnisses; änlich wie man, neben dem Verstande redet von Urtheilskraft Witz Scharfsinn Einbildung und Vernunft, die nicht geschiedene Fähigkeiten sind, sondern nur unterscheidbare Äußerungen und Anwendungen des Denkens.

Das Gewissen bildete sich, sobald der Mensch Pflichten erkannt hatte die er seinen Übermächten schuldete. Hatte er versucht an den Opfern zu sparen, so mahnte ihn sein Gewissen; er wußte daß er gesündigt habe, schwebte in Furcht vor der Strafe und suchte die begangene Sünde auszugleichen, sobald ein schädlicher Vorgang drohete oder eintraf. Wie im Einzelen so lebte auch das Gewissen im ganzen Stamme, am stärksten in den Vorgeschrittenen, welche in der Erkenntniß voran eilend um so ergreifender das Schuldbewußtsein hegten, nicht allein des eigenen thuns und lassens, sondern noch mehr des rückständigen Volkes. Dem geschärften Stammgewissen der höhergebildeten voranschreitenden Priester mußte das steigende Sündenmaß der

Menge erscheinen als würdig der grimmigsten Rache des Höchsten. Da sie die verheerenden Wirkungen dieser Rache aus den erlebten Landplagen kannten: so hielten sie sich in ihrem Gewissen gedrungen, die schwersten Opfer nicht zu scheuen, um der grimmen Vergeltung der Sünden vorzubeugen. In der Überzeugung daß die Opferungen durch besänftigen des Höchsten den Landplagen vorbeugten, welche das ganze Volk hätten ausrotten können, fühlten sich die Vorgeschrittenen in ihrem Gewissen nicht allein gerechtfertigt sondern auch gedrungen, Menschenopfer jeder Art willig darzubringen, die Erstgeborenen jedes Ehepares, die eigenen Verwanten und Freunde, die Ältesten und ganze Abtheilungen des Volkes; je nachdem das drohende oder bereits eingerissene Unheil es zu fordern schien. Jedes Opfer, auch wenn es tausende Menschenleben kostete, Brüder Freunde und Nächste (2. Mose 32. 27 u. 28) oder wenn alle Obersten aufgehängt (gekreuzigt) werden mußten (4. Mose 25. 4) war ein geringes im Vergleiche zu der Menschenzahl die erfahrungmäßig der Herr in seinem Grimme fressen konnte, wenn man ihn nicht versöhnte durch solche Opfer (4. Mose 16. 32; 2. Sam. 24. 15). Das Gewissen Moses wie seiner Leviten fühlte sich völlig beruhigt bei zahlreichen Menschenopfern; denn ihre Furcht wie die des Volkes war um so mehr von ihnen genommen, je schwerer also wirksamer das dargebrachte Sühnopfer gewesen war.

Die Wirksamkeit des Gewissens, als Äußerung der Erkenntniß des Gedächtnisses und Verstandes, mußte allen Wandlungen folgen, welche das Menschenwesen in seiner Fortbildung durchlebte. Die Geschichte älterer wie neuerer Zeit lehrt, daß die Gewissen der Völker wie der einzelen Menschen so verschieden sind wie ihre Erkenntniß, und daß das Gewissen nur dann mahnt wenn der Verstand eine Handlung als sündhaft oder Strafe herbeiführend erkennt. Wie Moscheh keine Gewissensbisse fühlte als er 3000 des Volkes hatte niedermetzeln lassen, vielmehr sein Bewußtsein (das Orakel 2. Mose 32. 34) ihm sagte, daß die Sühnung eigentlich noch größere Opfer verlange, der Herr nicht völlig dadurch versöhnt worden sei, sondern noch weitere Bestrafung zur gelegenen Zeit sich vorbehalte. Ebenso wenig fühlten Priester und Volk irgendwie Gewissensanklagen wenn sie andere Stämme überfielen und alle Bewohner hinwürgten. Sie stahlen beim Auszuge den Ägüptern viel Gold Silber und Kleider (2. Mose 3. 22) und empfanden nicht allein keine Gewissensbisse, sondern Moscheh Bewußtsein (Orakel-Stimme) erhob es sogar zu einem Gebote, zu einer Pflicht die das Volk dem Höchsten schulde. Jiftach opferte seine eigene Tochter (Richter 11) und verrichtete damit im eigenen Bewußtseine (Gewissen) wie in dem des ganzen Volkes eine verdienstvolle

That. Der König Schaul wollte (1. Sam. 14) seinen eigenen Sohn Jonathan opfern, weil der Herr, der „Heiland Israels" durch das Los den Jonathan als Sünder bezeichnete, als er unwissender Weise das gebotene fasten verletzt hatte. Der Vater würde ihn ohne Gewissensbisse geopfert haben, weil sein Verstand ihm sagte daß der Herr das Opfer heische. Als Schaul bei der Zauberin zu Endor in Verzückung den Geist Schemuels erblickte (1. Sam. 28) und sein Gewissen (Schemuels Stimme) ihm seine Sünden ins Gedächtniß rief, trat vor allen hervor die unterlassene Tödung des Königs der Amalekiter und das Lebenlassen des guten Viehes (1. Sam. 15); dagegen beschwerte ihn sein Gewissen keineswegs wegen der Ausrottung jenes ganzen Stammes, noch der Vertilgung der ganzen Levitenstadt Nobe (1. Sam. 22) mit Mann und Weib, Kindern und Säuglingen, Ochsen Eseln und Schafen; sein Gewissen mahnte ihn nur an den unterlassenen Mord, nicht an den hundertfältig vollführten. Der verehrte David, der Liebling aller Theologen, eroberte die Stadt Rabba (2. Sam. 12. 31) und „führte alles Volk hinaus, legte es unter eiserne Sägen Zacken und Keile und verbrannte sie in Ziegelöfen; so that er allen Städten der Kinder Ammons." Die folgende Geschichte zeigt in den vielfältigen Äußerungen seiner Gewissensbisse keinen einzigen auf jene Gräuel bezüglichen; denn sein Verstand oder Gewissen wie das der Priester und Profeten erkannte darin nur Verdienstliches.

Die Geschichtbücher der Israeliten bieten hierin, wie in so vielen anderen Beziehungen, die klarsten nächstliegenden und zugänglichsten Beweise und eignen sich deshalb besonders zur Belegführung. Das Volk war weder schlechter noch besser als andere auf derselben Bildungstufe, und war deshalb auch mit seinem Gewissen auf die jezeitige Erkenntniß angewiesen. Gewissensbisse entstanden nur über dasjenige, was zur Zeit auf Grund der herrschenden Erkenntniß sündhaft erschien; sie blieben aus, sobald bei fortschreitender Erkenntniß die Anlaß gebenden Handlungen nicht länger als Sünden erkannt wurden; dagegen entstanden neue Gewissensbisse, sobald der Mensch Handlungen als sündhaft erkennen mußte, die seine Vorfahren nicht erkannt oder vielleicht zum Verdienste sich angerechnet und freudig verrichtet hatten.

§. 135. Bei anderen Völkern herrschte das gleiche Verhältniß der **Abhängigkeit von der jezeitigen Erkenntniß,** erwachsen aus der Gleichartigkeit des Menschenwesens. Die Föniker und Karthager, den stammverwandten Israeliten an Bildung überlegen, opferten ihre Kinder Priester Kronprinzen ohne Gewissensbisse zu empfin-

den; es sei denn zu Zeiten wann sie aus eintretendem Unheile schlossen, daß nicht genugsam Menschenopfer gefallen seien. Die Perser, welche nach den Erzählungen ihrer Feinde, der Hellenen, als edel und menschenfreundlich erscheinen, empfanden keine Gewissensbisse, wenn sie unschuldige Menschen als Opfer lebendig begruben; wozu die Ältern freiwillig ihre Kinder hergaben. In der Geschichte der Griechen und Römer giebt es zahlreiche Beispiele, daß die Vorgeschrittensten ihrer Zeit ohne Gewissensbisse Handlungen vollführten oder veranlaßten, die nach den Ansichten späterer Zeit schwere Sünden waren. Es ist z. B. bekannt, daß die harten Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern am heftigsten und ausdauerndsten von den edleren verständigsten und hochherzigsten betrieben wurden, die alle Gräuel mit ihrem scharfen Gewissen im Einklange wußten. Als die vordem unterdrückten Christen zur Herrschaft gelangt waren, fanden sie es mit ihrem Gewissen vereinbar, die selben Verfolgungen über Andersgläubige zu verhängen. Auch inmitten der Christenheit führte die Mehrheit blutige Kriege wider die Minderheit, wandte alle Mittel der Hinterlist und Treulosigkeit an ohne Gewissensbisse zu empfinden, weil die Vorgeschrittensten ihrer Zeit, die Priester, solches nicht als Sünde sondern als Pflicht erkannten. Späterhin haben Katholiken und Evangelische mit jedenfalls unchristlicher Wuth wider einander gekämpft, hunderttausende getödet und verstümmelt. Die überlebenden Kämpfer und Veranlasser haben nicht allein ein ruhiges Gewissen besessen, sondern sind auch im freudigen Bewußtseine gestorben, Verdienste um den wahren Glauben sich erworben zu haben, durch welche manche sonstige Sünde getilgt worden sei.

Die Gewissen der Neuzeit und Gegenwart stehen nicht so erhaben da, daß sich folgern ließe die Mängel der Erkenntniß und Gewissen der Vorzeit seien abgestreift. Die Völker beginnen jetzt wie früher ihre Raubzüge, ihre Eroberung= oder Unterdrückungkriege ohne Gewissensbisse; für den Ruhm, das europäische Gleichgewicht, die Legitimität, das Fürstenhaus u. dgl. töden sie hunderttausende und die Überlebenden sind stolz auf ihre Thaten. Auch die bezahlten Wächter des Gewissens der Völker, die Priester, kennen oder äußern im Kreise ihres Volkes nur Lob und Preis des Menschenmordes im Großen. Die Kriegsleiter, Anführer der bewaffneten Überfälle empfinden ebenso wenig Gewissensbisse über das bei anderen Völkern angerichtete Elend, wie über den frevelhaften Leichtsinn und die schamlosen Betrügereien, denen die Söhne des eigenen Volkes in der Kriegführung zum Opfer fallen, zu Hunderttausenden dem Elende und den Krankheiten unterliegend, deren einzige Veranlassung in den Fehlern der Oberleiter lag. Die Menge fällt, die Leiter leben fort in Würden und Behaglichkeit,

geschmückt mit Titeln und Ehrenzeichen; ohne durch Gewissensbisse erdrückt zu werden, wenn ihre Erkenntniß keine Sünde in ihrem Verfahren zu entdecken vermag.

§. 136. Vergleicht man den Gewissenszustand ganzer Zeiträume mit einander, so ergiebt sich, daß mit der menschlichen Erkenntniß auch deren besondere Äußerung, das Gewissen, fortschreitet, daß demgemäß im Laufe der Zeit eine **Fortbildung des Gewissens** stattgefunden habe.

Die zunehmende Erkenntniß hat vieles als erlaubt erkennen lassen, was vordem als Sünde galt und die Gewissen ungebürlich beschwerte; andrerseits hat sie die Schädlichkeit (Sündhaftigkeit) von Handlungen erkennen lassen welche vordem als erlaubt galten; sie hat also in ersterer Beziehung die Gewissen erleichtert, in der zweiten durch Schärfung des Gewissens die Begehung schädlicher Handlungen gemindert und in beiden Fällen das Wohlergehen der Menschheit gefördert. Die menschenmörderischen Opfer früherer Jahrtausende sind abgeschafft worden und ihre Unterlassung beschwert nicht länger die Gewissen der Menschen; die Blutrache, welche vordem ganze Geschlechter im gegenseitigen heimtückischen morden hinraffte, wird längst nicht mehr als heilige Pflicht der verwanten erkannt: die Gewissen mahnen nicht mehr. Andererseits werden rückständige Handlungen wie Raub Hinterlist Mordwüthen u. a. als Sünde erkannt, die in der Vorzeit als erlaubt und verdienstlich erachtet wurden. Was früher als ruhmvoll galt, fällt jetzt der Verachtung und Schande anheim; statt durch das Gewissen des Volkes wie der Einzelen gefördert zu werden wie vordem, findet es darin sein stärkstes Hinderniß. Zustände und Lebensverhältnisse der Menschheit haben anerkannt sich verbessert; die Gewissen werden viel mehr als vordem von gemeinnützigen und menschenfreundlichen Vorstellungen bewegt.

Allerdings ist der Fortschritt nicht in allen Beziehungen so umfassend und durchbildend gewesen wie man erwarten sollte; die leitende Erkenntniß ist nicht in dem Maße entwickelt und zur Herrschaft gelangt wie gewöhnlich angenommen wird. Die einzelen Genossen der Verbände leben auf sehr verschiedenen Stufen der Erkenntniß, so daß das Gewissen eines großen Theiles weit zurücksteht gegen die Erkenntniß, welche das Gewissen der Statsleiter in den Gesetzen beherrscht: jene halten erlaubt was die Gesetze verbieten, stören das Gemeinwohl durch schädliche Handlungen und verfallen der Strafe; wenn nicht List, Geltungmachung hoher Stellung, Bestechung oder andere schädliche Handlungen sie davon befreien. Das Gewissen der Verbände ist auch noch weit entfernt von der Erkenntniß des zusammen gehörens der

Genossen, von der nothwendigen Pflege Aller durch freie Entwicklung, Unterricht und umsichtige bessernde Leitung. Der Verband behandelt seine Genossen mit Rohheit Rücksichtlosigkeit und Hohn, läßt verkommen und hinsterben wo er helfen sollte, läßt Übel fortwuchern denen er wehren sollte, läßt die Unwissenheit forterben statt sie durch Unterricht zu bekämpfen; dem Rückständigen der die Gesetze verletzt, schärft er nicht das Gewissen durch Steigerung seiner Erkenntniß, sondern übt Rache aus durch peinigende Strafen, erbittert und schändet den Irrenden statt durch Belehrung ihn zu bessern.

In anderen Beziehungen hat das Gewissen sich begnügt mit einer veränderten Form der Handlungen, z. B. der Menschenopfer. Vor Jahrtausenden fühlten die Menschen sich gedrungen, ihre Kinder Stammgenossen Jungfrauen Thronfolger oder Hohepriester den Übermächten zu opfern, weil sie denselben eine Gier nach Menschen beimaßen, welche befriedigt werden müsse um allgemeine Landplagen (Dürre Hungersnoth Pest Niederlage Unterjochung) abzuwehren. Menschenopfer erschienen ihnen als Pflicht und Erforderniß des allgemeinen Wohles, um weit größeren Menschenverlüsten vorzubeugen. Uns erscheint unmenschlich und abscheulich jenes hinwürgen der Genossen, absichtliches auswählen und schlachten der schönsten und besten des Volkes; wir blicken mit Kummer zurück auf jene rückständigen Gräuel, schämen uns fast daß Menschen sie verübten. Steht aber die Gegenwart höher, wenn man hunderttausende der kräftigsten des Volkes auswählt, um sie in irgend welchem frevelhaft begonnenen und gewissenlos geführten Kriege hinzuopfern? Machen die Namen der höheren Wesen denen geopfert wird, einen Unterschied im Menschenmorde? Ist etwa der „Ruhm", die „Legitimität", die „Ehre des fürstlichen Hauses" oder das „europäische Gleichgewicht" mehr berechtigt Menschenopfer zu verlangen als der „Moloch" der Semiten oder der „Wizlipuzli" der Altmexikaner? Die Völker des Alterthumes opferten ihren Übermächten in der festen Überzeugung Landplagen abwenden zu können, die erfahrungmäßig eine vielfach größere Menschenzahl töden würden; sie gaben Wenige hin um Viele zu ersparen. Wie der Geopferte starb im freudigen Bewußtseine von seinem Volke großes Elend abzuwenden, so wurden die Hinterbliebenen von der Überzeugung gehoben, in der Hingabe des Theuren eine gute Handlung verrichtet zu haben. Geben die Kriege der Neuzeit solche Genugthuung, wenn der ganze Erfolg des Menschenwürgens darin besteht, dem siegenden Herrscher einen Lorbeerkranz um das Haupt zu winden oder ihm den Beinamen „groß" zu verschaffen? Oder wenn der Krieg geradezu geführt wird um andere Völker zu unterjochen und ihre Fortbildung zu hindern, haben dann die fallenden Kämpfer oder die Hin-

terbliebenen jene freudige Genugthuung des Alterthumes? Hat der Soldat, welcher blindlings wider die Genossen des eigenen Volkes wüthet, gezwungen vom Kriegsgesetze wider Vater und Bruder fechtet, irgend ein Gefühl welches dem erhebenden Bewußtseine der freiwilligen Opfer des Alterthumes an die Seite gestellt werden könnte? Überdies waren die Opferweisen des Alterthumes minder quälend als die der Neuzeit. Die Semiten nahmen ihre Erstgeborenen, Säuglinge unter vier Wochen, und verbrannten sie in wenigen Minuten; die Neuzeit nimmt erwachsene Menschen und zerschmettert sie auf den Schlachtfeldern, wo Tausende in Qualen verschmachten, während andere Tausende nach wochenlangen Schmerzen als Krüppel aufstehen und ihr Leben hinsiechen. Oder sie läßt ihre Opfer im Felde in Hunger und Elend verkommen, zu Tausenden den Seuchen erliegen, welche die Trägheit oder Bestechlichkeit der Vorgesetzten schafft und erhält. Der Moloch nahm aus jeder Familie nur den Erstgeborenen; der Ruhm oder die Legitimität nehmen die ganze Folge der Söhne, wenn sie nicht Krüppel sind. Die Altmexikaner pflegten ihre Opfer, sorgten für ihr gedeihen bis zu dem Tage, wann ein kunstgerechter Priesterhieb ihr Leben rasch endete; auch nach ihrer Vorstellung die entfliehende Seele unmittelbar zur Seligkeit einging. Dagegen werden die Schlachtopfer der neuesten Götzen jämmerlich gepflegt und gehalten, willenlos in den Krieg getrieben, jeder Witterung ohne ausreichende Fürsorge preisgegeben, auf Schlachtfelder geführt wo blind geleitetes und zufällig wirkendes Kriegsgeräth die Opfer verstümmelt, die umherliegend dem qualvollsten hinsterben im verschmachten oder im Wahnsinne des Wundfiebers überlassen werden. Wenn nach beendigtem Kriege der verstümmelte Rest eines ausgezogenen Heeres den vollen Glanz des Kriegsruhmes zurückbringt, empfängt damit das Volk ein werthvolles Gut welches zum Gemeinbesten gereicht? – Werden etwa die neuen Götzen als grimmige Übermächte gedacht, welche Unheil senden können wenn sie nicht durch Opfer versöhnt werden, oder werden nicht vielmehr die Opfer der Legitimität wissentlich dargebracht, um Land und Menschenheerden zu erobern oder unfähigen verbrecherischen Fürsten ihre unverdiente Herrschaft zu sichern, aus der das gepeinigte Volk sie verjagen mögte? Hat etwa das eingebildete europäische Gleichgewicht irgend einen Werth für die Völker, die ihre ausgewählten Kinder hergeben sollen um dasselbe zu schaffen oder zu erhalten? Wahrlich, die Menschenopfer der Neuzeit stehen weit niedriger als die des Alterthumes; denn sie werden verderblicher für das Volk ausgewählt, schlechter gehalten und grausamer hingerichtet, ohne dem Gemeinwohle wirklichen oder auch nur vermeintlichen Nutzen zu leisten. Dennoch beruhigen sich die Gewissen der Völker dabei: die Ältern

bringen ihre ausgewählte Mannschaft den lächerlichen Götzen der Neuzeit zum Opfer; wogegen sie sich entsetzen würden, wenn man nur den hundertsten Theil dem Moloch minder qualvoll opfern wollte.

Ebenso wenig lassen die stattfindenden Raubkriege eine Schärfung des Volksgewissens erkennen: im Alterthume waren bei den Europäern die Raubkriege eine Unternehmung der Genossenschaft, unter deren Mitglieder der Ertrag vertheilt ward; der Krieg war anerkannter Beruf der waffenfähigen Mannschaft, in dessen Ausübung jeder Genosse die damit verbundenen Gefahren, wie die daraus erwachsende Beute zu seinem Theile hinnahm; sein Gewissen durfte auf Grund der herrschenden Erkenntniß dabei sich beruhigen. Bei den Raubkriegen der Neuzeit dagegen herrscht keine Genossenschaft, denn nur die Gefahren und Nachtheile fallen den Völkern zu, sie haben die volle Last zu tragen auch wenn sie siegen. Die Oberleiter werden wenig betroffen wenn sie besiegt werden, tragen dagegen den ganzen Gewinn davon wenn sie die Sieger sind; denn in den erbeuteten Provinzen bereichert nur der Fürst seine Heerde von Unterthanen, deren Steuern an Geld und Blut den Glanz und Reichthum des Fürstenhauses mehren. Das Gewissen der Völker hat also nicht an Schärfe gewonnen: sie treiben ihre Raubkriege nicht als Pflicht, aus Beruf wie freiwählende und beschließende Jäger Fischer oder Genossen eines Verbandes, sondern als dumpfgehorchende Sklaven, bereit den Raub für ihre Oberherrn zu erkämpfen und selbst leer auszugehen, ohne Befugniß und Macht zum wählen und beschließen ob sie auf das Unternehmen sich einlassen wollen oder nicht.

§. 137. Bei alledem hat der Mensch Gewissen und hat von jeher Gewissen besessen, seitdem er begann seinen Verstand zu entwickeln. Das Gewissen der Völker wie der Einzelen wirkt und wird auch fernerhin fortbildend wirken in der Weise und Ausdehnung, wie der Verstand erkennt, daß die Handlungen in Übereinstimmung seien mit der gehegten Überzeugung von den obliegenden Pflichten. Dieser Grundzug verbleibt dem Menschen weit hinaus über den Glauben an die Übermächte in seiner Umgebung, ist auch **unabhängig vom Gottesglauben;** denn jede Änderung seines Glaubens an höhere Mächte steht nur in sofern in Beziehung zu seinem Gewissen, als sie aus einer Umgestaltung seiner Erkenntniß hervorgeht, deren Anwendung auf sein Pflichtgebiet sein Gewissen ist. Der Glaube wie das Gewissen ist Gestaltung der Erkenntniß, so daß nicht der Glaube das Gewissen schafft und leitet, sondern beide aus der Erkenntniß der umgebenden Welt erwachsen. Deshalb sind auch die Gewissen der Menschen nicht geschieden nach den Glaubensbekenntnissen ihrer Besitzer;

es giebt kein christliches jüdisches muhammadanisches katholisches oder evangelisches Gewissen, sondern es ist in jedem Menschen ein anderes; als Gestaltung seiner Erkenntniß wirkt es in jedem Menschen verschieden, je nach seiner erreichten Bildungstufe. Je nachdem die Vorstellungen des Einzelen sich erweitern, sehen wir das Gewissen ihn peinigen oder beruhigen: was dem Einen unablässige Gewissensqual bereitet läßt den Anderen völlig unbekümmert fortleben; die selbe Handlung wird von der einen Seite ebenso aufrichtig als pflichtmäßig empfohlen, wie die andere Seite sie als pflichtwidrig verdammt und widerräth; jene würde sie mit voller Gewissensruhe begehen, wogegen diese in solchem Falle den Gewissensqualen anheimfiele. Der Jüngling begeht Handlungen die er als Mann bei gesteigerter Erkenntniß bereut; der Greis empfindet Gewissensbisse über Thaten, die er als Mann verübte ohne in seinem Gewissen Unruhe zu fühlen.

Es könnte der naheliegende Einwand sich erheben, daß demnach der am glücklichsten lebe welcher kein Gewissen besitze; denn er werde alles thun dürfen was ihm beliebe, ohne von Gewissensqualen heimgesucht zu werden. Der Einwand ist haltlos, denn das Gewissen ist Erkenntniß; um also kein Gewissen zu haben, müßte der Mensch keine Erkenntniß besitzen, also des Verstandes ermangeln oder denselben verloren haben. Nur in diesem Falle, also bei Säuglingen und Blödsinnigen, ist die Möglichkeit gegeben als Mensch ohne Gewissen zu leben, wie es bei Beiden auch der Fall ist. Kann aber dieser Zustand als ein glücklicher gelten? Wer beliebig handeln wollte wie er es zu seinem Glücke nöthig erachtete, bedürfte dazu des Verstandes; in dem Verstande ist aber das Gewissen untrennbar begriffen, so daß er es als stetig wachsamen Richter in sich birgt. Sein Verstand kann sich irren, sein Gewissen wird demselben Irrthume folgen; sobald aber die fortschreitende Erkenntniß den Irrthum aufdeckt entstehen Gewissensbisse, welche warnend sich wiederholen würden wenn er den erkannten Irrthum fortsetzen wollte. Die Erkenntniß erweitern durch das Innewerden früherer Irrthümer heißt das Gewissen schärfen durch Reue; beide sind dasselbe und nicht denkbar ohne einander.

Der selbe Zusammenhang des Gewissens mit der Erkenntniß giebt auch die Gewähr, daß das Gewissen nicht schwinden könne mit irgend einer Glaubensform, wenn die fortschreitende Erkenntniß sie der Vergessenheit übergebe. Was in der Erkenntniß der Menschen, also auch in ihrem Gewissen, den verschiedenen Handlungen ihren vergleichsweisen Werth verleiht, ist nicht ein besonderer Gottesglaube, sondern die jedesmalige Vorstellung von ihrem förderlichen oder hinderlichen Einflusse auf das Gemeinwohl. Dieses war die Grundlage des Gewissens zu allen Zeiten, mogte die Vorstellung vom Gemeinwohle eng

oder weit gefaßt sein. Die opfernden Völker brachten nicht ihre blutigen Gaben um ihren Glauben an höhere Mächte zu pflegen, sondern um die grimmigen Übermächte zu bewegen, das gedeihen des Volkes nicht zu hindern, sondern zu fördern. Die Förderung des Gemeinwohles erkannten sie als Pflicht und ihre Vernachlässigung erschien ihnen als Sünde; ihr Gewissen drängte sie zu den Opfern, damit die Zwecke des Gemeinwohles erreicht würden. Diese Zwecke waren maßgebend und veranlassend; der Glaube an ihre Übermächte schuf nur die Form der Bethätigung, er bedingte die Anwendung der Opfer als Mittel zu jenem Zwecke. Bei fortschreitender Erkenntniß legten die Völker zur Förderung des Gemeinwohles größeres Gewicht auf die Handlungen der Menschen gegen einander; die Opfer traten zurück ohne die Gewissen zu schwächen. Wenn auch der Mensch in seine Vorstellungen von den Pflichten gegen seine Nebenmenschen seinen Gottesglauben verflocht und die Verletzung jener Pflichten als Sünde deutete, so war auch hierbei die Rücksicht auf das Gemeinwohl maßgebend; denn nur nach dieser stellte er seine Pflichten fest so weit er sie erkannte, und danach gestalteten sich wiederum die Äußerungen seines Gewissens. Er wird auch in jeder anderen Gestaltung der Erkenntniß von seinen Pflichten geleitet, von den Vorstellungen über das der Gesammtheit Nützliche oder Schädliche. Jemehr seine Fortbildung zunimmt, desto klarer wird ihm sein Verhältniß zur Menschheit werden und er immer mehr lernen wie er dieser Übermacht sich unterordnen solle, nur auf deren Wohlfahrt seine Handlungen zu richten habe, wenn er nach bester Erkenntniß seine Pflicht erfüllen und mit seinem mahnenden Richter, dem Gewissen, in Eintracht leben wolle.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Inhalt des ersten Bandes.

Entstehung der Vorstellungen und Begriffe.

Gott in der Geschichte.

Der Mensch und seine außersinnliche Welt.

Geist und Unsterblichkeit.

Böse und gut.

Pflicht Sünde Gewissen.

Radenhausen, Christian

Isis der Mensch und die Welt

Bd.: 1

Hamburg 1870